Sprache – Kognition – Kultur

Institut für Deutsche Sprache
Jahrbuch 2007

Sprache – Kognition – Kultur

Sprache zwischen mentaler Struktur
und kultureller Prägung

Herausgegeben von
Heidrun Kämper
und Ludwig M. Eichinger

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Redaktion: Franz Josef Berens

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 978-3-11-020227-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Copyright 2008 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

Inhalt

Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger: Vorwort	VII
Ludwig M. Eichinger: Wer zur Sprache etwas zu sagen hat – Sprachwissenschaft zwischen Natur und Kultur	1
Klaus P. Hansen: Sprache und Kollektiv – Ein Essay	14
Angelika Linke: Kommunikation, Kultur und Vergesellschaftung – Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Kommunikation . . .	24
Angela D. Friederici: Sprache und Gehirn	51
Dietrich Busse: Linguistische Epistemologie – Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik	73
Jürgen Link: Sprache, Diskurs, Interdiskurs und Literatur (mit einem Blick auf Kafkas <i>Schloß</i>)	115
Joachim Knappe: Performanz in rhetoriktheoretischer Sicht	135
Ingrid Lemberg: Lexikographie und Kulturgeschichte: 1.400 Jahre Rechtskultur im Spiegel des Deutschen Rechtswörterbuchs	151
Willibald Steinmetz: 40 Jahre Begriffsgeschichte – <i>The State of the Art</i> .	174
Heidrun Kämper: Sprachgeschichte – Zeitgeschichte – Umbruch- geschichte – Sprache im 20. Jahrhundert und ihre Erforschung . . .	198
Arnulf Deppermann: Verstehen im Gespräch	225
Bernd Ulrich Biere: Sprachwissenschaft als verstehende Wissenschaft .	262
Monika Schwarz-Friesel: Sprache, Kognition und Emotion: Neue Wege in der Kognitionswissenschaft	277
Dmitrij Dobrovol'skij: Idiom-Modifikationen aus kognitiver Perspektive	302
Manfred Bierwisch: Bedeuten die Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt?	323
Ludwig M. Eichinger: Podiumsdiskussion: Disziplinarität und Inter- disziplinarität in der Sprachwissenschaft	356

Vorwort

Dieser Band enthält die, z. T. überarbeiteten, Vorträge der Jahrestagung 2007 des Instituts für Deutsche Sprache. Die Tagung hatte, wie dieser Band, den Titel ‚Sprache – Kognition – Kultur‘ und ihre Konzeption ist dem Jahr der Geisteswissenschaften verpflichtet. In diesem Sinn erklären sich die drei titelgebenden Leitideen. Sie spiegeln die interdisziplinäre Perspektive wider, mit der sich im Zuge des ‚cultural turn‘ verschiedene Wissenschaften unter dem Dach der Kulturwissenschaft versammeln. Daneben wird der Paradigmenwechsel, der mit kognitionswissenschaftlichen Methoden, Fragestellungen und Erkenntnisinteressen den linguistischen Horizont erweitert hat, in die Konzeption einbezogen. An diesem Band beteiligt sind daher außer der Linguistik, der Kultur- und der Kognitionswissenschaft auch die Literatur- und Geschichtswissenschaft. Sprache ist aus allen Perspektiven der verpflichtende Gegenstand.

Der Band hat zum Ziel, zum einen die kulturwissenschaftlichen Traditionen der Sprachwissenschaft zu vergegenwärtigen. Die Geschichte der modernen kulturwissenschaftlich ausgerichteten Sprachwissenschaft markieren zum Beispiel die Hermeneutik und die Rhetorik. Gleichzeitig soll der Anschluss der Linguistik an die neuen Forschungsrichtungen der Kulturwissenschaft, deren Methoden, Erkenntnisinteressen und Gegenstände, dokumentiert werden. Beispielhaft werden hier die Kognitionstheorie und die Diskursanalyse einbezogen. Eine genuin kulturgeschichtliche Sprachwissenschaft vertritt die Lexikographie, womit die kulturwissenschaftliche Traditionslinie der Sprachgeschichte nachgezeichnet ist. Darüber hinaus weist der Band die Folgen des ‚linguistic turn‘ in Nachbarwissenschaften, und zwar wiederum exemplarisch der Literaturwissenschaft und der Historiographie, auf. In thematischen Blöcken sind diese Perspektiven jeweils zusammengefasst. Insofern reflektiert der Band zum einen die Grundlagen, zum andern Theorie- und Methodenansätze sowie anwendungsbezogene Beispiele des Komplexes kulturwissenschaftlicher Linguistik, immer aber die interdisziplinäre Öffnung der kulturwissenschaftlichen Perspektive.

Die Prinzipien und Positionen des komplexen Themas legen die drei ersten jeweils in den Gegenstand einführenden Texte dar. Klaus P. Hansen denkt über den Zusammenhang zwischen ‚Sprache und Kollektiv‘ nach. Unter der Leitidee der Sinn erzeugenden kollektiven kulturellen Standardisierung erklärt er mit dem Gegensatzpaar kollektive versus natürliche Kommunikation Sprache als kollektives und damit nicht-natürliches Zeichensystem. Angelika

Linke akzentuiert in ‚Kommunikation, Kultur und Vergesellschaftung – Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Kommunikation‘ aus der Sicht der kulturwissenschaftlichen Linguistik Kommunikation als Schaltstelle, an der Sprache, Kultur und Gesellschaft zusammenlaufen. Nach der Bestimmung von Kommunikation als dialogisch, sozial, geschichtlich und kulturgeprägt führt sie ihre Überlegungen zu dem Entwurf einer ideengeschichtlichen Kulturgeschichte der Kommunikation (hinsichtlich kommunikativer Muster und Gattungen, Konfigurationen und des Kommunikationsbegriffs) zusammen. Angela D. Friederici fragt in ihrem Beitrag ‚Sprache und Gehirn‘ nach den neurobiologischen Grundlagen der menschlichen Sprachfähigkeit, genauer des Sprachverstehens. Sie rekonstruiert exemplarisch die zeitlichen Abläufe akustischer syntaktisch-semantischer Sprachverstehensprozesse, die auf dem Zusammenspiel syntaktischer und semantischer neuronaler Netzwerke in der linken Hemisphäre mit der für die Verarbeitung prosodischer Informationen zuständigen rechten Gehirnhälfte beruhen.

Unter der Perspektive Diskurs und Handlung sind diejenigen Beiträge zusammengefasst, die theoretisch und methodisch den Anschluss sprachanalytischer Erkenntnisinteressen insbesondere an die Diskurstheorie Foucaultscher Prägung bzw. an ein handlungsorientiertes rhetorisches Konzept herstellen. Dietrich Busse führt in seinem Beitrag ‚Linguistische Epistemologie‘ Linguistik, Kultur- und Kognitionswissenschaft insofern zusammen, als er zum einen in zehn Thesen theoretisch und methodisch die Begriffsgeschichte Kosellecks und die Diskurstheorie Foucaults weiterentwickelt. Zum andern bezieht er frametheoretische Überlegungen ein, um so zu einer Theorie der Wissensrahmen zu gelangen. Als Resümee und Spezifizierung der Diskurs- und Interdiskurstheorie versteht Jürgen Link seinen Beitrag ‚Sprache, Diskurs, Interdiskurs und Literatur‘. Dabei definiert er zum einen Grundbegriffe der Diskurstheorie, zum andern stellt er einen Bezug zwischen der Fachsprachenforschung, im Sinn einer Analyse von Spezialdiskursen, und der historischen Diskursanalyse her. Das differenzierte Kategoriensystem wird exemplifiziert an der Netz-Symbolik am Beispiel von Kafkas ‚Schloss‘. Nach einem Überblick über neuere Arbeiten zum Performanzkonzept stellt Joachim Knappe in seinem Beitrag ‚Performanz in rhetoriktheoretischer Sicht‘ die Frage nach den textlichen Instrumenten in der Kommunikation aus der Perspektive der rhetorischen Performanz. Diese textlichen Instrumente werden als je spezifische mediale Bedingungen mit dem Performanzbegriff verbunden.

Auf der Ebene Geschichte und Gesellschaft diskutieren drei Beiträge das kulturwissenschaftliche Konzept der Sprach- bzw. Begriffsgeschichte. Das Deutsche Rechtswörterbuch als Beispiel kulturgeschichtlicher Lexikographie stellt Ingrid Lemberg (‚Lexikographie und Kulturgeschichte‘) vor. Den kulturgeschichtlichen Informationsgehalt dieses Wörterbuchs, das sowohl in der gedruckten als auch in der online-Version benutzbar ist, weist sie insbesondere am Beispiel des nichtterminologischen im Alltag relevanten rechtlichen Wortschatzes nach. Willibald Steinmetz weist in seinem Beitrag ‚40 Jahre Be-

griffsgeschichte – *The State of the Art*‘ die lebhafteste nationale und internationale begriffsgeschichtliche Forschung nach, die er unter der Kategorie ‚Historische Semantik‘ zusammenführt, um ein Plädoyer für die Einbeziehung der sprachpragmatischen Perspektive in begriffsgeschichtliche Forschung anzuschließen. Interaktionale und kommunikative Implikationen berücksichtigende Mikroanalysen können das Verhältnis zwischen semantischem und sozialem Wandel präzise nachweisen und ermöglichen die Erstellung von Erklärungsmodellen semantischen Wandels. Mit drei Hypothesen zu den Gründen semantischen Wandels eröffnet der Autor die Diskussion. Heidrun Kämper plädiert für eine Forschungsperspektive ‚Sprachgeschichte als Umbruchgeschichte‘. Sie zeigt Möglichkeiten einer kulturwissenschaftlichen Sprachgeschichte, die Kategorien Sprachumbruch und Sprachwandel mit einem diskursanalytischen Zugang abzugrenzen, um Periodengrenzen entwicklungsgeschichtlich zu präzisieren und Dynamiken innerhalb einer Periode zu erklären.

Probleme von Verstehen und Verständigung werden als Phänomene sozialer Interaktion und als textbezogene Fragestellung einer Hermeneutik vorgestellt. Arnulf Deppermann nimmt in seinem Beitrag ‚Verstehen im Gespräch‘ die Frage nach Prozessen alltagsweltlichen Verstehens im Zuge mündlicher sozialer Interaktion auf, um sie von der hermeneutischen Frage nach dem Verstehen von Texten abzugrenzen. Formen von Verstehensdokumentationen und ihre sprachlichen Manifestationen werden exemplarisch nachgewiesen und im Sinn allgemeiner Prinzipien abstrahiert. Bernd Ulrich Biere stellt ‚Sprachwissenschaft als verstehende Wissenschaft‘ dar und bezieht darin drei Hermeneutik-Begriffe ein: linguistische Hermeneutik als methodische Voraussetzung einer adäquaten Beschreibung sprachlich-kommunikativen Handelns, hermeneutische Linguistik als sprachtheoretische Bezugsebene, radikale Hermeneutik als Zusammenführung der hermeneutischen Tradition (einschließlich der Tradition der Rhetorik und der Dialektik) und neuer kognitivistischer, konstruktivistischer und dekonstruktivistischer Theorien. Sie ermöglicht die Erklärung von Verstehen als perspektivenabhängige Sinnkonstruktionen und das Konzept von Sprachwissenschaft als verstehende Wissenschaft und als Sprachverstehenswissenschaft.

Unter der Perspektive Wahrnehmen und Erkennen lassen sich die kognitionstheoretischen Modellierungen der sprachlichen Phänomene von emotionaler kognitiver Repräsentanz, von Modifikationen idiomatischer Wendungen und von grundsätzlichen Eigenschaften von Sprache zusammenfassen. In ihrem Beitrag ‚Sprache, Kognition und Emotion: Neue Wege in der Kognitionswissenschaft‘ hebt Monika Schwarz-Friesel die traditionelle kategorielle Trennung von ‚Emotion‘ und ‚Kognition‘, ‚Gefühl‘ und ‚Denken‘ auf, indem sie einen beide Konzepte integrierenden Ansatz ausarbeitet, der die verschiedenen Schnittstellen beider Systeme und die Interaktion von Emotion und Kognition nachweist. Dmitrij Dobrovol’skij legt seinem Beitrag ‚Idiom-Modifikationen aus kognitiver Perspektive‘ die Hypothese zugrunde, dass die

Modifizierung von Idiomstrukturen nur unter bestimmten Bedingungen zu standardmäßigen Ergebnissen führt. Diese Bedingungen sind die Regeln der Prägung, der Musterhaftigkeit kognitiv repräsentierter sprachlicher Konstruktionen, die der Verfasser als Typologie der Idiom-Modifikationen vorstellt. Diese Modifikationen unterscheidet er nach formalen Merkmalen, nach standardmäßigen bzw. nonstandardmäßigen Modifikationen, nach sprachspielerischen bzw. ‚ernsten‘ Gebrauchsweisen sowie nach regelgeleiteten und idiosynkratischen Modifikationen. Die Hypothese wird am Beispiel des Modifikationsverhaltens von Adjektiv-Einschüben überprüft und bestätigt. Manfred Bierwisch problematisiert in seinem Beitrag ‚Bedeutung die Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt?‘ zunächst die von ihm gestellte Frage. Die Nichtverbalisierbarkeit von Gesichtern und von Musik ist zwar ein Beispiel für die Grenzen der Sprache. Die Selbstreflexivität von Sprache aber, die es ermöglicht, in ihr über sie und ihre Grenzen zu verhandeln, bewirkt die Sonderstellung der Sprache: Da sprachlich ausdrückbar ist, dass etwas sprachlich nicht ausdrückbar ist, kann die Frage des Beitrags verneint werden. Mit einer abschließenden Analyse von Brentanos ‚Wiegenlied‘ zeigt der Autor die Differenz zwischen propositionalen und die Grenzen der Proposition überschreitenden Elementen auf.

Aspekte der Interdisziplinarität kulturwissenschaftlicher Forschung hat die abschließende Podiumsdiskussion aufgegriffen. Der Historiker Philipp Sarasin, der Literaturwissenschaftler Jochen Hörisch, die Sprachwissenschaftlerin Ulla Fix und der Sprachwissenschaftler Ludwig Jäger haben sich über das Thema ‚Disziplinarität und Interdisziplinarität der Sprachwissenschaft‘ verständigt und dabei die methodischen und theoretischen Folgen des ‚linguistic turn‘ diskutiert. Ein Verständnis von Kultur als von Menschen ‚Gemachtes‘ (Fix), als Ergebnis von Transformationsprozessen (Hörisch), als ein System von Symbolen (Jäger), als ein den Dingen der Welt Bedeutung verleihendes Phänomen (Sarasin), eint die Disziplinen. Die je spezifischen Erkenntnisinteressen und methodisch-analytischen Instrumentarien grenzen sie voneinander ab. Einig war man sich über die Rolle der Linguistik als kulturwissenschaftliche Basiswissenschaft.

Dieser Sammelband ist nicht einem einheitlichen unter einer bestimmten Leitidee stehenden linguistischen Thema gewidmet, sondern fächert zum einen die Vielfalt sprachbezogener kulturwissenschaftlicher Forschung auf, führt zum andern den Stand der Forschung, Perspektiven und Fragestellungen der Disziplinen zusammen. Dies geschieht zu einem Zeitpunkt der Wissenschaftsgeschichte, da der ‚linguistic‘ und der ‚cultural turn‘ vollzogen ist und eine Phase der Konsolidierung eingesetzt hat: Die kulturwissenschaftlichen Disziplinen haben sich über ihre Grundsätze verständigt und gleichzeitig jeweils genügend methodisches und analytisches Profil, das die ‚Disziplinarität‘ bewahrt.

Wir danken all’ denjenigen, die bei der Planung der Tagung und bei der Erstellung des Bandes mitgewirkt haben. Angela D. Friederici und Ulla Fix

haben an der Konzeption der Tagung mitgewirkt und wertvolle Hinweise gegeben. Franz Josef Berens hat in routinierter Weise die Lektoratsarbeit übernommen. Cornelia Häusermann hat die Manuskripte zuverlässig für den Druck vorbereitet.

Heidrun Kämper

Ludwig M. Eichinger

LUDWIG M. EICHINGER

Wer zur Sprache etwas zu sagen hat

Sprachwissenschaft zwischen Natur und Kultur

Wie ist es möglich, dass Wissenschaft immer wieder genau die Resultate liefert, die der ‚Zeitgeist‘ hatte erwarten lassen? Ist es die Dienstbarkeit der Forscher, die ihm diesen Erfolg, diese Verstärkung, diese Verifikation beschaffte? Oder sind es nicht vielleicht schon die vom ‚Zeitgeist‘ inspirierten Fragestellungen, die jene erstaunliche Konformität zuwege gebracht hätten? (Hans Blumenberg, *Begriffe in Geschichten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998, S. 250)

1. Das Thema und sein Umfeld

Die 43. Jahrestagung des IDS steht unter dem Titel „Sprache, Kognition, Kultur“. Es ist dies zweifellos ein Thema, das inhaltlich weit ausholt.

Dafür gibt es, wie wir hoffen, gute inhaltliche Gründe, es gibt aber auch einen Anlass dafür, gerade in diesem Jahr ein Thema zu wählen, das das Verhältnis zu Bereichen, Vorgehens-, Sichtweisen und fachlichen Ausrichtungen in den Blick nimmt, die nicht im traditionellen Kern des Faches stehen. Der Anlass dafür ist, dass wir uns im Jahr der Geisteswissenschaften befinden und unsere Jahrestagung offiziell eine Veranstaltung im Rahmen dieses Jahres darstellt, das mit dem Untertitel „ABC der Menschheit“ der Sprache einen zentralen Ort in allem geisteswissenschaftlichen Tun zuweist. In diesem Kontext ist es erwünscht, im Thema dieser Jahrestagung ein nicht zu spezifisches Objekt in den Blick zu nehmen.

Wenn wir schon bei den Gedenkjahren sind: es gibt auch einen Programmbestandteil, der eine Referenz an den Tatbestand darstellt, dass die Stadt Mannheim in diesem Jahr ihr 400jähriges Jubiläum feiert. Diesem Anlass gewidmet ist in unserem Programm die Podiumsdiskussion „Mannheim und die Sprache“.

Der Verbindung Mannheims mit der Sprache ist immer schon zu verdanken, dass jedes zweite Jahr im Rahmen unserer Jahrestagung vom DUDEN Verlag und der Stadt Mannheim der Duden-Preis an einen verdienten Sprachwissenschaftler oder eine verdiente Sprachwissenschaftlerin verliehen wird – im Jahr 2008 wird es wieder so weit sein. Das Stadtjubiläum ist der Anlass dafür, dass in diesem Jahr ein Duden-Sonderpreis an das Goethe-Institut

verliehen wurde, um einmal nicht nur ein Mitglied der professionellen Linguistengemeinde zu feiern sondern eine Institution, die der Förderung der deutschen Sprache und Kultur verpflichtet ist, und dafür Unterstützung verdient – und auch brauchen kann.

Im Wechsel der DUDEN-Preis- und Hugo-Moser-Preis-Jahre ergab sich in diesem Jahr wieder die erfreuliche Gelegenheit, den Hugo-Moser-Preis an einen Nachwuchswissenschaftler zu verleihen, und damit die Qualität des wissenschaftlichen Vorhabens zu würdigen, mit der sich der Kandidat um diesen Preis beworben hat. Es ist erfreulich, dass in diesem Jahr ein jüngerer Vertreter der außereuropäischen Auslandsgermanistik geehrt wurde, dessen Projekt sich in innovativer und effizienter Weise mit der Dokumentation des (historischen) Gebrauchs des Deutschen in seinem Lande beschäftigt. Es handelt sich um Hans Boas, der als Germanist an der University of Texas in Austin lehrt und dort eine Datenbank zur Dokumentation des dort (noch) gesprochenen Deutsch in Angriff genommen hat, die das Wissen um diese Sprachformen bewahrt und in ihrer Internet-Präsentation um die Welt trägt.

2. Von der Spannweite des Themas

Wenn wir uns nicht nur – was wir als Linguisten gerne und zu Recht tun – mit den Strukturen der Sprache und den Regeln ihrer Verwendung in Texten und Gesprächen beschäftigen, kann man in zwei Richtungen gehen, die in unterschiedlicher Weise zu einer Ergänzung beitragen. Zum einen kann man sich in Richtung des naturwissenschaftlichen Blicks bewegen, der unsere Sprache und unsere sprachlichen Fähigkeiten als einen Bestandteil unserer biologischen Ausstattung betrachtet. Diesen Weg kann man unterschiedlich weit gehen, entweder ganz bis an sein Ende und die Reflexe der Sprache und des Sprechens in unseren (hirn)organischen Grundlagen suchen oder einen eher linguistischen Fokus beibehalten und eine Modellierung suchen, die zentralen Annahmen über strukturelle Vorgaben und Weisen der Informationsverarbeitung im Gehirn und im Nervensystem Rechnung trägt. Von beiden Sichtweisen ist in dem vorliegenden Band die Rede. Wenn wir in die andere Richtung gehen, zielen wir auf ein Ende, bei dem die Sprache als eine unserer kulturellen Symbolisierungssysteme verstanden wird, ein unter den kulturellen Bedingungen einer jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklung wirksames Interaktionsmittel (unter anderen). Auch hier gibt es neben der vollständigen Übernahme solch einer Interpretation stärker linguistische Zwischenstationen, an denen verhandelt werden kann, was an der jeweils historischen Kultur in die Sprache eingegangen ist, aber auch, welche Strategien und Taktiken bei bestimmten Interaktionszielen verwendet werden.

So wird denn zweifellos der linguistische Blick durch die Ausrichtung auf diese beiden Deutungsräume erweitert, der Sprachwissenschaftler allerdings fragt sich, wie weit er hier noch als solcher tätig ist, und andersherum auch, welchen Gewinn er aus der Weiterung seiner Interessen in der einen oder

anderen Richtung zieht. Dabei lässt sich das im Allgemeinen relativ leicht sagen, der Teufel steckt sprichwörtlich im (Anwendungs)Detail, generell gilt: In kulturwissenschaftlicher Intention wird die diskurstiftende Macht sprachlicher Äußerungen betont und analysierbar, die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse scheinen in der Lage, eine „realistische“ Basis für sprachwissenschaftliche Modelle zu legen (vgl. Schulze 2006, S. 121).

Wie stellt sich unter solchen Voraussetzungen das Verhältnis unserer drei Titelbegriffe zueinander dar?

3. Sprache?

Sprache ist das Objekt der Sprachwissenschaft. Das ist ein Satz, der ebenso wahr wie banal ist. Es gilt allerdings auch: nicht nur die Sprachwissenschaft interessiert sich für die Sprache. Und auch die Sprachwissenschaft interessiert sich für die Sprache nicht in jeder Hinsicht.

Seit der Begründung der Sprachwissenschaft als historischer Wissenschaft gab es bekanntlich verschiedene Versuche und Richtungen, um die Sprachwissenschaft in ihrer Tätigkeit theoretisch zu fundieren, oder, wenn schon das nicht, ihr zumindest einen angemessenen methodischen Boden zu verschaffen.

So werden die Bilder einer geologischen Schichtung, in denen sich schon das 18. Jahrhundert gefällt, abgelöst, vom Bilde eines organischen Wachstums und einer Linnéschen Klassifikationsmatrix, immer einmal wieder dient daneben die Psychologie als Ideen- und Bildergeber für die linguistische Praxis, und bestenfalls liefert eine vergleichende Völkerkunde den Rahmen für die Darbietung sprachlicher Eigenheiten. Im Kern kommt diese wechselnde Abhängigkeit daher, dass sich die Sprachwissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts von ihren praktischen Zwecken weitgehend abgeschnitten hat und die Betrachtung von Elementen der Sprache unabhängig davon in den Mittelpunkt des Interesses gestellt hat.

Eigentlich war es erst die strukturalistische Wende zur sogenannten linguistischen Moderne, in der die Konzentration auf die Sprache unabhängig von ihren verschiedenen Zwecken die Methode und das Bild dessen, was man in der Sprachwissenschaft unter Sprache versteht, in entscheidender und eigenständiger Weise geprägt hat. Mit dem klassischen Schritt zur Betrachtung der Sprache als eines Systems von Zeichen ist in zweifacher Weise ein entscheidender Übergang getan: nur so weit sie nicht variiert, ist die Sprache interessant, und an dieser Art der Untersuchung hatte nun wirklich niemand mehr Interesse als die Sprachwissenschaftler. Erkennbar hat die Linguistik seither ein Problem damit, sich der Welt anzunähern, deren Bewältigung¹ doch ihr Objekt eigentlich dient. Die relative Abstinenz gegenüber semantischen Fragen in vielen strukturalistischen Schulen spiegelt diesen Tatbestand.

¹ und vielleicht sogar Konstruktion.

Fragen der Kultur waren somit aus dem Interessenkreis der „eigentlichen“ Sprachwissenschaft ausgeschlossen.

Allerdings nicht völlig: an einer zentralen Stelle gibt es eine danebenlaufende Kontinuität sprachwissenschaftlicher Beschäftigung, nämlich die Beschäftigung mit dem Wortschatz. In der Wörterbucharbeit gibt es keinen echten Traditionsbruch. Als mit Johann Christoph Adelungs Werk ein Wörterbuch vorlag, das der deutschen Sprache auch in dieser Hinsicht einen Rahmen gab, der seiner Standardsprachlichkeit angemessen war, war das ein Schritt, den auch das 19. Jahrhundert ohne Zögern aufnahm. Auch die große eigene Leistung der deutschen Lexikographie, das historische Grimmsche Wörterbuch, bezieht sich zum Beispiel problemlos darauf.

Soweit kann man dann verstehen, wenn Harald Weinrich (2001, S. 177) feststellt, Linguisten, wenn sie nicht Wörterbuchmacher seien, seien allemal Grammatikmacher. Wenn auch die Grammatikmacher noch mehr wie die eigentlichen Linguisten aussehen, so gehören die Wörterbuchermacher doch auch dazu, Lexikographen und Lexikologen.

4. Kultur?

Der Weg von der Wörterbuchmacherei zur Kultur ist zweifellos nicht weit, und das gilt sogar für die im Hinblick auf ihre Welthaltigkeit restriktiven, sich in Worthaltigkeit übenden Wörterbücher, wie sie von Linguisten gemacht werden. Zumindest die ausführlicheren einsprachigen allgemeinen Wörterbücher sind nicht kulturfrei. Sicher sind die Bedeutungserläuterungen etwa in dem *lexiko*-Wörterbuch des IDS stark sprachlich verweisend und in dieser Hinsicht gewollt lebensfern², es sind in gewissem Umfang das, was man ironisch als Definition von „Definition“ formuliert hat: „Regeln zur Ersetzung von Wörtern“.³ Das sieht man schon daran, dass diese Beschreibung uns die gewohnte Formulierung eines Sachverhalts entzieht, und uns auf einen Satz von Deskriptoren verweist, die das Gemeinte eingrenzen. Aber schon die Belege, die uns den Gebrauch der jeweiligen Lemmata in prototypischen, augenfälligen Verwendungsweisen zeigen, nutzen die sprachlichen Prägungen, die uns in die Vertrautheit bestimmter Lebenswelten führen⁴ und so die Basis dafür liefern, dass wir mit einer gewissen Verlässlichkeit in der Interaktion rechnen können.⁵ Solch ein Vorgehen ist logisch in Sonderheit nach einem Jahrhundert, das in einer Reihe von Wissenschaften von einem sogenannten „linguistic turn“ gekennzeichnet war. Wie immer man sich ontologisch dazu stellen mag, die Gebrauchsbedingungen für Wörter und Lexeme, die in den Wörterbüchern dokumentiert oder auch in elektronischen Korpora

² Vgl. das Beispiel *Bevölkerung* in Klosa/Steffens (2007, S. 447).

³ S. Blumenberg (1998, S. 24).

⁴ Vgl. grundlegend Feilke (1996, hier die Seiten 242 ff. und 154/55).

⁵ Vgl. dazu Brandom (2000, S. 345–348).

nachvollziehbar gemacht worden sind, spiegeln Vorschläge für die Sicht auf bestimmte Welt-Konstellationen. Logischerweise sind nicht alle diese Verwendungsbedingungen gleich unmittelbar zur Gegenwart. Und so sind denn in die Wortschätze Erinnerungen unseres kommunikativen Gedächtnisses eingegangen.⁶

Noch viel klarer ist das bei Wörterbüchern, die ihre Kulturalität schon im Titel tragen. Das IDS hat selbst ein gutes Beispiel dafür im Hause, das „Deutsche Fremdwörterbuch“, das seinen Titel und sein Objekt von einer mehr oder minder konstruierten kulturellen Differenz ableitet, wie sie nicht zuletzt für die sprachliche Identität des Deutschen typisch ist.⁷ Wie auch immer, wenn auch an einzelnen Wörtern und Wortfamilien aufgehängt, zeigen sich hier die Spuren, die Wörter in den kommunikativen Traditionen des Deutschen hinterlassen haben.⁸ So freuen wir uns doch, wenn wir in unserem Fremdwörterbuch als ersten dokumentierten Beleg für den *Computer* ein Zitat aus dem Jahr 1956 finden, das in der Vorsicht seiner Voraussage ebenso bieder wirkt, wie es in der sprachlichen Primärstellung von *Elektronengehirn* aus einer anderen kommunikativen Welt zu kommen scheint:

- (1) „Die Elektronengehirne, amerikanisch computers genannt, beginnen ein internationales Phänomen zu werden“ (IDS 1997, S. 799).

Das Obsoletwerden der stark metaphorischen Benennung *Elektronengehirn*, die das Wörterbuch schon 1997 andeutet, ist dann 2004 endgültig vollzogen.⁹ Man sieht nicht nur an diesem hier nur angedeuteten Beispiel, wie die Sprecher des Deutschen versuchen, sprachlich handhabbare Formen für Dinge zu finden, die allmählich allgemein besprechbar werden. Natürlich ist solch ein Fremdwörterbuch, in seinen Darstellungen und seinen Belegen, ein Beleg dafür, wie sich das Deutsche in schriftsprachlicher Zeit zur europäischen Sprache bildet. Und da wechseln Anziehung und Abstoßung des Fremden, es entsteht eine eigene Variante des generellen europäischen Bildungswortschatzes, in dem wir Lexeme und Wörter finden, die uns so fremd oder so bekannt sind, wie uns Bildungswörter eben sind, mögen sie aus allochthonen oder aus autochthonen Bestandteilen zusammengesetzt sein. Wenn man in solch einem Wörterbuch liest, kann man auch Zeiten der Entwicklung und Empfänglichkeit erkennen, und solche der internen Weiterentwicklung.

Wir haben es schon geahnt, dass wir viel unserer Modernität und Individualität dem 18. Jahrhundert verdanken, oder auch nur eine bestimmte Be-

⁶ In die Wortschätze als saliente Elemente, die Geschichten aufrufen, die von der „narrativen Organisation des Gedächtnisses und der Selbstkonstruktion“ (Assmann 2000, S. 34) zeugen; zu einem regional und historisch spezifischen Beispiel vgl. Eichinger (2006, S. 24/25).

⁷ Vgl. dazu z. B. Burke (2004, S. 150 ff.); Gardt (2001, S. 36–41).

⁸ Dass Wörterbücher selbst Teil eines zeitgebundenen Diskurses sind, wird manchmal sehr deutlich, vgl. Mückel (2005, v. a. S. 139 ff.).

⁹ Übrigens auch nicht ohne Entsprechung im Englischen (*electronic brain*) und offenbar seit Anfang der 1950er Jahre belegt (IDS 2004, S. 74).

deutungsentwicklung. So verdanken wir dieser Zeit den Weg zur *Effektivität* ebenso wie zum *Knalleffekt*. Es wundert uns auch nicht, das *Ego* seit dem späten 18. Jahrhundert nachgewiesen zu sehen, ebenso wie den *Egoismus* und die allgemein gesellschaftliche Bedeutung von *Eleganz* sowie die entsprechend von militärischen Elitegruppen abgelöste Bedeutung von *Elite*¹⁰ und auch Wörter wie *Energie* und *Exzentrik*.

Wörter, die dem 20. Jahrhundert zugehören, sehen anders aus:

- (2) *Fan, Feature, Feedback, Feeling, fighten, Finish, Fixativ, fixen, Flop*, aber auch *Faschismus* und *Establishment* nebst *Exitus*.

Wieder anders zeigt sich uns die bunte neue Welt in der frühen Neuzeit:

- (3) *Eldorado, Elixier, Ethik, Experiment, extrahieren, Fakultät, Fama, Ferment, Filter, Finanzen, Fiskus, Flor, Fontäne, Format, Fort, Fraktur, Fuge, Furage, Furie*.

Das 17. Jahrhundert und der Beginn des 18. erweisen sich in dieser Sicht als die Zeit einer französischen Vergesellschaftung:

- (4) *Entree, Equipage, Esplanade, Esprit, Essay, Etablissement, Etage, Etat, Exposé, exquisit, extravagant, Facette, fade, Faible, Fassade, Fauteuil, Fauxpas, Fayence, Fetisch, Filou, Finte, Flanell, frisieren, frivol, Front, frottieren, fulminant*.

Bei manchen Wörtern muss man uns wirklich sagen, dass sie fremd sein sollen. Zum Teil, weil sie uns vertraut sind und so in die Sprache eingelebt, dass sie auch formal kaum mehr auffallen:

- (5) *Ball, Ballast, Ballon, Bande, Bank, Bar, Barke, blond, Bluse, Bombe, brav, Effekt, egal, enorm, Familie, Ferien, Film, Finte, Firma, fit, Form, Formel*.

Natürlich kann man, wenn man genauer hinsieht, Unterschiede in der Einbettung in das grammatische System des Deutschen erkennen, aber es eint sie dann doch, dass sie einen Platz in alltäglichen Diskursen gefunden haben, ihre Unauffälligkeit ist die eines sprachlichen Alltags, der mit kleineren Auffälligkeiten leicht fertig werden kann. Es sind das in einem gewissen Sinn „leichte Wörter“.

Daneben gibt es zweifellos eine Art mittlerer Wörter, die einem allgemeinen Fach- und Bildungswortschatz zugehören, und auch hier bietet unser Fremdwörterbuch¹¹ hinreichend Material, Material, das häufig jener sprachlichen Schicht entstammt, in der sich das Deutsche den in graeco-lateinischer Form erscheinenden Bildungswortschatz einverleibt und dann weiter mit ihm arbeitet:¹²

¹⁰ Zur neueren Karriere dieses Wortes und den damit verbundenen Diskurs-Verwirrungen s. Eichinger (2007).

¹¹ In den von uns einigermaßen zufällig ausgewählten Bänden.

¹² Es wird hier auf eine genaue Lesartendifferenzierung verzichtet.

- (6) *Elastisch, Elastizität, elektrisch, Elektriker, Elektro-, Element, Emanzipation, emanzipieren, Emanzipiertheit, Epidemie, epidemisch, epidemieartig, Eskalation, eskalieren, explodieren, Explosion, explosionsartig, explosiv usw.*

Erkennbar ist es so, dass eine Zahl solcher Lexeme sich einen typisch bildungssprachlichen Platz im deutschen Wortschatz erobert hat, einen Platz, der systematisch durch Wortbildungsmittel ausbaubar ist, und je nach Bedarf unterschiedlich ausgebaut ist, da ja das Überleben von Wortbildungen anders als das von Sätzen nicht in der einmaligen Realisierung liegt. So mag es denn auch innerhalb dieser Lexemfamilien Schichten der Üblichkeit und Gängigkeit geben; so erscheinen die folgenden Bildungen in verschiedener Weise auffälliger als die unter (6) genannten.

- (7) *Elastik, Elektrifikation, Emanzipierung, Epidemist, explosibel.*

Spiegeln diese Wörter die Bedeutung bestimmter allgemein fachsprachlicher Bereiche – die zum Teil auch metaphorisch wirksam werden (z. B. *elektrisierend*), so gibt es auch eine Menge solcher Wörter „mittlerer Schwere“, die von der (historischen) Beeinflussung bestimmter Bereiche durch andere Sprachen zeugen:

- (8) *Engagement, Esprit, Exponat, fair, Festival, Feuilleton, Fiasko, Folklore, Fond usw.*

Dass hier nur die einzelnen Lexeme, Wörter und Wortfamilien zitiert werden, gibt ein sehr verkürztes Bild, das eigentlich durch die bei den einzelnen Lemmata und Lesarten gegebenen Belege bereits ihre Präzisierung fände. Die (unterschiedliche) Gängigkeit der verschiedenen Wörter spiegelt schon die Leichtigkeit, mit der wir in der Lage sind, sie mit sprachlich geformten Schemata in Verbindung zu bringen. Gerade auch die bewusste Aufnahme von Exotismen spricht davon, dass wir die Wahl der Wörter bewusst mit der Sichtweise in einem bestimmten sprachlichen Rahmen in Verbindung bringen möchten. So sprechen Wörter wie die folgenden von unterschiedlichen Konstruktionen von Alterität:

- (9) *Fashion, Feeling, fighten, Fin de siècle.*

Dieser Punkt wird vielleicht noch klarer bei einem Blick auf Wörter, die sich neu in unserer Sprache einzubürgern scheinen, und wie sie zum Beispiel das Neologismenwörterbuch (Herberg et al. 2004) aus dem IDS für die 1990er Jahre belegt. So spiegeln die dort versammelten „fremden“ Einträge eine jeweilige andere kulturelle und lebensstilorientierte Ausrichtung. Zum Teil findet sich die vergleichsweise neutrale sprachliche Auseinandersetzung mit der technischen – und vor allem elektronischen – Modernisierung. Das zeigt sich etwa an einer Reihe von Bildungen mit den folgenden Erstelementen:

- (10) *Chat-; Cyber-; Digital-; E-; Electronic-; Hyper-; Internet-; IT-; Net-; Online-; Web-.*

Zum anderen geht es um die gesellschaftlich-kulturellen Nutzungen und ihre sprachliche Vereinnahmung. Dafür mag die Reihe der folgenden häufiger vertretenen Erstelemente stehen.

- (11) *Daily-; DJ-; Event-; Girlie-; Infotainment-; Outdoor-; Pay-per-view-; Reality-; Retro-; Techno-*.

Darunter finden sich auch schon manche Elemente, die einer jugendorientierten Identifikation dienen, wie sie stärker noch in Beispielen wie den folgenden auftritt, der Abwechslung halber einmal Verben für mehr oder minder modische Tätigkeiten:

- (12) *bladen, hypen, inlinen, inlineskaten, raften, rollerbladen, simsen, skaten, taggen, wakeboarden*.

Erkennbar ist hier auch sowohl die Zeitgebundenheit – manches erscheint schon nicht mehr ganz so modern – wie auch das Suchen um den letztlich gängigsten Ausdruck (s. *inlinen* – *inlineskaten* – *skaten*). Dieser letzte Effekt zeugt ebenso wie der Tatbestand, dass Bildungen englischen Aussehens im Deutschen gebildet werden – von *Handy* bis *Wellness* – von der Bemühung, einen modernen Ausdruck im Deutschen zu suchen und zu finden.¹³

Da wir vom Fremdwörterbuch her zu den neuen Wörtern gekommen sind, haben wir uns auf die fremden unter den alten und neuen „neuen Wörtern“ konzentriert. Das müsste nicht sein. Von den Wörtern allein war die Rede, weil wir vom Wörterbuchmachen als dem Teil der linguistischen Arbeit ausgegangen waren, der dem systematischen Blick auf die kulturellen Befunde, die sich in unserer Sprache niederschlagen, am nächsten steht.¹⁴ Auch das müsste nicht sein.¹⁵

¹³ In Spitzmüller (2005) wird die Konsequenz aus der grundsätzlich immer einmal wieder gemachten Beobachtung gezogen, dass es eigentlich nicht um ein gänztliches Wechseln ins Fremde geht, sondern um die Nutzung von Teilverwendungen fremder Elemente im Deutschen (mit ähnlicher Tendenz Kirkness (2007, S. 146)). Das individuelle Fremdheitsempfinden gegenüber solchen Entlehnungen hat denn auch weniger mit der fremden Sprache, sondern mit der Konfrontation mit dem fremden Lebensstil zu tun. Die Lebensstildifferenzen und ihre Größe sind es denn auch, von denen die Wörter mehr oder weniger schwer gemacht werden.

¹⁴ Dass die uns bekannten Wörter als Stich- und Fahnenwörter indexikalischen Charakter haben, kann man zum Beispiel den Ausführungen in Lübke (2003) entnehmen, aber auch schon den lexikographischen Darstellungen, die in Strauß/Haß/Harras (1989) vorgelegt werden.

¹⁵ So transzendieren diskursgeschichtliche Arbeiten grundsätzlicher den lexembezogenen Rahmen (vgl. Kämper 2007); je nach der gesellschaftlichen Reichweite der Diskursnormen mag man sich zwischen Traditionen des Formulierens (s. Schmidt (1998)) und sprachlich gelegten Gedächtnisspuren (vgl. Assmann (2000); auch Eichinger (2006)) bewegen.

5. Kognition

Das Kulturelle, dem wir beispielsweise nachgegangen sind, ist in dieser Hinsicht das Verschiedene, und so weit es auf dieser Ebene Gemeinsamkeit gibt, jedenfalls das historisch bedingte.

Nun ist aber offenkundig, dass schon der oben apostrophierte prototypische Linguist, der „Grammatikmacher“, auch wenn er eine einzelne Sprache beschreibt, nicht nur und wohl auch nicht zuvorderst an den inkomensurabel erscheinenden Ausprägungen ihres Sprachbaus interessiert ist, sondern an dem, wie es mit seinen Eigenheiten in die Muster passt, die man von einer Sprache oder zumindest von einer Sprache eines verschiedenen Typs erwarten kann. In einer zeitbezogenen und letztlich vorläufigen Weise leistete der Bezug auf das von den klassischen Sprachen abgezogene grammatische Modell diese Aufgabe. Dabei spielten über die Jahrhunderte hin, in denen sich die europäischen Volkssprachen stabilisierten und sich dabei auch grammatische Beschreibungen zulegten, Sprachen, die einem deutlich anderen Typ zugehörten, kaum eine Rolle. Das änderte sich in mehreren Schüben im 17. und 18. Jahrhundert¹⁶, als verschiedene Entwicklungen universalistischen Ideen Vorschub leisteten, sei es in Form der logisch inspirierten Tradition der Universalgrammatiken¹⁷, sei an den mit Sprachursprungsüberlegungen verbundenen sensualistischen Strömungen¹⁸, oder den Folgen der Kenntnis immer weiterer Sprachen, die den vorgegebenen grammatischen Deutungsrahmen vor erhebliche Aufgaben stellten.¹⁹ Diese Herausforderungen wurden zunächst durch den Historisierungsschub der neunzehnjahrhundertlichen Sprachwissenschaft aufgefangen.

Eigentlich erst in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts wurde aber die Frage theoretisch tragend, wie das Sprachvermögen im Menschen angelegt sei²⁰, wie man sich, um einen berühmt gewordenen Titel anzuzitieren, das „Sprachorgan“ des Menschen vorzustellen habe.²¹ Es ist zweifellos ein weiterer Schritt im Hinblick auf die Validierung dazu angestellter linguistischer Überlegungen, dass vor allem im Zusammenhang mit der Nutzung bildgebender Verfahren die physiologischen Abläufe im Gehirn des Menschen detailliert nachverfolgbar und dem Experiment zugänglich ge-

¹⁶ Zu den genaueren historischen Abläufen vgl. Trabant (2003).

¹⁷ Auch wenn man über deren konkrete Vertreter zum Teil ironisch zitierend sagen könnte: „take any language, for instance French“.

¹⁸ Die man mit den Namen Condillac und Herder in Verbindung zu bringen pflegt, deren Niederschlag sich aber auch bei einem so praktischen Menschen wie Johann Christoph Adelung zeigt.

¹⁹ Diese Entwicklung ist in Deutschland nicht zuletzt mit dem „Mithridates“ von Adelung/Vater verbunden (vgl. Trabant (2003, S. 236 ff.)).

²⁰ Zu Recht wird allerdings immer einmal wieder darauf hingewiesen, dass in Nebenströmungen, repräsentiert nicht zuletzt durch Wilhelm von Humboldts Arbeiten, der universale Gedanke weiterlebte.

²¹ Nach dem Titel von Pinker (1995), bzw. der weiträumigeren Einbettung dieser Gedanken in Pinker (2002).

macht worden sind.²² Damit ist auch jener Schritt erreicht, dass diese Untersuchungen möglicherweise linguistische Fragen eröffnen, die so noch nicht gedacht worden waren. Auf die Praxis der Sprachbeschreibung bezogen hat das zur Folge, dass großräumigere Ordnungen, die Suche nach der angemessenen Verallgemeinerungsebene linguistischer Untersuchungen an Bedeutung gewinnen.

Das kann Verschiedenes heißen: man kann einerseits daran gehen, zu sehen, wie die Aufgaben, die bei der Verarbeitung sprachlicher Information anfallen, in Kooperation verschiedener Gehirnregionen gelöst werden. Man wird allerdings auch in diesem Fall nicht umhinkönnen²³, für experimentelle Zwecke die eingegebenen oder provozierten sprachlichen Äußerungen aus einzelnen Sprachen zu entnehmen, was wiederum voraussetzt, dass man in gewissem Umfang Vorstellungen darüber einbringt, wie etwa die Verhältnisse zwischen Morphologie, Syntax, Semantik und Prosodie in dieser Sprache gelagert sind. Man kann sich hier vernünftigerweise nicht der Beliebigkeit einer voraussetzungsfreien Versuch-und-Irrtum-Situation anvertrauen. Vielmehr passt es gut zu der Möglichkeit, sich einigermaßen Gewissheit über Abläufe im Gehirn verschaffen zu können, wenn auf der anderen Seite auch versucht wird, eine größere Verträglichkeit in den linguistischen Beschreibungen der Einzelsprachen herzustellen.

Wenn so am IDS eine Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich in Angriff genommen worden ist, so dient dieses Projekt genau dem Ziel, nämlich eine Beschreibung der zentralen Tatbestände der Grammatik der deutschen Sprache zu liefern, die zumindest der typologischen Kohärenz der europäischen Sprachen Rechnung trägt.²⁴ Die Untersuchung dieser Differenzierung und die Entwicklung eines Beschreibungsinventars, das es erlaubt, eine Sprache wie das Deutsche in Übereinstimmung mit universalen Annahmen in seinen charakteristischen Merkmalen im Vergleich der europäischen Sprachen darzustellen, erlaubt auch präziser zu kontrollieren, welche Arten von Konstruktion als kennzeichnend gelten können.²⁵ Die Schwierig-

²² Dass die Experimente linguistisches Wissen zu Einzelsprachen brauchen, zeugt von einem erfreulichen Zusammenhang der Dinge; vgl. Pinker (2002, S. 70–72), etwas skeptischer Trabant (2003, S. 288/89).

²³ Sonst wäre zumindest der Aufwand, entsprechende Kunstsprachen zu lernen, ziemlich hoch.

²⁴ Anregungen zu solchen Überlegungen bietet schon ein Blick in Haspelmath et al. (2005; „WALS“), wo man auf den ersten Punkt sowohl die Relevanz des europäischen Blicks sieht, wie die Notwendigkeit, die Befunde für den Vergleich präziser zu erfassen; das zeigte auch die Preisträgerinnenrede, die Irma Hyvärinen im Juli 2007 aus Anlass der Verleihung des Jacob-und-Wilhelm-Grimm Preises des DAAD gehalten hat, und in dem die Befunde des WALS für eine Charakteristik des Deutschen genutzt wurden.

²⁵ Schon an einfachen Beispielen kann man zeigen, dass ein genauerer typologischer Blick nötig ist, um gleichzeitig die Spezifika der einzelnen Sprache angemessen zu erfassen; so ist etwa die in WALS gemacht Kategorisierung zu Artikel/Demonstrativpronomen etwa den Punkt, dass die Formen von *der*, *die*, *das* auch als Demonstrativpronomen verwendet werden.

keit einer solchen Darstellung liegt zweifellos darin, dass man sich gleichzeitig an der Ebene von Kategorisierungen orientieren muss, die allgemein genug sind, um den Sprachvergleich zu ermöglichen und doch spezifisch genug, um die Beschreibung der entsprechenden einzelsprachlichen Phänomene als natürlich erscheinen zu lassen.²⁶ So gesehen, ist es sicherlich nötig, zur klareren Erkenntnis dessen, was die kognitiven Grundlagen und Funktionen von Sprachproduktion und -rezeption angeht, gesamthafte Vorschläge zu einer der Vergleichbarkeit wie der Spezifik der Einzelsprachen geschuldeten Darstellung der Sprachen zu machen.²⁷

Das gilt vielleicht umso mehr, als sich im Kern der Linguistik herausgestellt hat, dass die Verhältnisse zwischen angenommener syntaktischer Regelmäßigkeit und semantischer Idiosynkrasie so klar nicht sind, dass vielmehr bei der Ausgestaltung der Sprachen eine Interaktion dieser beiden Welten das effektive sprachliche Überleben ermöglicht. Und auch das geht über die Fundierung bestimmter Orientierungen aufgrund der menschlichen Naturausstattung hinaus. Die kognitive Strukturierung der Sprachen zeigt sich auf der Ebene der Schematisierungen, die sich in lexikalisch präformierten Konstruktionen niederschlagen. Diesem Tatbestand kann man sicherlich auf verschiedene Weise nachgehen, wichtig ist es dafür unter anderem aber sicherlich, dass über statistische Kollokationsuntersuchungen klar gemacht wird, wie die Semantik-Syntax-Korrelation in den einzelnen Sprachen organisiert ist. Um über die Reaktionen auf sprachliche Äußerungen nachzudenken, ist es zweifellos nützlich, über ihre relative Gängigkeit genauer nachzudenken.²⁸

6. Schluss

Wie auch immer das sein mag, es lohnt sich sowohl für den oben als „Grammatikmacher“ apostrophierten Sprachwissenschaftler, sich mit den Nachbarn ‚Kultur‘ und ‚Kognition‘ auseinanderzusetzen, auch neue Sichtweisen und Methoden in Betracht zu ziehen, wie auch diese Nachbarn für das einigermaßen präzise Sprechen über sprachliche Sachverhalte aus ihrer Sicht nur von den Beschreibungen profitieren können, die Tradition und Gegenwart der linguistischen Forschung zu einer Sprache wie dem Deutschen liefern. Die Jahrestagung, deren Verlauf in diesem Band dokumentiert wird, war nicht zuletzt eine Anregung dazu, in diesem Sinn und mit diesem Ziel einander zuzuhören.

²⁶ Als ein Beispiel für die dabei nötige Genauigkeit vgl. die Ausführungen in den drei von Gisela Zifonun vorgelegten Bänden zum Pronominalsystem (Zifonun 2001, 2003 und 2005).

²⁷ Daher scheint die ausschließende Gegensätzlichkeit, wie sie Trabant (2003, S. 287–289) postuliert, zwar einem bestimmten wissenschaftlichen Trend zu entsprechen, in der Sache aber dann doch übertrieben zu sein.

²⁸ In diesem Kontext sind zum Beispiel die texttechnologischen Arbeiten am IDS zu sehen; vgl. auch Steyer (2004).

7. Literatur

- Assmann, Jan (2000): *Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag [amerikanisches Original 1997].
- Blumenberg, Hans (1998): *Begriffe in Geschichten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brandom, Robert B. (2000): *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp [amerikanisches Original 1994].
- Burke, Peter (2004): *Languages and Communities in Early Modern Europe*. Cambridge etc.: Cambridge University Press.
- Dutt, Carsten (Hg.) (2003): *Herausforderungen der Begriffsgeschichte*. Heidelberg: Winter.
- Eichinger, Ludwig M. (2004): *Sprache und Kultur*. In: Lammert, Norbert (Hg.): *Alles nur Theater? Beiträge zur Debatte über Kulturstaat und Bürgergesellschaft*. Köln: du Mont. S. 115–130.
- Eichinger, Ludwig M. (2006): *Maritime Kultur im südlichen Ostseeraum*. In: Eichinger, Ludwig M./Debus, Friedhelm/ Plewnia, Albrecht (Hg.): *Maritime Kultur und regionale Identitäten – Der südliche Ostseeraum*. (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 2006, 6). S. 7–30.
- Eichinger, Ludwig M. (2007): *Elite, Eliten und was sie zu sagen haben. Überlegungen zum Reden von und der Eliten*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 32, S. 52–65.
- Feilke, Helmuth (1996): *Sprache als soziale Gestalt: Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gardt, Andreas (2001): *Das Fremde und das Eigene. Versuch einer Systematik des Fremdwortbegriffs in der deutschen Sprachgeschichte*. In: Stickel (2001), S. 7–29.
- Haspelmath, Martin/Dryer, Matthew/Gil, David (Hg.) (2005): *World Atlas of Language Structures*. Oxford: OUP
- Haß, Ulrike (Hg.) (2005): *Grundfragen der elektronischen Lexikographie. Elexiko – das Online-Informationssystem zum deutschen Wortschatz*. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 12). Berlin/New York: de Gruyter.
- Herberg, Dieter/Kinne, Michael/Steffens, Doris (2004): *Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre im Deutschen. Unter Mitarbeit von Elke Tellenbach und Doris al-Wadi*. Berlin/New York: de Gruyter. (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 11).
- IDS (Bearb.) (1997 & 2004): *Deutsches Fremdwörterbuch*. Band 3: *Baby – Cutter* & Band 5: *Eau de Cologne – Futurismus*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Kämper, Heidrun (2007): *Linguistik als Kulturwissenschaft*. In: Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig (Hg.): *Sprach-Perspektiven. Germanistische Linguistik und das Institut für Deutsche Sprache*. (= Studien zur Deutschen Sprache 40). Tübingen: Narr. S. 419–439.
- Kirkness, Alan (2007): *Deutsches Fremdwörterbuch R–Z: Rückblick und Ausblick*. In: Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig (Hg.): *Sprach-Perspektiven. Germanistische Linguistik und das Institut für Deutsche Sprache*. (= Studien zur Deutschen Sprache 40). Tübingen: Narr. S. 133–149.
- Klosa, Annette/Steffens, Doris (2007): *Deutscher Wortschatz im Internet: Das Informationssystem elexiko und sein Modulprojekt Neologismen*. In: Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig (Hg.): *Sprach-Perspektiven. Germanistische Linguistik und das Institut für Deutsche Sprache*. (= Studien zur Deutschen Sprache 40). Tübingen: Narr. S. 443–463.
- Linke, Angelika (2003): *Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Sprachgebrauchsgeschichte*. In: Dutt (2003), S. 39–49.

- Lübbe, Hermann (2003): Wortgebrauchspolitik. Zur Pragmatik der Wahl von Begriffsnamen. In: Dutt (2003), S. 65–80.
- Mückel, Wenke (2005): Trübners Deutsches Wörterbuch (Band 1–4) – ein Wörterbuch aus der Zeit des Nationalsozialismus. Eine lexikographische Analyse der ersten vier Bände (erschienen 1939–1943). (= *lexicographica* Ser. Mai. 125). Tübingen: Niemeyer.
- Pinker, Steven (1995): *The Language Instinct*. London et al.: Penguin.
- Pinker, Steven (2002): *The Blank Slate. The Modern Denial of Human Nature*. New York: Penguin.
- Schmidt, Hartmut (1998): Traditionen des Formulierens: Apposition, Triade, Alliteration, Variation. In: Kämper, Heidrun/Schmidt, Hartmut (Hg.): *Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Jahrbuch 1997 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York: de Gruyter.* (= *Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache* 1997).
- Schulze, Gerhard (2006): *Die Sünde. Das schöne Leben und seine Feinde*. München/Wien: Carl Hanser.
- Spitzmüller, Jürgen (2005): Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption. (= *Linguistik – Impulse und Tendenzen* 11). Berlin/New York: de Gruyter.
- Steyer, Kathrin (2004): Kookkurrenz. Korpusmethodik, linguistisches Modell, lexikografische Perspektiven. In: Steyer, Kathrin (Hg.): *Wortverbindungen – mehr oder weniger fest*. Berlin/New York: de Gruyter. (= *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache* 2003).
- Stickel, Gerhard (Hg.) (2001): *Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel*. (= *Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch* 2000). Berlin/New York: de Gruyter.
- Storjohann, Petra (2005): Semantische Paraphrasen und Kurzetikettierungen. In: Haß (2005), S. 182–203.
- Strauß, Gerhard/Haß, Ulrike/Harras, Gisela (1989): *Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch*. (= *Schriften des Instituts für Deutsche Sprache* 2). Berlin/New York: de Gruyter.
- Trabant, Jürgen (2003): *Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens*. München: Beck.
- Weinrich, Harald ([1976]/2001): Die Wahrheit der Wörterbücher. In: Weinrich, Harald (2001): *Sprache – das heißt Sprachen*. (= FFF 50). Tübingen: Narr. S. 168–189.
- Wiegand, Herbert Ernst (2001): Fremdwörterbücher und Sprachwirklichkeit. In: Stickel (2001), S. 59–88.
- Zifonun, Gisela (2001; 2003; 2005): *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Das Pronomen. Teil I: Überblick und Personalpronomen. Teil II: Reflexiv- und Rezipropronomen. Teil III: Possessivpronomen* (= *amades* 4/01; 1/03; 3/05). Mannheim: IDS.

KLAUS P. HANSEN

Sprache und Kollektiv

Ein Essay

Abstract

Sprache ist kein natürliches Phänomen, sondern ein kulturelles. Sie entwickelte sich nicht als Konsequenz biologischer Voraussetzungen, entstand vielmehr, sozusagen spontan, aus den Kommunikationsbedürfnissen menschlicher Kollektivität. Wo immer der *homo sapiens* sich zusammenrottete, schuf er Verständigungsmöglichkeiten, sodass es die Sprache nicht gibt, sondern nur Sprachen. Da sie kulturelle Phänomene sind, lassen sie sich mit den Begriffen der Kulturwissenschaft oft angemessener beschreiben als mit denen der Linguistik.

Das Walten der Natur, davon ist die Mehrheit der Biologen überzeugt, lässt sich durch das darwinistische Paradigma angemessen erklären. Obwohl auch der Mensch Teil der Natur ist, stößt es bei ihm an eine Grenze. Darwin setzte eine Grundspannung an, aus der eine nie erlahmende und universelle Energie floss, die zwischen Gattung bzw. Art auf der einen und der jeweiligen Umwelt auf der anderen Seite. Diejenigen Gattungen überlebten, deren Ausstattung an die Umwelt angepasst werden konnte; die andern, denen es nicht gelang, sich im vorgegebenen Lebensraum einzurichten, gingen unter. Dieser Test des Sich-Arrangierens wurde von den Menschenaffen bestanden ebenso wie vom *homo sapiens*, der sich aufgrund genetischer Mutation, also sozusagen als Fehlgeburt, aus ihnen entwickelt hatte. Allerdings wurde bei dieser letzten Gattung die Testanordnung verändert. Die Neuentwicklung *homo sapiens* verdiente ihren Namen insofern, als sie den Spieß herumdrehte und nicht die Gattung der Umwelt anpasste, sondern die Umwelt der Gattung. Die Idee eines Arrangements, das Darwin zum Garant des Überlebens erhob, blieb dabei gewahrt, nur dass auf den Kopf gestellt wurde, wer sich wem anpasste. Durch Ackerbau und Viehzucht griff der Mensch in das natürliche Wachstum ein und löste sich so vom zufälligen Nahrungsangebot der Umwelt. Er machte sich, wie die Bibel es später formulierte, die Erde untertan und trat damit aus den Bedingungen der Natur heraus, was auch bedeutet, dass er mit Darwins Paradigma nicht zu fassen ist. Die Gattung Mensch emanzipierte sich von der Natur und schwang sich vom Untertan zum Herrscher auf.

Wie weit diese Emanzipation von der Natur ging, bzw. wie weit sie gehen darf, diskutieren wir gerade wieder. Die Jahrhunderte lang glänzend funktio-

nierende Manipulation des Gegebenen, die allerdings schmutzige Spuren in der Atmosphäre hinterließ, stößt anscheinend an eine Grenze. Was aber keinen Rückfall in den Naturzustand auslösen und Darwin einen erneuten Triumph bescheren wird: Wir werden Rousseaus Aufforderung nicht befolgen und der Zivilisation abschwören, sondern wir werden die unsauberen Techniken durch saubere ersetzen. Der Herrscher wird eher untergehen, als dass er wieder zum Untertan wird.

Was waren die Bedingungen der Emanzipation von der Natur? Es sind zwei, die zusammengehören: Kollektivität und, um sie zu ermöglichen, Kommunikation. Was zunächst nicht einleuchten mag, da auch im Tierreich beides vorzukommen scheint. Wölfe leben in Rudeln, Bienen in Völkern, und Ameisen bilden vielleicht sogar einen Staat. Kollektivität, sei sie instinktiv oder nicht, setzt Kommunikation voraus. Wölfe verständigen sich durch Laute und Verhalten; Bienen kommunizieren, wie man inzwischen weiß, durch Flugbewegungen. Sie tanzen eine Art geographische Skizze, um den Artgenossen die Lage von Futterquellen mitzuteilen. Bienen und Ameisen befinden sich daher auf der Schwelle zur Emanzipation, ohne sie aber zu überschreiten: Zwar leben sie in komplexen Kollektiven, in denen Wissen durch Kommunikation weitergegeben wird, aber diese Existenzformen bleiben auf das Kreatürliche, d. h. auf das Überleben und die Erhaltung der Art beschränkt.

Nur der Mensch steigerte die Emanzipation bis zur Herrschaft über die Natur. Auch die menschliche Gattung lebt in komplexen Kollektivverbänden; auch sie gibt Wissen durch Kommunikation weiter und betreibt, was Bienen und Ameisen auch tun, Vorratshaltung im großen Stil. Aber der Mensch überschreitet die Schwelle insofern, als sein Trachten nicht nur dem Überleben dient. Selbst von diesem fundamentalsten Axiom der Natur befreite er sich. Sobald Menschen Altäre errichten, Rituale zelebrieren und Symbole in Höhlenwände oder Totempfähle ritzen, betreiben sie Wirklichkeitsdeutung und setzen sich eigene Ziele. An die Stelle der Erhaltung der Art tritt im Kollektiv geschaffener Sinn.

Auch diese letzte und endgültige Emanzipation lässt sich gerade heute eindrucksvoll studieren. Selbstmordattentäter sind Menschen, die, um einen bestimmten kollektiven Sinn zu befördern, ihr Leben vernichten. Um ihren Gottesstaat zu errichten, setzen sie sich über das zentrale Prinzip der Natur, die Erhaltung des Lebens, hinweg. Die Existenz von Märtyrern und Selbstmordattentätern, die sich beide in Kollektiven aufgehoben wissen, müsste den letzten Zweifler davon überzeugen, dass menschliche Existenz nicht darwinistisch erklärt werden kann, sondern nur kollektivistisch und kulturell.

Der Natur liegt nur die Art oder Gattung am Herzen und somit auch das einzelne Lebewesen als deren Baustein. Indem es überlebt und seine Erbinformation weitergibt, ist der Fortbestand der Gattung gewahrt. Die Emanzipation von der Natur bricht mit diesem Gattungsbezug. An seine Stelle tritt das Kollektiv. Eine Untereinheit der Gattung übernimmt mithin die Funktion

der Befehlszentrale. Jetzt regieren nicht mehr nur die gattungstypischen Instinkte, deren Leitfunktion auf den Bereich des Kreatürlichen beschränkt werden, sondern es kommen die Maximen des Kollektivs hinzu, die sich gegen die Instinkte durchsetzen können. Sie bestimmen Verhalten wie Kommunikation und legen fest, was richtig und vernünftig ist. Die Art oder Gattung teilt sich in Kollektive auf, und wie gewichtig dieser Schritt für die Emanzipation von der Natur ist, erkennen wir daran, dass sich artgleiche Kollektive in kleinen und großen Kriegen bekämpfen, die dem Axiom der Erhaltung der Art zuwider laufen.

Im Unterschied zu den Arten lässt sich die Entstehung von Kollektiven nicht darwinistisch durch Mutation des Erbmaterials erklären. Kollektive sind keine genetischen Zufallsprodukte, sondern solche eigenständiger Gestaltung. Sie bündeln individuelle Interessen und unterwerfen sich der Auto-Poiesis Luhmanns. Was das Überleben betrifft, müssen sich die Kollektive allerdings ebenfalls in ihrer Umwelt bewähren. Aber das Maß aller Dinge ist es nicht. Wichtiger ist vielmehr der kollektive Sinn, der, das zeigte der Hinweis auf Märtyrer und Selbstmordattentäter, stärker sein kann als der Lebenswille.

Kollektiver Sinn setzt sich aus Einheiten des Gleichverhaltens zusammen. In der Gruppe der islamistischen Selbstmordattentäter wäre ein solches Gleichverhalten das Freitagsgebet. Gleichverhalten kann auf zweierlei Weise konstituiert werden, entweder durch Reglementierung, also durch Druck, oder aufgrund freiwilliger, zum Teil unbewusster Übereinkunft. Gegenüber politischen Reglementierungen, die auf kontrollierten Normen und Gesetzen beruhen, sind die kulturellen weniger geplant als vielmehr spontan entstanden. Wir wollen sie mit dem kulturwissenschaftlichen Begriff Standardisierung bezeichnen. Da wir über Sprache reden, die nur geringfügig reglementiert ist, interessieren uns eben diese kulturellen Standardisierungen.

Kollektive sind ohne Kommunikation nicht denkbar. Kollektivität wird durch Kommunikation konstituiert. Deshalb stehen die Standardisierungen der Kommunikation als Bedingung von Kollektivität an erster Stelle. Indem der Einzelne mit den anderen der Gruppe kommuniziert, wird er Teil des Kollektivs. Kollektive Kommunikation ist etwas anderes als natürliche Kommunikation. Diese Unterscheidung lässt sich anhand der Kriterien Herkunft und Ziel treffen: Der die Artgenossen warnende Angstschrei des Schimpansen stammt aus dem gattungseigenen Kommunikations-Repertoire und dient dem Ziel des Überlebens. Jenseits dieser natürlichen Kommunikation liegt der Satz eines deutschen Sprechers, der sagt: „Einsteins Relativitätstheorie wirft mehr Fragen auf, als sie beantwortet.“ Dieser Satz stammt nicht aus dem Kommunikations-Repertoire der Gattung – denn ein Franzose oder ein deutscher Arbeiter versteht ihn nicht – und er dient nicht dem kreatürlichen Überleben. Der Satz stammt aus einem Kollektiv, dem der deutschen Physiker. Er dient keinesfalls dem Überleben, wahrscheinlich noch nicht einmal dem beruflichen. Es handelt sich mithin um eine Kommunikation, die weit über natürlich Gegebenes hinausgeht.

Sprache ist ein kollektives Produkt. Nicht die Natur ließ es entstehen, sondern es geht zurück auf spontane Impulse, die, einmal angestoßen, eine Art organisches Wachstum entfalteten. Stünde die Natur Pate, wäre es eine Sprache für die gesamte Gattung Mensch; eine solche Sprache aber gibt es nicht. Die Sprachen, die wir kennen, sind Kollektiv-Sprachen. Sie entstanden in den verschiedenen Urhorden des *homo sapiens*, die in räumlicher Trennung an verschiedenen Punkten der Erde vegetierten.

Dass diese verschiedenen Sprachen gewisse Gemeinsamkeiten zeigen, tut der These von der kollektiven Entstehung keinen Abbruch. Dass sie alle Vokal- und keine Gesten- oder Bewegungssprachen sind, hat pragmatische Gründe. Die Kommunikation per Geräusch hat den Vorteil, dass man nicht die Hände frei haben und mit dem Adressaten keinen Blickkontakt aufnehmen muss. Die Geräuschsprache lässt sich außerdem leichter verschriftlichen, also haltbar machen. Ohr und Auge sind unsere komplexesten Sinnesorgane, und daher verwundert es nicht, dass sie zu Kommunikationsrezeptoren wurden. Dass alle Sprachen Subjekt und Objekt unterscheiden und den Modus Handlung ausdrücken können, ist auch kein Argument für die natürliche und gemeinsame Herkunft. Subjekt, Objekt und Handlung sind Kategorien der Wirklichkeit, und da sich Sprache auf Wirklichkeit bezieht, muss sie diese Kategorien abbilden.

Sprache funktioniert über Zeichen. Einem Bedeutungsträger wird eine Bedeutung zugeordnet. Diese Zuordnung, das ist die große, immer noch nicht genügend gewürdigte Entdeckung von Ferdinand de Saussure, ist willkürlich. Das hat zur Folge, dass Sprache nur kollektiv auf der Grundlage von Verabredung funktioniert. Dass das deutsche Wort *Wolke* diese weiße Masse am Himmel bedeutet, kann außerhalb Deutschlands niemand ahnen. Die Bedeutung muss vielmehr verabredet bzw. gelernt sein. Verabredungen aber sind Sache der Kultur. Verabredungen trifft man in Kollektiven und nicht innerhalb von Arten.

Wie haben wir uns die Entstehung solcher Verabredungen vorzustellen? Nehmen wir an, ein Flughafenbus, der Passagiere zu ihrer Maschine bringt, wird überfallen und die Insassen als Geiseln genommen. Zufällig spricht keiner die Sprache des anderen und keiner ist des Englischen mächtig. Damit liegt die theoretische Ursituation der Kollektivbildung vor: Weil man räumlich zusammen und aufeinander angewiesen ist, braucht man Kommunikation, die aber nicht existiert. Obwohl keiner die Sprache des anderen spricht, werden sich jedoch, vorausgesetzt die Gruppe bleibt länger zusammen, Kommunikationsmittel ergeben.

Das Hochheben des Eimers, in dem man Wasser holt, wird die Bedeutung *trinken* bekommen. Wenn es nur einen Eimer gibt, wird bald das Hochheben der geschlossenen Hand genügen, um die Bedeutung abzurufen. Das ursprünglich analoge Zeichen wird sich immer weiter digitalisieren. Da Trinken im heißen Bus positiv besetzt ist, könnte die Gebärde polysem werden und neben *trinken* auch *Glück* bedeuten. Wenn genügend Zeichen versammelt

sind, würden Kombinationsregeln folgen, die das Repertoire an Bedeutungen erweitern. Ginge die Welt dann unter und nur diese Busladung bliebe als moderne Arche Noah übrig, würde nach einigen Generationen eine vollwertige Sprache vorhanden sein. Ihre Entstehung, das zeigt unser Beispiel, ist ohne den Rückgriff auf Natur denkbar. Ich brauche weder Gott noch ein planvolles Universum.

Gegen diese Metaphysik, die sich als Naturwissenschaft tarnt, setze ich meine These vom kollektiven Ursprung der Sprachen. Aus ihr folgt eine zweite. Die Grundlagen der Sprachen sind mit denen anderer Kollektivphänomene identisch. Anders formuliert, Sprache ist ein Stück Kultur. Das wollen bestimmte Gruppierungen der Sprachwissenschaft nicht wahrhaben, die von der Besonderheit, wenn nicht Einzigartigkeit ihres Gegenstandes überzeugt sind. Sie tun so, als sei ihm nichts vergleichbar, dabei steht er brav in einer Reihe mit anderen kollektiven bzw. kulturellen Erscheinungen. Die Sprache mag zwar viele der kulturellen Nachbaphänomene an Komplexität übertreffen, was aber keine qualitative Andersartigkeit bedeutet.

Diese zweite These lässt sich an der Herrenmode exemplifizieren. Sie bildet ein Zeichensystem, das sowohl über Semantik als auch Grammatik verfügt und letztendlich genauso funktioniert wie Sprache. Hier wie dort erkennen wir eine begrenzte Zahl von polysemen Einzelzeichen, die durch Kombinationsregeln, also eine Grammatik, unbegrenzt viele eindeutige Aussagen mitteilen können. Solche Aussagen, um sich zunächst auf die standardisierten zu beschränken, wären Festlichkeit (Smoking), Eleganz (Anzug), sportliche Eleganz (Kombination), Freizeit oder Zwanglosigkeit (Jeans, Pullover, Lederjacke) und Sportausübung (Jogginganzug). Den Wortarten vergleichbar, lassen sich die Einzelzeichen bestimmten Kategorien zuordnen, nämlich Form, Farbe und Material, die – wie die Wortarten in einem Satz – immer zusammen auftreten. Die Polysemie der Einzelzeichen ist in allen Kategorien unterschiedlich stark. Die Form Jackett bedeutet je nach Zeichenverknüpfung Festlichkeit (Smoking), Eleganz (Anzug) oder Sportlichkeit (Kombination). Ebenso vieldeutig ist die Farbe Schwarz. Sie verkündet neben Festlichkeit auch Trauer und im Sonderfall der Motorradkleidung, die meist aus schwarzem Leder besteht, verweist sie auf einen speziellen Kontext. Die Farbe Rot ist demgegenüber weniger bedeutungssoffen wie auch das Material Seide, das im Unterschied zur Schurwolle, die sich für viele Anlässe eignet, auf Festlichkeit und Formalität festgelegt ist. Eine ähnliche Unsystematik der Polysemie lässt sich bei den Einzelzeichen der Sprache, den Lexemen erkennen. Nicht alle sind vieldeutig und, wenn sie es sind, werden durch den Kontext die nicht gewünschten Bedeutungen eliminiert.

Den Regeln der Grammatik vergleichbar, sind die Verknüpfungen der textilen Einzelzeichen standardisiert. Um die Aussage Eleganz zu übermitteln, müssen Jackett und Hose aus gleichem und gleichfarbigem Material sein; in Art einer Redundanz wird durch Oberhemd und Krawatte der Eindruck verstärkt. Durch Modifikation des Materials und der Farbe sind Variationen

der Aussage möglich: Ein Kordanzug ist weniger elegant als einer aus Schurwolle, insbesondere wenn ihn eine mutige Farbe darin unterstützt. Mit leicht geänderter Verknüpfung und weiteren Accessoires kann der Anzug zum Smoking aufgerüstet werden. Schwarz ist für ihn Pflicht, und das Revers des Jacketts muss mit Seide überzogen sein; an die Stelle der Krawatte tritt die Fliege, und das Oberhemd darf neben dem Stehkragen feminine Verzierungen aufweisen; des weiteren sollten Lackschuhe, egal wie unbequem sie sind, das Bild abrunden. Bei diesem Aufzug ist die Redundanz der Charakterisierung besonders groß. Die Aussage Festlichkeit kann aber auch durch eine Zeichenfolge hervorgerufen werden, die das Prinzip Anzug, also Gleichheit von Hose und Jacke, empfindlich stört. Zu einer immer noch schwarzen Hose kann ich ein weißes oder cremiges *dinner-jacket* anziehen und erziele dieselbe Wirkung. Genau wie bei der Sprache gibt es bei der Herrenmode mithin Synonyme.

Betrachten wir noch eine weitere Besonderheit. Auch die uneleganteste Bekleidung, der Jogginganzug, ist nach der Zeichenverknüpfung des vornehmen Bruders Anzug kombiniert, aber eben nicht komplett. Jacke wie Hose sind zwar aus gleichem Stoff, aber an die Stelle des Jacketts tritt eine saloppe Jacke. Der Schnitt ist außerdem weit und das Material synthetisch. Trotz der geringen Abweichungen wird so das absolute Gegenteil von festlich erreicht. Wir sehen: Mit Hilfe weniger, meist polysemer Zeichen können über Kombinationen viele Botschaften formuliert werden, wobei es nicht nur eine Möglichkeit gibt, sondern mehrere.

Die Herrenmode bildet genauso ein komplexes und unsystematisches System wie die Sprache. Erweitern wir den kleinen Ausschnitt unseres Beispiels durch einen schnellen Blick auf die Jugendmode, die trotz ihres Aufbegehrens und ihres geballten Antagonismus ein logischer Teil des Bereichs Bekleidung darstellt. Bei aller modischen Variation wahrte konventionelle Kleidung zwei Prinzipien, das der Funktionalität und das der Passform. Indem sie bewusst gegen diese Prinzipien verstößt, vollzieht die Jugend einen radikalen Systemwechsel. Die Schnürsenkel werden nicht mehr gebunden, was unfunktionell, wenn nicht gefährlich ist; die Pullover sind zu weit, die Ärmel zu lang und der tiefer gelegte Schritt der Hose behindert die Fortbewegung. Der Schirm der *baseball-cap*, der ursprünglich vor der Sonne schützen sollte, wird zur Seite oder nach hinten gedreht.

Das System Kleidung ist komplex und in seinen Aussagen so differenziert, dass es sprachlich nur mit Mühe darstellbar ist. Betrachten wir nur die Kategorie Sportlichkeit. Von der sogenannten Kombination, d. h. Jackett und Hose aus verschiedenen Materialien, über Pullover mit Jeans oder Lederjacke mit Cordhose bis zum Jogging-Anzug werden Abstufungen geboten, für die uns in dieser Nuancierung die Worte fehlen. Eine weitere Ähnlichkeit zur Sprache: Das System Kleidung erlaubt und ermöglicht Kreativität. Das Konventionelle kann durch neue Kombinationen in verschiedene Richtungen gedehnt werden. Wie die Dichter die Sprache erweitern und verändern, schafft

der Modeschöpfer mit Hilfe von moderaten Tabubrüchen Arrangements mit neuen Aussagen. Er könnte zur Smokingjacke eine schwarze Jeans entwerfen und damit eine Tradition der Gegenwart anpassen.

Man würde noch weitere Ähnlichkeiten entdecken, die sich alle in folgender Erkenntnis treffen: Das Bedeutungssystem Kleidung ist in seinen Grundlagen, seiner Komplexität und seiner Dynamik durchaus dem System Sprache vergleichbar. Dennoch käme niemand auf die Idee, unser Kleidungsverhalten auf die Natur zurückzuführen. Niemand würde den Ursprung der Grammatik der Herrenmode in unseren Genen oder Synapsen suchen. Niemand käme auf die Idee, es von seiner kollektiven Entstehung abzulösen und als Naturphänomen zu verdinglichen.

Große Teile der Sprachwissenschaft und Linguistik, so jedenfalls macht es auf Außenstehende den Eindruck, halten Sprache – vielleicht eher unbewusst als bewusst – für etwas Einzigartiges, für ein Ding, nicht *an sich*, aber *für sich*. Diese Verdinglichung, die sich wahrscheinlich vor allem aus der angeblichen Naturgegebenheit begründet, schlägt sich in aller Deutlichkeit im gerne verwendeten Begriff System nieder. Sprache wird als System gesehen. Dabei denken wir an automatisierte Regelkreise, an fest ineinandergreifende Interaktion und austarierte Eigendynamik. Das Sprachsystem wird dem Planetensystem gleichgesetzt: Beide bewegen sich eigendynamisch nach naturwissenschaftlicher Gesetzmäßigkeit.

Diese Prämisse, die immer noch nicht laut und deutlich genug reflektiert wird, schlägt sich in Vorlieben und Methoden nieder. Nachdem die Linguistik durch die Zeichentheorie groß wurde und die historische Sprachwissenschaft ablöste, stürzte sie sich in erster Linie auf die Grammatik. Sie wurde zum Forschungsgegenstand *par excellence*, weil man hier den Systemcharakter der Sprache am deutlichsten zu finden hoffte. Dazu musste die Tradition der lateinischen Grammatik, die nur eine Sammlung von Regeln und Ausnahmen darstellte, überwunden und durch Beschreibungsmodelle ersetzt werden, welche die Systematik stärker herausarbeiteten. Die Euphorie ist inzwischen allerdings verflogen, und im Fremdsprachenunterricht herrscht weiterhin unangefochten die lateinische Grammatik. Warum gelang die Neuorientierung nicht? Ich meine, die Prämisse war falsch. Grammatik bildet eben kein System im strengeren Sinne und ist außerdem nicht der für die Verständigung wichtigste Teil.

Nach der Diagnose komme ich jetzt zur Therapie. Viele Wissenschaften vollzogen in der letzten Zeit einen *cultural turn*. Ansätze dazu, so wurde ich informiert, sind auch in der Linguistik vorhanden. Sie sind aber noch zu zaghaft und wagen noch nicht die paradigmatische Kehrtwende. Sie scheuen sich noch, die traditionellen Prämissen und Beschreibungsansätze über Bord zu werfen und durch neue mit kulturwissenschaftlicher Ausrichtung zu ersetzen. Wie würde das aber aussehen, wenn die in dieser Disziplin entwickelte Begrifflichkeit auf den Gegenstand Sprache übertragen würde? Greifen wir zwei zentrale und umfassende Begriffe heraus, den der Standardisierung, den

ich in die Debatte warf, und den des „selbstgesponnenen Bedeutungsgewebes“, der auf den großen, gerade verstorbenen amerikanischen Kultur-Anthropologen Clifford Geertz zurückgeht.

In meinem UTB-Band *Kultur und Kulturwissenschaft*, der bald in 4. Auflage vorliegt, definiere ich Kultur als die Summe der Standardisierungen, die in einem Kollektiv gelten. Obwohl es zum guten Ton gehört, über die Vieldeutigkeit und Uneinheitlichkeit des Kulturbegriffs zu klagen – Clyde und Kluckhohn zählten 1952 über hundert davon – gelingt es dieser Definition, alle Kulturansätze unter einen Hut zu bringen. So unterschiedliche Phänomene wie Sitten, Bräuche, Kunst, Umgangsformen, Kleidungsstile, Werte, Mythen und Weltanschauungen zählen die kulturwissenschaftlichen Disziplinen zur Kultur und bilden aus ihnen die verschiedensten Kulturbegriffe. Doch hinter der Unterschiedlichkeit der Gegenstände und der Verschiedenheit der Begriffe verbirgt sich eine Gemeinsamkeit. Phänomene wie die Sitten eines Stammes, die Kunst einer Epoche, die Umgangsformen einer Schicht, Mode oder Diskurse existieren stets kollektiv und sind als Gleichverhalten erkennbar. Ihre Erscheinungsform lässt sich als Konvention, Tradition oder Norm bezeichnen oder noch allgemeiner als kollektive Gewohnheit oder eben Standardisierung. Kultur meint das Wiederkehrende, das sich Wiederholende. Sie meint jene Regelmäßigkeiten, denen man sich freiwillig unterwirft. Kultur missachtet das Individuelle, Besondere, Originelle zugunsten des Kollektiven. Es steht zu Recht an erster Stelle, denn erst auf seinem Hintergrund wird das Individuelle sichtbar. Vor Shakespeare war es kulturelle Norm, Tragödie und Komödie zu trennen; er aber, darin Genie, vermischte beides. Er wagte als Erster „to mingle kings and clowns“, löste dadurch die herrschende Standardisierung ab und schuf eine neue.

Der Begriff Standardisierung, der sich, wie ich beobachte, immer mehr durchsetzt, passt vorzüglich auf sprachliche Phänomene. Die Einzelzeichen, die Lexeme sind insofern standardisiert, als sie verabredet sind. Ihr digitaler Charakter funktioniert aufgrund von Standardisiertheit. Grammatische Regeln sind ebenfalls Standardisierungen. Gegenüber dem Begriff Regel hat der Begriff Standardisierung aber den Vorteil, dass man keine Ausnahmen einführen muss, um die Regel zu retten. Denn auch Ausnahmen sind Standardisierungen. Im Unterschied zu den alten und neuen Grammatikterminologien suggeriert Standardisierung nicht das Prinzip der Regel oder der Norm, so als wäre ein sprachlicher Gesetzgeber am Werk, sondern rekurriert auf Übereinkünfte eines Kollektivs.

Doch der Begriff Standardisierung ist auch jenseits der Grammatik sinnvoll. Idiome, Redewendungen und alles, was unter Sprachgebrauch oder Kontextabhängigkeit fällt, ist Standardisierung. In deutschen Parks lesen wir Schilder mit der Aufschrift „Rasen nicht betreten“. In allen Parks von Flensburg bis Passau finden wir nur diesen Text, und nicht etwa – genauso verständlich – „halten Sie sich vom Rasen fern“. In England lautet die entsprechende Standardisierung „keep off the grass“. Die Variante „don't step on

the lawn“ würde zwar verstanden, aber als ungewöhnlich empfunden. Ziel der Sprache ist also nicht nur Verständlichkeit, sondern auch die Produktion von Vertrautheit, die das Kollektiv- und Identitätsgefühl stets aufs Neue bestätigt.

Mit Hilfe des Begriffs Standardisierung ließe sich der Primat der Grammatik überwinden, der bis tief in den Fremdsprachenunterricht reicht. Aufgrund dieses Primats misst der Sprachenlehrer mit zweierlei Maß. Ein grammatischer Verstoß wird als Fehler angestrichen, während der Verstoß gegen den Sprachgebrauch nur unterkringelt wird. Dabei sind beide gleichwertige Standardisierungsbrüche. Entweder muss beides als Fehler gelten, oder aber es werden nur solche Verfehlungen geahndet, welche die Verständigung behindern. Textsorten, Sprechakte, Stile, Rhetorik, alles das sind Standardisierungen. Insofern würde mit Hilfe dieses kulturwissenschaftlichen Begriffs der Zusammenhang der verschiedenen Bereiche und Aspekte der Sprache sichtbar (Semantik, Grammatik, Pragmatik), und der Grammatikwahn verlöre an Boden.

Zu meinem zweiten Begriff: Clifford Geertz, der die Renaissance des Kulturbegriffs 1973 mit seinem Buch *The Interpretation of Cultures* (deutsch: *Dichte Beschreibung* 1983) auslöste, bezeichnet Kultur als „selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe“. Dieser Begriff erscheint mir ebenfalls hilfreich, um das Phänomen Sprache zu fassen. Gehen wir die einzelnen Facetten dieser berühmt gewordenen Prägung durch, die anders ansetzt als der Begriff Standardisierung.

Dass Sprache Bedeutungen übermittelt, ist selbstverständlich. Neu ist aber, dass alle kulturellen Phänomene als Bedeutungsträger erkannt werden. Dass Kleidung nicht nur wärmt, sondern eine Bedeutung übermittelt, haben wir besprochen. Das Gleiche tun Bräuche, Rituale, aber auch Alltagsgegenstände wie Autos, Wohnungseinrichtungen, Architektur. Wir leben in einer bedeutungsgetränkten Welt, und die moderne *life-style* Generation schafft sich ihre multiplen Identitäten durch Botschaften sendende Konsumgüter. Der Mercedes übermittelt die Botschaft Solidität; der BMW Sportlichkeit; der Sprit-fressende und CO₂ ausstoßende Off-Roader inszeniert seinen Fahrer als Naturburschen, der das Abenteuer sucht etc. Geertz ist Kultursemiotiker, und kulturelle Phänomene haben für ihn Zeichencharakter. Dieser Ansatz geht zurück auf den französischen Linguisten Roland Barthes, den Geertz allerdings nicht zur Kenntnis nimmt.

Das Bedeutungsgewebe ist „selbstgesponnen“. Das Wörtchen *selbst* meint nicht die Individuen, sondern die Kollektive. Kulturelle Phänomene sind keine Naturgegebenheiten, sondern kollektives Menschenwerk. Sie entstehen vielleicht durch individuelle Initiative, müssen sich aber im Kollektiv bewähren. Ein Markenprodukt, nehmen wir wieder das Beispiel Mercedes, wird von einem Team aus Individuen entworfen und durch das größere Kollektiv Markt akzeptiert. Durch Qualität, Design, Werbung gelang es, das Produkt mit den Suggestionen Verlässlichkeit, Sicherheit und Status aufzuladen. Den ersten Schritt tat also Mercedes selbst, der ohne eine Annahme durch das Kol-

lektiv der Autofahrer in einer Sackgasse gelandet wäre. Diese selbstgesponnenen Suggestionen sind das wertvollste an einem Mercedes, und nur für sie zahlen wir den hohen Preis.

Was meint Geertz mit „gesponnen“? Sicherlich passt dieses Wort zu Gewebe, aber das ist nicht der einzige Grund für seine Wahl. Kulturelle Phänomene werden nicht geplant; sie werden auch nicht durch einen Geistesblitz ins Leben befördert. Vielmehr, so lautet eine andere Metapher, wachsen sie organisch. Auch Sprachen werden selbst gesponnen und wachsen organisch. Genau genommen wissen die Kulturwissenschaftler nicht, was organisches Wachstum heißt. Sie wissen nur, dass der Entstehungsprozess irgendwo zwischen absichtsvoller Planung und zufälliger Spontaneität anzusiedeln ist.

Warum *Gewebe*? Geertz formuliert hier eine Alternative zum Begriff System. Dieser enthält Regelmäßigkeit, Austariertheit, Funktionalität und Geschlossenheit als Merkmale. Jener aber kommt weniger mathematisch, geplant und reglementiert daher. Gewebe suggeriert Zusammenhang und betont, dass alle Teile miteinander funktionieren. Alles ist vernetzt; überall bestehen Bezüge oder können neue eröffnet werden. Ich zeigte das an der Jugendmode, die trotz ihrer Andersartigkeit in die Bezüge des Gewebes gehört. Ein Gewebe ist nicht rund und abgeschlossen; an ihm kann und wird jeder Zeit weiter gesponnen. Ohne Abstriche erfasst dieser Begriff das Phänomen Sprache: Auch sie ist ein kollektiv geknüpftes Bedeutungsgewebe.

Ich würde gerne noch eine dritte These vortragen, wozu die Zeit aber nicht reicht. Diese These würde auf meinem Ansatz der Relation von Sprache und Kollektiv aufbauen und zu beweisen versuchen, dass die Art der Sprache je nach Art des Kollektivs variiert. Fachsprachen, Dialekte und Soziolekte dienen anderen Kollektivarten als Hochsprachen, die vor allem eine nationale, öffentliche Kommunikation sicherstellen. Deshalb werden sie auch staatlich überwacht, wohingegen Schichten- und Regionalsprachen völlig sich selbst überlassen sind. Das hätte meine These von der kollektiven Herkunft der Sprache abrunden können.

ANGELIKA LINKE

Kommunikation, Kultur und Vergesellschaftung

Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Kommunikation

Abstract

Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts hat sich aus der Überlagerung des ‚linguistic turn‘ und des ‚cultural turn‘ in den Geistes- und Sozialwissenschaften eine neuartige Sensibilisiertheit auf Sprache herausgebildet, die zudem stark erkenntnistheoretisch sowie konstruktivistisch geprägt ist. Sprache erscheint als Mittel der Formung von Wissen, von Erfahrung und Gedächtnis; Kultur erscheint als ein „Bedeutungsgewebe“ (Geertz) bzw. als ‚Text‘, dem gegenüber eine interpretative Haltung angemessen ist.

Diese semiotische und latent statisch-monologistische Perspektive auf Kultur ist zu ergänzen um eine kommunikative und entsprechend dynamisch-dialogistische. Sowohl Kultur als auch Gesellschaft sind an Kommunikation gebunden und interdependent mit ihr, ausserhalb von Kommunikation sind sie nicht existent. Gleichzeitig ist aber auch Kommunikation, sind die kommunikativen Praktiken einer Gesellschaft ebenso wie ihre kommunikativen Normen und Ideale kulturell geprägt und damit auch historisch veränderbar. Die Analyse kommunikativer Praktiken ist deshalb immer auch Kulturanalyse, ihre Geschichte – nicht zuletzt die Geschichte kommunikativer Ideale – ist Teil von Kulturgeschichte. Gegen Ende meines Beitrags versuche ich deshalb anhand dreier historischer Skizzen aufzuzeigen, welche Fragen sich im Rahmen einer Ideen- und Kulturgeschichte von Kommunikation stellen und welche Antworten sich finden lassen.

Dem Medium Sprache kommt in der gegenwärtigen Wissenschaftslandschaft eine Aufmerksamkeit zu, die in ihrer Form und Reichweite neuartig ist. Diese (Neu)Besinnung auf die sprachliche Verfasstheit von Forschungsgegenständen und Quellen einerseits wie auch der Darstellungsformen von Forschungserkenntnissen und Wissen andererseits wird allgemein unter dem Label ‚linguistic turn‘¹ zusammengefasst. In enger Verflechtung mit dem so genannten ‚cultural turn‘ hat diese neue Sensibilisiertheit auf Sprache vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften zudem zu einer intensiven Diskussion über das grundlegende Verhältnis von Sprache und Kultur geführt. An dieser (Wieder-)Entdeckung der *Sprachlichkeit von Kultur* und interdependent damit der *Kulturalität von Sprache* war allerdings ausgerechnet die Linguistik erst spät und zögerlich beteiligt – trotz ihrer entsprechenden Wissens- und Selbst-

¹ Vgl. zur Verwendung dieses Terminus ausführlicher auch Günthner/Linke (2006, S. 3 f.), v. a. Anm. 58.

verständnistraditionen² und obwohl auch in der Sprachgermanistik parallel zur kulturwissenschaftlichen Diskussion immer auch einschlägige linguistische Beiträge erschienen.³

Die lange Geschichte der „Vertreibung der Kultur aus der Sprache“ (so der Titel eines rezenten Beitrags von Konrad Ehlich⁴), eine Geschichte, die Ludwig Jäger in wissenschaftsgeschichtlichen Analysen detailliert nachgezeichnet hat⁵, hat ein kulturanalytisches Mainstreaming der Sprachwissenschaft trotz der sprachlich-kulturwissenschaftlichen Wende ihrer Nachbardisziplinen zunächst nachhaltig verhindert. Seit einigen Jahren erst zeichnet sich eine Veränderung ab, Vertreter und Vertreterinnen unterschiedlicher kulturanalytischer Ansätze in der neueren sprachwissenschaftlichen wie auch sprachgeschichtlichen Forschung formieren sich bewusster zu Diskursgemeinschaften und nicht zuletzt der vorliegende Tagungsband sowie die Tagung, auf die er zurückgeht, dokumentieren die erneute Relevant-Setzung des Stichwortes *Kultur* in der Selbstverständigung der Sprachwissenschaft.

1. Kultur und Sprache

Die neue kulturwissenschaftliche Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang von Sprache und Kultur war und ist stark semiotisch sowie konstruktivistisch geprägt. Dies gilt zunächst für wissenschaftliche Kontexte ausserhalb der Sprachwissenschaft, zu grossen Teilen aber auch für linguistische Zugänge zur Kulturanalyse. Sprache erscheint in diesen Kontexten in erster Linie als symbolische Form, als – mit Ernst Cassirer gesprochen – Mittel der „Gestaltung zur Welt“ und damit auch als Mittel der Formung von Wissen⁶, von Erfahrung und Gedächtnis⁷ – von *Kultur*.

² Man könnte hier sogar auf terminologische Traditionen verweisen: Schon Hermann Paul hat die Sprache als „zweig der cultur“ charakterisiert und die Sprachwissenschaft entsprechend als Kulturwissenschaft apostrophiert (Paul 1880/1975, S. 5 f.), allerdings aus einem mit gegenwärtigen Kulturkonzepten nur teilweise kompatiblen, an einer „Prinzipienlehre“ orientierten Kulturbegriff heraus. Vgl. hierzu auch Jäger (2006, S. 31).

³ Für die germanistische Linguistik exemplarisch zu nennen sind hier etwa die Arbeiten, die Utz Maas in den 80er Jahren zum Verhältnis von Sprachwissenschaft, Sprachgeschichte und Kulturanalyse publiziert hat (Maas 1981, 1985, 1987) oder Dietrich Busses Beiträge zur Historischen Semantik und Diskursanalyse (einschlägig etwa Busse 1987 und Busse/Teubert 1994). Diese und weitere linguistische Arbeiten waren darauf angelegt und wären auch dazu angetan gewesen, eine kritische Standortbestimmung der Linguistik im Rahmen der Neuformierung der Geistes- und Sozialwissenschaften als *Kulturwissenschaften* im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts anzustossen.

⁴ Ehlich (2006).

⁵ Jäger (2006, 1993a, 1993b).

⁶ So signalisiert etwa die 2007 erfolgte Neugründung einer linguistischen Publikationsreihe unter dem Reihentitel „Sprache und Wissen“, die von Ekkehard Felder herausgegeben wird, die Aufmerksamkeit, die nun auch innerhalb der Sprachgermanistik der Funktion von Sprache in der Selbstformierung der ‚Wissengesellschaft‘ entgegengebracht wird.

⁷ Vgl. Linke (2005).

Umgekehrt erscheint auch Kultur als eine „Praxis der Signifikation“ (so eine Definition von Doris Bachmann-Medick⁸), ihr Produkt ist ein „Bedeutungsgewebe“ (dies die einschlägige Formulierung von Clifford Geertz) und sie erscheint damit – in metaphorischer Fassung – als *Text*.

Diese für die Kulturwissenschaften modellbildende anthropologisch semiotische Konzeption von *Kultur* überlagert sich in weiten Teilen mit der kulturalistischen Modellierung von *Sprache* in den Traditionslinien von Giambattista Vico – der das „Geist sein“ des Menschen im *Zeichen* verortet⁹ – über Johann Georg Hamann bis zu Wilhelm von Humboldt. Deutlich wird dies nicht zuletzt durch die auffallende Nähe der Wortwahl von Clifford Geertz, wenn er *Kultur* definiert, zur Wortwahl Humboldts, wenn dieser *Sprache* definiert: Humboldts Formulierung von der Sprache als „Gewebe der Begriffe“, in das sich der Mensch, indem er es aus sich heraus spinnt, auch gleichzeitig einspinnt¹⁰, wiederholt unmittelbar in der Geertz'schen Bestimmung von Kultur als einem vom Menschen selbstgesponnenen Bedeutungsgewebe.¹¹

Bei Geertz resultiert aus dieser semantisch-semiotischen Prägung des Kulturbegriffs die metaphorische Gleichsetzung von Kultur und Text¹². Diese ist in der kulturwissenschaftlichen Diskussion programmatisch geworden, nicht nur hinsichtlich des Verständnisses von Kultur, sondern auch hinsichtlich des analytischen Zugangs zu ihr: Als adäquat erscheint eine *interpretative Hal-*

⁸ Bachmann Medick (1996, S. 16).

⁹ Die verblüffende Formulierung bei Vico, die wohl in erster Linie gegen Descartes gerichtet ist, lautet: „In der Tat ist nämlich nicht das Denken der Grund dafür, dass ich Geist bin, sondern das Zeichen“. (Vico, Giambattista (1914): *Le orazioni inaugurali. De antiquissima Italorum sapientia*. A cura di Giovanni Gentile e Fausto Nicolini. Bari. S. 140. Hier zitiert nach Hora 1966, S. 236).

¹⁰ Vgl. Humboldt (1907, Bd. 7, S. 60): „Durch denselben Act, vermöge dessen er [der Mensch, AL] die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht seyn und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält. Nur weil man in eine fremde Sprache immer, mehr oder weniger, seine eigne Welt-, ja seine eigne Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nicht rein und vollständig empfunden.“

¹¹ Dass kulturalistische Zugänge zu Sprache häufig die Ebene der Bedeutung fokussieren, steht im eklatanten Kontrast zur Formierung des Gegenstands Sprache innerhalb der generativen Linguistik, die zunächst zum weitgehenden Ausschluss dieser Ebene aus dem Gegenstandsbereich linguistischer Forschung geführt hatte, eine Gegenstandsdefinition, die allerdings in neuerer Zeit eine Revision erfährt.

¹² In seinem Aufsatz „Notes on the Balinese Cockfight“ definiert Geertz Kultur („culture of a people“) als „an ensemble of texts, themselves ensembles, which the anthropologist strains to read over the shoulders of those to whom they properly belong.“ (Geertz 1973, S. 452). Vgl. zu dieser ‚Lesbarkeit von Kultur‘ auch den Titel von Bachmann Medick (1996): „Kultur als Text“.

tung, Kultur ist definiert als *lesbar*, auch wenn, wie bei Wörtern oder Texten auch, mit unterschiedlichen Lesarten gerechnet werden muss.¹³

Nun ordnet die Geertz'sche Definition von Kultur¹⁴ – wie die Humboldt'sche von Sprache – dem Menschen zwar die Rolle des Akteurs zu: das Bedeutungsgewebe ist schliesslich selbstgesponnen. Es handelt sich jedoch um einen einsamen Akteur, der in dieses Gewebe *verstrickt* ist – „an animal suspended in webs of significance he himself has spun“, so heisst es im Originalton – und, so ist man versucht hinzuzufügen, *lost in interpretation*.

Begriffe wie *Gewebe* und *Text* sind zudem dazu geeignet, einer latent statischen wie auch *monologistischen* Auffassung von Kultur Vorschub zu leisten. Als zentrale Relation, in die der Mensch als Kulturwesen eingebunden ist, erscheint diejenige zwischen *ich* und *es*, erscheint die Auseinandersetzung des bedeutungsschaffenden Subjektes mit der Welt, in die es hinein versetzt ist. Diese Welt tritt ihm zwar bereits als gedeutete entgegen, gedeutet durch die Kulturgemeinschaft, der das Individuum angehört – damit treten dann auch *Historizität* und *Kollektivität* von Kultur ins Bild¹⁵ –, doch letztlich haben wir es mit einem inmitten seines Kulturkollektivs einsam dem Deutungsgeschäft nachgehenden Individuum zu tun.

2. Kultur und Gesellschaft

Andere und ältere Definitionen von Kultur zeichnen hier ein sozialeres Bild des Kulturwesens Mensch. So bestimmt Edward Burnett Tylor in der sprichwörtlich gewordenen Einleitung zu seinem Hauptwerk „Primitive Culture“ Kultur als ein Vermögen, das sich der Mensch in seiner Eigenschaft als *gesellschaftliches* Wesen aneignet:

“Culture or civilization taken in its wide ethnographic sense, is that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law, custom, and any other capabilities and habits acquired *by man as a member of society*.”¹⁶

Diese explizite Bindung von Kultur an *Gesellschaft* findet sich – in diesem Fall aus einer direkt sprachorientierten Warte – auch bei Franz Boas, der zudem den Handlungscharakter von Kultur in den Vordergrund stellt. In seiner Einleitung zum „Handbook of American Indian Languages“ heisst es:

“Culture may be defined as the totality of the mental and physical reactions and activities that characterizes the behavior of the individuals *composing a social group*

¹³ Vgl. Bachmann Medick (1996, S. 10).

¹⁴ Geertz (1991, S. 9).

¹⁵ Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist dabei an die Traditionslinie Humboldt'scher Argumentation anzuschliessen, in welcher Sprache nicht als „freies Erzeugniss des einzelnen Menschen“, sondern als Besitz der Sprachgemeinschaft verstanden wird, in welcher „die späteren Generationen dieselbe [die Sprache, AL] von früher dagewesenen Geschlechtern“ (Humboldt 1905, Bd. 4, S. 24) empfangen.

¹⁶ Tylor (1871), Hervorhebung AL.

collectively and individually in relation to their natural environment, to other groups, to members of the group itself and of each individual to him self.”¹⁷

Kultur wird also in doppelter Weise mit Gesellschaft gekoppelt: Ihr Erwerb ist an die Vergesellschaftetheit des Menschen gebunden – „acquired by man as a member of society“ – und sie ist ihrerseits konstitutiv für den Effekt gesellschaftlicher Zugehörigkeit, für „individuals composing a social group“.

Nun ist, was bei Tylor und Boas explizit benannt wird, letztlich wohl mit allen gegenwärtigen Verständnissen von Kultur¹⁸ kompatibel, auch wenn diese in Teilen durchaus unterschiedlich modelliert sind. Der Zusammenhang von Kultur und Gesellschaft verbleibt aber meist im Status präsuppositioneller Selbstverständlichkeit, entsprechende Theoretisierungen fehlen, die Frage nach den konkreten Bedingungen und Formen der Vermittlung der beiden Größen oder nach dem Ort und Prozess ihrer allenfalls gleichursprünglichen Genese ist offen.

Diese Vermittlung bzw. dieser Ort und Prozess ist in der Kommunikation zu suchen. Es erscheint mir deshalb nötig, dem Begriff der Kommunikation in der kulturwissenschaftlichen Theoriebildung eine prominenter Stellung zuzuordnen, als dies bisher der Fall ist. Das heisst, dass die semiotische Fassung von Kultur zu ergänzen oder richtiger: *einzubetten* ist in eine kommunikative Modellierung von Kultur und dass der Interdependenz dieser beiden Dimensionen von Kultur – der semiotischen und der kommunikativen – vermehrtes Augenmerk gelten sollte. Die folgenden Ausführungen verstehen sich als ein Versuch dazu.

3. Kultur und Kommunikation

Kultur und Kommunikation prägen sich wechselseitig. Der *Kommunikationsgeprägtheit von Kultur* steht die *Kulturgeprägtheit von Kommunikation* gegenüber. Diese Interdependenz lässt sich zentral an folgenden Zusammenhängen festmachen:

1. Die *Dynamik* und das latente *Überraschungspotential* kommunikativer Praxis, die sich einerseits aus dem Handlungscharakter von Kommunikation, andererseits aus der Unvorgreiflichkeit der Effekte ergibt, die das Zusammenwirken von mindestens zwei Beteiligten in der Kommunikation generiert, ist Voraussetzung und Garant für die Möglichkeit kultureller *Veränderung*.

¹⁷ Boas (1911/1963, S. 149).

¹⁸ Für eine Systematisierung unterschiedlichster Konzepte und Definitionen von *Kultur*, welche die neueren Entwicklungen im Zuge des „cultural turn“ zwar noch nicht berücksichtigen konnte, ansonsten aber einen nützlichen Überblick über das Spektrum der (in den Wissenschaften) vorhandenen Kulturkonzepte bietet sowie über deren Gemeinsamkeiten und Differenzen vgl. Kroeber/Kluckhohn (1952).

2. Die *Repetitivität* und *Serialität* kommunikativer Akte und Ereignisse im Strom alltäglichen Daseins bildet andererseits die notwendige Voraussetzung dafür, Kultur in steter Wiederholung zu *reproduzieren*, zu stabilisieren und zu vergegenwärtigen – ausserhalb von Kommunikation verschwindet sie.
3. Die *Muster des kommunikativen Austausches* sind ihrerseits – dies ein Effekt der grundlegenden Reflexivität von Kommunikation wie Kultur – kulturell geprägt, ihre Veränderungen produzieren und reflektieren kulturellen Wandel gleichermassen. Sie können deshalb auch – und hier konvergieren die kommunikative und die semiotische Betrachtungsweise von Kultur – selbst wieder als zeichenhaft gedeutet werden.

Nun ist es allerdings um den Begriff der Kommunikation nicht so bestellt, dass damit ein klar umrissenes Konzept bezeichnet wäre.

Zwar gehört der Begriff der Kommunikation spätestens seit der sogenannten pragmatischen Wende der 70er Jahre zum Basisvokabular der (auch germanistischen) Linguistik, ohne dass allerdings in der Linguistik selbst eine entsprechend gewichtige Theoriebildung eingesetzt hätte. Wie Peter Auer noch 1999 vermerkt, gehen die „bedeutendsten Erkenntnisse zum Thema, über die wir heute verfügen, [...] auf soziologische, sprachphilosophische und anthropologische Theoretiker zurück.“¹⁹

Auch in der Zwischenzeit hat sich daran nicht viel geändert. Ausserhalb der Linguistik wird der Ausdruck *Kommunikation* heute zudem wohl in erster Linie als zum Fachvokabular der Publizistik- und Medienwissenschaften gehörig wahrgenommen. Er wird dort zur Bezeichnung eines Forschungsfeldes verwendet, in dessen Rahmen die „Humankommunikation“ – so der fachspezifische Ausdruck für die Kommunikation von Mensch zu Mensch – nur einen und durchaus keinen zentralen Aspekt darstellt.²⁰

4. Dimensionen von Kommunikation

Ich selber möchte bei meiner folgenden Diskussion des Kommunikationsbegriffs den Gesichtspunkt der *Vergesellschaftung* als zentrale Funktion (und emergenten Effekt) von Kommunikation in den Vordergrund stellen. Dies in der Absicht, kommunikative Muster als die historisch variablen Bedingungen der Produktion von *Beziehungen* wie von *Bedeutungen*, von *Gesellschaft* wie

¹⁹ Auer (1999, S. 1). Das von Auer konstatierte Defizit ist auch im Kontext der Marginalisierung des Kommunikationsbegriffs innerhalb strukturorientierter Sprachtheorien zu sehen, die den Sprachbegriff mit dem Begriff der Grammatik überblenden bzw. gleichsetzen. (Vgl. zu dieser Frage nach dem Erkenntnisobjekt der Sprachwissenschaft auch Jäger 1993c.)

²⁰ Nicht zuletzt im Spiegel der Benennung neuer BA- und MA-Studiengänge an deutschsprachigen Hochschulen wird zudem offensichtlich, dass *Kommunikation* auch in den Wirtschaftswissenschaften ein zentrales Konzept bildet und in diesem Kontext entsprechend fachspezifisch definiert ist.

von *Kultur* zu beschreiben und damit zur Klärung der Frage beizutragen, was Sprache, Gesellschaft und Kultur – oder noch deutlicher: Kommunikation, Gesellschaft und Kultur²¹ – miteinander zu tun haben.

Ich unterscheide dazu die folgenden Dimensionen von Kommunikation:

1. Gemeinschaftlichkeit bzw. Dialogizität von Kommunikation,
2. Gesellschaftlichkeit bzw. Sozialität²² von Kommunikation und
3. Geschichtlichkeit und Kulturgeprägtheit bzw. Historizität und Kulturalität von Kommunikation, die ich als Ausprägungen derselben Dimension betrachte und deshalb unter einen Punkt zusammenfasse.

Damit steht bei den ersten beiden Punkten die Frage nach der *kommunikativen* Geprägtheit von *Kultur* im Vordergrund, beim dritten Punkt dagegen diejenige nach der *kulturellen* Geprägtheit von *Kommunikation*.

Dass ich mich bei diesen Ausführungen zu den Dimensionen von Kommunikation der Ausdrücke *Sprache*, *Kultur* und *Gesellschaft* bis auf einzelne, lokale Präzisierungen im wesentlichen in einer quasi „umgangswissenschaftlichen“ Weise bediene, wie sie Konrad Ehlich kürzlich für „Ausdrücke mit einer Semantik von präsuppositionellem Status“²³ beschrieben hat, kann ich nicht vermeiden.

4.1 Gemeinschaftlichkeit (Dialogizität)

Wenn kommunikative Akte als die raumzeitlichen ‚Orte‘ beschrieben werden sollen, an denen sich Vergesellschaftung und Kulturschöpfung gleichermaßen ereignen, bedarf es eines Konzeptes, in dem der *Handlungsaspekt* von Sprache ebenso gefasst ist wie die grundlegende *Gemeinschaftlichkeit* jeden Sprechens. Während jedoch der erste Aspekt in handlungstheoretischen wie sprachhandlungstheoretischen Ansätzen sowie in deren performanztheoretischen Weiterentwicklungen²⁴ vielfältige und facettenreiche Aufmerksamkeit erfahren hat – ein Grund, weshalb ich hier nicht ausführlicher darauf eingehe –, bleibt der zweite Aspekt, das heisst die Figur des kommunikativen Gegenübers und damit die grundlegend soziale Orientierung von Sprachhandeln häufig marginalisiert. Dies gilt prototypisch für die Sprechakttheorie, deren

²¹ Da ich die kommunikative Funktion von Sprache als das für das Konzept *Sprache* zentrale Konstituens betrachte, sind für mich die Ausdrücke *Sprache* und *Kommunikation* in einigen Gebrauchskontexten weitgehend deckungsgleich.

²² In der Unterscheidung von *Gemeinschaftlichkeit* und *Gesellschaftlichkeit* (bzw. von *Dialogizität* und *Sozialität*) klingt Ferdinand Tönnies' Entgegensetzung von „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ an. Auch wenn sich meine Differenzierung mit Tönnies' Unterscheidung in einzelnen Punkten verbinden lässt, ist sie nicht in Anlehnung an die Tönnies'sche Unterscheidung entstanden, und ich will hier auch keine entsprechende Parallelisierung evozieren.

²³ Ehlich (2006, S. 52 f.).

²⁴ Zur instruktiven Darstellung des Konzepts der *Performativität* und seiner Genealogie(n) vgl. Scharloth (im Druck).

Losungsformel vom *How to do things with words* das Sprechhandeln im wesentlichen zur Sache des Sprechers macht: Taufakt, Trauakt, Urteilsakt erscheinen als Weltveränderungen, die nicht von zwei oder mehreren Kommunikationspartnern gemeinsam zustande gebracht werden, sondern die primär in der verbalen Handlungsmacht eines einzelnen autorisierten Sprechers liegen. Sprachakte sind als monologische Akte konzipiert.²⁵ Weshalb hier auch ein Hauch von Sprachmagie durch die Theoriebildung weht, den Fritz Hermanns einmal auf den schönen Begriff der „Sprechkrafttheorie“²⁶ gebracht hat.

Ähnliches gilt für das vor allem in Ethnomethodologie und interaktionaler Soziologie sowie speziell in der linguistischen Gender-Forschung grundlegende Konzept des „doing“ bzw. „doing being“²⁷. Obwohl in den theoretischen Begründungen dieses Konzeptes die Vorstellung des kommunikativen Charakters jeglichen „doing“ – auch des „doing gender“ – grundsätzlich vorhanden ist, wird ausgerechnet im Ausdruck *doing* selbst diese kommunikative und damit soziale Basis verwischt und damit auch aus dem Fokus der Theoriebildung genommen.

Ich möchte deshalb für eine bewusste Nutzung des Kommunikationsgegenüber dem Sprachhandlungsbegriff plädieren, wenn es darum geht, verstehbar zu machen, wie Menschen zu *gemeinsamen* Deutungen der Welt gelangen und inwiefern Kultur nicht nur ein *kollektives*, sondern ein *soziales* Phänomen ist. Für eine knappe theoretische Konturierung dieser Dimension der Gemeinschaftlichkeit stütze ich mich auf Entwürfe zu einer *Theorie der Dialogizität*, wie sie etwa von der in England und Frankreich lehrenden Sozialpsychologin Ivana Marková, vom norwegischen Psychologen Ragnar Rommetveit sowie vom schwedischen Linguisten Per Linell vorgelegt wurden.

Die Traditionslinien, in denen sich dieser Ansatz verortet, sind disziplinär weit gestreut, wichtige Referenz-Namen sind etwa Max Weber, Martin Buber, Karl Bühler, George Herbert Mead und Erving Goffman.²⁸ Die Leitidee des Konzeptes, das einen weiteren wichtigen Bezugspunkt in den Ideen von

²⁵ Die Perlokution als konkrete Affizierung des Rezipienten erscheint im Rahmen der Austin'schen Sprechakttheorie konsequenterweise als nicht berechenbarer Effekt von unklarem theoretischen Status und nicht als systematisches Konstituens von Sprechakten.

²⁶ Hermanns (1985).

²⁷ Zur Grundlegung und Veranschaulichung des Konzeptes „doing being“ vgl. Sacks (1984).

²⁸ Zwar verführt auch gerade in der Gesprächsforschung die Begrifflichkeit von *turn taking* und *Gesprächsbeitrag* dazu, sich das kommunikative Geschehen mehr als additiven denn als integrativen Prozess zu denken. Dennoch hat gerade die neuere Gesprächsforschung – u. a. Arbeiten von Susanne Günthner, Peter Auer, Arnulf Deppermann, Per Linell – im Detail gezeigt, dass es sich bei Gesprächsbeiträgen nicht um einzelne Bausteine handelt, die Gesprächspartner reihum bzw. in wechseln dem Einsatz in die Produktion eines Gesprächs einbringen, sondern dass es sich bereits bei jedem Gesprächsbeitrag um eine gemeinsame Hervorbringung der Beteiligten handelt.

Mikhail Bakhtin hat, ist die grundlegende *Dialogizität* menschlichen *Denkens, Fühlens* und *Wollens* und damit auch des sprachlichen Handelns.²⁹ Dabei wird die Gemeinschaftlichkeit als Grundprinzip von Kommunikation (und auch von Kognition) in einer Weise modelliert, die über das Verständnis von Sozialität, wie es sich etwa in kommunikationstheoretischen Ansätzen bei Searle oder Habermas findet³⁰, deutlich hinausgeht, nämlich als eine der Figur-Grund-Beziehung analoge Beziehung von Ego und Alter, in der die beiden Positionen nur relativ zueinander bestehen und nicht voneinander abgelöst werden können. Damit unterscheidet sich die Ego-Alter-Beziehung auch von gängigen Vorstellungen des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, die – und nun verwende ich die Begrifflichkeit von Ivana Marková – im Referenzrahmen einer *monologistischen* Ontologie arbeiten, während die Ego-Alter-Relation einer *dialogistischen* Ontologie verpflichtet ist:

“The individual and the social have been historically and contemporarily conceptualised within monological ontologies, which have presupposed that they are two elements interacting. In contrast, the *Ego-Alter* belongs to a dialogical ontology within which the *Ego* and the *Alter* are interdependent, one constituting the other.”³¹

Die von Max Weber getroffene zentrale Unterscheidung von Handeln einerseits – verstanden als Verhalten, mit dem Handelnde subjektiven Sinn verbinden – und *sozialem* Handeln andererseits, welches, so Weber, „seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist“³², – diese Unterscheidung ist in einem dialogistischen Modell also allenfalls noch als eine graduelle, nicht aber als kategorielle zu bestimmen: Auch der „subjektive Sinn“ wäre immer schon durch die grundsätzliche Dialogizität der *conditio humana* geprägt. Es erscheint mir deshalb programmatisch relevant, im Rahmen eines Kommunikationsmodells die Perspektivenpaarung von *Ego* und *Alter* nicht auf zwei Positionen zu verteilen – *Ego* gegenüber *Alter* – son-

²⁹ Hier ist zudem auch Norbert Elias zu nennen, der in der Einleitung zu seinem Grosswerk „Über den Prozess der Zivilisation“ ein Menschenbild als „Bild von einem einzelnen Menschen“ explizit ablehnt und statt dessen ein Menschenbild fordert, das „ein Bild vieler interdependenter Menschen vorstellt, die miteinander Figuren, also Gruppen oder Gesellschaften verschiedener Art, bilden.“ (Elias 1976, S. LXVII)

³⁰ Die Diagnose von Sybille Krämer, dass „[d]ie Performativität des Sprechens bei Searle wie bei Habermas also nur ein anderer Name für die Sozialität des Sprachgebrauchs [ist]: In jedem Sprachvollzug mischt sich – das ist eine Essenz dieses Ansatzes – Sprachliches und Gesellschaftliches“ (Krämer, im Druck) verweist auf die grundsätzliche Bedeutung des Stichwortes *Sozialität* in der pragmatischen Theoriebildung, macht aber gleichzeitig auch auf den Unterschied zwischen den Ansätzen von Searle und Habermas auf der einen und demjenigen von Marková und Linell auf der anderen Seite aufmerksam.

³¹ Marková (2003, S. xiii).

³² Weber (1981, S. 19). Mit dieser Definition leitet Max Weber das Kapitel „Soziologische Grundbegriffe“ aus seinem Werk „Wirtschaft und Gesellschaft“ (Heidelberg 1921) ein; den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Auer (1999, S. 104).

dern beide Positionen als *Ego/Alter-Kippfigur* zu modellieren. Damit wäre die Vorstellung eines aus sich heraus intentional handelnden Subjektes aufgehoben, insofern jeder der an einer Interaktion beteiligten Partner immer schon als *Alter* einer auf das Gegenüber projizierten *Ego*-Position konzipiert ist und vor allem: sich selbst so konzipiert. Eine solche Konzeption mag ihre ontogenetische Stütze darin finden, dass das Kind sein Handeln wie sein anfängliches Sprachhandeln nur im Spiegel der Erwachsenen als sinnhaftig erfährt und zwar in dem Maß, als es lernt, das Handeln der Anderen als Reaktion auf sein eigenes zu deuten und also erst ‚im Anderen‘ versteht (am Anderen deuten muss), was es ‚selbst‘ gemeint hat. Die vektoriale Ausrichtung der Pfeilbewegungen, wie sie die graphische Fassung von Kommunikationsmodellen bis heute meist bestimmen und die jeweils im Kopf der als Sprecher ausgezeichneten Figur ansetzen und auf die Hörerfigur zeigen, ist damit grundlegend in Frage gestellt.³³

Die Konsequenzen, die sich aus der dialogistischen Modellierung von Kommunikation für die *Konstruktion von Bedeutung* ergeben, treffen sich mit Überlegungen, wie sie bereits Mikhail Bakhtin formuliert hat, wenn er selbst das Wort als basale sprachliche Einheit *kommunikativ* modelliert:

„Eigentlich ist das Wort ein zweiseitiger Akt. Es wird in gleicher Weise dadurch bestimmt, von wem es ist, als auch, für wen es ist. Es ist, als Wort, genau das Produkt der Interaktion von Sprechendem und Zuhörendem. Jedes Wort drückt ‚den einen‘ in Beziehung zum ‚anderen‘ aus. Im Wort gestalte ich mich vom Standpunkt des anderen, letzten Endes vom Standpunkt der ganzen Gemeinschaft. Das Wort ist eine Brücke, die von mir zum anderen führt. Wenn sie sich mit einem Ende auf mich stützt, dann stützt sie sich mit dem anderen auf den Gesprächspartner. Das Wort ist das gemeinsame Territorium von Sprechendem und Gesprächspartner.“³⁴

³³ Menschliche Subjektkonstitution an eine *Ego/Alter-Kippfigur* zu binden, erhält zusätzliche Stütze aus der Entdeckung der sogenannten „Spiegel-Neuronen“ und der darauf aufbauenden „Mirror System Hypothesis of Language Evolution“ (Arbib 2002, S. 230, hier zitiert nach Jäger 2004, S. 35), eine Entdeckung, deren Bedeutung für die Sprachtheorie Ludwig Jäger in verschiedenen Beiträgen herausgestellt hat (vgl. etwa Jäger 2001, 2004). Das neuronale „Spiegelsystem“ funktioniert dahingehend, dass „[d]ie bei anderen Individuen beobachteten Handlungen [...] also offenbar bei den Beobachtern dieselben neuronalen Muster aus[lösen], die während der eigenen Ausführung der entsprechenden Handlungen auftreten“ (Jäger 2004, S. 36). Auch die hieraus ableitbare Konzeptualisierung von Fremdverstehen als Nachvollzug bzw. als nicht- oder vor-emotionale Empathie verweist auf eine dialogistische Verfasstheit menschlicher Identität.

³⁴ Vološinov (1975, S. 146). Vgl. auch die folgende englische Übersetzung, deren Wortwahl die immer schon gegebene gemeinsame Teilhabe von Sprecher und Hörer am sprachlichen Ausdruck eines Sprechers noch deutlicher akzentuiert (Bakhtin 1973, S. 85 f.): „[...] the word is a two sided act. It is determined equally by whose word it is and for whom it is meant. As word it is precisely the product of the reciprocal relationship between speaker and listener, addresser and addressee. Each and every word expresses the one relation to the other. I give myself verbal shape from another's point of view, ultimately from the point of view of the community to which I belong. A word is territory shared by both addresser and addressee, by the speaker and his interlocutor.“

Entsprechend der hier und an anderen Stellen von Bakhtin entworfenen Konfiguration möchte ich Kommunikation als *Spannungsfeld* modellieren, das in einem Kräftefeld von mehreren Positionen angesiedelt ist. Neben Sprecher und Angesprochenem ist zudem die Position (vgl. auch Giddens³⁵) des ‚Dritten‘ gegeben, auf den der Seitenblick des Sprechers fällt und der von Bakhtin an anderer Stelle als „der Zuhörer, der Zeuge, der Richter“ angesprochen wird.³⁶

Es ist dieses Spannungsfeld, in dem sich die soziale Prägung von Kultur qua Kommunikation ereignet. Dies gilt nicht zuletzt auch für die Prozesse der Tradierung bzw. des Erlernens von Kultur, die ebenfalls kommunikativ geprägt sind. Denn wir werden nicht in eine Welt hineingeworfen, die kulturell bedeutsam *ist* und die wir nur zu lesen lernen müssen, sondern die – in kommunikativen Akten – von *anderen* uns gegenüber bedeutsam *gemacht* wird.

Damit komme ich zu meinem zweiten Aspekt, der *Gesellschaftlichkeit* von Kommunikation, mit der die in einer bestimmten sozialen Formation ausgebildeten hegemonialen Muster und Formen von Gemeinschaftlichkeit angesprochen sind.

4.2 Gesellschaftlichkeit (Sozialität)

Die kulturalistische Wende der Geistes- und Sozialwissenschaften ist sowohl mit einer Ent-Elitisierung des Kulturellen einhergegangen als auch mit einer Kulturalisierung des Sozialen.³⁷ Der Wechsel im soziolinguistischen Paradigma von der so genannten Defizitkonzeption zur Differenzkonzeption kann als eine frühe Form von „cultural turn“ in der Linguistik betrachtet werden. Der Fokus auf soziale Ungleichheit (auch: Ungerechtigkeit) wurde durch den Fokus auf kulturelle Verschiedenheit (auch: Identität) ersetzt – die Vorstellung von der Unterworfenheit unter gesellschaftliche Verhältnisse wurde durch die Ermächtigung des Subjekts im Kontext des konstruktivistischen Paradigmas in Frage gestellt. Beispielfhaft lässt sich diese Entwicklung in der Erforschung des Zusammenhangs von Sprachgebrauch und Gender verfolgen.³⁸

³⁵ Wenn ich beim Begriff der *Position* auf Anthony Giddens verweise, so deshalb, weil Giddens – im Rahmen einer In-Bezug-Setzung von Bewusstsein, Selbst und sozialen Begegnungen – soziale Positionen (und auch deren Dynamisierung im Begriff der *Positionierung*) an die „Strukturierung von Begegnungen“ (Giddens 1997, S. 138) bindet und sich mit diesem Verweis auf die konstitutive Kraft konkreter kommunikativer Akte mit dem Begriff der *Position* vom klassischen *Rollenbegriff* der Soziologie absetzt. Wenn ich selbst im Kontext dieses Beitrags von *Position* spreche, ist damit nicht genau dieser Giddens'sche Begriff gemeint, ein Bezug auf ihn liegt aber nahe.

³⁶ Bakhtin spricht davon, dass der Sprecher im Sprechen „simultaneously addresses a third party as well: he squints his eye to the side, toward the listener, the witness, the judge“ (Bakhtin 1984, S. 237; den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Per Linell).

³⁷ Vgl. Kaschuba (1995).

³⁸ Vgl. hierzu v. a. Kotthoff (2002), Günthner (2001, 2006).

Die Kulturalisierung des Sozialen lässt sich deshalb – und nicht nur in der Linguistik – auch als Entschärfung und Entpolitisierung verstehen: die Kulturwissenschaften erscheinen damit nicht notwendigerweise schon als fröhliche, aber in jedem Fall als *freundliche* Wissenschaft. Und auch wenn vor allem die angloamerikanischen Cultural Studies durchaus Machtverhältnisse thematisieren – der Name von Michel Foucault ist hier nur *ein* mögliches Stichwort –, so ist doch gerade die „semiotisch-symbolisch-hermeneutische Perspektive“ (dies ein Ausdruck von Sybille Krämer³⁹) nicht primär auf die Identifikation von Sozial- und damit von Machtverhältnissen angelegt.

Ein stärkerer Einbezug des Kommunikationsbegriffes in die kulturwissenschaftliche Diskussion (und gleichermassen in die linguistische Theoriebildung) könnte jedoch einer *reflektierten Integration* des Sozialen ins Kulturelle Vorschub leisten und damit auch zu einer neuen Berechtigung und bewussten Verwendung des Kompositums *soziokulturell* führen, das ansonsten als sinnentleerte Worthülse bzw. als semantisches Doppelgemoppel empfunden wird. Denn in der Kommunikation, in jedem konkreten kommunikativen Akt, werden nicht nur Bedeutungsgewebe, sondern auch Beziehungsgewebe gesponnen; und *Bedeutungskonstitution*, *Beziehungskonstitution* und *Machtkonstitution* sind zwar wohl analytisch, aber nicht realiter zu trennen.

Und auch wenn man die These des Evolutionspsychologen Robin Dunbar⁴⁰, dass sich die menschliche Sprache bei Hominiden als eine Form des „vocal grooming“ – als ein sprachliches ‚Lausen‘ – und damit zum Zweck der Beziehungspflege entwickelte, nicht eins zu eins übernehmen möchte, erscheint die genealogische Bindung von Bedeutung an Beziehung (und nicht umgekehrt) zumindest bedenkenswert.

4.3 Geschichtlichkeit und Kulturgeprägtheit (Historizität und Kulturalität) von Kommunikation

Mit dem Blick auf die Geschichtlichkeit bzw. Kulturgeprägtheit von Kommunikation drehe ich die bisher angelegte Perspektive um: Während ich bisher zu zeigen versucht habe, in welcher Weise sich Kultur und Gesellschaft über den Kommunikationsbegriff aufeinander beziehen lassen, steht im Folgenden die historische und kulturelle Geprägtheit von Kommunikation selbst im Vordergrund und damit auch die kulturwissenschaftliche Aufladung des Kommunikationsbegriffs.

Das Interesse der Sozial- und Geisteswissenschaften am Begriff der Kommunikation weist – in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – zunächst mehr oder weniger stark und mehr oder weniger explizit universalistische Züge auf: Kommunikation wird als ein Mechanismus⁴¹ bzw. als eine Systeme-

³⁹ Krämer (im Druck).

⁴⁰ Vgl. Dunbar (1996).

⁴¹ Die universalistische Ausrichtung ist, neben den wichtigen Anstößen, die die sich ausformende Pragmatik dem Modell verdankt (vgl. Auer 1999, S. 13 ff.), wohl einer der

matik modelliert, deren Beherrschung sich – in Analogie zu entsprechenden Vorstellungen von Sprache, Sprachbesitz und Sprachvermögen – als Kompetenz beschreiben lässt⁴² und der axiomatische Qualitäten⁴³ zugesprochen werden. Es sind dann in erster Linie ethnolinguistische Forschungsansätze sowie das praxisorientierte Forschungsfeld der Interkulturellen Kommunikation, welche die kulturelle Geprägtheit von Kommunikation beschreiben und die Musterbildung in der Kommunikation – in gewisser Weise also die Selbstformierung der Kommunikation – als kulturellen Effekt ausweisen.⁴⁴ Vor allem das von Thomas Luckmann entwickelte Konzept der „Kommunikativen Gattung“⁴⁵ bietet ein analytisches Modell, das erlaubt, Muster- bzw. Gattungsbildungen in der Kommunikation in Beziehung zu setzen zu den für eine Sozialformation spezifischen historischen Kontexten. Die primär *soziologische* Grundierung des Luckmann'schen Modells ist allerdings durch eine *kulturalistische* zu ergänzen. Das heisst, dass kommunikative Muster und eventuell auch ganze kommunikative Haushalte nicht nur an sachfunktional bestimmbare wiederkehrende kommunikative Aufgaben einer Gesellschaft gebunden sind, sondern dass sie *auch* durch unausgesprochene Werte und Einstellungen, durch nicht mehr funktionale Routinen, durch gesellschaftliche Glücks- wie Schreckphantasien, durch idealisierende Selbstzuschreibungen und durch sich nur langsam verändernde mentalitäre Dispositionen geprägt sind – das heisst, durch Gründe und Zusammenhänge, die mehrheitlich als ‚kulturell‘ zu apostrophieren wären. Die Analyse kommunikativer Praktiken und Gattungen stellt unter dieser Prämisse eine Form der Kulturanalyse dar und die Geschichte ihrer historischen Veränderungen wäre zu schreiben als eine *Kulturgeschichte der Kommunikation*.

Ein wichtiger Teilbereich im Rahmen einer solchen Kulturgeschichte der Kommunikation wäre dann – parallel zu der in den letzten 20 Jahren als Teilgebiet der Sprachgeschichtsforschung ausgebildeten Sprachbewusstseinsgeschichte – auch eine spezifische *Kommunikationsbewusstseinsgeschichte* bzw. eine *Ideengeschichte der Kommunikation*. Deren Aufgabe wäre in erster Linie die Rekonstruktion kommunikationsreflexiver Diskurse, das heisst, es ginge darum, die Vorstellungen von den Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation wie auch von den Idealformen von Kommunikation, die eine Gesellschaft bzw. deren unterschiedliche Gruppierungen pflegen, in ihrem historischen Wandel auszuleuchten.

Gründe für die Faszination, welche die „Mathematical Theory of Communication“ von Claude Shannon und Warren Weaver (1949) auf die Theoriebildung zur Kommunikation ausgeübt hat.

⁴² Vgl. hierzu v. a. den Habermas'schen Entwurf zu einer Universalpragmatik „als einer Theorie der kommunikativen Kompetenz“ (Habermas 1971, S. 107).

⁴³ So etwa durch H. Paul Grice im Rahmen seiner Konversationsmaximen.

⁴⁴ Vgl. hierzu für einschlägige Beispiele Günthner (2001b), als Überblicksartikel Ehlich (1996), Hermanns (2003).

⁴⁵ Vgl. vor allem Luckmann (1986, 1988).

Ich möchte im Folgenden Vorschläge dazu machen, welche Analyseebenen im Hinblick auf eine Ideengeschichte der Kommunikation relevant sind, und an einigen ausgewählten Beispielen auch illustrieren, welche Erkenntnisse zuhanden einer Kulturgeschichte der Kommunikation möglich sind.

5. Zu einer Ideengeschichte der Kommunikation als Teil einer Kulturgeschichte von Kommunikation

Ich thematisiere die folgenden drei Ebenen einer Ideengeschichte der Kommunikation:

- die Ebene bestimmter kommunikativer Muster und Gattungen,
- die Ebene grundlegender kommunikativer Konfigurationen,
- die Ebene des Kommunikationsbegriffes selbst.

5.1 Zur Ebene der kommunikativen Muster und Gattungen: Gespräche als Rekreation und als Arbeit

Ich möchte für eine Beispielanalyse auf dieser Ebene (wie dann auch weiter unten bei der Analyse kommunikativer Konfigurationen) in erster Linie auf eine nicht-sprachliche Quelle⁴⁶ zurückgreifen. Es handelt sich um eine Darstellung aus den „Frauenzimmer Gesprächspiele[n]“ von Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658). Das achtbändige Werk, aus dem die Abbildung stammt, ist 1644 bis 1649 erschienen und stützt sich auf vielfältige, vor allem aber französische Vorlagen.⁴⁷ Es soll belehren und unterhalten und hat über weite Strecken die Funktion eines Konversationslexikons, das sein Wissen aber vor allem in Anekdoten, in Erzählungen und nicht zuletzt in Gesprächsszenen vermittelt. Im Vorwort teilt der Autor zudem mit, er habe

„allein Anleitung geben wollen / und den Weg weisen / wie bey Ehr= und Tugend liebenden Gesellschaften freund= und fruchtbarliche Gespreche aufzubringen / und nach Beschaffenheit aus eines jeden Sinnreichen Vermögen fortzusetzen. Eingedenk / daß gute Gespräch gute Sitten erhalten und handhaben / gleichwie böse selbe verderben.“⁴⁸

Zur Gesellschaft, deren Gespräche die Leser und Leserinnen verfolgen können und die in den verschiedenen Bänden des Werkes immer wieder auftritt, gehören sechs Personen, drei Frauen und drei Männer aus Adels- bzw. Hofkreisen. Die Gegenstände ihrer Unterhaltungen sind vielfältig, sie reichen von Kräutern über Träume und Rätsel bis zu Höflichkeitsfragen. Doch es sind nicht nur die Inhalte der Gespräche, die den Lesern und Leserinnen vermittelt werden sollen, auch die dargestellten Gespräche selbst haben didaktischen Wert als Beispiele „freund- und fruchtbarlichen“ geselligen Umgangs und erstrebenswerter Sozietät.

⁴⁶ Vgl. zur Nutzbarmachung nicht-sprachlicher Quellen (bildliche Darstellungen, ‚Materialisierungen‘ von Kommunikation in Form von Gebäudestrukturen und Inneneinrichtungen) ausführlicher Linke (2007), Dieckmann (1983).

⁴⁷ Vgl. Krebs (1991).

⁴⁸ Harsdörffer (1644/1968, S. 17) [aus dem „Vorbericht An den Lesenden“].

Was Harsdörffer hier also sowohl explizit benennt als auch beispielhaft vorführt, ist „die Vorstellung, dass Gespräche glücklich machen können“⁴⁹. Die Darstellung der Gesellschaft in Abbildung (1) bringt diese Vorstellung zum Ausdruck:

Abb. 1

Wir sehen die Gesprächsrunde im Rahmen eines vornehmen Salons und damit in der geschützten Sphäre des Hauses, die allerdings traumbildlich in die domestizierte Natur und Weite eines Parks übergeht, der, ausgestattet mit den Attributen eines *locus amoenus* – Springbrunnen samt Putto, Pfauen, Marmorstatuen und die Silhouette schattender Bäume – auf das Gespräch als *kommunikativen locus amoenus*, als Ort konversationellen Glücks verweist.

Die Vorstellung des beglückenden und im körperlichen Sinne rekreativen Gesprächs hat eine lange, in die Antike zurückreichende Tradition, sie ist aber in kaum einer früheren Epoche so prominent wie im 17. Jahrhundert, aus dem auch das Harsdörffer'sche Beispiel stammt.⁵⁰

Dies wird exemplarisch deutlich, wenn Harsdörffer an anderer Stelle die „freundlichen“ Gespräche vergleicht mit einer

„mit Klee und Blumen bewachsenen lustigen Wiesen, auf welche man mit freyem Gemüt nach Belieben ausspazieren mag / und zwar nicht mit gleichem Schritt / sondern nach eines jedem vermögenden Gang und Belieben.“⁵¹

⁴⁹ Schlieben-Lange (1983, S. 141).

⁵⁰ Vgl. hierzu den überaus instruktiven Aufsatz von Schlieben-Lange (1983).

⁵¹ Harsdörffer (1655/1990, S. 545, Stichwort Gespräche).

Dem Gespräch wird hier nicht nur das Potenzial ästhetischer und emotionaler Befriedigung zugesprochen (im Bild der mit Klee und Blumen bewachsenen lustigen Wiesen), die Stichworte vom *freien Gemüt*, *Belieben* und *nach eines jeden vermögenden Gang* verweisen darüber hinaus auf eine geradezu demo-

kratische Vorstellung von Ungezwungenheit und Beteiligungsfreiheit, die hier mit dem gesprächsweisen Umgang verknüpft wird.

Man kann die historische Konjunktur dieser Vorstellung sowohl als zeichenhaften Ausdruck wie als konkrete Folge sozialer Verhältnisse und gleichzeitig als Medium kultureller und mentalitärer Entwicklungen verstehen. So hat etwa Brigitte Schlieben-Lange mit Blick auf die Konversationsideale im Frankreich des 17. Jahrhunderts vorgeschlagen, sie einerseits als Reflex einer „der *Alltagskommunikation* enthobenen Art des Miteinander-Sprechens“⁵² zu deuten, die wiederum an die Ressource der Muße und damit an die Existenz einer „leisure class“ im Sinne Veblens gebunden sei, andererseits darin aber auch den Versuch der Gesellschaft des 17. Jahrhunderts zu sehen, in der im Gespräch sowohl zeichenhaft hergestellten wie praktisch erlebten Gemeinschaft ein kurzfristiges Remedium gegen die neue Unübersichtlichkeit der Moderne zu finden.

250 Jahre später sieht die Sache und das kommunikative Arrangement gehobener Geselligkeit anders aus.⁵³

⁵² Schlieben-Lange (1983, S. 144), Hervorh. im Original.

⁵³ Mit den hier folgenden Ausführungen zum Gespräch im Spiegel des Anstandsdiskurses im ausgehenden 19. Jahrhundert lehne ich mich an Überlegungen in Linke (1996) an, ich verwende dort auch dieselben Quellen, vgl. Linke (1996, S. 209–211).

Der Empfangsakt.
Nach einer Originalzeichnung von Gust. Schö.

Abb. 2

Abbildung (2), die einer Ausgabe der „Gartenlaube“ von 1898 entnommen ist, fängt im Sinne einer idealisierenden Momentaufnahme ein, was in einem Anstandsbuch derselben Zeit als eine Art Anleitung zur Gestaltung einer gelungenen Abendgesellschaft in folgender Weise erläutert wird:

„Man gruppiert sich nach Belieben und durchaus nicht an seinen Platz gebunden. Die älteren Damen bevorzugen gewöhnlich das Sofa, die jüngeren bewegen sich oder nehmen auf den niedrigen Sesseln und Tabourets platz. Die jungen Herren beleben die Unterhaltung und machen sich den Damen beliebt, während die älteren ein Spielchen arrangieren oder ernste Tagesfragen besprechen. Jeder unterhält sich, wie es ihm wünschenswert erscheint, doch bei aller Freiheit liegt über der Gesellschaft jenes undefinierbare Etwas, das wir ‚guten Ton‘ nennen, und das so durchaus notwendig zum Wohlbefinden des Einzelnen, wie der ganzen Versammlung ist.“⁵⁴

Der Anstandsdiskurs des späteren 19. Jahrhunderts formuliert dann der angeblichen „Undefinierbarkeit“ zum Trotz sehr wohl, was zum „guten Ton“ in der gesellschaftlichen Kommunikation gehört: So etwa das bereits im Zitat angesprochene stete Bestreben, sich in Gesellschaft zu kleineren Grüppchen zu arrangieren und zwischen diesen ab und an zu wechseln; weiter das Bemühen, möglichst nur allgemeine Themen anzusprechen, an denen sich alle Gesprächspartner beteiligen können, sowie – und dies vor allem – die Kunst des aktiven Zuhörens, bei dem man dem Gegenüber durch eingeworfene kleine Bemerkungen – empfohlen werden etwa *Aha, Ach in der Tat, Wie interessant!* – den Eindruck aufmerksamster Zuwendung gibt, auch wenn das Gegenteil der Fall sein sollte, denn „der gute Ton verlangt erbarmungslos, dass wir aufmerksame Zuhörer sind“⁵⁵.

In diesem letzten Zitat ist das zentrale Stichwort gegeben: Erbarmungslosigkeit. Die gesellige Kommunikation der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts wird im zeitgenössischen Diskurs nicht als ein Ort der Rekreation, sondern der Selbstdisziplin, der Arbeit und Pflichterfüllung gezeichnet, es geht nicht um konversationelles Glück, sondern darum, das Vergesellschaftungspotential kommunikativer Begegnungen möglichst effizient zu nutzen.

So verfügt zwar die in der „Gartenlaube“-Illustration dargestellte Gesellschaft über freie Zeit, die zu Abendeinladungen, Bällen und Diners verwendet werden kann, aber nicht über Muße. Selbst das Großbürgertum bildet *keine* der höfischen und hofnahen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts entsprechende „leisure class“, denn die Arbeit an der *Selbsterstellung* der nicht ständisch abgesicherten bürgerlichen Formation hat gerade in der von eigentlicher Erwerbsarbeit freigestellten Geselligkeit ihren Ort.

Die Formierung geselliger Runden zu einer Vielzahl kleiner Grüppchen lässt sich mit Blick auf diesen soziokulturellen Kontext als zeichenhafte

⁵⁴ Schramm (1898, S. 221).

⁵⁵ Schramm (1898, S. 152).

Selbstdarstellung einer Sozialformation deuten, die sich – so Georg Simmel als zeitgenössischer Beobachter – durch die „Mannichfaltigkeit der Kreise“⁵⁶ auszeichnet. Und das Kommunikationsideal des leichten und ungezwungenen Wechsels des Einzelnen zwischen den Gruppierungen kann gelesen werden als Reflex auf Ausschlussängste in einer durch soziale Differenzierung geprägten Gesellschaft: Kommunikative Praktiken der *Integration* wären dann als kommunikative Spezifik der bürgerlichen Gesellschaft zu rechnen.

Was ich hier nur in grober Skizze zum geselligen Gespräch ausgeführt habe, nämlich die historisch und soziokulturell gebundene Stilisierung (und Nutzung) kommunikativer Muster, lässt sich bedeutend detaillierter und auch für unterschiedliche kommunikative Gattungen durchführen und würde dann die Grundlage einer *soziokulturell fundierten* Ideengeschichte der Kommunikation bilden. Das entsprechende Forschungsfeld ist erst in Ansätzen ausgesteckt, neben älteren, grundlegenden Arbeiten wie etwa denen von Claudia Schmölders⁵⁷ und Karl Heinz Göttert⁵⁸ ist an neueren Beiträgen hier vor allem der anregende Entwurf des Medien- und Kommunikationswissenschaftlers John Durham Peters zu einer „History of the Idea of Communication“⁵⁹ zu nennen – spezifisch sprachgermanistisch fundierte Beiträge sind spärlich.

Ähnliches gilt für die anderen beiden Ebenen, auf die ich im Folgenden eingehe.

5.2 Zur Ebene kommunikativer Konfigurationen: Der Blick zur Seite

Abbildung (3) zeigt Blatt 1 und 2 der 6 Blätter zu „Aufrichtigkeit und Heuchelei“ von Daniel Chodowiecki aus dem Göttinger Taschenkalender auf das Jahr 1794.⁶⁰ Dargestellt ist „Die Freundschaft“, und zwar, wie es der Titel der Bilderreihe ankündigt, in einer „aufrichtigen“ und einer „geheuchelten“ Variante.

Was neben einer Reihe anderer Unterschiede ins Auge fällt, ist, dass die Bilder zwei unterschiedliche kommunikative Konfigurationen darstellen: Während im ersten Bild die beiden sich begegnenden Freunde allein sind und somit eine reine Ich-Du-Dyade präsentiert wird, haben wir es im zweiten Bild mit einer Konfiguration von drei Positionen zu tun: Neben die Position von Ich und Du tritt die Position des Dritten, des Publikums, oder, um die Formulierung von Bakhtin nochmals aufzugreifen: des *Zuhörers*, des *Zeugen*, des *Richters*. Es ist allerdings weniger die Präsenz dieses Dritten, die dieses zweite Bild zum Ausdruck „geheuchelter Freundschaft“ macht, als vielmehr die Tat-

⁵⁶ Simmel (1989, S. 239).

⁵⁷ Schmölders (1979).

⁵⁸ Göttert (1988).

⁵⁹ Peters (1999).

⁶⁰ Ich habe diese Abbildung bereits in einem anderen Zusammenhang aufgegriffen (vgl. Linke 2004).

Abb. 3

sache, dass *auf* diesen Dritten der Seitenblick der Freunde fällt, und zwar *beider* Freunde. Während – in plakativer Zuspitzung – das erste Bild in der dargestellten Innigkeit der Begegnung als Stilisierung für mein eingangs eingeführtes Stichwort der *Gemeinschaftlichkeit* dienen könnte, kann das zweite Bild als Darstellung von deren Überlagerung durch *Gesellschaftlichkeit* verstanden werden. Wir haben es hier also mit der moralischen Aufladung kommunikativer Konfigurationen zu tun, wobei die Dyade zum Ideal erhoben wird und die Position des Dritten als Verführung zum Blick in den Spiegel, zur Selbstkontrolle und zur reflexiven Funktionalisierung der eigenen kommunikativen Position verstanden wird.

Dass die Zuordnung der beiden Konfigurationstypen durch die unterschiedliche situative Rahmung der Begegnungen sowie durch die unterschiedliche Ausstaffierung der Akteure in den Gegensatz von Adelsgesellschaft und Bürgergesellschaft eingefügt wird, gehört zum Programm der Bildreihe: Hier wird die Ablösung der Adelsgesellschaft durch das aufkommende Bürgertum als grundständiger Wechsel dominanter Kommunikationskonfigurationen gefasst. Damit erweist sich auch die Ebene der kommunikativen Konfigurationen als Objekt soziokultureller Zuschreibungen.

5.3 Zur Ebene des Kommunikationsbegriffs: *Verhandlung* bzw. *negotiation*

Was nun die Ebene des Kommunikationsbegriffs selbst anbelangt, so greife ich hier auf eine Untersuchung zurück, die Walther Dieckmann und Ingwer Paul anfangs der 1980er Jahre vorgelegt haben. Es handelt sich um eine wort- und begriffsgeschichtliche Studie zur Verwendung der Ausdrücke *aushandeln* und *verhandeln* bzw. engl. *negotiate* und *negotiation* in interaktions- und konversationsanalytischen Arbeiten; der hauptsächliche Fokus der Untersuchung liegt auf der Zeitspanne von den frühen 70er Jahren bis zu den frühen 80er Jahren. Die genannten Ausdrücke finden sich – dies ein Ergebnis der Studie – in dieser Zeitspanne sowohl als Synonyme wie auch als Erläuterungs- und Definitionsausdrücke für den Ausdruck *Kommunikation*, was im Übrigen gerade in sprachwissenschaftlichem Kontext auch über diesen Untersuchungszeitraum hinaus gilt. Die Autoren halten dazu fest:

„Einerseits wird von den Interaktanten immer wieder behauptet, dass sie Kooperativität, Reziprozität und die Einhaltung der Basisregeln allgemein beim Partner unterstellen, andererseits werden sie in den Analysen als Menschen gezeichnet, die schlechthin alles ‚aushandeln‘, alles überprüfen, für alles eine Bestätigung haben müssen, weil die Kommunikation sonst zusammenbricht. Wenn Kommunikation wirklich so problemhaft und krisenbeladen wäre, wäre schlechthin unbegreiflich, woher die Kommunizierenden eigentlich die oben benannten Unterstellungen gewonnen haben.“⁶¹

Die Autoren konstatieren, dass in dieser Modellierung von Kommunikation nicht nur Züge der kommunikativen Akte selbst beschrieben werden, sondern

⁶¹ Dieckmann/Paul (1983, S. 190).

dass damit auch die Kommunikationspartner als rational und selbstreflexiv Handelnde dargestellt werden, die zudem unter symmetrischen Interaktionsbedingungen aufeinandertreffen. Damit sei allerdings weder faktisches Kommunikationsverhalten, noch – ganz sicherlich nicht – die Perspektive der Aktanten beschrieben.

Hier erweist sich also der in der wissenschaftlichen Analyse verwendete bzw. thematisierte Kommunikationsbegriff selbst als soziokulturell geprägt; seine von Dieckmann und Paul belegte wissenschaftliche Modellierung weist deutliche Züge einer demokratischen Grundierung unter Ausblendung von Macht- bzw. Ungleichheitsverhältnissen auf.

Allerdings: Walther Dieckmann und Ingwer Paul stellen am Schluss ihres Aufsatzes auch die Frage, ob nicht auch die Kommunizierenden selbst und gerade im historisch gesellschaftlichen Rahmen der 60er Jahre die Verhandlung als eine Art ‚Leitschema‘ kommunikativen Handelns betrachten und entsprechend alle oder zumindest ein grosses Spektrum kommunikativer Prozesse unter der Perspektive des „durch Aushandeln zu bewerkstellenden Interessenausgleichs“⁶² wahrgenommen haben. Bejaht man diese Frage, dann wären sowohl die wissenschaftliche Modellierung des Kommunikationsbegriffs wie auch die Selbstwahrnehmung von Kommunizierenden in den 1970er und frühen 1980er Jahren durch dieselben soziokulturellen Faktoren, durch „historisch und gesellschaftlich verortbare[n] Bewusstseinsformen“⁶³ geprägt gewesen. Und diese wiederum müssten ihrerseits als Korrelat der neuen, zum Teil durchaus experimentellen, kommunikativen Muster der 60er und 70er Jahre verstanden werden.

Vor diesem Hintergrund – und nicht zuletzt angesichts der Tatsache, dass sowohl die Formulierung wie das Konzept des ‚kommunikativen Aushandelns‘ gerade in pragmatisch-gesprächsanalytischen Kontexten auch heute noch in der Linguistik sehr präsent sind – wird die Beobachtung interessant, dass sich in den letzten 20 Jahren eine auffällige Veränderung im Alltagssprachgebrauch des Verbs *kommunizieren* zeigt: Die (intransitive) Konstruktion *mit jemandem kommunizieren* wird zunehmend konkurrenziert durch die (transitive) Konstruktion *etwas kommunizieren*. Im letzteren Muster wird Kommunikation nicht mehr als gemeinschaftliche, alle Interaktionspartner gleichermaßen einbeziehende Handlung, sondern als ein vom Sprecher allein verantworteter, monologistischer Transfer einer Information modelliert, wenn es etwa heisst: „das muss man einfach entsprechend kommunizieren“ oder „das wurde schlecht kommuniziert“. Diese (sprachliche) Konzeptualisierung von ‚Kommunikation‘, die gerade im Rahmen öffentlicher – politischer und wirtschaftlicher – Kommunikation relativ prominent ist, stellt eine Gegenbewegung zu dem von Dieckmann und Paul erarbeiteten begriffsgeschichtlichen Befund dar. Eine detailliertere Analyse würde sich lohnen.

⁶² Dieckmann/Paul (1983, S. 193).

⁶³ Ebd.

6. Fazit

Ich habe versucht zu zeigen, dass Sprache, Kultur und Gesellschaft über Kommunikation miteinander vermittelt sind, dass im konkreten kommunikativen Austausch von Individuen *Vergesellschaftung* und *Kulturschöpfung* gleichermaßen und gleichzeitig ihren Ort haben und nicht voneinander ablösbar sind. Die Muster des kommunikativen Austausches, ihrerseits kulturell geprägt und selbst zeichenhaft, bilden die historisch variablen Bedingungen der Produktion von *Beziehungen* wie von *Bedeutungen*. Die Beschreibung der historischen Veränderung von kommunikativen Ordnungen (das heisst von Mustern kommunikativer Konfigurationen), von kommunikativen Praktiken und von kommunikativen Gattungen (sowie von ganzen Gattungshaushalten im Sinne Luckmanns⁶⁴) wäre deshalb eine anzustrebende Ergänzung zu einer Sprachgeschichte im engeren Sinne – bestimmte sprachliche Veränderungen lassen sich vielleicht nur im Rahmen einer solchen Kommunikationsgeschichte funktional erklären.

Und mit Blick auf die Nachbarwissenschaften der Sprachwissenschaft, vor allem auf die Geschichtswissenschaft, Europäische Kulturwissenschaft, Literaturwissenschaft und die Medienwissenschaften, böte eine entsprechende Kulturgeschichte der Kommunikation eine wichtige Schnittstelle sowie eine vielfältig nutzbare Wissensressource.

Der Ideengeschichte der Kommunikation, das heisst der Geschichte der Norm- und Idealvorstellungen von Kommunikation, kommt in diesem Kontext eine prominente Funktion zu. Dass gerade unter ideengeschichtlicher Perspektive auch die wissenschaftlichen Modellierungen des Kommunikationsbegriffs als soziokulturell überformt und historisch variabel betrachtet werden müssen und damit ihrerseits zum Gegenstand einer Ideengeschichte der Kommunikation gemacht werden können, verpflichtet nicht zuletzt alle Disziplinen, die *Kommunikation* zu ihrem fachspezifischen Kernvokabular rechnen, zu entsprechender Selbstreflexion.

Literatur

- Auer, Peter (1999): Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern. Tübingen.
- Arbib, M. A. (2002): Grounding the Mirror System Hypothesis for the Evolution of the Language-Ready Brain. In: Cangelosi, A./Parisi, D. (eds.): Simulation the Evolution of Language. London etc. p. 229–254.
- Bachmann-Medick, Doris (1996): Einleitung. In: Dies. (Hg.): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Frankfurt a. M. S. 7–66.
- Bakhtin, Mikhail M. (1973): Marxism and the Philosophy of Language. Transl. Ladislav Matejka and I. R. Titunik. [Orig. published under the name of Valentin Nikolaevic Volosinov.] New York.
- Bakhtin, Mikhail M. (1984): Problems of Dostoevsky's Poetics. Translated and edited by Carol Emerson. Minneapolis.

⁶⁴ Luckmann (1988).

- Boas, Franz (1911/1963): Introduction. In: Handbook of American Indian Languages. Ed. by Franz Boas. Washington DC.
- Busse, Dietrich (1987): Historische Semantik. Analyse eines Programms. Stuttgart.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen. S. 10–28.
- Cassirer, Ernst (1944): An Essay on Man. An Introduction to a Philosophy of Human Culture. New Haven.
- Cassirer, Ernst (1996): Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur. Hamburg.
- Cassirer, Ernst (1994): Philosophie der symbolischen Formen. Teil 1. Die Sprache. 10. unveränd. Aufl. Darmstadt. (Reprograf. Nachdr. der 2. Aufl., Darmstadt 1953).
- Dieckmann, Walther (1983): Materialisierte Normen in Prozessen institutioneller Kommunikation. In: Ders. (Hg.): Politische Sprache, politische Kommunikation. Heidelberg. S. 246–254.
- Dieckmann, Walther/Paul, Ingwer (1983): „Aushandeln“ als Konzept der Konversationsanalyse. Eine wort- und begriffsgeschichtliche Analyse. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 2,2, S. 169–196.
- Dunbar, Robin (1996): Grooming, Gossip and the Evolution of Language. London/Boston.
- Ehlich, Konrad (2006): Die Vertreibung der Kultur aus der Sprache. 13 kurze Reflexionen zu einem reflexionsresistenten Thema. In: ZGL 34 1/2, S. 50–63.
- Elias, Norbert (1976): Über den Prozess der Zivilisation. Bd. 1. Frankfurt a. M.
- Geertz, Clifford (1973): Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture. In: The Interpretation of Cultures. Selected Essays by Clifford Geertz. New York. p. 3–32.
- Geertz, Clifford (1991): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. 2. Aufl. Frankfurt a. M.
- Giddens, Anthony (1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. 3. Aufl. Frankfurt a. M./New York.
- Goffman, Erving (1987): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt a. M. [Engl. Original: Interaction Ritual. Essays on Face-to-Face Behavior. New York 1967.]
- Göttert, Karl Heinz (1988): Kommunikationsideale. Untersuchungen zur europäischen Konversationstheorie. München.
- Goodman, Nelson (1978): Ways of Worldmaking. Cambridge MA.
- Günthner, Susanne (2001a): Die kommunikative Konstruktion der Geschlechterdifferenz: sprach- und kulturvergleichende Perspektiven. In: Muttersprache 3, S. 205–219.
- Günthner, Susanne (2001b): Kulturelle Unterschiede in der Aktualisierung kommunikativer Gattungen. In: Info DaF 28, a/2001, S. 15–32.
- Günthner, Susanne (2006): Doing vs. Undoing Gender? Zur Konstruktion von Gender in der kommunikativen Praxis. In: Bischof, Doerte/Wagner Engelhaaf, Martina (Hg.): Mitsprache, Rederecht, Stimmgewalt. Genderkritische Strategien und Transformationen der Rhetorik. Heidelberg. S. 35–58.
- Günthner, Susanne/Linke, Angelika (2006): Linguistik und Kulturanalyse – Ansichten eines symbiotischen Verhältnisses. In: ZGL 34.1/2, S. 1–27.
- Habermas, Jürgen (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Habermas, Jürgen/Luhmann, Niklaus: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt a. M. S. 101–141.

- Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage. Frankfurt a. M.
- Harsdörffer, Georg Philipp (1644/1968): Frauenzimmer Gesprächspiele. 1. Teil. Hrsg. v. Irmgard Böttcher. Tübingen. (Deutsche Neudrucke, Reihe Barock 13).
- Harsdörffer, Georg Philipp (1655/1990): *Ars Apophthegmatica*. Das ist: Kunstquellen Denkwürdiger Lehrsprüche und Ergötzlicher Hoffreden. Bd. 1. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Braungart. Frankfurt a. M. (Texte der Frühen Neuzeit).
- Hermanns, Fritz (1985): Sprechkrafttheorie. Zu einem Fall von Sprachmagie in der Sprachwissenschaft. In: Grazer Linguistische Studien 23, S. 35–64.
- Hermanns, Fritz (2003): Interkulturelle Linguistik. In: Handbuch interkulturelle Germanistik. Hrsg. von Alois Wierlacher und Andrea Bogner. Stuttgart/Weimar. S. 363–373.
- Holquist, Michael (1997): The Politics of Representation. In: Mind, Culture, and Activity. Seminal Papers from the Laboratory of Comparative Human Cognition. Ed. by Michael Cole, Yrjö Engeström, Olga Vasquez. Cambridge. S. 389–408.
- Hora, Eginhard (1966): Zum Verständnis des Werkes. In: Vico, Giambattista: Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Reinbeck bei Hamburg. S. 229–247.
- Humboldt, Wilhelm von (1905): Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. In: Wilhelm von Humboldts Werke. Bd. 4. Hrsg. von Albert Leitzmann. Berlin. S. 1–34.
- Humboldt, Wilhelm von (1907): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes. In: Wilhelm von Humboldts Werke. Bd. 7. Hrsg. von Albert Leitzmann. Berlin. S. 1–344.
- Jäger, Ludwig (1993a): „Language, Whatever That may be“. Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 12,1, S. 77–106.
- Jäger, Ludwig (1993b): „Chomsky's problem“. Eine Antwort auf Bierwisch, Grewendorf und Habel. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 12,2, S. 235–260.
- Jäger, Ludwig (1993c): Sprache oder Kommunikation? Zur neuerlichen Debatte über das Erkenntnisobjekt der Sprachwissenschaft. In: Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Hans Jürgen Heringer und Georg Stötzel. Berlin/New York. S. 11–33.
- Jäger, Ludwig (2001): Sprache als Medium. Über die Sprache als audiovisuelles Dispositiv des Medialen. In: Wenzel, Horst/Seipel, Wilfried/Wunberg, Gotthart (Hg.): Audiovisualität vor und nach Gutenberg – Zur Kulturgeschichte der medialen Umbrüche. Wien. S. 19–42. (Schriften des Kunsthistorischen Museums 6).
- Jäger, Ludwig (2004): Wieviel Sprache braucht der Geist? Mediale Konstitutionsbedingungen des Mentalen. In: Jäger, Ludwig/Linz, Erika (Hg.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München. S. 15–42.
- Jäger, Ludwig (2006): „ein nothwendiges Uebel der Cultur“. Anmerkungen zur Kulturwissenschaftlichkeit der Linguistik. In: ZGL 34.1/2, S. 28–49.
- Kaschuba, Wolfgang (1995): Kulturalismus: Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Ders. (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven europäischer Ethnologie. Berlin.
- Kotthoff, Helga (2002): Was heißt eigentlich „doing gender“? Zu Interaktion und Geschlecht. In: van Leeuwen Turnovcová, J. et al. (Hg.): Gender Forschung in der Slawistik. Wien. (Wiener Slawistischer Almanach, Sonderband 55).
- Krebs, Jean Daniel (1991): Georg Philipp Harsdörffers Frauenzimmer Gesprächspiele:

- Konversation als Erziehung zur „honnêteté“. In: Montandon, Alain (Hg.): Über die deutsche Höflichkeit. Entwicklung der Kommunikationsvorstellungen in den Schriften über Umgangsformen in den deutschsprachigen Ländern. Zusammengestellt und herausgegeben von Alain Montandon. Bern etc. S. 43–60.
- Krämer, Sybille (im Druck): Von der „Tiefe“ des intellektualistischen Sprachbildes zur „Oberfläche“ der verkörperten Sprache. In: Linke, Angelika/Feilke, Helmuth (Hg.): Performanz und Oberfläche. [erscheint 2008].
- Kroeber, A. L./Kluckhohn, Clyde (1952): *Culture. A Critical Review of Concepts and Definitions*. With the Assistance of Wayne Untereiner and Appendices by Alfred G. Meyer. Cambridge MA.
- Linell, Per (1998): *Approaching Dialog. Talk, Interaction, and Contexts in Dialogical Perspectives*. Amsterdam.
- Linell, Per (2005): *The Written Language Bias in Linguistics: Its Nature, Origin and Transformations*. Oxford.
- Linke, Angelika (1996): *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart/Weimar.
- Linke, Angelika (2004): Das Unbeschreibliche. Zur Sozialesemiotik adeligen Körperverhaltens im 18. und 19. Jahrhundert. In: Conze, Eckart/Wienfort, Monika (Hg.): *Adel und Moderne. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert*. Köln etc. S. 247–268.
- Linke, Angelika (2005): Kulturelles Gedächtnis. Linguistische Perspektiven auf ein kulturwissenschaftliches Forschungsfeld. In: Busse, Dietrich/Niehr, Thomas/Wengeler, Martin (Hg.): *Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik*. Tübingen. S. 65–86.
- Linke, Angelika (2007): Communicative Genres as Categories in a Sociocultural History of Communication. In: *Germanic Language Histories „from Below“ (1700–2000)*. Ed. by Stephan Elspaß, Nils Langer, Joachim Scharloth, Wim Vandenbussche. Berlin/New York. p. 473–493.
- Lotman, Juri M. et al. (1975): Theses on the Semiotic Study of Cultures (as Applied to Slavic Texts). In: Sebeok, T.A. (ed.): *The Tell-Tale Sign: A Survey of Semiotics*. Lisse. p. 57–83.
- Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 27, S. 191–211.
- Luckmann, Thomas (1988): Kommunikative Gattungen im kommunikativen „Haushalt“ einer Gesellschaft. In: Smolka Koerdt, Gisela et al. (Hg.): *Der Ursprung der Literatur*. München. S. 279–288.
- Maas, Utz (1981): Eine historische Anmerkung zur Kulturdiskussion und ein Hinweis auf den kulturanalytischen Ansatz des Birminghamer Centre for Contemporary Cultural Studies. In: Held, J. (Hg.): *Kunst und Alltagskultur*. Köln. S. 25–44.
- Maas, Utz (1985): *Kulturanalyse und Sprachwissenschaft*. In: Ballmer, Th./Posner, R. (Hg.): *Nach Chomskysche Linguistik*. Berlin. S. 91–111.
- Maas, Utz (1987): Der kulturanalytische Zugang zur Sprachgeschichte. In: *Wirkendes Wort* 37, S. 87–104.
- Marková, Ivana (2003): *Dialogicality and Social Representations. The Dynamics of Mind*. Cambridge.
- Montandon, Alain (Hg.) (1991): Über die deutsche Höflichkeit. Entwicklung der Kommunikationsvorstellungen in den Schriften über Umgangsformen in den deutschsprachigen Ländern. Zusammengestellt und herausgegeben von Alain Montandon. Bern etc.
- Paul, Hermann (1880/1976): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Tübingen.

- Peters, John Durham (1999): *Speaking into the Air. A History of the Idea of Communication*. Chicago and London.
- Rommetveit, Ragnar (2003): On the Role of „a Psychology of the Second Person“ in Studies of Meaning, Language and Mind. In: *Mind, Culture & Activity* 10/2003, S. 205–218.
- Sacks, Harvey (1984): On Doing „Being Ordinary“. In: *Structures of Social Action. Studies in Conversation Analysis*. Ed. by J. Maxwell Atkinson and John Heritage. Cambridge.
- Scharloth, Joachim (im Druck): Performanz als Modus des Sprechens und Interaktionsmodalität. Linguistische Fundierung eines kulturwissenschaftlichen Konzeptes. In: Linke, Angelika/Feilke, Helmuth (Hg.): *Performanz und Oberfläche*. [erscheint 2008]
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): Vom Glück der Konversation. Bemerkungen zum Flamenca Roman, zur Konversationsethik des 17. Jahrhunderts und zum Reduktionismus heutiger Gesprächsauffassung. In: *LiLi* 50, S. 141–156.
- Schmölders, Claudia (1979): *Die Kunst des Gesprächs*. München.
- Schramm, H [ermine] [d. i. Hermine Meißner] (1898): *Der Gute Ton oder das richtige Benehmen. Ein Ratgeber für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben*. 5. Aufl. Berlin.
- Simmel, Georg (1989): Aufsätze 1887–1890, Ueber sociale Differenzierung. Die Probleme der Geschichtsphilosophie (1892). Bd. 2 der Gesamtausgabe. Hrsg. von Heinz Jürgen Dahme. Frankfurt a. M.
- Tylor, Edward B. (1871): *Primitive Culture. Researches into the Development of Methodology, Philosophy, Religion, Art and Custom*. London.
- Vološinov, Valentin N. (1975): *Marxismus und Sprachphilosophie*. Berlin.
- Weber, Max (1981): *Soziologische Grundbegriffe*. 5. erneut durchges. Aufl. Tübingen. (UTB 541).

ANGELA D. FRIEDERICI

Sprache und Gehirn¹

Abstract

Sprachverstehen ist ein hochkomplexer Prozess bei dem eine Reihe von Subprozessen aufgerufen und zeitlich koordiniert werden müssen. Linguistische Theorien und psycholinguistische Modelle postulieren unterschiedliche Prozessdomänen für die Verarbeitung von gesprochener Sprache: Semantik, Syntax und Phonologie und innerhalb dieser, die Prosodie. Neurophysiologische Studien, die auf den zeitlichen Verlauf dieser Prozesse im Gehirn fokussieren, zeigen, dass syntaktische Information früh und unabhängig von semantischer Information verarbeitet wird. Bildgebende Verfahren belegen, dass diese verschiedenen Prozessdomänen von unterschiedlichen neuronalen Netzwerken in der linken Hirnhälfte unterstützt werden. Für die syntaktische Verarbeitung können dabei zwei Subnetzwerke differenziert werden. Ein Netzwerk, bestehend aus dem frontalen Operculum und dem anterioren Anteil des oberen Temporalgyrus, zeichnet verantwortlich für die Verarbeitung der lokalen Phrasenstruktur. Ein zweites Netzwerk, bestehend aus dem Broca-Areal und dem hinteren Anteil des oberen Temporalgyrus, ist verantwortlich für die Verarbeitung hierarchischer Strukturen. Die rechte Hirnhälfte ist vornehmlich für die Verarbeitung prosodischer Information auf Satzebene zuständig. Die schnelle Kommunikation zwischen beiden Hirnhälften ist Voraussetzung für eine enge Koppelung von syntaktischer und prosodischer Verarbeitung auf dem Weg zum Sprachverstehen. Diese wird durch eine Hirnstruktur gesichert, die die beiden Hemisphären miteinander verbindet. Als Beleg hierfür gilt der Befund, dass Patienten mit Schädigung dieser Hirnstruktur keine normale Interaktion zwischen grammatischer und prosodischer Information zeigen.

1. Neurobiologische Grundlagen

Der vorliegende Beitrag, der auf die Frage fokussiert, wie Sprache und Gehirn zusammenhängen, befindet sich zweifellos ganz am äußeren Pol der Gesamthematik der diesjährigen Tagung „Sprache, Kognition, Kultur“.

Wenn wir nach den neurobiologischen Grundlagen der Sprachfähigkeit des Menschen fragen, gibt es einen weitgehenden Konsens darüber, dass die Sprachfähigkeit durch die genetische Ausstattung des Menschen bedingt ist. Das Gehirn des Menschen ist es, das die Leistung des Sprechens und des Ver-

¹ Der vorliegende Beitrag basiert auf einen Vortrag, den Angela Friederici auf der Tagung des IDS 2007 gehalten hat. Er berichtet vornehmlich über empirische Arbeiten aus dem eigenen Labor.

stehens erbringt, Fähigkeiten, die wir täglich und mühelos realisieren. Auch wenn wir mit großer Sicherheit wissen, dass dies so ist, so wissen wir noch relativ wenig darüber, wie das Gehirn im Detail funktioniert. Es wäre nicht nur aus theoretischen Gründen wünschenswert, besser über diese Vorgänge und Zusammenhänge Bescheid zu wissen. Vielmehr könnten wir, wenn wir besser wüssten, wie das Gehirn diese Leistung erbringt, mit mehr Aussicht auf Erfolg an die Entwicklung von Computerprogrammen gehen, die es dann in dieser Hinsicht dem Menschen gleich tun könnten.

Um die für die Sprachfähigkeit relevanten Aspekte besser beschreiben zu können, ist es von Interesse, die uns nächstverwandte Spezies anzuschauen, die nichtmenschlichen Primaten, die genetisch gesehen nur 1,7 Prozent von uns entfernt sind. Denn trotz dieser Nähe verfügen die Affen nicht über diese Fähigkeit. Affen können natürlich nicht sprechen, weil sie keine Artikulationsorgane haben. Aber es gelingt ihnen auch nicht, Sprache zu verstehen, obwohl sie Sprachlaute hören können.

2. Relevante Hirnareale

Wie können wir das erklären? Können wir jene neuronalen Grundlagen spezifizieren, die diese dem Menschen eigene besondere Leistung des Sprachverstehens mit sich bringen? Um dieser Frage etwas genauer nachzugehen, sehen wir uns einmal im Vergleich die Bilder eines menschlichen und eines Affenhirns an.

Wenn man die beiden Hirne vergleicht, stellt man fest, dass vor allem der präfrontale Kortex beim Affen sehr viel kleiner ist als beim Menschen (Abb. 1).

Abb. 1

Innerhalb dieses präfrontalen Kortex sind nun diejenigen Bereiche, die in der Abbildung besonders markiert sind, von besonderem Interesse. Da ist vor allem das Broca-Areal (die Areale 44 und 45b in Abb. 1), von dem wir wissen, dass es für die der Grammatikverarbeitung zuständig ist und zwar sowohl in der Sprachproduktion wie im Sprachverstehen. Im Vergleich sieht man, dass gerade diese beiden Areale bei dem Affen sehr klein sind.

Wie kommt man dazu, diese beiden Areale von anderen abzugrenzen? Das geschieht aufgrund der Zytoarchitektonik, die die einzelnen Areale haben. Die Entdeckung dieser Unterschiede geht auf das Jahr 1909 zurück, als Korbinian Brodmann (Brodmann 1909) diese verschiedenen Kortexareale beim Menschen analysiert hat und dabei feststellte, dass es offensichtlich zwischen diesen verschiedenen Arealen Unterschiede gibt. Analysiert hat er die aus sechs Schichten bestehende Großhirnrinde im Hinblick auf ihre Zellstruktur. Unterschiede fand er bezüglich der Zelldichte in Schicht IV des Kortex. Die Brodmann Areale (BA) 44 und 45 sind diejenigen, die man als dysgranulär (44) beziehungsweise granulär (45) bezeichnet. Diese Areale sind phylogenetisch jünger als die anderen Areale, z. B. Areal 4 und 6, die von agranulärer Struktur sind (Sanides 1962). Es ist vielleicht nicht von ungefähr, dass gerade diese phylogenetisch jüngeren Areale bei unserem nichtmenschlichen Verwandten – dem Makaken – so klein sind (Petrides/Pandya 1994).

Die Areale 44 und 45 bilden gemeinsam das sogenannte Broca-Areal. Wie kommt es dazu, dass dieses Areal Broca-Areal genannt wird? Paul Broca hat 1865 einen Beitrag veröffentlicht (Broca 1865), in dem er einen Patienten beschrieb und gleichzeitig auch die Hirnläsion, die dieser Patient hatte. Er hatte diesen Patienten in seinem Verhalten lange beobachtet und als der Patient dann fünf Jahre später starb, konnte er nach einer Autopsie auch Informationen darüber gewinnen, welche Hirnareale bei diesem Patienten durch einen Schlaganfall geschädigt waren.

Abb. 2

Abbildung 2a zeigt das Originalgehirn dieses Patienten, Mr. Le Borgne. Mr. Le Borgne hatte eine Läsion im vorderen Anteil des Frontalkortex der linken Hemisphäre (eingekreister Teil) und konnte nur noch eine Silbe produzieren. Mit dieser einen Silbe war er allerdings in der Lage, zu zeigen, dass er Sprache verstehen konnte. Er konnte sie entweder mit positiver oder negativer Intonation artikulieren und damit Fragen, die an ihn gerichtet wurden, bejahen oder verneinen. Dieses Gehirn wurde fast hundert Jahre später in Paris in einem pathologischen Institut gefunden und damals hatte man dann die Möglichkeit, dieses Gehirn in einem Computertomographen und die Läsion, die dieser Patient hatte, genauer zu analysieren. In dem in Abbildung 2b abgebildeten horizontalen Gehirnschnitt werden die durch den Schlaganfall geschädigten Partien sichtbar (eingekreister Teil). Wenn man die linke mit der rechten Hemisphäre vergleicht, wird deutlich, dass sich in der linken Hälfte des Gehirns eine große Läsion befindet. Die Tatsache, dass dieser Patient nur noch eine Silbe produzieren konnte, aber keine Sätze mehr, hat Paul Broca dazu gebracht, das geschädigte Hirnareal als das Areal zu kennzeichnen, das für die Sprachproduktion zuständig sei (Abb. 3). Heute wissen wir, dass das Broca-Areal nicht nur für die Sprachproduktion zuständig ist, sondern für die Verarbeitung von syntaktischen Strukturen, und das nicht nur in der Sprachproduktion sondern auch im Sprachverstehen. Patienten mit Läsionen in diesem Areal sprechen agrammatisch. Ihr Defizit in der Perzeption zeigt sich allerdings nur, wenn sie mit Sätzen konfrontiert werden, die nicht mehr auf Grund von semantischem oder pragmatischem Wissen verarbeitet werden können, sondern der syntaktischen Analyse bedürfen.

Carl Wernicke hat kurze Zeit später sechs Patienten beschrieben, die im Grunde genommen ein Spiegelbild des Verhaltens dazu darstellten (Wernicke 1876). Diese Patienten konnten Sprache nicht mehr verstehen, hatten aber einen flüssigen Sprachoutput. Wenn man jedoch genau hinhörte, stellte man fest, dass ihr Sprachoutput inhaltsleer war. Es waren grammatische korrekte Floskeln, die mit Wörtern wie z. B. *das Dings da* oder entsprechende inhaltsarme Formulierungen gefüllt waren. Auch in diesen Fällen konnte nach dem Tod der Patienten die Art der Läsionen genauer bestimmt werden. Diese Patienten hatten alle Läsionen im Temporallappen, und zwar im oberen Gyrus des Temporallappens, dort wo sich die in Abbildung 3 markierte Region, die als Wernicke-Areal bezeichnet wird, befindet.

Die beiden gerade vorgestellten Areale werden in den klassischen Modellen als das Broca-Areal zuständig für die Sprachproduktion und das Wernicke-Areal zuständig für das Sprachverstehen definiert. Diese klassische Grundannahme ist in neuerer Zeit revidiert worden. Heute geht man davon aus, dass das Broca-Areal vornehmlich für syntaktische Verarbeitung relevant ist und das Wernicke-Areal für lexikalisch-semantische Prozesse. Für das Sprachverstehen sind soweit beide Areale von Bedeutung. Dem Sprachverstehen wollen wir uns im weiteren gezielt zuwenden.

Abb. 3

3. Grundlagen des Sprachverstehens

3.1 Leitfragen der Forschung

Wenn man die neuronalen Grundlagen des Sprachverstehens zu erforschen versucht, folgt man den folgenden die Forschung leitenden Fragen:

Da ist zunächst einmal die Frage, welche Gehirnareale die Satzverarbeitung, d. h. die syntaktischen, semantischen und prosodischen Prozesse unterstützen. Mit der Frage, wo im Gehirn etwas geschieht, haben wir aber noch nicht beantwortet, wie Sprachverstehen vor sich geht.

Eine zweite relevante Frage ist die nach der zeitlichen Koordination der verschiedenen Teilprozesse. Bei der akustischen Wahrnehmung von Sprache sind die Prozesse stark miteinander verknüpft. Die Forschungsstrategie ist nun, zu sehen, wie man den komplexen Prozess zeitlich auseinanderziehen kann, um die Subprozesse getrennt beobachten zu können. Zur systematischen empirischen Erforschung dieser Prozesse braucht man ein Modell, innerhalb dessen die einzelnen Experimente einzelne Prozesse untersuchen. Modelle dieser Art sind sicherlich eine verkürzte oder vereinfachte Version der Annahmen, die in der Psycholinguistik bezüglich der verschiedenen Prozesse der Sprachverarbeitung gemacht werden. Dennoch wollen wir ein solches Modell als Ausgangspunkt nehmen.

3.2 Die Verarbeitung akustischer Sprachinformation

Wenn man der Frage nachgeht, wie und in welchen Schritten akustische Sprachinformation verarbeitet wird, ist naheliegender Weise zunächst anzu-

nehmen, dass die akustisch-phonetische Verarbeitung den ersten Schritt in der Verarbeitungsserie darstellt.

Die linke Seite des Modells (Abb. 4) stellt die Aktivitäten in der linken Gehirnhälfte dar. Annahme ist, dass nach dem ersten Verarbeitungsschritt initial eine lokale syntaktische Struktur erstellt wird. In einem weiteren Schritt müssen semantische Relationen, sowie grammatische und thematische Relationen festgelegt werden, damit es zu einer Interpretation kommen kann. Für eine Interpretation werden diese letztgenannten Informationen in einer dritten Verarbeitungsphase miteinander integriert.

Abb. 4

Für die akustische Sprachverarbeitung gilt nun noch ein zweiter Verarbeitungsweg. Wenn man akustische Sprachinformation wahrnimmt, werden auch Informationen über die Prosodie, also Tonhöheninformationen und ganz bestimmte Betonungsmuster wahrgenommen und verarbeitet. Prosodische Information ist nicht nur wichtig, um die emotionale Bedeutung einer Äußerung zu interpretieren, sondern die Tonhöheninformation ist vor allem relevant, wenn es darum geht, Intonationsphrasengrenzen im Sprachinput zu identifizieren. Dies ist insofern von Bedeutung als jede Intonationsphrasengrenze gleichzeitig eine syntaktische Grenze darstellt. Dass und wie der Mensch diese Intonationsphrasengrenzen für die akustische Sprachverarbeitung nutzt, wird unten genauer dargelegt werden.

Die bildgebenden Verfahren, die es uns erlauben, die Orte und zeitlichen Abläufe von Aktivitäten des Gehirns bei der Sprachverarbeitung zu dokumentieren, lassen erkennen, dass syntaktisch-semantische Verarbeitungsprozesse von der linken Hemisphäre (LH) geleistet werden und dass prosodische

Information von der rechten Hemisphäre (RH) verarbeitet wird (Abb. 4). Bei dieser Aufteilung der Informationsverarbeitung stellt sich natürlich die Frage, wie diese beiden Informationstypen während der Sprachverarbeitung zusammenkommen. Auch dies wird zu diskutieren sein.

Oben wurde bereits darauf hingewiesen, dass es bei der empirischen Erforschung der Sprache gilt, diese in unserer alltäglichen Wahrnehmung in einem komplexen Akt stattfindenden Prozesse zeitlich auseinander zu ziehen. Dass das ein objektives Problem ist, kann man schon daraus ableiten, dass alle Prozesse, die wir als Teile dieses Aktes beschrieben haben, in weniger als einer Sekunde stattfinden. Für die Sprachintegrationsprozesse werden z. B. 600 Millisekunden gebraucht, d. h. alle diese Informationsverarbeitungsprozesse laufen mit Hochgeschwindigkeit ab.

4. Syntaktische und semantische Verarbeitungsprozesse

4.1 Experimente: korrekte und inkorrekte Sätze

Wie kann man unter den so gegebenen Umständen die semantischen und syntaktischen Verarbeitungsprozesse, die während der Satzverarbeitung gemeinsam ablaufen, genauer untersuchen? Hier haben die bildgebenden Verfahren, die neuerdings zur Verfügung stehen, viele neue Evidenzen darüber gebracht, wie einzelne Prozesse im Gehirn repräsentiert sind. Während bis vor zwanzig Jahren die Information, die wir von Patienten mit entsprechenden Sprachstörungen hatten, die hauptsächliche Basis unserer Modelle bildete, so können wir heute – mit all den damit gegebenen methodischen Beschränkungen, die die neuen Verfahren mit sich bringen – in das lebende, gesunde Gehirn schauen, um diese Sprachverarbeitungsprozesse abzubilden.

Das ermöglicht die Technik der funktionellen Magnetresonanztomographie (fMRT). Sie misst den regionalen Blutfluss über den metabolischen Veränderungen, also die Sauerstoffveränderung im Blut. Aktivitäten von einzelnen Neuronen erfordern Sauerstoff, der durch das Blut transportiert wird. Da sauerstoffreiches Blut stärker paramagnetisch ist als sauerstoffarmes Blut, kann dies mit dem MRT gemessen werden und als Indiz für entsprechende Gehirnaktivitäten gelesen werden.

Wenn man diese Technik in einem Experiment nutzt, so kann man sehen, in welchen Regionen Hirnaktivitäten als Reaktion auf ganz bestimmte spezifische Inputs und dadurch ausgelöste Prozesse stattfinden.

Da die verschiedenen Informationen, um die es bei der Sprachverarbeitung geht, d. h. Syntax und Semantik im Satz stark miteinander verwoben sind, müssen diese experimentell segregiert werden. Eine Möglichkeit ist, in den Satz ganz bestimmte Fehler einzubringen, wobei der Fehlertyp für die jeweils relevante Ebene sensitiv gemacht sein muss. So kann man einen Satz durch einen Fehler, der auf semantischer Ebene liegt, semantisch inkorrekt machen (1).

(1) *Das Lineal wurde gefüttert.*

In diesem Fall erfordert das Verb ein Nomen als Subjekt des Passivsatzes, das mit einem semantischen Merkmal {+animate} verträglich ist. Syntaktische Inkorrektheit kann man dadurch herstellen, dass man nach einer Präposition, nach der eine Nominalphrase obligatorisch ist, ein Verb einfügt (2).

(2) *Die Gans wurde im gefüttert.*

Die Frage ist, ob und ggf. wie das Gehirn auf solche Fehler im Gegensatz zu einem korrekten Satz (3) reagiert.

(3) *Das Baby wurde gefüttert.*

Wenn Versuchspersonen solche systematisch variierten Sätze hören, werden unterschiedliche Hirnaktivitäten sichtbar. Auf inkorrekte Sätze reagiert das Gehirn mit mehr Aktivität als auf korrekte Sätze, und zwar im Wernicke-Areal, also im oberen Gyrus des Temporallappens.

Abb. 5

Abbildung 5 zeigt diesen Unterschied für semantisch inkorrekte Sätze gegenüber korrekten Sätzen. Wenn man die Areale der Aktivierung genauer betrachtet, fällt auf, dass innerhalb dieses Gyrus vor allem der hintere (posteriore) und der mittlere Anteil einen signifikanten Unterschied (durch * gekennzeichnet) in der Aktivierung zeigen, nicht aber der vordere (anteriore) Anteil.

Wenn es darum geht, syntaktische Fehler zu entdecken und zu verarbeiten, taucht eine signifikant vermehrte Aktivität gerade in diesem Areal im vorde-

Abb. 6

ren (anteriore) Anteil des oberen Temporalgyrus auf (Abb. 6). Dieses Areal scheint also für die Verarbeitung von syntaktischer Information spezifisch. Zusätzlich finden wir auch noch andere Gehirnregionen, die erhöhte Aktivierung zeigen. Dies ist das nahe am Broca-Areal gelegene frontale Operculum (ohne Abbildung). Auch dieses Areal erweist sich speziell für die Syntaxverarbeitung als relevant (Friederici et al. 2003).

4.2 Getrennte Netzwerke für Syntax und Semantik

Aufgrund der hier und in der Literatur berichteten Experimente liegt der Schluss nahe, dass es zwei verschiedene Netzwerke gibt (für einen Überblick siehe Friederici 2002).

Ein Netzwerk ist für die semantische Verarbeitung zuständig. Es umfasst den mittleren Anteil des oberen Temporalgyrus und die BA 45 im inferioren Frontalgyrus (Abb. 7, hellgrau markiert). Das zweite Netzwerk bezieht sich auf die syntaktische Verarbeitung, welches auch aus einem anterior temporalen und einem Anteil im Frontalgyrus (frontales Operculum (Abb. 7, dunkelgrau markiert) besteht. Diese beiden Netzwerke bilden parallele Netzwerke im Gehirn. Für die Integration von semantischer und syntaktischer Information kommt der hintere Anteil des oberen Temporalgyrus ins Spiel (Abb. 7, gestreift markiert). Von der Broca-Region (Abb. 7, weißer Kreis) war jetzt schon mehrfach die Rede, aber in den bisher berichteten Experimenten war sie nicht aktiv.

Abb. 7

4.3 Experimente: syntaktische Komplexität

Es stellt sich an dieser Stelle die Frage, welche Funktion der Broca-Region zukommt. Wenn ein Patient, der eine Läsion in diesem Areal hat, telegramm-artig spricht und keine komplexe Syntax mehr verarbeiten kann, dann müsste sie ja eigentlich in den Aktivitätsbildern immer dann auftauchen, wenn komplexe Syntax in irgendeiner Weise zu verarbeiten ist.

Um die Frage zu klären, wo sich die Aktivierungen zeigen, wenn es darum geht, syntaktisch zu verarbeiten, wurden 15 Studien daraufhin überprüft (Friederici 2004). Die Übersicht zeigt, dass Aktivierungen, im Broca-Areal nur für jene Studien zu finden sind, die syntaktische Komplexität variieren, und zwar im Englischen, im Deutschen und im Hebräischen. D.h. Aktivierungen im Broca-Areal scheinen universell dann aufzutauchen, wenn es darum geht, syntaktisch komplexe Sätze zu verarbeiten.

Was heißt nun „syntaktisch komplex“ und wie können wir diese Hypothese, die post-hoc aufgrund der Übersicht erstellt wurde, in einem Experiment überprüfen? Das Deutsche erlaubt es mit seinen syntaktischen Möglichkeiten recht gut, diesen Punkt zu überprüfen. So kann man z. B. den Versuchspersonen kanonische Sätze präsentieren, Sätze also, in denen man die normale Ordnung Subjekt – indirektes Objekt – direktes Objekt findet (4).

(4) *Heute hat der Vater dem Jungen den Lutscher geschenkt.*

Man kann die Konstruktion aber für die Versuchsperson dadurch etwas schwieriger gestalten, wenn man das indirekte Objekt in die erste Position des Satzes bringt (5):

(5) *Heute hat dem Jungen der Vater den Lutscher geschenkt.*

und noch schwieriger dadurch, dass ich nicht nur das indirekte, sondern auch das direkte Objekt vor das Subjekt setze (6):

(6) *Heute hat dem Jungen den Lutscher der Vater geschenkt.*

Wie zu erwarten war, wird in einer Bearbeitungsaufgabe der kanonische Satz als besser beurteilt als die anderen Optionen, aber alle drei Varianten werden als vom deutschen Muttersprachler als grammatisch beurteilt.

Nun ist es interessant zu sehen, wie diese verschiedenen Sätze das Broca-Areal modulieren. Die Ergebnisse dazu sind in Abbildung 8 wiedergegeben:

Abb. 8

Die Aktivierung im Broca-Areal (Abb. 8a), die in Form einer Kurve über die Zeit aufgetragen ist (Abb. 8b), ist für den kanonischen Satz am geringsten und für den Fall, dass beide Objekte nach vorne gebracht wurden am höchsten. Die Ergebnisse dieses Experiments erlauben uns festzustellen, dass das Broca-Areal wirklich systematisch als Funktion von syntaktischer Komplexität variiert (Friederici et al. 2006b).

4.4 Zwei Subnetzwerke für Syntax

Wenn wir nach diesen Ergebnissen festhalten können, dass das Broca-Areal für die Verarbeitung syntaktischer Hierarchien zuständig ist, wie ist dann der Unterschied zwischen dem frontalen Operculum und dem Broca-Areal funktionell zu bestimmen? In den oben erwähnten Experimenten war bereits ein Hinweis auf eine mögliche funktionelle Differenzierung enthalten. Das frontale Operculum war aktiv, wenn es um lokale syntaktische Verletzungen ging, das Broca-Areal, wenn es um die Verarbeitung syntaktischer Hierarchien ging. Dies legt die Hypothese nahe, dass es zwei neuronale Netzwerke für die Ebene der Syntaxverarbeitung gibt. Ein erstes Subnetzwerk besteht aus dem frontalen Operculum und dem vorderen Anteil des oberen Temporalgyrus,

das für die Bildung lokaler Phrasenstruktur verantwortlich ist. Ein zweites syntaktisches Netzwerk, das die Verarbeitung von hierarchischen Strukturen leistet, besteht aus dem Broca-Areal und dem hinteren Anteil des oberen Temporalgyrus.

Um diese Annahme zu überprüfen, wurde ein sprachlicher Input konstruiert, aus dem jede Semantik herausgenommen ist, der jedoch grammatische Struktur enthält.

Abb. 9

In Abbildung 9a ist eine Finite-State-Grammatik (FSG) dargestellt, bei der es nur eine lokale Abhängigkeit zwischen den Elementen A und B gibt. Immer wenn ein Element A kommt, kommt als nächstes Element ein Element aus der Kategorie B. Die verschiedenen A-Kategorie- und B-Kategorie-Silben sind in der unteren Hälfte der Abbildung aufgeführt. In Abbildung 9a ist eine einfache Phrasenstrukturgrammatik (PSG) dargestellt. Im Unterschied zur FSG werden hier einfache Hierarchien aufgebaut.

Diese beiden Regelsysteme mussten von zwei verschiedenen Versuchspersonengruppen zunächst einmal vor dem Kernspinexperiment gelernt werden. Während der Kernspintomographie musste bewertet werden, ob die dargebotene Sequenz bezüglich der jeweils erworbenen Regel korrekt war oder nicht.

Die Frage war, ob sich bei der Verarbeitung gleich langer Sequenzen aus diesen beiden Grammatik-Typen Aktivierungen in verschiedenen Hirnarealen beobachten lassen werden würden. Hat der Tatbestand, dass bei gleich langen Silbensequenzen und identischen Silben minimal andere syntaktische Strukturen vorliegen, Folgen? Die funktionellen Kernspinergebnisse erlauben es, diese Frage zu bejahen. Bei der Finite-State-Grammatik war das frontale Operculum aktiv, es gab aber keine Aktivierung im Broca-Areal. Bei der Phrasenstrukturgrammatik war ebenfalls das frontale Operculum aktiv, zusätzlich kam aber das Broca-Areal ins Spiel. Dies bestätigt die Hypothese, dass das

System für die Verarbeitung hierarchischer Sequenzen auf das Broca-Areal zurückgreifen muss (Friederici et al. 2006a).

Nun könnte es bei der gerade vorgeführten Versuchsanordnung jedoch sein, dass nicht völlig klar ist, ob die Versuchspersonen im zweiten Fall auch wirklich die Hierarchien nachvollzogen haben. Sie hätten das Problem eventuell auch durch Abzählen von Elementen einer Kategorie lokal lösen können: z. B. auf vier Elemente der einen Kategorie folgen vier Elemente der anderen Kategorie. Auch wenn die theoretische Annahme plausibel erscheint, dass ein System, das hierarchische Strukturen verarbeiten kann, sich dieses Verarbeitungssystem zu Nutze macht, so wurde doch ein weiteres Experiment notwendig, das eine nicht-hierarchische Lösungsmöglichkeit prinzipiell ausschließt. Die dazu erstellte, recht komplizierte Grammatik findet sich in Abbildung 10:

Abb. 10

In dieser Grammatik ist klar definiert, dass ein bestimmtes Element A – hier A₁ – nur mit einem bestimmten Element der Kategorie B – hier B₁ – zusammengehen kann. Wenn unter diesen Regeln die Versuchsperson in der Sequenz ein falsches Element als Fehler erkennt, so zeigt das, dass sie in der Tat diese hierarchischen Strukturen, d. h. die Abhängigkeit von Element A₁ zu Element B₁ sowie von A₂ und B₂ und von A₃ und B₃ gelernt hat.

Die Ergebnisse des Experimentes, das mit dieser Regelstruktur arbeitete, bestätigten die Annahme, dass es in der Tat das Broca-Areal ist, das die hierarchischen Strukturen verarbeitet (ohne Abbildung; Bahlmann/Schubotz/Friederici, eingereicht).

Es gibt offensichtlich zwei funktionell unterschiedliche Netzwerke für die Syntaxverarbeitung. Um die Hypothese von zwei Subnetzwerken für die Syntaxverarbeitung darüber hinaus zu unterstützen, wäre es von Bedeutung, zu-

sätzlich über neuroanatomische Daten zu verfügen, die diese Hypothese bestätigen. Die Kernspintomographie erlaubt es nicht nur, die geschilderten funktionalen Zusammenhänge darzustellen, sondern auch, neuroanatomisch relevante Faserbündel zu sehen, über die verschiedene Hirnareale eines Netzwerkes miteinander strukturell verbunden sind.

Abb. 11

Die Ergebnisse einer solchen strukturellen Konnektivitäts-Analyse bei vier Versuchspersonen (Vp) zeigt die Abbildung 11. Man sieht zwei unterschiedliche Verlaufsrichtungen von Faserbündeln: in Abb. 11a ein Faserbündel, das vom frontalen Operculum in den vorderen Anteil des Temporallappens führt, und in Abb. 11b ein Faserbündel, das vom Broca-Areal in den hinteren Teil des Temporallappens führt. Die Existenz dieser beiden unterschiedlichen strukturellen Verbindungen ergänzt den funktionellen Befund und liefert die neuronale Grundlage für die Hypothese von zwei verschiedenen syntaktischen Netzwerken, eins für die Verarbeitung lokaler Syntax und eins für die Verarbeitung hierarchischer Strukturen.

5. Der zeitliche Ablauf

Bisher wurde der Bezug von Funktionen auf bestimmte Areale und die sich dadurch abzeichnenden Netzwerke für syntaktische und semantische Prozesse in der linken Hemisphäre beschrieben. Die im oben vorgestellten Modell (Abb. 4) entscheidende Frage über den zeitlichen Ablauf der verschiedenen Prozesse ist bisher unbeantwortet geblieben. Dieses Modell geht davon aus, dass die syntaktische Strukturierung der Interpretation der semantischen und thematischen Relationen vorausgeht. Die Methode des ereignis-

korrelierten Hirnpotentials (EKP) erlaubt es Millisekunde für Millisekunde zu sehen, wie große Anzahlen von synchronen aktiven Neuronen sich verhalten (siehe Abb. 12).

Abb. 12

Um ein EKP zu erhalten, muss man über eine Reihe von Sätzen oder Wörtern identischer Struktur mitteln, nur so erhält man eine Hirnkurve, bei der zeitlich aufeinanderfolgende Komponenten, z. B. N400 und P600 auszumachen sind (Negativität ist in den Abbildungen jeweils nach oben abgetragen). Im folgenden Experiment wurde das gleiche Stimulusmaterial wie oben benutzt, um jetzt zu sehen, inwieweit man Aussagen über die Serialität der einzelnen Verarbeitungsprozesse machen kann.

Zunächst wird die Frage der semantischen Verletzungen überprüft. Wenn man vergleicht, was geschieht, wenn ein identisches Wort einmal in semantisch korrektem Zusammenhang auftaucht und einmal semantisch inkorrekt verwendet wird, ergibt sich das folgende Bild. Die in den Abbildungen dargestellte Aktivierung fängt jeweils am Anfang des kritischen Wortes an. Das kritische Wort ist jeweils das identische Wort in unterschiedlichem Kontext, der einmal semantisch korrekt und einmal inkorrekt ist. Die Hirnreaktion auf das semantisch falsche Wort, dargestellt durch die gepunktete Linie, ist sehr viel stärker als die auf den korrekten, dargestellt durch die durchgezogene Linie (Abb. 13). Es ergibt sich hier eine Negativierung um 400–500 Millisekunden, genannt N400 Komponente.

Bei der syntaktischen Verletzung, dargestellt durch die gepunktete Linie, zeigt sich Folgendes (Abb. 14): eine sehr frühe Aktivierung des Gehirns in Reaktion auf diesen lokalen syntaktischen Fehler, die schon ungefähr bei 150–160 Millisekunden auftaucht, und ihr Maximum links anterior (an Elek-

Abb. 13

trode F7) hat. Deshalb spricht man von der *Early-Left-Anterior-Negativity* (ELAN). Es gibt eine zweite Komponente bei der Verarbeitung solcher syntaktisch falscher Sätze, eine spätere Komponente, die um die 600 Millisekunden stattfindet und sich in einer zentro-parietalen Positivierung (an Elektrode Pz) darstellt und P600 genannt wird. Nun haben wir zwei Komponenten, die uns Syntaxverarbeitung zu signalisieren scheinen.

Abb. 14

Wie passen diese Ergebnisse mit unserem Modell zusammen? Aus den Experimenten, die von uns durchgeführt wurden (Friederici et al. 1993, 1996; Hahne/Friederici 1999, 2002), lässt sich schließen, dass in einer ersten Phase von um die 160 Millisekunden wirklich syntaktische Strukturerstellung als hochautomatischer Prozess abläuft. In einer zweiten Phase laufen dann semantische und thematische Prozesse ab und in einer dritten Phase um die 600 Millisekunden kommt es zur Integration bzw. zu einer Reanalyse, in dem Moment, in dem der Satz syntaktisch falsch ist (Friederici 2002).

6. Prosodische Verarbeitungsprozesse

6.1 Der Ort der Verarbeitung

Neben diesen linguistisch klassischen Teilen der Informationsverarbeitung steuert aber, wie im obigen Modell (Abb. 4) angedeutet, bei der akustischen Verarbeitung die Prosodie eine wichtige Information bei. Bei Experimenten, die Aussagen über diesen Punkt erlauben sollen, geht es daher auch darum, die Wirkung dieses einzelnen Aspektes zu isolieren. Wie lässt sich das im Hinblick auf die prosodischen Eigenschaften leisten? In einer normalen Äußerung sind natürlich Syntax, Semantik und prosodische Information miteinander verwoben. Jeder beliebige korrekte Satz kann dafür als Beispiel dienen (7).

(7) *Die erfahrene Ärztin fährt zu dem kranken Kind.*

Die semantische Information kann aus solch einem Satz dadurch systematisch entfernt werden, dass alle Inhaltswörter durch Pseudowörter ersetzt werden (8).

(8) *Die gewöldichte Girle tunichtet dem psalteren Kofelen.*

Man kann aber auch die Information so weit reduzieren, dass überhaupt keine segmentale Information mehr in dem Sprachinput da ist, sondern nur noch die prosodische Information (Tonhöhenverlauf) vorhanden ist.² Man kann instrumentalphonetisch nachweisen, dass in diese reduzierte Form zwar alle segmentale Information weggefiltert ist, die prosodische Struktur aber erhalten geblieben ist.

Was macht das Gehirn, wenn es nur diese prosodische Struktur verarbeitet? Wie man in Abbildung 15 sieht, zeigen sich hier in der rechten Hemisphäre signifikante Aktivierungen. Im einzelnen geht es wiederum um den Tempo-

Abb. 15

² In dieser gedruckten Fassung lässt sich das dazugehörige Beispiel logischerweise nicht reproduzieren.

rallappen mit seinen anterioren und posterioren Anteilen, und um das frontale Operculum (Meyer et al. 2002, 2003). Es sind also die Areale in der rechten Hemisphäre, die homolog sind zu denen, die in der linken Gehirnhälfte die syntaktische und semantische Verarbeitung leisten, die für die prosodische Verarbeitung zuständig sind.

6.2 Interaktion zwischen den Hemisphären

Aus diesen – und vielen weiteren – Experimenten kann man den Schluss ziehen, dass die Areale in der rechten Hemisphäre, die homolog zu denen sind, die Syntax und Semantik in der linken Hemisphäre verarbeiten, die prosodische Verarbeitung leisten. Wie lässt sich dann aber modellieren, dass wir beim Zuhören diese Informationen zusammenkommen?

Dazu muss die Frage beantwortet werden, ob es eine Kommunikation zwischen den Hemisphären gibt. Neuroanatomisch werden die beiden Hemisphären durch ein Faserbündel, dem sogenannten Balken oder Corpus Callosum verbunden. Ob dieses Faserbündel relevant für die Interaktion von sprachlichen Verarbeitungsprozessen der RH und der LH ist, haben wir in einem Experiment mit Patienten mit Läsionen in Corpus Callosum untersucht (Friederici et al. 2007).

Zunächst einmal haben wir Versuchspersonen ohne Läsionen im Corpus Callosum mit Sätzen wie (9), (10) und (11) konfrontiert. In (9) ist ganz klar, dass nach dem Verb *arbeiten* die Grenze einer Intonationsphrase liegt.

(9) *Peter verspricht Anna zu arbeiten und das Büro zu putzen.*

In Satz (10) liegt eine Intonationsphrasengrenze hinter *verspricht*, und obwohl der Satz bis zu dem Wort *Anna* in geschriebener Form identisch ist, hat man trotzdem schon vorher Information darüber, welches Verb nach *Anna* zu erwarten ist, ob es eher ein transitives oder ein intransitives ist.

(10) *Peter verspricht, Anna zu entlasten und das Büro zu putzen.*

Wie schon erwähnt, kann man zusätzliche Erkenntnis dadurch gewinnen, dass man das System auf einen falschen Verarbeitungsweg bringt. Das funktioniert dadurch, dass man in Satz (9) eine Intonationsphrasengrenze hinter das Verb *verspricht* setzt, dann aber ein Verb einfügt, das aufgrund dieser Intonationsphrasengrenze nicht zu erwarten ist (11). Wie reagiert das Gehirn an dieser Stelle? Nutzt es die prosodische Information zur Voraussage, welches die syntaktische Struktur und welches das zu erwartende Verb in der zweiten Hälfte des Satzes sein soll. Für den normalen Sprecher hören sich Beispiele wie (11), wenn vor *Anna* eine Intonationsphrasengrenze signalisiert wird³, merkwürdig an.

(11) *Peter verspricht, Anna zu arbeiten und das Büro zu putzen.*

³ Auch dieser auditive Effekt lässt sich hier nicht reproduzieren; die Strukturierung wird durch die „falsche“ Kommasetzung angedeutet.

Auch wenn das kein grober Fehler ist, so reagiert aber das Gehirn massiv darauf (vergleiche Abb. 16). An der Stelle, an der das zweite Verb im Satz kommt, reagiert das Gehirn mit einem „Mismatch Effekt“. D.h. das Gehirn hat offensichtlich eine Voraussage gemacht auf einen ganz bestimmten Verbtyp, jedoch wird im Input ein anderer Verbtyp bzw. eine andere Verbklasse geliefert. Das zeigt zunächst einmal, dass prosodische Information die syntaktische Verarbeitung beeinflussen kann und dass syntaktische und prosodische Informationen während des Sprachverstehens interagieren.

6.3 Vermittlung zwischen den Hemisphären

Für die Verbindung zwischen den Hemisphären sollte das Corpus Callosum verantwortlich sein, jenes geordnete Faserbündel, das die beiden Hemisphären miteinander verbindet. Zur Überprüfung dieser Hypothesen haben wir Patienten untersucht, die Läsionen in diesem Faserbündel hatten, d. h. bei denen die linke und die rechte Hemisphäre nicht mehr einwandfrei miteinander kommunizieren konnten. Aus einer Patientendatenbank von 1.600 Patienten ließen sich einige wenige Patienten ermitteln, die eine solche präzise lokalisierte Läsion (auf dem vorderen oder dem hinteren Anteil des Corpus Callosum) hatten (Abb. 16), die es uns erlaubte, entsprechende Untersuchungen durchzuführen.

Abb. 16

Wenn die rechte Hemisphäre zwar normalerweise die linke beeinflusst, sie aber aufgrund der Läsion nicht beeinflussen kann, würde man voraussagen, dass man bei diesen Patienten den bei den normalen Probanden auftretenden Effekt nicht sehen sollte. Die Ergebnisse unserer entsprechenden Experimente sind in Abbildung 17b und 17c dargestellt.

Zum Vergleich sind die Daten für die Probanden ohne Läsionen (Kontrollpersonen) mit angegeben (Abb. 17a). Diese normalen Probanden zeigen den Mismatch Effekt (N400), wenn sie mit einer Äußerungen mit inkorrektter Prosodie wie (11) konfrontiert werden, in höherem Ausmaß als die Patientengruppen. Allerdings zeigt sich dieser Effekt (N400) auch bei den Patienten, bei denen die Läsionen im vorderen Anteil des Corpus Callosum (anterior CC) liegen, wenn auch in etwas geringerem Ausmaß (Abb. 17b). Dagegen lässt sich bei Patienten mit Läsionen im hinteren Anteil des Corpus Callosum (posterior CC) kein solcher Effekt nachweisen (Abb. 17c). Das bedeutet, dass die in der rechten Hemisphäre verarbeitete prosodische Information die syntaktische Verarbeitung in diesem Fall nicht in die Irre geführt hat, also keine falsche Annahme über das folgende Verb provoziert hat.

Abb. 17

Bevor wir allerdings endgültig zu dem Schluss kommen, dass dies in der Tat der Fall ist, muss demonstriert werden, dass diese Patienten im Prinzip einen N400-Effekt zeigen können, und zwar dann, wenn er nicht von der prosodischen Bedingung abhängig ist. Hierzu wurden wiederum die semantisch inkorrekten Sätze genommen, von denen wir aus den früheren Experimenten wissen, dass sie eine N400-Komponente produzieren. In diesem Fall zeigen nicht nur die Probanden ohne Läsionen und die mit Läsionen im anterioren Anteil des Corpus Callosum diesen Effekt, sondern auch die mit Läsionen im posterioren Anteil des Corpus Callosum. In diesem Fall zeigt also auch die letzte Gruppe keinerlei Auffälligkeit. Das bedeutet, dass die Patienten mit posterioren Läsionen diesen Effekt nur dann nicht zeigen, wenn er abhängig ist von der prosodischen Information.

7. Schluss

Aufgrund der dargestellten Ergebnisse lässt sich die Relation zwischen Sprache und Gehirn wie folgt spezifizieren. Sprachverarbeitung basiert zunächst auf unabhängigen neuronalen Netzwerken, die in der linken Hemisphäre lokalisiert und in differenzierter Weise für die semantische und syntaktische Verarbeitung zuständig sind. Innerhalb der Syntaxverarbeitung lassen sich zwei Subnetzwerke spezifizieren, eines, welches die Verarbeitung der lokalen Phrasenstruktur unterstützt und eines welches für die Verarbeitung hierarchischer Strukturen relevant ist. Während der auditorischen Sprachverarbeitung leistet die rechte Hemisphäre, zeitgleich zu den Prozessen der linken Hemisphäre, die prosodische Verarbeitung. Das Corpus Callosum, welches die beiden Hemisphären miteinander verbindet, sichert die Interaktion von syntaktischer und prosodischer Information im normalen Sprachverstehensprozess.

Literatur

- Bahlmann, J./Schubotz, R./Friederici, A.D. (eingereicht): The role of Broca's area in hierarchical processing: fMRI evidence from a context-free grammar.
- Brodman, K. (1909): Vergleichende Lokalisationslehre der Großhirnrinde. Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig.
- Broca, P. (1865): On the location of the faculty of articulate language in the left hemisphere of the brain. In: *Bulletin of the Society of Anthropology*, 6, S. 377–393.
- Wernicke C. (1876): Das Urwindungssystem des menschlichen Gehirns. In: *European Archives of Psychiatry and Clinical Neuroscience*, 6, S. 298–326
- Friederici, A. D. (2002): Towards a neural basis of auditory sentence processing. In: *Trends in Cognitive Sciences*, 6, S. 78–84.
- Friederici, A. D./Hahne, A./Mecklinger, A. (1996): The temporal structure of syntactic parsing: Early and late event-related brain potential effects elicited by syntactic anomalies. In: *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition*, 22, S. 1219–1248.
- Friederici, A. D./Pfeifer, E./Hahne, A. (1993): Event-related brain potentials during natural speech processing: Effects of semantic, morphological and syntactic violations. In: *Cognitive Brain Research*, 1, S. 183–192.
- Friederici, A. D./Rüschmeyer, S.-A./Hahne, A./Fiebach, C. J. (2003): The role of left inferior frontal and superior temporal cortex in sentence comprehension: Localizing syntactic and semantic processes. *Cerebral Cortex*, 13, S. 170–177.
- Friederici, A. D. (2004): The neural basis of syntactic processes. In: Gazzaniga, M. S. (ed.): *The Cognitive Neurosciences III* Cambridge, MA: MIT Press. S. 789–801.
- Friederici, A. D./Bahlmann, J./Heim, S./Schubotz, R. I./Anwander, A. (2006a): The brain differentiates human and non-human grammars: Functional localization and structural connectivity. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the USA*, 103, S. 2458–2463.
- Friederici, A. D./Fiebach, C. J./Schlesewsky, M./Bornkessel, I./von Cramon, D. Y. (2006b): Processing linguistic complexity and grammaticality in the left frontal cortex. In: *Cerebral Cortex*, 16, S. 1709–1714.
- Friederici, A. D./von Cramon, D. Y./Kotz, S. A. (2007): Role of the corpus callosum in speech comprehension: Interfacing Syntax and Prosody. In: *Neuron*, 53, S. 135–145.

- Hahne, A./Friederici, A. D. (1999): Electrophysiological evidence for two steps in syntactic analysis: Early automatic and late controlled processes. In: *Journal of Cognitive Neuroscience*, 11, S. 194–205.
- Hahne, A./Friederici, A. D. (2002): Differential task effects on semantic and syntactic processes as revealed by ERPs. In: *Cognitive Brain Research*, 13, S. 339–356.
- Meyer, M./Alter, K./Friederici, A. D./Lohmann, G./von Cramon, D. Y. (2002): fMRI reveals brain regions mediating slow prosodic modulations in spoken sentences. In: *Human Brain Mapping*, 17, S. 73–88.
- Meyer, M./Steinhauer, K./Alter, K./Friederici, A. D./von Cramon, D. Y. (2004): Brain activity varies with modulation of dynamic pitch variance in sentence melody. In: *Brain and Language*, 89, S. 277–289.
- Petrides, M./Pandya, D. N. (1994): Comparative architectonic analysis of the human and the macaque frontal cortex. In: Boller, F./Grafman, J. (eds.) (1994): *Handbook of Neuropsychology*. Vol. 9. Elsevier, Amsterdam. S. 17–58.
- Sanides, F. (1962): *Die Architektur des menschlichen Stirnhirns*. Berlin: Springer.

DIETRICH BUSSE

Linguistische Epistemologie

Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik

Abstract

Im Zentrum des Beitrags stehen zehn Thesen zum Verhältnis von Sprachwissenschaft, Kognitionswissenschaft und Kulturwissenschaft. Diese Thesen knüpfen an die kulturwissenschaftliche Semantik, wie sie etwa in der Begriffsgeschichte nach dem Muster Reinhart Kosellecks (für das Großlexikon „Geschichtliche Grundbegriffe“) oder in der (inner- und außerlinguistischen) Diskursanalyse nach dem Diskurskonzept von Michel Foucault entwickelt worden ist. Ein weiterer Anknüpfungspunkt der angestrebten Konvergenz sprach-, kognitions- und kulturwissenschaftlicher Theorie- und Methodenbildung ist das Problem des Textverstehens (und der epistemischen Voraussetzungen eines adäquaten Textverstehens), wie es sich in solchen gesellschaftlichen Text- und Kommunikationsbereichen zeigt, die auf einer extrem voraussetzungsvollen epistemischen Ausgangssituation aufbauen.

Im Beitrag soll eine theoretische und methodische Perspektive aufgezeigt werden, die – ebenso an eine „Diskursanalyse nach Foucault“ anknüpfend wie an Ansätze aus der linguistischen und kognitionswissenschaftlichen Frame-Analyse – letztlich zu einer Art „Linguistischen (oder besser: linguistisch begründeten) Epistemologie“ führen kann, und damit zu einem Forschungsansatz, in dem Interessen der Linguistik, der Kulturwissenschaften wie der Kognitionswissenschaften gleichermaßen zum Tragen kommen können.

1. Vorbemerkung

Im Zentrum dieses Beitrags sollen zehn Thesen zum Verhältnis von Sprachwissenschaft, Kulturwissenschaft und Kognitionswissenschaft stehen. Diese Thesen sind das Ergebnis einer langjährigen Beschäftigung mit Fragestellungen einer Semantik, die die mit sprachlichen Mitteln kommunizierten (und konstituierten) Inhalte ernst nimmt und die jeweils spezifischen Bedingungen und Wissensvoraussetzungen berücksichtigt, ohne die die sprachlichen Zeichen und Zeichenketten (Texte) nicht ihren jeweiligen kommunikativen Sinn (oder anders ausgedrückt: ihre Interpretationsfähigkeit) bekommen würden. Die (theoretische und methodische) Perspektive auf Semantik, die hier vertreten werden soll, ist zum einen aus einer linguistisch-sprachtheoretischen Auseinandersetzung mit spezifisch kulturwissenschaftlichen Fragestellungen entstanden, wie sie vor allem in dem beispielgebenden Ansatz der historio-

graphischen Begriffsgeschichte nach der Idee von Reinhart Koselleck, mit großer Ausstrahlung in die benachbarten Geisteswissenschaften, verwirklicht war.¹ Dieser Ansatz legte es, mit seinem umfassenden Anspruch einer Analyse der Genese und Struktur sozial-historischen Bewusstseins gesellschaftlicher Wirklichkeit, nahe, im Anschluss an die Diskurstheorie von Michel Foucault zu einer Diskursanalyse ausgebaut zu werden. Dass eine Diskursanalyse auch in einer linguistisch reflektierten Weise, als eine Methode und ein Forschungsziel einer kulturwissenschaftlich (bewusstseinsanalytisch) orientierten – nicht nur von Historikern, sondern auch von Linguisten betriebenen – Historischen Semantik durchgeführt werden kann, wurde gleichzeitig mit der linguistischen Aufnahme, Kritik und Erweiterung der Begriffsgeschichte bereits damals erstmals begründet und programmatisch ausformuliert.²

Das zweite Motiv (der zweite Anstoß) für die hier vorgelegten Überlegungen stammt aus einer ebenfalls langjährigen intensiven Beschäftigung mit Fragen der Semantik im Zusammenhang mit Textverstehen und Textinterpretation.³ Diese Untersuchung bezog sich auf solche Bereiche von Semantik, Textbedeutung, Textverstehen, auf die normalerweise der Scheinwerferstrahl des linguistischen Forscherblicks nie oder selten fällt; im konkreten Falle war es die Semantik der Sprache des Rechts und die Interpretation von Gesetzestexten, die mit linguistischen Mitteln sprachtheoretisch zureichend erfasst und beschrieben werden sollten.⁴ Es wurde damals die These vertreten, dass eine linguistische Semantik (eine Bedeutungstheorie wie eine Theorie des Textverstehens und der Textinterpretation) so lange ihren Namen nicht verdient, wie sie nicht in der Lage ist, ein Bedeutungsmodell zu entwickeln, das solche gesellschaftlich zentralen Gebrauchsformen von Sprache und Texten zureichend erklären kann. Zugleich wurde darauf verwiesen, dass die linguistische Semantik notwendigerweise das verstehensrelevante Wissen in ihren Gegenstandsbereich einbeziehen muss, und dabei nicht an den Grenzen Halt machen kann, die in traditionellen linguistischen oder logischen Bedeutungsmodellen mit ihren stark reduktionistischen Bedeutungskonzepten mit größter Schärfe gezogen werden. Das Modell der Frame-Semantik (der Wissensrahmen) bot sich als ein Analysemodell an, welches geeignet ist, den fatalen linguistisch-semantischen Reduktionismus zu überwinden, der bisher stets ein Hindernis dafür war, dass die linguistische Semantik in einen fruchtbaren Dialog mit den Kulturwissenschaften (aber auch: mit bestimmten Spielarten der Kognitionswissenschaften) treten konnte.

¹ Siehe dazu die Einleitung des Monumentalwerks „Geschichtliche Grundbegriffe“ (Koselleck 1972) sowie die Aufsätze in Koselleck 1978 und die linguistische Analyse dieses Programms in Busse 1987, S. 50 ff.

² Busse 1987, S. 251 ff. u. ö.

³ Deren wesentliche Ergebnisse zusammengefasst sind in Busse 1991 (vgl. v. a. Kap. 5, 6, 7). Der dort formulierte Ansatz verdankt einiges den Ideen von Biere 1989.

⁴ Siehe dazu Busse 1992, 1993 und 2002.

In Zusammenführung der beiden genannten semantischen Forschungsrichtungen (und -ziele) geht es im vorliegenden Beitrag darum, darzulegen, warum in meinen Augen eine Forschungsperspektive, die „Sprache“, „Kognition“ und „Kultur“ in einen engen theoretischen wie möglicherweise methodischen Zusammenhang bringt, als eine quasi naturwüchsige Weiterentwicklung dessen gelten kann, was in der Geschichtswissenschaft vor 35 Jahren mit der „Begriffsgeschichte“ nach der *Façon* von Koselleck begann und sich dann in Ansätzen einer „linguistischen Diskursanalyse“ („... nach Foucault“) fortgesetzt hat (mit einer zunehmenden Tendenz der Weiterführung und empirischen Umsetzung auch im Fach Germanistische Sprachwissenschaft⁵).

Dabei geht es mir in meinem Beitrag nicht nur um eine Auseinandersetzung mit einer „interpretativ“, oder, wie ich es nennen würde „epistemologisch“ ausgerichteten Semantik. Es geht mit Bezug auf die *Frame*-Theorie – die Theorie der (wie ich sie nenne) „Wissensrahmen“ – vor allem auch darum, zu zeigen, dass nur auf der Basis einer solchen theoretischen Perspektive das verstehensrelevante Wissen in seiner ganzen verstehensermöglichenden Breite und Tiefe überhaupt ansatzweise erfasst und beschrieben werden kann. Bei meinen Überlegungen geht es mir daher nicht nur um eine empirische Perspektive aktueller Bedeutungsbeschreibungen für Wörter, Begriffe, Texte, (dies auch), sondern mindestens ebenso sehr um eine Klärung des Verständnisses, das wir vom Funktionieren von Sprache in ihren kognitiven wie kulturellen Bezügen haben. (Ich beziehe mich dabei u. a. auf unterschiedliche *frame*-theoretische Ansätze, wie sie vom Linguisten Charles Fillmore und vom Kognitionswissenschaftler Marvin Minsky entwickelt, und später etwa von Autoren wie Lawrence Barsalou präzisiert worden sind.)

Eine Diskussion über den Wert des *Frame*-Konzepts für eine kognitive Semantik wie für eine kulturwissenschaftliche Semantik kann aber nicht erfolgen, ohne zumindest einen Seitenblick geworfen zu haben auf einige grundlagentheoretische Erkenntnisse, wie sie der Psychologe Frederick Bartlett bereits in seiner frühen Schema-Theorie gewonnen hatte. Diese Erkenntnisse sind geeignet, zu erhellen, auf welche Weise und wie eng kognitive Grundstrukturen mit gesellschaftlichen Konventionen verknüpft sind. Erweisen sich Grundformen der Kognition als Grundlagen zugleich der Konventionalität (etwa des Regelcharakters der Verwendungskonventionen sprachlicher Zei-

⁵ Stellvertretend für eine mittlerweile schon recht große Anzahl an Forschungsarbeiten aus der germanistischen Linguistik nenne ich nachfolgend nur die wichtigsten Monographien: Wengeler 2003, Jung 1994, Niehr 2004, Busch 2004, Spitzmüller 2005, Scharloth 2005, Fricke 1999, Busse/Hermanns/Teubert 1994. In einer Reihe von Tagungen wurde die „Linguistische Diskursanalyse nach Foucault“ intensiv diskutiert. Ich weise auf die gleichnamigen Sammelbände Warnke 2007 (mit dem Untertitel „Theorie und Gegenstände“) und Warnke/Spitzmüller 2008 (mit dem Untertitel „Methoden“) hin. – Vom Verfasser seien neben den Grundlagentexten Busse 1987 und Busse/Teubert 1994 zu verschiedenen Einzelaspekten noch genannt: Busse 1997, 2001, 2003a, 2003b, 2005a, 2006, 2007a, 2007b, 2007d.

chen), dann ist ein enges Band aufgezeigt, das ganz offensichtlich zwischen den Sphären des Sprachlichen, des Kognitiven und des Kulturellen (insbesondere des gesellschaftlichen Wissens) geknüpft ist.

Ich benutze das Beispiel des Frame-Konzepts, um aufzuzeigen, dass Kognitionswissenschaft und Kulturwissenschaft bei bestimmten Themen gar nicht so weit auseinander liegen, wie es bei ungenauer Betrachtung vielleicht den Anschein haben mag. Die linguistische Semantik könnte hier als Vermittler auftreten, wenn sie begriffen wird als eine Forschungsperspektive, die sich die Analyse des *gesamten* semantisch relevanten Wissens zur Aufgabe macht (und sich – dies nur nebenbei – keine reduktionistischen Scheuklappen anlegt, wie in der Vergangenheit leider allzu häufig geschehen). Die Thesen, die ich in meinem Vortrag vorstellen möchte, sollen unter anderem auch erläutern, was ich seit einiger Zeit *Linguistische Epistemologie* nenne.

2. Grundzüge und Ziele einer kulturwissenschaftlichen Semantik: Begriffsgeschichte und linguistische Diskursanalyse nach Foucault

Die Linguistische Diskursanalyse (Diskursanalyse hier immer verstanden im Sinne des Diskursbegriffs von Michel Foucault und nicht zu verwechseln mit der linguistischen Dialog- oder Gesprächsanalyse) ist als Forschungsprogramm und Methodenkonzept entstanden im Rahmen der Historischen Semantik. Sie verdankt ihr Entstehen daher einem engen, Disziplinengrenzen überschreitenden Austausch mit der Geschichtswissenschaft, in der diese Form von Historischer Semantik zunächst entstanden ist, und benachbarten Kultur- und Sozialwissenschaften. Am Anfang dieser Forschungsperspektive stand die Begriffsgeschichte in der Fassung, wie sie der Historiker Reinhart Koselleck für das monumentale Lexikonwerk „*Geschichtliche Grundbegriffe*“ 1972 formuliert hatte. In der Diskussion von Kosellecks Methodenkonzept wurde schnell deutlich, dass dieses weit über den Rahmen einer traditionell eng gefassten linguistischen Wortsemantik hinausreichte. Als erster hat m. W. der Romanist Karlheinz Stierle die Begriffsgeschichte vom Typ Koselleck in ein Diskurskonzept eingeordnet, allerdings zunächst noch nicht in Anlehnung an Foucault. Dieser Bezug auf die Diskursanalyse, deren Grundgerüst Foucault in der „*Archäologie des Wissens*“ gezeichnet hatte, kam bei Stierle erst 1978 hinzu, und wurde in einer Monographie des Historikers Horst Günther (1979) zum ersten Mal ausführlich diskutiert.

Für einen kultur- und sozialwissenschaftlich interessierten Linguisten und Semantiker war es damals sehr spannend, festzustellen, dass zentrale Begriffe der Semantik, wie die Termini „Begriff“, „Semantik“, „Bedeutungsgeschichte“, „Diskurs“ und „Text“ hier in einer anderen Disziplin, nämlich der Geschichtswissenschaft, in völlig neuer Weise in spezifisch kulturwissenschaftliche und sozialhistorische Forschungsinteressen eingebunden und für diese zu nutzen gesucht wurden. Man vergleiche nur die von Stierle formulierte Trias: „Ge-

schehen – Geschichte – Text der Geschichte“. Könnte man das ganze Unterfangen der damaligen Historiker angesichts dieser Trias noch als Teil einer Art von Wissenschaftsgeschichte begreifen, also so, wie der Begriff „Epistemologie“ häufig verkürzend aufgefasst wird (selbst Foucault hat ja zunächst – etwa in der „Ordnung der Dinge“ – eher wissenschaftsbezogene Diskurse thematisiert), so geht Koselleck in seiner Fassung der Begriffsgeschichte und Historischen Semantik schon deutlich über diese intern akademische Perspektive hinaus. Für ihn sind nämlich die zentralen sozialhistorischen Begriffe selbst eine Art Akteure im historischen Prozess. „Faktor“ wie „Indikator“ für geschichtliche Bewegungen sollen sie sein, und damit dynamische Instanzen im Feld des handlungsleitenden wie geschehensreflektierenden gesellschaftlichen Wissens.

Bei näherer linguistischer Betrachtung wurde schnell deutlich, dass traditionelle linguistische Modelle der Wortbedeutung und Satzsemantik den hier zunächst von Historikern formulierten, dann von anderen Kultur- und Sozialwissenschaftlern aufgegriffenen Untersuchungszielen nicht gerecht werden konnten. Die Idee einer linguistischen Diskursanalyse, welche die Zielsetzungen der Koselleckschen Begriffsgeschichte um eine sich auf Foucault berufende Diskursperspektive erweiterte und diese einbettete in solche sprach- und bedeutungstheoretischen Zusammenhänge, die diesen Untersuchungszielen überhaupt nur gerecht werden konnten, lag also auf der Hand.

Zum besseren Verständnis der nachfolgend formulierten Thesen möchte ich kurz auf einige Aspekte einer linguistischen Diskursanalyse näher eingehen, um das spezifisch Neue einer solchen Forschungsperspektive kenntlich zu machen. Schon die Begriffsgeschichte bei Koselleck basierte auf einem Begriffsbegriff, der über die Grenzen der damaligen linguistischen Merkmalsemantik hinausgehend die Semantik von Begriffen als extreme Kondensate historischen, gesellschaftlich gewachsenen Wissens behandelte. Ich habe diese Funktionsweise von Grundbegriffen unter dem Konzept „Kontextualisierung“ zusammenzufassen versucht.⁶ Gerade weil Begriffe (die einem ja vorwiegend in Form von Wortzeichen begegnen) letztlich eine Art von „Kontextualisierungshinweisen“ darstellen, können sie historisches, soziales, kulturelles Wissen in häufig so extremer Weise bündeln.

Sieht man die Aufgabe der Semantik darin, dasjenige Wissen zu explizieren, das beim Verstehen eines Wortes oder Satzes vorausgesetzt werden muss, damit man von einem adäquaten Verstehen, einer adäquaten Realisierung der Bedeutung im kognitiven Prozess sprechen kann, dann ist der Weg zu einer Begriffsgeschichte Koselleckscher Prägung ebenso vorgezeichnet wie deren Erweiterung hin zu einer epistemologisch konzipierten Diskursanalyse nach Foucault. Mit einem solchen Forschungsprogramm hätte man die Semantik an Strömungen der modernen Kulturwissenschaften, und es ist nicht einzusehen, warum ausgerechnet die linguistische Form der Semantik

⁶ Vgl. Busse 2007a.

von diesen Kooperationsmöglichkeiten ausgeschlossen werden sollte. Ein näherer Blick zeigt jedoch zusätzlich, dass eine verstehenstheoretische Öffnung der linguistischen Semantik dieselbe nicht nur anschlussfähig für benachbarte Kulturwissenschaften macht, sondern außerdem ein Fenster öffnet hin zu den Kognitionswissenschaften, jedenfalls denjenigen Spielarten, denen es wirklich um die Erklärung menschlicher Kognition geht und nicht lediglich um Neuropsychologie.

Ich möchte dem zuerst genannten Motiv für das Bemühen um eine Konvergenz von linguistischer Semantik, kulturwissenschaftlicher Forschung und kognitiver Perspektive ein zweites hinzufügen, das vielleicht besonders charakteristisch ist für die enorme Wirkmächtigkeit, die der Diskursgedanke Foucaults entfaltet hat. Ich nenne diesen Punkt die „Entsubjektivierung des Wissens und der in den sprachlichen Zeichen und Texten realisierten Semantik“. Schon die Begriffsgeschichte Kosellecks richtete sich gezielt gegen die idealistische Überhöhung der historisch handelnden Subjekte in einer Geschichtsschreibung, der es mehr auf die Motivationen und Entscheidungen einzelner Personen ankam als auf die sozialhistorischen und mentalitätsmäßigen Voraussetzungen, die diese bedingt haben.⁷ Insofern nimmt schon die Begriffsgeschichte die Stoßrichtung gegen die Subjektüberhöhung des deutschen Idealismus und der daraus abgeleiteten Wissenschaftshaltungen vorweg, für die dann letztlich Foucault mit seiner Diskursanalyse berühmt geworden ist.

„Entsubjektivierung des verstehensrelevanten Wissens“ heißt dann in diesem Kontext, dass dieses Wissen keine Privatangelegenheit einzelner Individuen mehr ist, und dass man das Bemühen um eine Erforschung dieses Wissens nicht einfach mit dem stereotypen Hinweis darauf erledigen kann, dass man ja in die Köpfe der Menschen nicht hineinsehen könne, wie es immer noch viele Linguisten fälschlicherweise glauben. Was Menschen in ihren Köpfen haben, mag privat sein. Der Weg, auf dem es hineingekommen ist (um diese etwas problematische Metapher fortzuspinnen), ist aber ein sozialer, kulturell vermittelter Weg. Verstehensrelevantes Wissen ist in beschreibbarer Weise sozial konstituiert und aufgrund gesellschaftlich organisierter, kulturell determinierter Bewegungen und Prinzipien strukturiert. Insofern mögen die das Verstehen vorbereitenden Schlussfolgerungsprozesse (Inferenzleistungen) einzelner Subjekte durchaus individuell sein; das epistemische Material und die Schlussmuster, die dabei benutzt werden, sind unhintergebar sozial.

Ich fasse zusammen:

- Epistemologie als Grundlage einer Beschreibung von Gesellschaften und Kulturen und dem, was sie im innersten zusammenhält und lenkt und bestimmt;

⁷ Diese veränderte historiographische Grundhaltung hat ihm übrigens die erbitterte Feindschaft zahlreicher zeitgenössischer Kollegen eingetragen.

- Prädetermination und Entsubjektivierung (Ent-Individualisierung) des Wissens, und damit des Denkens, Entscheidens, Handelns in einer Gesellschaft;
- Konstitution des Denkens und Wissens (und damit des Verständnisses der Wirklichkeit und ihrer Elemente) durch Sprache:

Dies sind die Implemente nicht nur der „Begriffsgeschichte“ in Kosellecks Prägung, sondern, wie sehr bald gesehen wurde, auch der Untersuchung von „Diskursen“, von „historischen Aprioris“, der „Genealogie“ der Episteme, wie sie Foucault etwa zeitgleich vorgeschlagen und entwickelt hatte. Es lag daher nahe, die methodisch (im strengeren Sinne dieses Begriffs) wenig ausgearbeitete Leitidee von Koselleck auszubauen in Richtung einer historischen Diskursanalyse, in deren Begründung wenigstens zwei der oben genannten, bei Koselleck verdeckten Prämissen offen ausgesprochen worden waren.

Ist das Gemeinsame der Begriffsgeschichte und der Diskursanalyse, ja aller Ansätze, die unter den Begriff „Historische Semantik“ subsumiert werden können⁸, das Ziel der Analyse des gesellschaftlichen Wissens, das sich in sprachlichen Zeichen und den aus ihnen gebildeten Texten oder Textnetzen (Diskursen⁹) niederschlägt, dann ist es möglich, diese Ansätze unter Nutzung der Erkenntnisse der modernen kognitiven Linguistik und Kognitionswissenschaften zu einer „linguistischen Epistemologie“ auszubauen, die ihre Anwendungsfelder in kulturhistorischen Forschungen ebenso finden kann wie in synchronen Analysen heutiger Wissensströmungen und -strukturen.

Foucaults Diskursmodell ruht auf dem Begriff der *enoncé*, der Aussage.¹⁰ *Diskurs* definiert er als *eine Menge von Aussagen, die einem gemeinsamen Formationssystem angehören*. Wichtig ist ihm dabei, dass Aussagen nicht mit Äußerungen gleichgesetzt werden. Aussagen (als *énoncés*) sind offenbar abstrakte Größen, die in verschiedener sprachlicher Gestalt auftreten können und nicht notwendig an eine bestimmte sprachliche Ausdrucksform gebunden sind. Um mögliche Missverständnisse zu vermeiden, spreche ich statt von „Aussage“ lieber von „Wissenssegmenten“, die in verschiedener sprachlicher Gestalt artikuliert werden können. Diskurse sind für Foucault demnach in erster Linie als Formationssysteme von Wissenssegmenten wichtig, die, wie er weiter hervorhebt, die Bedingungen der Möglichkeit der Produktion bestimmter Äußerungen steuern. Diskurse stellen damit für ihn ein epistemisch wirksames „historisches Apriori“ dar, welches die Produktion, das Erscheinen, die Serienbildung, die Formation und die Wirkungskraft von Aussagen

⁸ Jedenfalls dann, wenn man diese als Ansatz der Kulturwissenschaften versteht und sie nicht zu einer reinen Etymologie und Wortgeschichte verkürzt, wie es nach wie vor in der Linguistik weit verbreitet ist.

⁹ Vgl. zu einer viel rezipierten methodisch-praktischen Definition von Diskursen als unter bestimmten Analysegesichtspunkten zusammengestellten Textkorpora Busse/Teubert 1994.

¹⁰ Zum Nachfolgenden vgl. ausführlicher Busse 2003a, S. 23 f., und Busse 1987, S. 222 ff.

steuert. Berühmt geworden ist die Bestimmung der Diskurse als *Zwischenebene* zwischen Denken und Sprechen, die Foucault in der „Ordnung des Diskurses“ hervorgehoben hat.¹¹ Auf dieser Zwischenebene sind vor allem die diskursiven Mechanismen wirksam, etwa als Ausschließungsmechanismen, als Mechanismen von Produktionszwängen diskursiver Ereignisse, als Strukturierungsmechanismen der Episteme und als Formationssysteme des Wissens.

Als Grundbegriffe der Diskursanalyse nennt Foucault die vier Konzepte *Ereignis*, *Serie*, *Regelmäßigkeit* und *Möglichkeitsbedingung*. Mit *Ereignis* meint er das spontane und häufig unvorhersehbare Auftreten eines epistemischen Elements in einer Äußerung, einem Text usw. Dieses epistemische Element (*enoncé* bei Foucault) muss nicht rundweg neu sein (ist es tatsächlich eher selten); es reicht für die Ereignishaftigkeit das unvorhergesehene Auftreten in einer neuen diskursiven Umgebung. Treten solche Ereignisse häufiger auf, bilden sie *Serien* und werden damit zu Keimzellen diskursiver Formationen. Das Stadium der Etablierung neuer diskursiver Strukturen ist erreicht, wenn Serien diskursiver Ereignisse sich zu einer *Regelmäßigkeit* verdichtet haben. Als Systeme von Regelmäßigkeiten wirken die einmal etablierten diskursiven Formationen bzw. Strukturen als *Möglichkeitsbedingungen* der Produktion zukünftiger, thematisch benachbarter diskursiver Ereignisse. Sie steuern nicht nur das aktuelle Auftreten sondern die Auftretensmöglichkeit einzelner epistemischer Elemente in bestimmten Kontexten überhaupt. Diskurse werden dann von Foucault auch als „Dispersionssysteme von Aussagen“ aufgefasst. Die Diskursanalyse untersucht also diskursive Ereignisse in einem Feld des Wissens und achtet dabei vor allem auf die Bedingungen des Erscheinens einzelner epistemischer Elemente in gegebenen epistemisch-diskursiven Kontexten. Diskurse erweisen sich als geregelte und diskrete Serien von diskursiven Ereignissen, in deren Analyse es vor allem auf die Identifizierung von Regelmäßigkeiten ankommt. In deren Analyse soll – mit den Worten Foucaults – herausgefunden werden „wie es kommt, dass eine bestimmte Aussage (an einem gegebenen Punkt) erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle“.¹²

Diese diskursanalytischen Aspekte können auf Aspekte einer epistemologischen Semantik bezogen werden, wie sie sich – wie noch zu zeigen sein wird – im Kontext einer Rahmenanalyse des verstehensrelevanten Wissens entfalten lässt. Eine linguistische Analyse von „Aussagen“ im Sinne Foucaults (ich persönlich spreche lieber von „epistemischen Elementen“) muss nach meiner Auffassung immer in Form eines Prädikationsrahmens erfolgen. Prädikationsrahmen sind dabei einerseits ein Analyseformat, mit dem sich epistemologisch und linguistisch das verstehensrelevante Wissen deskriptiv erfassen und darstellen lässt; sie sind aber – wenn nicht alles täuscht – auch

¹¹ Foucault 1971, S. 48 [dt. 32].

¹² Vgl. Foucault 1969, S. 143 [dt. 159].

Kernelemente für die Organisation des Wissens schlechthin. Mithin lässt sich jedes in einem Diskurs (als „diskursives Ereignis“ im Sinne Foucaults) auftretende epistemische Element im Format einer Prädikations-Struktur (eines „Wissensrahmens“) darstellen.¹³ Da die Elemente eines Wissensrahmens (Konzepte, die die entweder offenen oder nach prototypikalischen Anforderungen zu besetzenden Bezugsstellen eines Prädikationsrahmens füllen) selbst wieder im Format von subsumierten Rahmen analysiert werden können, stellt jede Satzaussage (jede Proposition und wohl auch jede „*enoncé*“) selbst wieder ein strukturiertes Geflecht von Wissensrahmen dar. Aufgrund des Evokationspotentials der Sprachzeichen, die in der sprachlichen Formulierung enthalten sind, die die *enoncé* trägt, ist jede einzelne Aussage (und eigentlich jedes einzelne in einem Text eingeführte epistemische Element) eingebettet in einen Kontext weiterer Wissensrahmen und Wissensrahmen-Geflechte.

Die Motive für eine Erweiterung der Perspektive und Forschungsmöglichkeiten der linguistischen Semantik um Anregungen aus der Begriffsgeschichte und der Diskursanalyse nach Foucault können folgendermaßen zusammengefasst werden: Elemente der Sprache (Wörter/Sprachzeichen, Begriffe, Texte/Sprachzeichenkomplexe, Diskurse/Text- und Äußerungskomplexe) bekommen in kulturwissenschaftlichen Ansätzen wie der (zunächst historiographisch motivierten, aber auf andere Kommunikationsbereiche übertragbaren) Begriffsgeschichte und der nachfolgenden Diskursanalyse eine zentrale Funktion. In sprachlichen Einheiten (wie Begriffen und Texten) zeigt sich nicht nur das gesellschaftliche Wissen; es wird in ihnen (mit ihnen) konstituiert.¹⁴ Die semantische Analyse ist daher immer schon (ob sie will oder nicht) mit einer Analyse von Ausschnitten des gesellschaftlichen Wissens befasst. „*Semantik*“ ist nach dem hier vertretenen Konzept gleichzusetzen mit der Beschreibung des verstehensrelevanten Wissens in Bezug auf Sprachzeichen und/oder Texte. Diese Perspektive bleibt auch dann erhalten, wenn man nicht mehr isolierte Ganztexte (oder Ausschnitte daraus) semantisch analysiert, sondern die Querbezüge zwischen Texten, Aussagen, Textversatzstücken ausmachen will, also das betreibt, was dann Diskursanalyse, Analyse von Hypertext-Strukturen oder wie auch immer genannt wird.¹⁵ Für eine adäquate Erfassung und

¹³ Für ein mögliches Darstellungsformat einer solchen tiefensemantischen Prädikations-Analyse vergleiche (allerdings noch außerhalb der Diskursanalyse) Busse 2007c. Siehe auch unten die Überlegungen zu These 8.

¹⁴ Foucault hatte zu Recht darauf hingewiesen, dass sich das gesellschaftliche Wissen nicht nur in Texten und Begriffen zeigt, sondern auch in anderen kulturellen Artefakten (z. B. Architektur der Gefängnisse, Folterinstrumente usw.). Insofern schließt sich die hier vertretene epistemologische Perspektive an Ansätze einer Kultursemiotik (wie z. B. bei Roland Barthes, Umberto Eco und anderen konzipiert) an.

¹⁵ Gegen den oberflächlichen, der fachwissenschaftlichen Diskurslage seiner Zeit geschuldeten anti-linguistischen Gestus von Foucault kann man daran festhalten, dass eine hier skizzierte Form der epistemologischen Semantik anschließbar ist an die Intentionen seiner Diskursanalyse. Zu den Missverständnissen, die Foucaults schiefer, polemisch

Beschreibung des verstehensrelevanten Wissens (als Teil einer linguistisch-semantischen Analyse mit kulturwissenschaftlichem Interesse) muss eine geeignete, und – wie hinzugefügt werden muss – linguistisch fundierte Methode daher allererst gefunden werden.

Ich verstehe dabei die linguistische Diskursanalyse nach Foucault selbst weniger als eine einheitliche Methode, als vielmehr als ein Bündel von Methoden, die unter einem bestimmten Forschungsziel zusammengefasst werden; insofern nutzt die Diskursanalyse beispielsweise Methoden und Konzepte wie linguistische Merkmalanalyse, Isotopie-Analyse, die Schlussregeln der linguistischen Argumentations- und Topos-Analyse, Präsuppositions- und Inferenzanalyse. Eine den kulturwissenschaftlichen Zielen der historischen Semantik (sei sie begriffsgeschichtlich, sei sie diskursanalytisch) angemessene Methode der Erschließung des verstehensrelevanten Wissens könnte die in ihren ersten Ansätzen schon vor über dreißig Jahren entwickelte *Frame-Semantik* bzw. Analyse von Wissensrahmen-Strukturen sein. Auf dieses Modell werde ich nachfolgend genauer eingehen.

3. Erkenntnisse aus Frame-Semantik und Gedächtnistheorie als Basis einer linguistischen Epistemologie

Als „interpretative Semantik“ (*interpretive semantics*) verstand der kalifornische Linguist Charles Fillmore seinen Ansatz einer linguistisch-semantischen Rahmenanalyse, die ich selbst eher als „Wissensrahmen-Semantik“ bezeichnen würde. Dieser Ansatz steht innerhalb der linguistisch-semantischen Theoriebildung nach meiner Auffassung für eine Grenzüberschreitung, die in ihrer Radikalität lange nicht (teilweise bis heute nicht), vielleicht noch nicht einmal von Fillmore selbst, wahrgenommen worden ist.

Der Punkt dieser Grenzüberschreitung, an dem der Limes der traditionellen Linguistik und logischen Sprachphilosophie überschritten wurde (vielleicht wissenschaftshistorisch für die linguistische Semantik ein „*point of no return*“?), kann genau markiert werden. Ich demonstriere ihn bewusst nicht bei Foucault, der von vielen Linguisten hinsichtlich linguistischer Phänomene ohnehin nicht als satisfaktionsfähig akzeptiert werden würde, und der diese Grenzen in seinem ganzen Schreiben eh schon von allem Anfang an hinter sich gelassen hat.¹⁶ Ich zeige ihn, weil es sich hier um ein linguistisches Forum handelt, bei dem unzweifelhaften Linguisten Charles Fillmore, in dessen Werk man ihn glücklicherweise präzise benennen kann. Man kann diese Grenzüberschreitung, die ich lieber eine „epistemologische Wende“ in der linguistischen Semantik nennen würde, datieren mit jenem Moment im Jahre 1971, in

motiviertem Linguistik-Verständnis zugrunde liegen, siehe ausführlicher Busse 1987, S. 242 ff.

¹⁶ Ich weise in diesem Kontext nur auf seinen exzellenten Essay „Vorrede zur Überschreitung“ hin (Foucault 1974).

dem Fillmore für die linguistische Semantik vorschlägt, die übliche (und seiner Ansicht nach falsche) Frage: „*Was ist die Bedeutung dieser Form?*“ (d. h. dieses Wortes, Satzes) durch die Frage zu ersetzen: „*Was muss ich wissen, um eine sprachliche Form angemessen verwenden zu können und andere Leute zu verstehen, wenn sie sie verwenden?*“¹⁷

Den umfassenden, die Grenzen der traditionellen lexikalischen Semantik transzendierenden Anspruch einer epistemisch gewendeten linguistischen Semantik formuliert Fillmore bereits in diesem frühen Stadium seines Werkes mit einer Radikalität, deren Auswirkungen ihm womöglich zu diesem Zeitpunkt selbst noch nicht vollständig klar waren.¹⁸ So bestimmt er in einem anderen seiner vielen Aufsätze aus diesem Jahr die Aufgabe der linguistischen Semantik damit, dass sie u. a. erfassen soll: „*die Präsuppositionen oder ‚Glücksbedingungen‘ für den Gebrauch der [lexikalischen] Einheit, die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit die Einheit ‚angemessen‘ benutzt werden kann*“.¹⁹ Der zentrale Terminus ist hier „*Bedingungen*“. Die ganze (damals noch nicht erahnte) epistemologische Radikalität dieser Neubestimmung der Aufgabe der linguistischen Semantik kommt dort zum Ausdruck, wo Fillmore (im zuerst zitierten Aufsatz) die semantische Aufgabe beschreibt als die Erschließung des „*vollen Set[s] von Präsuppositionen [...], der erfüllt sein muss für jede aufrichtige Äußerung [eines] Satzes*“.²⁰

Die von Fillmore hier in aller scheinbaren Unschuld formulierte neue Zielbestimmung einer verstehenstheoretisch ausgerichteten, oder wie er sie nennt, *interpretativen* Semantik ist in meinen Augen *das* zentrale Einfallstor für eine Neuausrichtung der gesamten linguistischen Bedeutungsforschung. Was hat Fillmore zu diesem Schritt veranlasst? Liest man die allmähliche Entwicklung seiner Theorie nach all den Jahren noch einmal im Zusammenhang, ergibt sich folgendes Bild, das ich an zwei bei Fillmore häufig verwendeten charakteristischen Begriffen festmachen möchte: Es sind die Begriffe „*Szene*“ und „*Evokation*“. Es war aber nicht Fillmore, sondern noch weit vor ihm Lucien Tesnière, der in seiner strukturalen Syntax (1959) als erster den Gedanken formulierte: „*Mit dem Verb als zentralem strukturgebenden Satzbestandteil erscheint eine ganze Szene vor unserem geistigen Auge*“.

Ein Wort, so später Fillmore, evoziert eine ganze Szene. Man könnte auch sagen, es schließt im Verstehensprozess einen gesamten Wissensraum auf, der, wie man von den Satzrahmen der Valenzgrammatik weiß, nicht ungeordnet, sondern wohl strukturiert ist. Es war zunächst der *Syntaktiker* Fillmore, der in seiner „*Kasusgrammatik*“ immer wieder darauf hinwies, dass die syntakti-

¹⁷ Fillmore 1971a, S. 274.

¹⁸ Jedenfalls erwecken seine Formulierungen immer den Anschein, als sei ihm ihre Radikalität nicht bewusst gewesen; zumindest will er sie wohl nicht – vielleicht aus strategischen Gründen? – explizit propagandistisch formulieren und ausschlichten.

¹⁹ Fillmore 1971b, S. 370.

²⁰ Fillmore 1971a, S. 277.

sche Funktion einzelner Satzelemente nur auf der Basis eines Rahmenmodells und damit eines inferenziell zu erschließenden, in den Wörtern des Satzes keineswegs vollständig artikulierten Wissens verstehbar ist und ihre Funktion erfüllt. Von den „Satzrahmen“ des Syntaktikers war es dann offenbar nur noch ein kleiner Schritt zu den „Szenen“ (oder „semantischen Rahmen“) des späteren kognitiven *Semantikers*. Dieser Denkweg, der innerhalb der linguistischen Semantik einer völlig neuen theoretischen Perspektive den Weg geebnet hat, war, wie Fillmore an zahllosen Beispielen immer wieder demonstriert, dermaßen zwingend, dass schon erstaunlich ist, wie wenig breit und tiefgründig die Rezeption seiner Theorie in der internationalen Linguistik ausgefallen ist. Es ist m. E. nicht übertrieben zu behaupten: Wer Fillmores Entwicklungsweg von der „*checklist-theory of meaning*“ zur frame-analytischen „*interpretive semantics*“ jemals in seinen Argumentationsschritten nachvollzogen und verstanden hat, kann zu den geläufigen Mainstream-Konzeptionen der linguistischen Bedeutungsforschung eigentlich nicht mehr zurückkehren.

Etwa zeitgleich mit Fillmore²¹ verwendet auch der Kognitionswissenschaftler Marvin Minsky²² den Terminus „*frame*“, den beide (wohl unabhängig voneinander) auf den „*Schema*“-Begriff des englischen Psychologen und Gedächtnis-Forschers Frederick Bartlett (1932) zurückführen.²³ Ich schlage vor, als Oberbegriff für die verschiedenen Typen des verstehensrelevanten Wissens den Ausdruck „*Wissensrahmen*“ zu verwenden. Der Terminus lässt es noch offen, wie stark der sprachbezogene Anteil des jeweils betrachteten verstehensrelevanten Wissens bemessen ist oder wird, bzw., ob man die Rahmen zum „sprachlichen Wissen im engeren Sinne“ oder doch lieber zum „außersprachlichen enzyklopädischen Wissen“ rechnen will, wie es Mainstream-Linguisten für unerlässlich halten.²⁴

Nach Fillmore wie Minsky stellt jeder Wissensrahmen bekanntlich eine standardisierte (prototypikalisch organisierte) Formation von Wissens-elementen dar (verbunden durch Prädikationsstrukturen), die bestimmte feste Elemente enthält und diese mit Anschlussstellen für variable Elemente kombiniert.²⁵ Wissensrahmen sind daher von ihrem Grundaufbau her immer

²¹ Siehe für einen Überblick Fillmore 1977a und 1982. Fillmore ordnet sein Konzept in die Zielsetzung dessen ein, was er „*interpretive semantics*“ nennt.

²² In Minsky 1974. Parallele Begriffe aus der Kognitionswissenschaft sind etwa „*scenes*“, „*scripts*“, mit denen jeweils verschiedene spezielle Rahmentypen bezeichnet werden.

²³ Dieser und die folgenden fünf Absätze folgen eng Formulierungen, wie sie kürzlich in Busse 2006, S. 106 ff., bereits publiziert wurden. Allerdings richtete sich diese Publikation an ein völlig anderes Publikum als der vorliegende Aufsatz (nämlich Literaturwissenschaftler), so dass ich sie hier zu wiederholen wage.

²⁴ Vgl. vertiefend zu diesem Punkt die Diskussion und Kritik bei Ziem 2005. Für einen aktuellen Versuch der Fruchtbarmachung des frame-Modells für die germanistische Linguistik vgl. Ziem 2006a, b, 2007a, b.

²⁵ In der üblich gewordenen Terminologie der Kognitionsforschung nennt man dies heute eine „*slots-and-fillers-Struktur*“.

durch Stabilität und Variabilität zugleich gekennzeichnet. Das wechselvolle Verhältnis von Stabilität und Dynamik, das für das gesellschaftliche wie individuelle Wissen gleichermaßen charakteristisch ist, ist daher bereits in der Grundstruktur der elementaren Bausteine des Wissens angelegt. Die zentrale Rolle der Wissensrahmen für jede Art von Semantik (und damit auch für die historische Semantik und eine linguistische Diskursanalyse nach Foucault) liegt nun darin, dass buchstäblich jedes einzelne Wissenselement, das die Bedeutung eines Wortes, Satzes, Textbestandteils ausmacht und für deren Verstehen relevant und unabdingbare Voraussetzung ist, nur durch seine Position in einem Wissensrahmen seine bedeutungskonstitutive Funktion erhält. Zudem bildet auch das kleinste in einem Rahmen positionierte Wissenselement selbst letztlich wieder eine Art Rahmen niedrigerer Organisationsstufe.²⁶

Eine Semantik (eine Bedeutung, einen Begriff, eine Vorstellung) ohne Rahmenstruktur und Einbindung in übergeordnete Rahmen kann es nach dieser Auffassung daher gar nicht geben. Ganz abgesehen davon, dass letztlich jede Begriffstheorie eine Art rudimentärer Vorstufe einer Rahmentheorie darstellt,²⁷ ist diese Tatsache den Semantikern, Lexikologen und Begriffshistorikern vor allem deshalb nie aufgefallen, weil ein Großteil des rahmenspezifischen Wissens zum Bereich des als selbstverständlich Vorausgesetzten, Nicht-Thematisierten, häufig genug nicht explizit Bewussten gehört. Einer angemessenen theoretischen Erfassung der rahmenspezifischen Grundstruktur jedes Verstehens und jeder Semantik stand und steht eine als natürlich empfundene Alltags-Auffassung von (sprachlicher) Kommunikation im Wege, wonach Sprache in ihrer Grundfunktion gleichbedeutend sei mit dem expliziten Verbalisieren der gemeinten (und zu kommunizierenden) Inhalte. Man könnte dies die „Explizitheits-Prämisse“ der sog. „relativ-natürlichen Weltanschauung“²⁸ nennen, eine Annahme, die versteckt auch den meisten wissenschaftlichen Bedeutungskonzeptionen und Sprachtheorien zugrunde liegt. Diese Prämisse kann einer sprachwissenschaftlichen und verstehentheoretischen Überprüfung jedoch in keiner Weise Stand halten und erweist sich eindeutig als aporetischer Irrtum.²⁹ Jedes sprachliche Zeichen erhält seine kommunikative Funktion durch die Position, die es in einem vorausgesetzten (im sprachlich geäußerten Satz meistens nur teilweise verbalisierten) Rahmen ausfüllt. „Semantik“ oder „Wortbedeutung“ heißt daher letztlich: Wörter evozieren Wissensrahmen,³⁰ aktualisieren diese im Wissen, im Arbeitsgedäch-

²⁶ Jedenfalls, wenn man der Gedächtnistheorie von Bartlett 1932 folgt.

²⁷ Dies kann jedenfalls implizit für die hierarchischen Begriffsgebäude des 17./18. Jahrhunderts gelten, wie sie etwa im 19. und 20. Jahrhundert noch in der sog. Begriffsjurisprudenz nachwirken.

²⁸ Letzterer Terminus nach Schütz in Schütz/Luckmann 1975, S. 248. Vgl. auch Schütz 1971.

²⁹ Vor allem Fillmore liefert in seinen Texten eine Fülle von anschaulichen Beispielen der Rahmen-Abhängigkeit des semantischen (sprachlichen) Wissens bis weit in die Kernbereiche der Grammatik hinein. Vgl. etwa Fillmore 1977b.

³⁰ So die zentrale Bemerkung von Fillmore 1982.

nis des Verstehenden. Ein weitgehendes Verstehen³¹ eines sprachlichen Ausdrucks (oder der Rolle eines sprachlichen Ausdrucks, z. B. eines Wortes/Begriffs, in einem Satz, einem Text, einem Diskurs) ist nur dann möglich, wenn es gelingt, die als Bedingungen der Verstehbarkeit fungierenden Wissensrahmen einigermaßen umfassend zu explizieren und damit dasjenige bewusst zu machen, was häufig genug in der Masse des als selbstverständlich Unterstellten (und damit selten oder nie Thematisierten/Verbalisierten) unterzugehen scheint.³²

Jeder Wissensrahmen enthält zahlreiche Anschlussstellen (in der technischen Terminologie „slots“ genannt), die entweder mit prototypischen oder mit variablen Elementen (meist eingeschränkt durch einen vorgegebenen Variationsspielraum) ausgefüllt werden können bzw. müssen (die sog. „fillers“). Weder muss jede Anschlussstelle im gegebenen Text explizit verbal (durch Wörter oder Satzteile oder Textelemente) besetzt sein, noch muss der Rahmen vollständig sprachlich ausformuliert sein. Es reicht, dass ein einzelnes Wort einen Rahmen im verstehensnotwendigen Wissen der Rezipienten evoziert (bzw. sie dazu veranlasst, den ganzen Rahmen epistemisch zu aktivieren).

Die einzelnen Füllungen für Anschlussstellen in einem gegebenen Wissensrahmen können selbst wieder Wissensrahmen sein. Wenn man (wie ich) davon ausgeht, dass jeder Begriff eine Rahmenstruktur darstellt bzw. repräsentiert, dann wird deutlich, dass jeder Prädikationsrahmen selbst schon als ein Netz aus Wissensrahmen verschiedenster Ebenen aufgefasst werden muss. – Epistemische Rahmenstrukturen stellen zudem stets offene Strukturen dar; sie dürfen (im Gegensatz zum enger gefassten syntaktischen Rahmenbegriff) nicht als definit und auf eine feste Zahl von Elementen beschränkt aufgefasst werden. „Wortbedeutungen“ sollten in dieser Sichtweise präziser als „Evokationspotentiale“ beschrieben werden; sie stellen epistemologisch oder gedächtnistheoretisch gesehen „Potentiale für erwartbare Assoziationen“ dar (wäre der Assoziationsbegriff nicht zu Unrecht so verrufen). Das Rahmenkonzept markiert epistemologisch gesehen ein Grundmerkmal des verstehensrelevanten oder „semantischen“ Wissens; damit markiert es auch eine Grundtatsache, an der keine Beschäftigung mit Texten oder Begriffen vorbeigehen kann – auch und gerade keine, die sich als Teil einer „Genealogie“ der „Episteme“ versteht, wie die Diskursanalyse bei Foucault.

Der Gedanke des (in rahmenähnlichen Wissensstrukturen³³ organisierten) verstehensrelevanten Wissens stellt jedes Konzept der „Verbalisierung“ radi-

³¹ Ob es Sinn macht, von einem „vollständigen“ Verstehen zu sprechen, ist äußerst zweifelhaft.

³² Jedenfalls dem Blick der Linguisten meistens entgangen ist.

³³ Leider ist hier nicht der Platz und Ort, um ein auf der Basis des Rahmengedankens fußendes linguistisch reflektiertes Modell des verstehensrelevanten Wissens vorzustellen und näher auszuführen. Ein solches Modell muss nach meiner Konzeption auf dem Gedanken der Prädikation (und damit auf Prädikationsstrukturen bzw. Prädikationsrahmen) aufbauen. Ich folge hierin den Grundannahmen der modernen Prädikaten-

kal in Frage, wie es für normale linguistische Theorien (und übliche Kommunikationsmodelle) typisch ist. Nicht ein vorgegebener Inhalt wird zum Zwecke der Kommunikation (meist missverstanden als Informationsübermittlung) in sprachliche Form gegossen, damit er bei einem Rezipienten der Form wieder entnommen werden kann. Sprachliche Kommunikation beruht nicht, wie meist gedacht, auf dem Prinzip, dass ein zu kommunizierender Inhalt sprachlich explizit gemacht, „ausgedrückt“ wird. Sprachliche Zeichen (und Zeichenketten) haben vielmehr die Funktion, Wissensrahmen zu evozieren,³⁴ die in dem Umfang der in ihnen enthaltenen Wissens Elemente bzw. -quanten weit über dasjenige hinausgehen, was üblicherweise noch zum Bereich der sprachlichen „Bedeutung“ (oder dem „Textinhalt“) gerechnet wird (s. o.). Textverstehen und Textinterpretation ist daher ohne die zumindest partielle Explikation dieses verstehensrelevanten Wissens nicht möglich.

Für eine enge Verflechtung von Sprache, Kognition und Wissen gibt es auch kognitionstheoretische Evidenz. Ich beziehe mich hierbei auf Forschungsergebnisse – und die daraus abgeleiteten theoretischen Überlegungen – des Gedächtnistheoretikers Frederick C. Bartlett.³⁵ (Bartlett wird meist als Begründer der kognitiven „Schema-Theorie“ angesehen, die beim Kognitivisten Marvin Minsky und auch beim Linguisten Charles Fillmore als Vorläufer der neueren *Frame*-Konzeptionen betrachtet wird.) Folgt man den Experimenten und den daran angeknüpften theoretischen Überlegungen von Bartlett, dann ergibt sich schon auf der Ebene einer fundamentalen Konstitution von „Erinnerung“ das Wirksamwerden von Prinzipien, die mit Prinzipien der Konstitution von Sprache (nämlich von Konventionen und Regeln, die jede Sprache tragen müssen) nahezu deckungsgleich sind, mit ihnen konvergieren. Nach dieser Überlegung konvergieren also die Prinzipien von Sprache und Kognition, von Sprache und Episteme in einem wichtigen Punkt, der diesen gemeinsam (als notwendige Voraussetzung, als *conditio sine qua non* ihrer

logik, wie ihnen z. B. auch von Polenz (1985) in seinem Modell der Satzsemantik Rechnung trägt. Nach meiner Auffassung muss sich das gesamte sprachlich ausdrückbare menschliche Wissen in Prädikationsstrukturen überführen lassen. (Prädikationsstrukturen sind sozusagen das „Format“, in dem das sprachlich ausdrückbare menschliche Wissen – und damit auch das jeweils verstehensrelevante Wissen – gespeichert ist.) – Die Einschränkung auf „sprachlich ausdrückbares“ Wissen ist m. E. notwendig, da man nicht so weit gehen sollte, den gesamten Gehalt menschlicher Kognitionsprozesse und Episteme (im weitesten Sinne) als sprachlich-kategorial geprägt zu behaupten. Wie schon Wittgenstein in seiner Argumentation über Schmerzausdrücke gezeigt hat, gibt es Bereiche menschlichen mentalen Geschehens, die sich der sprachlichen Ausdrückbarkeit entziehen. Dies kann m. E. nur daran liegen, dass sie auf so elementarer Ebene der menschlichen Wahrnehmung liegen, dass sie sich der Kategorisierung entziehen (oder zumindest nur sehr schwer zu kategorisieren sind). Damit entziehen sie sich aber auch der Präzifizierbarkeit, lassen sich in Prädikationsstrukturen möglicherweise nicht wiedergeben.

³⁴ In der Erhebungsmethodik der Sozialwissenschaften gibt es dazu den treffenden Ausdruck „elizitieren“, den man auch hier verwenden könnte.

³⁵ Vgl. Bartlett 1932.

jeweiligen Möglichkeit) zugrunde liegt: in den Prinzipien des menschlichen Gedächtnisses.

Zwei (eng miteinander zusammenhängende) Arten kognitiver (epistemischer) Leistungen sind es also, die der Möglichkeit sprachlicher Konventionen (und damit der Möglichkeit symbolischer Zeichen) zugrunde liegen: *Abstraktion* und *Typisierung*. Hier greifen nun die Ergebnisse der gedächtnispsychologischen Experimente Bartletts und seine daraus gezogenen theoretischen Schlussfolgerungen ein und erlauben es, eine direkte Verbindung zwischen Sprachtheorie (via Konventionstheorie) und Kognitiver Theorie (via Gedächtnistheorie) herzustellen. Bartlett untersuchte, ob und in welchem Ausmaß für die kognitive Fähigkeit des „Erinnerns“ Kategorisierungsleistungen notwendig sind, in diese eingreifen und sie strukturieren. Die Ergebnisse seiner Experimente (darunter auch einige Langzeitexperimente) zeigten nicht nur, dass jede Erinnerung (und damit jede Gedächtnisleistung, jedes Speichern von Erlebtem/Wahrgenommenem im Gedächtnis) notwendigerweise mit Informationsreduktion einhergeht (das ist heutzutage Allgemeingut jeder Gedächtnistheorie, wurde aber von Bartlett erstmals experimentell bewiesen). Es wird also nie die ganze Fülle der wahrgenommenen Details gespeichert (und zwar noch nicht einmal der im aktuellen Wahrnehmungsereignis kognitiv verarbeiteten, im vollen Sinne „wahrgenommenen“ Details). Vielmehr wird immer ausgewählt und damit die Menge der gespeicherten Information im Verhältnis zur wahrgenommenen Information stets (teilweise stark) reduziert.³⁶

Was aber noch wichtiger ist, ist die Tatsache, dass die im Gedächtnisbildungsprozess langfristig „gespeicherten“ Informationen stark typisiert werden. Gespeichert wird offenbar ein mehr oder weniger abstraktes Schema mit einigen stark typisierten Elementen, das aber offene Anschlussstellen enthält, die es bei Bedarf erlauben, in mehr oder weniger freier Extrapolation (oder unter Nutzung anderer Sektoren des Gedächtnisses), das einmal gebildete Schema wieder mit zusätzlichem relevanten epistemischen Material aufzufüllen. Es ergibt sich also nicht nur, dass Bartlett zufolge jede Gedächtnisleistung unhintergebar mit Kategorisierung, Abstraktion, Informationsreduktion verbunden ist. Bei der für die Gedächtnisspeicherung notwendigen Schemabildung kommt, so seine Hypothese, notwendigerweise immer ein Moment der Typisierung hinzu. Nicht aktuelle Wahrnehmungsereignisse in allen Details werden memoriert, sondern typisierte „Zusammenfassungen“ von ihnen, die es zugleich erlauben, eine Vielzahl real differierender Ereignisse (und/oder Wahrnehmungsobjekte) im Gedächtnis aufeinander zu beziehen (oder sogar unter einer Oberstruktur gemeinsam, vielleicht sogar als Eines, zu speichern.)

³⁶ Nur nebenbei bemerkt: Es ist dies bereits die zweite Stufe der Informationsreduktion im Erkenntnis-/Wahrnehmungsprozess, da ja bereits dem Akt der „Wahrnehmung“ aufgrund der hierfür notwendigen Kategorisierung unvermeidlich ein Moment der Abstraktion von irrelevanten Sachdetails und damit der Informationsreduktion innewohnt – so bereits Kant.

Diese Prototypisierung reflektiert aber, so Bartlett, immer schon die in einer Gesellschaft vorhandenen sozialen Prototypisierungen oder Schematisierungen und trägt gleichzeitig (über den Weg der Gedächtnisleistung) zu ihrer Bildung wie zu ihrer Aufrechterhaltung bei. Erinnern, Gedächtnisleistung ist (so sein Argument) nie ein *l'art-pour-l'art*-Geschehen; vielmehr erfolgt sie immer schon im Hinblick auf mögliche Zwecke, die Verwirklichung von Interessen. Man kann daher sagen: Jede Erinnerungsleistung ist bereits auf elementarster Ebene zweck- und interessengeleitet. Zwecke und Interessen greifen daher, da Erinnerung und Kategorienbildung untrennbar verbunden sind, bereits auf der Ebene der elementarsten Wahrnehmungsleistungen ein.³⁷

Die jeder Schemabildung (jeder Abstraktion, jeder Kategorisierungsleistung, jeder – wenn man so will – Konzeptbildung) also notwendig vorausgehende Typisierung (modern ausgedrückt: Prototypenbildung) fasst, so könnte man sagen, eine bestimmte Menge von gleichartigen Präzedenzfällen von Wahrnehmungsereignissen zusammen. Gedächtnisbildung, Erinnern, ja Kategorienbildung und Konzeptualisierung überhaupt wird damit eine Angelegenheit von Präzedenzen. Wenn nun aber jede Schematisierung über die Hebel „Zwecke“ und „Interessen“ sozial gebunden (wenn nicht determiniert) ist, dann ist auch die hier beschriebene Präzedenzbildung immer ein unhintergebar sozial vermittelter Prozess und nicht einfach reduzierbar auf das Subjektive, Individuelle.

Hier schließt sich der Bogen zurück zur für die Sprachwissenschaft wichtigen Konventionsthematik. Jeder Erinnerung (und damit auch jeder Geschichte, Erzählung, die aus der Erinnerung gespeist wird) wohnt, so könnte man sagen, ein Moment der Typisierung (Prototypikalität) inne. Konventionalität und Prototypikalität sind daher zwei Seiten ein und derselben Medaille. Um es auf den Punkt zu bringen: Konventionalität ist nichts anderes als Prototypikalität, bloß aus einer anderen Perspektive betrachtet. Beides verweist jedoch notwendig immer auf die Vergangenheit. „Prototypisch“ heißt, wie wir ein Ding, eine Sache, eine Person, eine Handlung, einen Geschehenstyp *in der Vergangenheit* gesehen und erlebt haben. Die vergangene Erfahrung prädeterminiert die neuen Erfahrungen, eröffnet ihnen epistemische Möglichkeitsräume (durch prototypische Anschlussmuster) und begrenzt sie zugleich, lenkt sie in Bahnen. Jedes Feststellen der „Bedeutung“ eines Wortes, Satzes, Textausschnitts ist daher in einem gewissen Sinne implizit „historisch“, sofern es auf Bedeutungskonventionen (und andere sprachliche oder epistemische Regeln) zurückgreift. Die Veränderlichkeit ist der Konventionalität mithin untrennbar eingeschrieben, von ihr begrifflich-logisch nicht zu trennen.

³⁷ Es ist bemerkenswert, dass Bartlett diesen Gedanken bereits vier Jahrzehnte vor dem Erscheinen von Habermas' „Erkenntnis und Interesse“ so klar formuliert.

Die Einsicht, dass Gedächtnis/Erinnern (und damit Kognition und Episteme überhaupt) einerseits und Konventionalität (und damit Sprache und symbolische Interaktion) andererseits auf denselben kognitiven (epistemologischen) Prinzipien beruhen, ist – so meine These – ein zentraler Punkt, der Kognition, Kultur und Sprache (und die jeweiligen Wissenschaften) in Konvergenz zueinander bringt. Bei näherer Betrachtung sollte es nicht überraschen, dass Konventionalität und Erinnerung/Gedächtnis eng zusammenhängen. Unser Wissen über die Konventionen einer Sprache entspricht – will man es metaphorisch ausdrücken – immer dem sozialen Gedächtnis der Sprache. Dabei mag die Erkenntnis, dass Sprache (über die Konventionalität) etwas unhintergebar Soziales darstellt, heutzutage nur noch die hartnäckigsten Nativisten unter den Linguisten überraschen (also solche Vertreter, die, wie Chomsky, die Linguistik am liebsten zu einem Zweig der Biologie gemacht hätten). Umgekehrt mag es für Kognitivisten (aber vielleicht auch für erkenntnistheoretisch interessierte Philosophen) noch eine provozierende Idee sein, dass jeglicher Form von Wahrnehmung, Erkenntnis, Konzeptbildung bereits ein Moment des Typisierenden, Prototypikalischen, via Zwecke und Interessen unhintergebar sozial Determinierten und via Konventionen implizit historisch (wenn man so will: genealogisch) Determinierten innewohnt.

Dieser Punkt ist für meinen Argumentationsgang von zentraler Bedeutung, denn: Hier kommen die Bedingungen und Prinzipien von Kognition, Sprache und Kulturalität (via gesellschaftlichem Wissen, bzw. kulturell determinierter Episteme) in eine enge Beziehung, wenn nicht zu einer begrifflich-grundlagentheoretischen Konvergenz. Die Einsicht in diese Art von Konvergenz ist die Grundlage und das Motiv für die nachfolgend aufgeführten Thesen zum engen theoretischen (und vielleicht auch methodischen) Zusammenhang von linguistischer Semantik, kulturwissenschaftlicher Semantik und kognitiver Semantik, für die ich in diesem Beitrag argumentieren möchte.³⁸

³⁸ Zur Klarstellung sei mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass mit „kognitiver Semantik“ hier nicht diejenigen „modularistischen“ Ansätze gemeint sind, wie sie eng mit dem nativistischen Sprachkonzept von Chomsky verbunden sind. „Kognitiv“ meint hier: eine Semantik, die die kognitiven Prozesse als solche zum Ausgangspunkt nimmt, und ihre theoretischen Grundannahmen stets rückbindet an die Erklärung der Möglichkeitsbedingungen und der Funktionsweise sprachlicher Zeichen im Hinblick auf die bei ihrer Produktion wie Rezeption wirksam werdenden geistigen Prozesse. Diese Auffassung von Kognitionswissenschaft ist nicht biologistisch, sondern das genaue Gegenteil davon: nämlich der Versuch, mit spezifisch denktheoretischen Überlegungen theoretisch zu erfassen und empirisch zu beschreiben, wie Sprachverarbeitung (auch im Hinblick auf das dabei wirksam werdende Wissen) überhaupt funktioniert. In diesem Sinne ist sie Teil einer im weiteren Sinne funktionalen Perspektive der (linguistischen wie kognitiven wie kulturwissenschaftlichen) Semantik.

4. Zehn Thesen zum Verhältnis von Sprachwissenschaft, Kognitionswissenschaft und Kulturwissenschaft

Nachfolgend möchte ich im Anschluss an die in den ersten beiden Teilen des Beitrags begründete und motivierte Erweiterung von Begriffsgeschichte, linguistischer Diskursanalyse und linguistischer Semantik um die Perspektive einer Frame-Semantik, oder wie ich es nennen würde, semantischen Analyse des verstehensrelevanten Wissens in Form einer Analyse von Wissensrahmen, zusammenfassend zehn Thesen zum Verhältnis von Sprachwissenschaft, Kognitionswissenschaft und Kulturwissenschaft formulieren. Diese Thesen nehmen das Tagungsthema (und zugleich den Titel dieses Sammelbandes) nicht nur auf, sondern versuchen es ernst zu nehmen als eine implizite Aufforderung an die (germanistische) Linguistik, intensiver als bisher geschehen über das Verhältnis von Sprache, Kognition und Kultur nachzudenken.

1. These:

Ziel der kulturwissenschaftlich ausgerichteten historischen Semantik, wie sie zuerst in der Begriffsgeschichte, vor allem in der Version des Historikers Reinhart Koselleck, skizziert wurde, und wie sie auf dieser aufbauend als linguistische Diskursanalyse im Anschluss an Foucault weiterentwickelt wurde, ist es – auch jenseits der Beschränkungen der traditionellen linguistischen oder logischen Wort- und Satzsemantik – tendenziell alle Bedeutungselemente von Wörtern oder Texten in ihrer Gesamtheit aufzuspüren und zu beschreiben.

Das heißt, sie will all diejenigen Bedeutungselemente beschreiben, die entweder für das adäquate Verstehen dieser sprachlichen Einheiten unabdingbare Voraussetzungen sind, oder die erfasst und beschrieben werden müssen, wenn man die epistemischen Wirkungen und Bewegungen, die von diesen sprachlichen Einheiten ausgehen, in ihrer kulturellen und sozialen Relevanz angemessen beurteilen können will.

(Man könnte auch sagen: All diejenigen Bedeutungselemente, die historisch-genealogisch die Voraussetzung dafür waren, dass diese sprachlichen Einheiten so artikuliert und positioniert werden konnten, wie es mit ihnen geschehen ist.)

Ich nenne dieses Ziel der Begriffsgeschichte und Diskursanalyse kurz zusammenfassend das Ziel der epistemischen Adäquatheit der historischen Semantik. (Ich möchte zur Klarstellung aber betonen, dass dieses Ziel der epistemischen Adäquatheit nicht nur für historische Forschungen im Bereich einer kulturwissenschaftlich orientierten Semantik gilt, sondern in gleicher Weise auch für synchrone semantische oder diskursanalytische Forschungen.)³⁹

³⁹ Nur nebenbei bemerkt sei nachdrücklich darauf hingewiesen, dass herkömmliche linguistische und logische Bedeutungstheorien dieses Ziel der epistemischen Adäquatheit deutlich verfehlen oder unterschreiten.

Wie die Diskussion der Thesen gezeigt hat, ist die Redeweise von einem „adäquaten Verstehen, einer adäquaten Realisierung der Bedeutung“ erläuterungsbedürftig. Leider ist hier nicht der Platz, um das solchen Aussagen zugrunde liegende linguistische Verstehenskonzept ausführlich zu entfalten.⁴⁰ Einige Anmerkungen müssen genügen. Die linguistische Verstehenstheorie steht im Spannungsfeld von „Intentionalismus“ und „Interpretationismus“.⁴¹ Beides sind Verkürzungen, mit denen allein man jeweils nicht zu einem zureichenden Konzept des Sprachverstehens kommt. Nur wenn man beide Perspektiven zusammennimmt, kann man die Komplexität des Phänomens „Sprachverstehen“ zureichend erfassen. Das Konzept „adäquates Verstehen einer sprachlichen Äußerung/eines Textes“ fasse ich als ein (allerdings unverzichtbares) theoretisches Konstrukt auf, das in der empirischen Wirklichkeit nicht eingeholt werden kann. „Adäquat“ meint hier zunächst: „adäquat in Bezug auf die kommunikativen Absichten eines Textemittenten“. Vertreten wird mithin ein instrumentalistischer Ansatz von Sprache und Zeichenbedeutung.⁴²

Allerdings sind die Intentionen der Textemittenten immer notwendigerweise rückgebunden an die in einer Gesellschaft geltenden Gebrauchskonventionen der Zeichen (bzw. Sprachmittel). Man kann daher in einer rationalen Kommunikation nichts intendieren, was mit den verwendeten sprachlichen Zeichen (oder aufgrund des nicht-sozialen Charakters des verstehensrelevanten Wissens) keine Chance darauf hat, adäquat verstanden zu werden.⁴³ Um nicht missverstanden zu werden: Auch der experimentellste Lyriker hat noch kommunikative Intentionen und bezieht sich (bewusst oder unbewusst) auf ein bestimmtes verstehensrelevantes Wissen, das er bei den Interpreten voraussetzt. Jede kommunikative Intention ist daher notwendigerweise eingebettet in einen Möglichkeitsraum von vorausgesetztem verstehensrelevanten Wissen, der sich selbst den Intentionen (dem Einfluss) des Textemittenten entzieht. Was „adäquates Verstehen“ ist oder sein kann, ist daher immer von Intentionalität und Sozialität (des verstehensrelevanten Wissens) zugleich geprägt. Empirisch ist die Frage, was in einem konkreten Einzelfall das „adäquate Verstehen“ eines sprachlichen Ausdrucks (Textes)

⁴⁰ Siehe dazu ausführlich Busse 1991, v. a. S. 131 ff.

⁴¹ Mit dieser vielleicht etwas gewagten Wortneuschöpfung meine ich solche Ansätze, welche die Berücksichtigung von Sprecherabsichten strikt ablehnen, und Texte rein aus sich heraus (und ihren interpretatorischen Potentialen/Entgrenzungen) erklären möchten. Solche Ansätze sind v. a. von und im Anschluss an Derrida entwickelt worden. Vgl. zu diesem Konflikt ausführlicher Busse 1994.

⁴² Vgl. zum für die Semantik notwendigen Instrumentalismus die Ausführungen bei Keller 1995.

⁴³ Wie Wittgenstein gezeigt hat, kann es daher z. B. grundsätzlich kein adäquates Verstehen sprachlicher Ausdrücke geben, mit denen unhintergebar private Schmerzempfindungen „kommuniziert“ werden sollen. Den im Alltagsleben häufigen Versuchen, so etwas dennoch zu kommunizieren, haftet daher immer ein bedauernswerter Zug des Hilflosen an.

ist, niemals zur Gänze einholbar.⁴⁴ Jeder Text bleibt auslegbar („auslegungsfähig“ und „auslegungsbedürftig“, wie man in der juristischen Interpretationstheorie sagt) und damit dem Streit darüber, was konkret als das „adäquate Verstehen“ anzusehen sei, offen. Dennoch muss man als kulturwissenschaftlich orientierter Semantiker die Flinte nicht vorschnell ins Korn werfen: Die Ergebnisse seiner Analysen bewegen sich, wenn sie methodisch sauber ausgeführt werden, durchaus jenseits reiner Beliebigkeit. Man kann für eine Textdeutung (für eine epistemologische Fundierung eines gegebenen Textabschnitts) Gründe anführen, und diese Gründe müssen sich dann (wie jede Interpretation) dem Test der Plausibilität stellen.⁴⁵ Im Übrigen ist das hier vertretene Verstehensmodell keine gänzlich neue Idee, sondern schöpft u. a. bei so anerkannten Autoren wie Friedrich Schleiermacher.

2. These:

Mit der ersten These hängt eine zweite These eng zusammen:

Ziel der kognitiven Semantik ist es, die Gesamtheit und die Struktur all derjenigen kognitiven Voraussetzungen und der auf diesen Voraussetzungen operierenden kognitiven Prozesse adäquat zu erfassen und zu beschreiben, die zu einer vollständigen Erklärung der kognitiv-semantischen Funktionsweise von Sprachzeichen (und ihren Verkettungen zu Sätzen/Texten) dazugehören.

Man könnte dieses Ziel prägnanter formulieren als das *Ziel der funktionalen Adäquatheit der kognitiven Semantik*. Mit „funktional“ ist hier eine *Funktionalität im kognitiven und epistemischen Sinn* gemeint; also die Frage: Was gehört alles zu einer angemessenen Beschreibung semantischer und kognitiver Prozesse hinzu, die Voraussetzung für ein adäquates Verstehen bzw. Wirksamwerden der jeweiligen Sprachzeichen oder Texte sind. [Ich bin geneigt, doch dies hier nur vorläufig und am Rande, in diesem Sinne künftig von einer „funktionalen Semantik“ zu sprechen, vergleichbar der Art und Weise, wie man in der Grammatik-Forschung von einer „funktionalen Syntax“ spricht.]

3. These:

Kognitive Semantik und kulturwissenschaftliche Semantik (im Sinne der Begriffsgeschichte Kosellecks und der linguistischen Diskursanalyse) berühren sich in wesentlichen Punkten, das heißt sie beruhen teilweise auf denselben Grundlagen.

Ich nenne dies vorläufig die *These der Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik* (man könnte präziser auch sagen: *ihrer theoriebezogenen Konvergenz*).

⁴⁴ In der juristischen Semantik ist mit Bezug auf das Problem der Feststellbarkeit des sich in den Gesetzestexten ausdrückenden „Willens des Gesetzgebers“ intensiv über diese Frage diskutiert worden. Vgl. dazu Busse 1993.

⁴⁵ Vgl. dazu die grundsätzlichen Überlegungen zum Status historisch-semantischer Erkenntnis in Busse 1987, S. 297 ff.

Um diese These zu begründen, muss ich etwas weiter ausholen und sozusagen Unter-Thesen oder Sub-Thesen einführen.

4. These:

Die erste von ihnen ist die vierte These (oder Sub-These 3A): Sie schließt direkt an die Thesen (1) und (2) an und fasst diese zusammen. Man könnte sie so formulieren:

Die funktionale Adäquatheit der kognitiven Semantik und die epistemische Adäquatheit der kulturwissenschaftlichen Semantik konvergieren in dem Ziel, die Bedingungen der Möglichkeit der Erzeugung von Sinn durch Nutzung der Sprache theoretisch zureichend zu erklären und deskriptiv zu erfassen. Ich spreche in diesem Kontext stets von dem verstehensrelevanten (oder verstehensermöglichenden) Wissen als dem eigentlichen Ziel jeder nicht-reduktionistischen linguistischen Semantik.

Suchte man nach einer knappen Benennung für diese Unterthese, so könnte man sie die *These vom Primat des verstehensrelevanten Wissens für die Semantik* nennen, oder, noch pointierter, die *These vom Primat einer verstehenstheoretischen Semantik*.

Dies will sagen: Jede Semantik, die diesen Namen überhaupt verdient, muss das Ziel haben, die Bedingungen der Verstehbarkeit sprachlicher Zeichen und Zeichenketten tendenziell zur Gänze aufzuklären. Sie darf dabei im Prinzip an keiner wie auch immer definierten Grenze Halt machen und sich keine Scheuklappen aufsetzen, von wem und mit welcher Begründung auch immer diese ihr angedient werden.

Ich gehe davon aus, dass kognitive und kulturwissenschaftliche Semantik beide (wenn auch auf unterschiedliche Weise) an der Erklärung von Verstehensbedingungen interessiert sind. Der *Begriffsgeschichte* und der *historisch-semanticen Diskursanalyse* geht es dabei mehr um die historisch-genealogischen Voraussetzungen und Wissensbewegungen, die dafür notwendig sind, dass ein *bestimmter* Sinn in einem *bestimmten* Kontext durch Nutzung *bestimmter* sprachlicher Zeichen, Aussagen (bzw. *énoncés*) und Texte zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt gesellschaftlich konstituiert werden konnte. Der *kognitiven Semantik* geht es dagegen mehr um die *Strukturen*, die das verstehensermöglichende Wissen annimmt, und um die *kognitiv-epistemischen Prozesse*, die für die jeweils neu zu vollziehende Konstitution bzw. Realisierung von sprachzeichengestütztem Sinn eine notwendige Voraussetzung sind.

In beiden Spielarten der Semantik geht es aber, und gerade darin liegt ihre Konvergenz, um *epistemische Bedingungen*, wie sie Sinnkonstitution aufgrund sprachlicher Mittel überhaupt erst ermöglichen. Sie konvergieren auch darin, dass es ihnen beiden um *Strukturen und Prozesse*, um *Architektur und Dynamik des sprachbezogenen, verstehensrelevanten Wissens* geht. Das eine Mal eher *historisch-genealogisch-kulturwissenschaftlich*, zum anderen eher *kognitiv-denktheoretisch*.

5. These:

Hieran lässt sich die fünfte These oder Sub-These 3B gut anschließen. Ich nenne sie die *These der epistemischen Konvergenz von Sprache und Denken*.

Es ist in Sprachphilosophie und Linguistik ein altes und wohl auch bis auf ewig heftigst umstrittenes Thema, wie eng die Beziehung von Denken und Sprache, von Kognition und Semiose vorzustellen sei. Ich gehe davon aus, dass es eine Grundvoraussetzung von *Begriffsgeschichte* und *Diskursanalyse* ist, dass sich in den Bedingungen der Sprachlichkeit, das heißt in den Bedingungen der Möglichkeit sprachvermittelten Sinns und *bestimmten* sprachvermittelten Sinns die Bedingungen und Strukturen des gesellschaftlich vermittelten Denkens und eines *bestimmten* Denkens zeigen, sich in ihnen oder anhand von ihnen aufzeigen lassen. Man könnte dies auch auf den Punkt bringen: In der *kulturwissenschaftlichen Semantik* wird die Sprachlichkeit des gesellschaftlichen Denkens ebenso thematisch wie die Abhängigkeit dessen, was wir „Bedeutung“ oder „sprachlichen Sinn“ zu nennen gewohnt sind, vom Kontext der epistemischen und Denkbewegungen, die dieser erst ihre Funktion geben.

Ich gehe zweitens davon aus, dass es eine Grundvoraussetzung der *kognitiven Semantik* ist, dass sie in den Strukturen der Bedeutungspotenziale sprachlicher Zeichen und Zeichenketten zugleich die Strukturen des sprachvermittelten Denkens aufzusuchen vermag – auch wenn das dortige Interesse weniger ein *epistemisch-denktheoretisches*, als vielmehr ein *kognitiv-prozessbezogenes* ist.

In Foucaults Konzeption der Diskursanalyse, ausgeführt in der „*Ordnung des Diskurses*“, ist die berühmte Verortung der Diskurse als Ebene eigenen Typs formuliert, die „*zwischen Denken und Sprache*“ angesiedelt sei. Ein echtes „*zwischen*“ kann es meines Erachtens aber gar nicht geben, weil weder Sprache noch Denken autonom sind, und die Ebene der Diskurse, die ich lieber die Ebene einer genealogischen Epistemologie nennen würde, eher als Bindeglied, d. h. als vermittelndes Tertium zwischen Denken und Sprache aufzufassen ist.

6. These:

Als sechste These oder dritte Sub-These der These zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik formuliere ich als These 3C die *These von der Strukturidentität (oder vielleicht vorsichtiger: Strukturparallelität) kognitiver und kultursemantischer Wissensanalyse*.

Diese Strukturidentität oder besser Strukturähnlichkeit von kognitiv-semantischer und kulturwissenschaftlich-semantischer (also z. B. begriffsgeschichtlicher und diskursanalytischer) Analyse des verstehensrelevanten Wissens zeigt sich in der *Rahmenstruktur dieses Wissens* und in der *Rahmenabhängigkeit der Inferenzprozesse*, die zur Realisierung bzw. Aktualisierung dieses Wissens führen bzw. für sie notwendig sind.

Dieser Wissensrahmenbezug sowohl von *historisch-kulturwissenschaftlicher* wie von *kognitiv-prozessualer Semantik* ist so wichtig, dass er einer eigenen These, und zwar einer neuen Haupt-These, Wert ist.

7. These:

Ich formuliere sie als siebte These, die lauten könnte: *Das verstehensrelevante Wissen ist in einer Rahmenstruktur organisiert, bzw. analysierbar, die das gemeinsame Format sowohl für historisch-kultursemantische wie für kognitiv-semantische Sprach- und Bedeutungsanalyse darstellt.*

Die Theorie semantischer bzw. kognitiver Rahmen hat wie erwähnt zwei Wurzeln: Zum einen in der *Kasus-Grammatik* des Linguisten Charles Fillmore, die dieser schon bald unter einer durch zahlreiche schlagende Beispiele gut begründeten Überschreitung syntaxtheoretischer Grenzen zu einer umfassenden „*interpretativen Semantik*“ ausgebaut hat. Zum anderen in der Frame-Theorie des Kognitionswissenschaftlers Marvin Minsky, die dieser zunächst am Beispiel der optischen Wahrnehmung (Bildwahrnehmung) demonstrierte, aber sofort auch auf Sprache und Sprachverstehen bezogen hat. Beide Ansätze haben einen impliziten oder expliziten Vorläufer in der *Schema-Theorie* des britischen Psychologen Frederick C. Bartlett (1932). Ihnen folgten weitere Ansätze mit vergleichbarer Zielsetzung nach; nennen möchte ich nur die – allerdings stark auf handlungsbezogenes Wissen beschränkte – bekannte Skript-Theorie von Schank und Abelson.⁴⁶

Um die verschiedenen Typen von Rahmen-Konzepten zusammenzufassen, verwende ich den übergeordneten Begriff „*Wissensrahmen*“. Wissensrahmen sind in gestuften Strukturen miteinander verbunden, so dass man auch von einem *rekursiven Modell* epistemischer Rahmenstruktur sprechen kann. *Syntaktische Rahmen*, wie sie z. B. schon der strukturalistische Linguist Lucien Tesnière in seinen Valenz-Rahmen untersuchte, sind beispielsweise ein Spezialfall allgemeiner epistemischer bzw. kognitiver Rahmenstrukturen. Ein anderer Typus von Rahmen sind z. B. *Begriffe*. Ein Rahmen kann nach der gängigen Auffassung als eine Struktur aus Wissenselementen aufgefasst werden, die bestimmte feste Elemente in teilweise vorgegebener epistemischer Funktionalität mit offenen Leerstellen verbindet, die durch unterschiedliche Elemente eines bestimmten, meist vom Rahmen fest vorgegebenen kategorialen Typs ausgefüllt werden. Ist also beispielsweise eine offene Leerstelle eines gegebenen Wissensrahmens mit einem Begriff besetzt, dann kann man dies aufgrund der Rahmenstruktur der Begriffe selbst als eine „*Rahmen-in-einem-Rahmen*“-Struktur auffassen. In der gleichen Weise kann jeder Wissensrahmen wieder mit funktional übergeordneten anderen Wissensrahmen vernetzt, in diese eingebettet sein.

Das Rahmenmodell beziehungsweise die Frame-Semantik ist außer in der Kognitionswissenschaft auch in der linguistischen Semantik, und zwar auch

⁴⁶ Vgl. Schank/Abelson 1977.

und gerade einer Semantik mit kulturwissenschaftlicher Zielrichtung, bereits von vielen genutzt worden. Ich nenne für die germanistische Linguistik nur Namen wie Josef Klein, Claudia Fraas, Klaus-Peter Konerding,⁴⁷ die an diesem Ort nicht ganz unbekannt sein dürften. Ich gehe daher nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch aus grundsätzlichen Erwägungen davon aus, dass auch in Begriffsgeschichte und linguistischer Diskursanalyse eine frame-gestützte Analyse des verstehensrelevanten Wissens geeignet ist, zusätzliches Erkenntnispotenzial aufzuschließen und weiterführende deskriptive Zugänge zu eröffnen.

Ich verstehe dabei das Frame-Modell, das Modell der Wissensrahmen, als ein bestimmtes *Format* der Beschreibung von Strukturen und Prozessen des semantischen (beziehungsweise verstehensrelevanten) Wissens; als ein zunächst deskriptives und theoriebedingtes Format, von dem ich allerdings glaube, dass es eine starke Plausibilität auch für die Realität kognitiv-epistemischer Strukturen und Prozesse hat.

8. These:

Ich knüpfe daran eine weitere, auf das deskriptive Potenzial von kognitiver Semantik wie kulturwissenschaftlich orientierter Semantik bezogene These an, nämlich These acht, die lautet: *Kognitiv-epistemische Strukturen sind Prädikationsstrukturen, oder treffender: sind beschreibbar im Format von Prädikationsstrukturen.*

In den Theorien und Modellen der kognitiven Semantik spielen Propositionen ohnehin schon eine zentrale Rolle. Auch wenn der Propositionsbegriff nicht ganz unproblematisch ist, lassen sich die Propositionen der logischen Semantik doch meines Erachtens gut als Prädikationen oder Prädikationsbündel beschreiben. Aber auch in der kulturwissenschaftlichen Semantik spielen Prädikationen eine zentrale Rolle. Weniger offensichtlich ist dies in der Begriffsgeschichte, da es hier scheinbar zunächst ausschließlich um einzelne Wörter geht. (Doch auch hier kann und muss das Format der Prädikations-Darstellung Anwendung finden.) Deutlicher ist dies schon in der Diskursanalyse, wo der von Foucault eingeführte zentrale Begriff zur Beschreibung der Diskurse, nämlich der Begriff der „*enoncé*“ schon direkter auf den prädikativen Aspekt der Wissensorganisation verweist. Auch wenn die übliche deutsche Übersetzung von „*enonce*“ mit „*Aussage*“ nicht ganz unproblematisch ist, und Foucault selbst seinen Begriff deutlich vom Begriff der „*Proposition*“ absetzt, scheint mir die prädikative Ausprägung des ersten und zentralen Zugriffsobjekts der Diskursanalyse, die die *enoncé* bei Foucault darstellt, unabweisbar zu sein.

Unter „*Prädikationen*“ verstehe ich hier Prädikat-Argument-Strukturen jeglicher Form. Sie spielen in neueren formallogisch orientierten Ansätzen der

⁴⁷ Siehe Fraas 1996, 2000, 2001; Klein 1999, 2001; Konerding 1993, 1997. Vgl. auch Ziem 2005, 2006, 2007.

Frame-Analyse (wie etwa bei Lawrence Barsalou) ebenso eine zentrale Rolle wie (in leicht abgewandelter Terminologie) in den Valenzrahmen Lucien Tesnière's und den Kasusrahmen Charles Fillmores. Auch die kognitiven Rahmen in der Kategorisierungs- und Wahrnehmungstheorie von Marvin Minsky lassen sich auf prädikative Grundstrukturen zurückführen, und, was mir noch wichtiger ist, bereits die Schemata in der Schema-Theorie von Frederick Bartlett, die den meisten Frame-Theorien vorausgeht. In der germanistischen Linguistik hat vor allem Peter von Polenz in seinem Ansatz einer pragmatisch orientierten Satzsemantik auf die zentrale Rolle der Prädikationen aufmerksam gemacht.⁴⁸

„Prädikationen“ sind nach meiner Auffassung eine Art Universalformat, das die Bedürfnisse der Kognitionsforschung ebenso befriedigen kann wie die Forschungsinteressen der kulturwissenschaftlichen Semantik, z. B. in Form einer auf Begriffsgeschichte und Diskursanalyse wie auf Erkenntnissen der Kognitionsforschung gleichermaßen aufbauenden linguistischen Epistemologie (oder, wem diese Benennung lieber ist: verstehenstheoretisch reflektierten Semantik). Prädikationen kommen nicht nur (typischerweise) in Sätzen vor, wo sie in Form der Verben (oder Prädikatsgruppen) grammatikalisiert sind. Sie erscheinen häufig auch in Begriffen/Nomina als sog. „versteckte Prädikationen“. Nimmt man das Prinzip ernst, dass in jeder Aussage (letztlich auch: jedem Gedanken) als Kern eine Prädikation enthalten ist, die einem Referenzausdruck (einem Bezugsobjekt) eine bestimmte Eigenschaft zuschreibt („prädiziert“), dann ist jede Eigenschaftszuschreibung (gleich welcher grammatischen oder sprachlichen Form, gleich wie offensichtlich oder versteckt sie in der Bedeutung eines Textes, Satzes oder Wortes enthalten ist) zugleich als eine Prädikation beschreibbar.⁴⁹

Damit sind aber auch alle Zuschreibungen, die einer Position eines Wissensrahmens (eines *frames*) gewisse Wissens Elemente zuschreiben, implizit als Prädikationsakte beschreibbar. Als Prädikationsakte sind also alle „Füllungen“ von „Leerstellen“ eines Rahmens wiederum als in der Sprachproduktion und im Sprachverstehen notwendigerweise (häufig implizit) vollzogene Inferenzen beschreibbar. Da verstehensermöglichende (oder der Sprachproduktion vorausgehende) Inferenzen als Schlussfolgerungen auf Prämissen beruhen, lassen sich diese Prämissen wiederum als verstehensnotwendige Wissens Elemente erschließen. Die Leistung der prädikationsbasierten Darstellung geht so weit, dass letztlich auch die sog. „Begriffe“ („Konzepte“) selbst wieder Rahmenstrukturen darstellen, die auf Prädikationen beruhen. Nach der hier vertretenen Auffassung sind „Begriffe“ spezielle Formen

⁴⁸ Vgl. von Polenz 1985.

⁴⁹ Es war der Vorzug des durch von Polenz entwickelten Modells der Satzsemantik, dass er (im Anschluss u. a. an Searle) darauf aufmerksam gemacht hat, dass jede Prädikation für eine prädikative Handlung, jeder Referenzausdruck für eine referierende Handlung der Textemittenten steht.

von Rahmenstrukturen, die sich teilweise als ein Bündel von Eigenschaftszuschreibungen auffassen und darstellen lassen. Da jede Eigenschaftszuschreibung für eine (implizit vollzogene, bzw. verstehensnotwendige) prädikative Handlung steht, können „Begriffe“ auch als „Bündel von Prädikationen“ aufgefasst werden.

In der Diskussion hat sich gezeigt, dass gerade diese achte These besonders viel Widerspruch provoziert hat. Vor allem sich auf Wittgenstein stützende Linguisten meinen, aus dessen Kritik an psychologistischen Sprachkonzeptionen (man könnte auch sagen, seiner scheinbaren vorgreifenden Kritik an den viel späteren Bemühungen von Kognitionswissenschaftlern und kognitiven Semantikern, dasjenige zu beschreiben, was „im Kopf vorgeht“, wenn jemand sprachliche Zeichen(-ketten) benutzt oder zu verstehen versucht⁵⁰) eine grundsätzlich anti-propositionale Position ableiten zu können. Diese Haltung hängt wohl auch mit der tatsächlich schlechten Praxis sprachpsychologischer „Propositionsanalysen“ in der Forschung der vergangenen Jahrzehnte zusammen, an der aus einer reflektierten linguistischen und sprachtheoretischen Position tatsächlich Vieles auszusetzen ist. Es wäre m. E. jedoch vorschnell (und würde ohne Not das Kind mit dem Bade ausschütten), wenn man wegen dieser problematischen Praxis der derzeitigen Verwendung des „Propositions“-Begriffs in vielen Modellen der psycholinguistischen Verstehenstheorie und bestimmten Spielarten der Kognitionswissenschaft auf den Begriff der Prädikation (der hinter jeder Proposition steht, da eine Proposition bekanntlich die sprachliche Struktur ist, die aus der Verbindung einer Prädikation mit Referenzausdrücken entsteht) ganz verzichten zu können meinte. Da m. E. „Prädikationen“ (in dem hier vertretenen Sinne) eine Art von Grundstrukturen des Denkens darstellen, ohne die es ein Denken im eigentlichen Sinne ebenso wenig gäbe wie eine Sprache, käme ein Verzicht auf diesen Grundbegriff (und die damit zusammenhängende Idee) letztlich einer Selbstabschaffung jeder sinnvollen Sprachtheorie (und Linguistik) gleich.⁵¹

Die hier vertretene Idee der „prädikationslogischen“ Grundstruktur jeder semantischen (linguistisch-epistemologischen) Analyse könnte (zusammen mit dem hier vertretenen Verstehensmodell) als „repräsentationistische Sprachkonzeption“ missverstanden und angegriffen werden. Darüber ließe sich lange diskutieren. Man müsste dann aber zuerst einmal aufklären, was unter „Repräsentation“ von den gewiefteren ihrer Kritiker überhaupt genau verstanden wird. (Das scheint mir keineswegs ausgemacht zu sein.) Im Grunde

⁵⁰ Die Grundzüge dieser wittgensteinschen Kritik habe ich in Busse 1991, S. 121 ff. referiert und diskutiert.

⁵¹ Es ist m. E. auch kein Zufall, dass Foucault mit seinem Begriff der „*enoncé*“ als Fundierungsbegriff seiner Diskursanalyse sich (wohl aus gut erwogenen philosophischen Gründen) an eine Konzeption implizit anschließt, der er ansonsten fern zu stehen scheint, nämlich den Propositionsbegriff der Logiker. Dies verstärkt meinen Eindruck, dass wir es bei den „Prädikationen“ mit einem Fundierungsbegriff erster Ordnung zu tun haben, hinter den man nicht zurückgehen kann.

höre ich aus vielen „anti-repräsentationistischen“ Vorhaltungen eine „anti-epistemologische“ Grundhaltung heraus. Als „Anti-Mentalismus“ hat eine solche Haltung eine lange Tradition in der Orthodoxie der sprachanalytischen Philosophie der vierziger bis siebziger Jahre. Praktisch hat sich diese Grundhaltung als Denkverbot ausgewirkt und mit dazu beigetragen, dass große Teile der sich an diesen Anti-Mentalismus klammernden Linguistik den Anschluss an die moderne kognitive Forschung (damit aber auch an die Teile des eigenen Faches, die sich dieses Denkverbot nicht zu Herzen genommen haben) verloren zu haben scheinen. Wenn sich dieser Antimentalismus – wie es vorkommt – mit einer gebrauchstheoretischen Position (in der Semantik) in der Weise verbindet, dass bei der Analyse von Gebrauchsregeln sprachlicher Zeichen auf das vorausgesetzte Wissen, das bei dem erfolgreichen Gebrauch der Zeichen vorausgesetzt wird, und das bei den Verstehenden auch tatsächlich realisiert (aktualisiert, kognitiv prozessiert, wie immer man es ausdrücken will) wird, nicht mehr Bezug genommen werden darf, dann kommt dies m. E. einer Abschaffung von jeder sich auf die mit sprachlichen Zeichen kommunizierten Inhalte beziehenden semantischen (linguistischen) Analyse gleich. Aus der hier vertretenen Perspektive wäre dies aber zugleich die Selbstabschaffung jeder kulturwissenschaftlich interessanten Semantik (wenn nicht jeder Semantik im deskriptiven Sinne überhaupt).⁵² – Also keineswegs ein anzustrebendes Ziel.

9. These:

Ich komme zur neunten These, die einen außerordentlich wichtigen Punkt betrifft. Sie lautet folgendermaßen: *Kognitive bzw. epistemische bzw. semantische Rahmenstrukturen haben grundsätzlich prototypikalischen Charakter.* (Was die sogenannte „Prototypen-Semantik“ beschreibt, ist daher nur ein untergeordneter Spezialfall einer allgemeinen rahmenbezogenen Prototypikalität.) Diese These hat einen engstens mit ihr verflochtenen zweiten Teil, den ich folgendermaßen formuliere: *Frame-bezogene Prototypikalität ist die Kehrseite einer allgemeinen epistemischen Konventionalität*; oder man könnte es auch umgekehrt ausdrücken: *Konventionalität ist nichts anderes als Prototypikalität, bloß aus einer anderen Perspektive betrachtet.*

Um diese These stichfest zu begründen, müsste ich weit ausholen, wozu hier der Platz fehlt. Ich gebe zu diesem Punkt daher nur zwei Hinweise: Der prototypische Charakter der Rahmen wird bereits in den späteren Fassungen der Frame-Theorie von Fillmore stark hervorgehoben. Was dort als semantische Prototypikalität erscheint, ist aber nichts anderes als ein Spezialfall einer allgemeineren rahmen-bezogenen epistemologischen Prototypikalität. Deutlich wird dies – wie oben schon ausgeführt – in der allgemeinen psychologi-

⁵² Es verwundert daher nicht, dass die Vertreter solcher Thesen in der Regel auch keine deskriptiven, sondern rein theoretische Semantiker sind.

schen Schematheorie, die Bartlett bereits 1932 entwickelt hat. Auf der Grundlage zahlreicher erinnerungspsychologischer Experimente stellte sich dort heraus, dass Erinnerung bereits auf der Ebene *basalster* psychologischer Strukturen prototypikalisch geprägt ist. Mehr noch: Prototypikalität und Gedächtnis scheinen sogar zwei Seiten ein und derselben Medaille zu sein.⁵³

Zum Verhältnis dieser drei Phänomene: *Rahmenstruktur der Episteme, Prototypikalität ihrer Strukturen und Konventionalität ihrer Entstehungs- und Wirkweise*, müsste noch viel gesagt werden; ich beschränke mich hier aber auf eine einzige Beobachtung: Prototypikalität und Konventionalität beruhen, dies machen die Ergebnisse von Bartletts Experimenten ganz deutlich, auf denselben kognitiven Prinzipien.

Dieser enge Zusammenhang führt nun aber zu folgenden Schlussfolgerungen: Wenn Prototypikalität und Konventionalität auf denselben Prinzipien beruhen, und wenn Prototypikalität eine notwendige Eigenschaft von Rahmen- und Schemabildungen ist, dann tragen alle kognitiv-epistemischen Rahmen und Schemata notwendigerweise den Stempel des Sozialen, Gesellschaftlich-Kulturellen und Intersubjektiven, da Konventionalität schließlich eine soziale Kategorie ist. Man hätte auf diese Weise, und zwar (wie es bei Bartlett deutlich wird) schon auf der Ebene einer Theorie sehr elementarer Gedächtnisleistungen, die Ebene des Kognitiven und Epistemischen grundsätzlich kategorial an die Ebene des Sozialen und Kulturellen gebunden. Soziales Wissen, Kulturalität, Kognition und ihre, z. B. sprachliche, Mediation wären dann nicht, wie ein mögliches Missverständnis lauten könnte, ganz verschiedenen Sphären zugehörig, sondern würden als Aspekte ein und derselben oder zumindest vergleichbarer kategorialer Ebenen erwiesen, zwischen denen eine enge Interdependenz besteht.

10. These:

Von dieser Beobachtung beziehungsweise These kommt man schnell zu einer letzten (und zehnten) These, die sich mit einer typischen Kritik an einem kognitiv-epistemologischen Ansatz in der linguistischen Semantik auseinandersetzt. Diese These lautet folgendermaßen:

Die theoretische Skepsis, ja teilweise heftige Ablehnung, wie sie einer kognitiven Semantik gegenüber vorgebracht wird, ist unrichtig, ja falsch, da sie auf falschen Voraussetzungen beruht und den Punkt nicht trifft, um den es eigentlich geht. Die stereotyp vorgebrachte (Beschwörungs-)Formel „Wir können nicht

⁵³ Hierzu nur nebenbei bemerkt: Angesichts der zentralen Rolle, die eine Theorie des sozialen Gedächtnisses in den heutigen Kulturwissenschaften spielt, scheint es mehr als nur ein Zufall zu sein, dass es eine Theorie des Erinnerns ist, in der der (für den Zusammenhang von Kognitions- und Kulturwissenschaften so wichtige) innige Zusammenhang von Rahmenbildung, Prototypikalität und Konventionalität erstmals so klar beschrieben worden ist.

sehen, was in den Köpfen der Sprecher und Sprachverstehenden vorgeht“ ist so wohlfeil wie unpassend, denn sie zielt messerscharf am Problem vorbei.

Eine *verstehenstheoretisch reflektierte Semantik*, wie ich sie hier vertrete (viele nennen sie „*kognitive Semantik*“, ich persönlich würde sie lieber „*epistemologisch orientierte Semantik*“ nennen), kann und will nicht das konkrete, aktuelle Verstehen einzelner Individuen, einzelner sprachbenutzender oder -verstehender Subjekte aufklären. Das ist in der Tat nicht möglich, und hier trifft Wittgensteins viel bemühtes Verdikt zu Recht.⁵⁴ Aber darum geht es auch gar nicht.

Eine epistemologisch (oder kognitiv) orientierte Semantik zielt vielmehr darauf, die *Bedingungen der Verstehbarkeit* für sprachliche Zeichen, Sätze, Texte aufzuklären und in ihrer Struktur zu beschreiben. Es geht, wie schon mehrfach betont, um das *verstehensrelevante, das verstehensermöglichende Wissen*. Dieses Wissen ist nun aber (wie wir anhand der neunten These gesehen haben) notwendigerweise und zwingend etwas Soziales, und mithin Überindividuelles. Insofern das verstehensbedingende Wissen sozial, überindividuell und in einem gewissen Sinne auch konventionell ist, kann und muss es wissenschaftlicher Analyse ebenso offen stehen wie andere soziale, kulturelle und konventionsbezogene Phänomene.

Eine strikte Verneinung der Möglichkeit, über das verstehensrelevante Wissen adäquate (und bis zu einem gewissen Grad auch überprüfbare) wissenschaftliche Aussagen zu machen, kommt in meinen Augen der Verneinung der Möglichkeit gleich, über „*nicht direkt sichtbare*“ soziale und kulturelle Phänomene überhaupt wissenschaftliche Aussagen machen zu können. Ob dies von den Protagonisten des anti-kognitivistischen Ressentiments so gewollt ist, kann mit Recht bezweifelt werden. Es ist eine (wohl auch sie selbst überraschende) ironische Volte, dass die strikten Gegner jeden kognitiv oder epistemologisch orientierten Nachdenkens in der linguistischen oder kulturwissenschaftlichen Semantik sich (wohl unbewusst) zu den letzten Vertretern der Subjektphilosophie des deutschen Idealismus machen: (Sprach-)Verstehen, kulturelles Verstehen, so argumentieren sie wohl implizit, ist etwas privates, persönliches, subjektives. Formal gesehen haben sie sogar recht, nicht aber inhaltlich gesehen; das heißt von der Perspektive des im Verstehensprozess benutzten Wissens, der Perspektive der Verstehensvoraussetzungen her gesehen.

Man kann über die Dialektik von sozialem Determinismus und individueller Freiheit im Sprachverstehen sicherlich unendlich streiten. Aber gerade wenn man Sprachwissenschaft als eine Sozialwissenschaft, eine Kulturwissenschaft begreift,⁵⁵ kommt es ganz besonders darauf an, das Soziale im scheinbar

⁵⁴ Vergleiche zu diesem Aspekt das knappe Wittgenstein-Referat in Busse 1991, S. 122 ff. mit den genauen Nachweisen.

⁵⁵ Vergleiche dazu Busse 2005b, und den ganzen Sammelband, in dem dieser Aufsatz publiziert ist.

Individuellen, das Übersubjektive im scheinbar Subjektiven nicht nur in der Theorie zu sehen, sondern mit den verfügbaren wissenschaftlichen Mitteln auch deskriptiv aufzuklären zu versuchen. Man muss als moderner Linguist gar nicht mit Subjektkritikern wie Foucault oder dem vielgescholtenen Derrida argumentieren; es genügt völlig ein Hinweis auf Sozialpsychologen wie George Herbert Mead oder Alfred Schütz,⁵⁶ und man kommt zu demselben Ergebnis: Dass die im radikal anti-kognitivistischen Impuls vieler, oft sich auf Wittgenstein berufender Sprachwissenschaftler behauptete Subjektivität und Individualität des Sprachverstehens letztlich, von den Möglichkeitsbedingungen jeden Sprach- und Kulturverstehens her, eine Aporie ist, ein Irrtum, von dem man besser Abstand nähme.

5. Perspektiven einer linguistischen Epistemologie im Spannungsfeld von Kognitions- und Kulturwissenschaften: Genealogie und Synchronie

Hinsichtlich der linguistischen Epistemologie (beziehungsweise des Forschungsbereichs, dem die linguistische Epistemologie zugehört) lassen sich meines Erachtens vier Perspektiven unterscheiden:

- eine im engeren Sinne *linguistisch-epistemologische* Perspektive,
- eine *kognitionswissenschaftlich-epistemologische* Perspektive,
- eine *diachron-genealogische* oder auch *historisch-epistemologische* Perspektive
- und eine *kulturwissenschaftlich-synchrone*, oder auch *synchron-epistemologische* Perspektive.

Die *linguistische* und die *kognitivistische* Perspektive kann man auch zusammenfassend als *systematische Perspektive der Epistemologie* bezeichnen; die *diachron-epistemologische*, die *historisch-epistemologische*, die *kulturwissenschaftlich-synchrone* oder *synchron-epistemologische Perspektive* kann man auch als die *empirischen Perspektiven einer beschreibenden Epistemologie* bezeichnen.

Eine Analyse des verstehensrelevanten Wissens als Aufgabe der linguistischen Semantik ermöglicht es nicht nur, die in den Thesen und auch zuvor schon beschriebene enge *Konvergenz von Sprachwissenschaft, Kognitions-wissenschaft und Kulturwissenschaft* auf einen auch methodisch fruchtbaren gemeinsamen Punkt zu bringen. Sie ermöglicht es auch, zwei verschiedene Analyseperspektiven, wie sie vielleicht eine Differenz zwischen kognitions-wissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Interessen markieren, unter eine gemeinsame theoretische und methodische Perspektive zu bringen. Ich

⁵⁶ Zu einer ausführlicheren Begründung der Bezugnahme auf Mead und Schütz vergleiche Busse 1987, S. 273 f.

meine zum einen eine eher für kulturwissenschaftliches Arbeiten typische *historische* Perspektive, die Foucault eine *genealogische* Perspektive genannt hat, und zum anderen eine *synchrone* Perspektive, wie sie typischer nicht nur für die Kognitionswissenschaft ist, sondern ebenso für die linguistische Semantik, für sprachwissenschaftliche Forschungsbereiche wie etwa die Analyse gegenwärtiger medialer oder politischer Kommunikation, und wie sie auch für diskursanalytische Forschungsansätze in den Sozialwissenschaften (vor allem in Soziologie und Politikwissenschaft) charakteristisch ist. Auf beide Perspektiven möchte ich abschließend kurz eingehen.⁵⁷

Eine *historische* Perspektive ergibt sich aus einem *epistemologischen Blick* auf das verstehensrelevante Wissen bzw. die diskursive Formation der Episteme quasi von selbst, auch wenn eine rein *synchrone* Anwendung einer diesem Blickwinkel entsprechenden Forschungshaltung und Methodik durchaus möglich bleibt. Historische Veränderungen in Bezug auf Sprache (ihre Semantik) und das hinter ihr stehende verstehensrelevante Wissen ergeben sich aus dem Aspekt der Konventionalität der Leistungen und Leistungsmöglichkeiten der Sprachzeichen und der Regeln für ihre Verkettungen. Der von den linguistischen und kognitionswissenschaftlichen Rahmentheoretikern (Fillmore wie auch Minsky) als Kronzeuge bemühte Gedächtnistheoretiker Bartlett hatte – wie gezeigt – nachgewiesen, dass jeder Erinnerung (und damit auch jeder Geschichte oder Erzählung, die aus der Erinnerung gespeist wird) ein Moment der *Typisierung* (heute würde man sagen: *Prototypikalität*) inneohnt.⁵⁸

Konventionalität und *Prototypikalität* sind daher zwei Seiten ein und derselben Medaille. Beides verweist jedoch notwendig immer auf die *Vergangenheit*. „Prototypisch“ heißt, wie wir ein Ding, eine Sache, eine Person, eine Handlung, einen Geschehenstyp in der Vergangenheit gesehen und erlebt haben. Die vergangene Erfahrung prädeterminiert die neuen Erfahrungen, eröffnet ihnen epistemische Möglichkeitsräume (durch prototypische Anschlussmuster) und begrenzt sie zugleich, lenkt sie in Bahnen.⁵⁹ Jedes Feststellen der „Bedeutung“ eines Wortes, Satzes, Textausschnitts ist daher in einem gewissen Sinne implizit „historisch“, sofern es auf *Bedeutungskonventionen* (und andere sprachliche oder epistemische Regeln) zurückgreift. Die Veränderlichkeit ist der Konventionalität mithin untrennbar eingeschrieben, von ihr begrifflich-logisch nicht zu trennen.

⁵⁷ Eine erste Fassung der nachfolgenden Absätze ist bereits in Busse 2006, S. 134 ff. publiziert worden; ich wiederhole sie hier, da sich dieser Vortrag an ein völlig anderes Publikum als dort richtet.

⁵⁸ Wir hatten schon darauf hingewiesen, dass Prototypikalität mit (epistemischer) Einschließung und Ausschließung unaufhebbar zusammenhängt.

⁵⁹ Es lohnt sich dazu durchaus, die Details der Experimente und Ergebnisse nachzulesen, die Bartlett (1932) seinerzeit – unter anderem durch Anstiftung zum Geschichten-Erzählen – durchgeführt hatte.

Unternehmen wir daher den Versuch, anhand von Texten, Begriffen, kulturellen Artefakten so etwas wie „Bedeutungen“ (Bedeutungspotentiale, Sinnerzeugungspotentiale, epistemische Anschlussmöglichkeiten) deskriptiv zu erfassen, sind wir schon mitten in einer historiographischen (Foucault hätte gesagt: genealogischen) Tätigkeit. Um eine Hypothese über eine Bedeutung zu begründen, müssen wir auf Tatsachen Bezug nehmen, die ihren Grund in der Vergangenheit (von Menschen, Gesellschaften, Sprachen) haben. Jede Deutung enthält daher ein historisches Verweispotential in sich, insofern sie auf die Bedingungen der Möglichkeit ihrer selbst befragt werden kann. Historische Semantik, Epistemologie und kulturwissenschaftliche Deutung und Analyse sind daher immer engstens miteinander verflochten. – Nur bei einem oberflächlichen Blick auf die Epistemologie, die Geschichte und Beschreibung des kulturellen Wissens kann die Nähe überraschen, die ganz offenkundig zwischen Foucaults Aussage *„Ich habe versucht [...], die Geschichte nun nicht des Denkens allgemein, sondern alles dessen zu schreiben, was in einer Kultur Gedanken enthält.“*⁶⁰ und der berühmten Aussage des Hermeneutikers und Schleiermacher-Schülers August Boeckh (1809–1865) besteht, wonach die Aufgabe der Philologie als der verstehenden Wissenschaft *„die Nachconstruction der Constructionen des menschlichen Geistes in ihrer Gesamtheit“* sei⁶¹. Selbstredend will Foucault alles andere als ein Hermeneutiker sein; seine Diskursanalyse zielt nicht auf die „Aufdeckung“ von „verborgenen Bedeutungen“. Dennoch bleibt auch der Diskursanalyse ein Moment von „Aufklärung“ verhaftet, da sie mit den Mitteln der Epistemologie (als Teil einer Genealogie) Determinismen des aktuellen Wissens, Redens und Schreibens deskriptiv wie machtkritisch identifizieren soll, ein Ziel, welches sie mit einer Hermeneutik als kulturanalytische Methode im Sinne Boeckhs gemein hat.

Jede historische Semantik ist notwendig eine Form von historischer *Epistemologie*, indem sie das Wissen beschreibt, das für das Verstehen von Texten, „Aussagen“ (*enoncés*) und kulturellen Artefakten jeglicher Art notwendig ist. Sie unterscheidet sich von herkömmlichen Formen der Semantik (der Geschichtsschreibung, der Textinterpretation) dadurch, dass sie nicht nur das Offenkundige beschreibt, sondern die impliziten Voraussetzungen, das mit-schwingende Wissen, das als selbstverständlich Vorausgesetzte und damit nicht bewusst Gemachte, nicht explizit Thematisierte deskriptiv zu erfassen sucht. Wie der Verlauf der neueren linguistischen Semantik gezeigt hat, reicht dieses „implizite“ Wissen (diese nicht explizit thematisierten Wissensvoraussetzungen) weit über den Bereich desjenigen hinaus, das in herkömmlichen Modellen von „Semantik“ und „Textbedeutung“ noch erfasst und als Gegenstandsbereich einer Semantik überhaupt zugestanden wird. „Begriffsgeschichte“, „Diskursanalyse“, „Mentalitätsgeschichte“ haben den Blick für

⁶⁰ Foucault 1966c, 4, Sp. 4; dt. S. 156.

⁶¹ Boeckh 1877, S. 16.

dieses quasi „subkutan“ wirkende Wissen erheblich geschärft. Dazu haben unterschiedlichste Disziplinen einen Beitrag geleistet (in der Reihenfolge des historischen Auftretens in diesem Forschungsfeld: Geschichtswissenschaft, Linguistik, Literaturwissenschaft, Wissenssoziologie, neuerdings auch Philosophie und Sozialpsychologie sowie die entstehenden Kognitionswissenschaften, ganz zu schweigen von dem sich erst in Umrissen andeutenden Spektrum der modernen „Kulturwissenschaft“). Vielleicht ist es an der Zeit, eine solche Forschungsperspektive theoretisch wie methodisch „auf den Begriff zu bringen“. Dafür ist aus Sicht des Verfassers am besten eine strikt epistemologische Perspektive geeignet, die Strukturen und Formationsregeln des verstehensrelevanten Wissens direkt in den Blick nimmt, gleich in welcher Form und welchen Zusammenhängen dieses auftritt, und gleich zu welchen Zwecken und in welchen disziplinären und paradigmatischen Einbindungen es erforscht wird.

„Mentalitäten“, „Diskurse“, „Historisch-soziale Leitbegriffe“ stellen sich dann wohl als Bezeichnungen für unterschiedliche Formen der In-den-Blick-Nahme des das Verstehen von kulturellen Artefakten (einschließlich der Zeichen, Texte und Textgeflechte) leitenden Wissens heraus, das zunächst einmal in seiner Eigenstruktur beschrieben werden sollte, bevor seine Funktionalität in den verschiedensten möglichen Hinsichten (etwa in genealogischer, in apriorischer, in erkenntnistheoretischer, in kognitionswissenschaftlicher Hinsicht) näher erforscht wird. Fern davon, der Illusion einer Einheitswissenschaft oder -methode nachzuhängen, könnte sich dadurch wenigstens eine gewisse Konvergenz der derzeit höchst disparaten Forschungsstrategien im weiten Feld der Epistemologischen berührenden Ansätze und Disziplinen einstellen, die wieder zu dem führt, was einmal der Vorzug der Philologien und sog. „Geisteswissenschaften“ (vielleicht sollte man heute besser sagen: Wissenschaften vom Geist) gewesen ist: einer Fächer, Theorien und Schulen übergreifenden Diskursfähigkeit bei wechselseitigem Interesse und Verstehensbemühen.

Ich gehe also davon aus, dass die kulturwissenschaftliche, vorrangig genealogisch-historische Perspektive engstens verflochten ist mit jeder Forschungsperspektive, die sich als synchron versteht, und gleichfalls mit jeder Forschungsperspektive, die sich als systematisch versteht. Da die Grundstruktur des verstehensermöglichenden Wissens selbst unabhängig von einer entweder historischen oder synchron-systematischen Untersuchungsperspektive ist, kommt es auf die verbleibenden Unterschiede zwischen beiden Perspektivierungen nach meiner Auffassung nicht so sehr an. Synchron-kulturwissenschaftliche, systematisch-kognitivistische und historisch-epistemologische Perspektive hängen daher enger zusammen, als es heute gesehen wird. Wenn ein solches Verständnis des engen Zusammenhangs zwischen bisher teilweise disparaten Forschungsansätzen und Perspektiven, die zudem noch durch unterschiedliche Wissenschaftskulturen geprägt sind, sich als Ergebnis der Tagung, für die dieser Text verfasst wurde, durchsetzen sollte, was ich sehr hoffe, dann wäre dies ein entscheidender Gewinn für alle beteiligten Disziplinen.

6. Fingerübung

Zur Erläuterung dessen, was hier mit linguistischer Epistemologie gemeint ist, und der Frage, inwiefern eine epistemologische Perspektive Bedeutungsaspekte aufschließen kann, die die traditionellen wortsemantischen Modelle der Linguistik m. E. nicht erfassen können, sei ein kleines Beispiel demonstriert. Dies kann natürlich nicht das ganze Potential einer semantisch-epistemologischen Analyse entfalten, sondern sozusagen als eine Art Fingerübung nur zeigen, worin ihr Potential liegen könnte.

In nachfolgendem Textausschnitt kommt es mir auf die Verwendung des Wortes „*Plastik*“ durch die Mutter („Paola“) an, weniger auf die durch diese Verwendung initiierte falsche Gebrauchsregel (und damit zusammenhängend: falsche Wissensrahmenbildung) der kleinen Tochter „Sophie“. Was hier vorliegt, kann man als einen klassischen Kommunikationskonflikt bezeichnen. Gerade an solchen Kommunikationskonflikten kommt die die Semantik unserer Wörter (und Texte) tragende Wissensstruktur immer wieder – quasi in einem kurzen Aufblitzen – zum Vorschein, die sonst in der Masse des Unhinterfragten, als selbstverständlich Unterstellten unserem aktiven Bewusstsein verborgen bleibt.

DAS BESTE AUS MEINEM LEBEN

von Axel Hacke

Ich weiß nicht: Liegt es daran, dass ihr Vater so ein ängstlicher Mensch ist, oder ist es bloß irgendwie altersbedingt, oder unternehmen wir einfach die falschen Dinge mit ihr – jedenfalls hat die kleine Sophie dauernd Angst. Beziehungsweise: Sie sagt, dass sie Angst habe. [...]

Im vergangenen Fasching tauchte der Luis plötzlich mit einer uralten Genscher-Maske auf, die wir noch im Keller herumliegen hatten. Sophie schrie: Angst, Angst, Angst!

Paola nahm Luis die Maske ab, zeigte sie Sophie und sagte: »Aber, Sophie, schau mal, die ist nur aus Plastik!«

»Plastik«, sage ich. »Sie weiß doch gar nicht, was Plastik ist.«

»Deswegen zeige ich es ihr gerade«, sage Paola scharf, schaut mich kurz böse an und hält Sophie wieder die Maske hin.

»Angst«, sagt Sophie. »Ich habe Angst.«

»Plastik«, sagt Paola. »Nur Plastik. Und nichts dahinter.«

Sie zeigt Sophie die Maske von hinten. Luis kommt mit einem großen Plastikschild aus seinem Zimmer, zeigt es Sophie und sagt: »Schau mal, Sophie, das ist auch nur Plastik.« [...]

(aus: SÜDDEUTSCHE ZEITUNG MAGAZIN vom 9. 3. 2007, S. 8)

Ich habe Zweifel, ob die hier relevante Verwendung des Wortes „*Plastik*“ durch die Mutter Paola mit einem der gängigen Bedeutungsmodelle der Linguistik zureichend erfasst werden kann. In diesem Wort kommt m. E. eine erhebliche Menge vorausgesetzten Wissens (und mehrere Inferenzen) zum Ausdruck, über deren Komplexität sich die Mutter offenbar gar nicht bewusst ist. Versuchen wir eine Rekonstruktion aus der Perspektive des verstehensrelevanten Wissens. Folgendes Wissen wird hier offenbar implizit durch die Mutter als selbstverständlich vorausgesetzt (hier in nicht systematisch geordneter Auflistung⁶²):

- „Das Objekt, das auf Sophie als Angst-Objekt wirkt, gehört nicht zu der Klasse von Objekten, vor denen man Angst haben muss/sollte.“
- Begründung: „Dieses Objekt ist („nur“) aus Plastik.“
- Voraussetzung für die Gültigkeit dieser Begründung ist eine Annahme der Art: „Was aus Plastik ist, ist (in der Regel, häufig) nur eine Art Nachahmung (Abbildung, Stellvertreter) eines anderen („echten“) Objektes, für das es steht“.
- Davon abhängige weitere Voraussetzung ist eine Annahme der Art: „Nachahmungen von Objekten haben (in der Regel, häufig) nicht dieselben (Ding-)Eigenschaften wie die echten Objekte, für die sie stehen.“
- Gestützt wird diese Annahme durch prototypische Beispiele für die Relation „echtes Objekt – Nachahmung/Abbildung“: z. B. „echtes Schwert – Plastikschild“, „echte Pistole – Plastikpistole“, „echtes Raubtier – Plastikraubtier“.
- Die Aussage der Mutter („ist nur aus Plastik“) könnte zu falschen Schlussfolgerungen (falschen Verallgemeinerungen) führen (ist offen für nicht zutreffende Inferenzen/Deutungen) wie: „*Was aus Plastik ist, ist kein mögliches Angst-Objekt, da es nicht gefährlich sein kann.“ (Gegenbeispiel: „Plastiksack, in dem ein Opfer ersticken kann“ usw.) Möglicherweise denkt die Mutter so; tatsächlich ist der gültige, offenbar unbewusste implizite Gedankenzusammenhang aber anders (s. o.)
- Eine weitere wichtige (implizit vorausgesetzte) Annahme ist: „Um beurteilen zu können, ob ein Objekt gefährlich ist, kommt es (oft) weniger auf die Form/Gestalt des Objekts an als auf das Material, aus dem es beschaffen ist.“ (Dies ist ein Unter-Aspekt des oben erwähnten Aspekts „Dingeigenschaften gefährlicher Objekte“)

Die Subtilität der Erzählung von Axel Hacke zeigt sich darin, dass in seiner Geschichte Luis ja nicht etwa die Maske eines Monsters, Raubtiers o. ä. aufgesetzt hat, sondern die Maske von „Genscher“. Es fragt sich, ob der explizierte Wissenszusammenhang (implizite Voraussetzungen und vorausgesetzte

⁶² Ich verzichte hier aus Platzgründen gleichfalls auf eine formalisierte Darstellungsweise der Prädikationsstruktur, in der man dieses verstehensrelevante Wissen darstellen könnte. Vgl. für ein Beispiel Busse 2007c.

Inferenzen) in diesem konkreten Falle wirklich auf das „nachgeahmte echte Objekt“ zutrifft. Da man dies wohl eher verneinen muss, müsste eine Analyse der gesamten gegebenen Wissenssituation (für Sophie wie für ihre Mutter) möglicherweise noch zu weiteren (anderen) Konsequenzen kommen.

Wer die gelegentlich auftretende heftige Angst mancher kleiner Kinder vor Masken, Verkleidungen, geschminkten Gesichtern generell kennt, könnte den der Äußerung der Mutter vorausgehenden epistemischen Prozess (den sie wiederum als Verstehensvoraussetzung für die Rezipienten unbewusst voraussetzt) leicht abweichend von obiger Beschreibung folgendermaßen rekonstruieren:

- Echte Personen haben ein echtes Gesicht (eine echte äußere Gestalt).
- Wenn man sich vor echten Personen (Lebewesen usw.) mit einem bestimmten echten Gesicht (einer bestimmten echten äußeren Gestalt) fürchtet, dann muss man sich nicht in gleicher Weise vor einer Person mit einem nachgeahmten Gesicht (einer nachgeahmten äußeren Gestalt) fürchten, weil (s. o.): Die Angst einflößenden („potentiell gefährlichen“) Eigenschaften einer Person (eines Lebewesens) sind nur bei dem echten Exemplar dieser Gattung vorhanden, nicht aber bei der Nachahmung.

Dies trifft vermutlich immer noch nicht den wahren Grund der Angst Sophies (oder von Kindern der erwähnten Gruppe); da dieser in der Geschichte nicht thematisch ist (und diese auch keinen Anhaltspunkt dafür liefert, dass die erzählte Mutter ihn überhaupt erkannt hat), kommt es darauf für die semantisch-epistemische Analyse der Verstehensbedingungen (als Bedingungen der adäquaten Verstehbarkeit) der Aussage der Mutter nicht weiter an.⁶³

⁶³ Tatsächlich handelt es sich wohl (nach den Erfahrungen, die der Verf. mit Kindern des Reaktionstyps von Sophie gemacht hat) vor allem um eine tiefsitzende Angst davor, dass jemand, den man gut kennt, und der bestimmte Eigenschaften hat (z. B. ein bestimmtes Gesicht), urplötzlich nicht mehr der ist, als den man ihn kennt (mit den Eigenschaften, die man an ihm/von ihm kennt). Die Maske (das geschminkte Gesicht, die Verkleidung) „raubt“ dem kleinen Kind offenbar eine vertraute Person und damit etwas, was dem Kind in der stets als bedrohlich wahrgenommenen Umgebung „Sicherheit“ und „Vertrauen“ vermittelt hat. Ich deute die Ursache der Angst als eine tiefe Verunsicherung durch eine Art von „Kategorienabweichung“: Der der kleinen Sophie gut vertraute Bruder Luis in Hackes Geschichte erweist sich plötzlich (durch die Maske) scheinbar als ein anderer; dies ruft tiefes Erschrecken hervor. Bei Kindern mit ähnlichen Reaktionsmustern ist das Erschrecken (und die darauf folgende tiefe Angst) immer dann besonders intensiv, wenn eine Art „Kategorienbruch“ („-wechsel“) vorliegt; also z. B. das eigene Geschwisterkind oder Mutter oder Vater z. B. plötzlich als Tier (z. B. als Katze, Löwe usw. geschminkt oder verkleidet) auftritt. Die Angst ist ganz offensichtlich eine Angst vor dem Verlust der Sicherheit, die einem die elementare (ursprüngliche) Orientierung in der offenbar ab einem bestimmten Entwicklungszeitpunkt des Kindes stets als (potentiell) feindlich erlebten Umwelt gibt. Diese Orientierungsfähigkeit baut auf den fundamentalen Ordnungskategorien auf (Begriffe, Wissensrahmen), mit denen die wahrgenommene Welt strukturiert und „angeeignet“ wurde (mit dem Effekt, dass sie als weniger bedrohlich erscheint. Geraten diese elementaren Ordnungskategorien durcheinander, wird dem Kind offenbar die für eine problemlose Orientierung (ein störungs-

Das gewählte Textbeispiel zeigt, wie enorm die „Evokationskraft“ von Wörtern (hier: *Plastik*) hinsichtlich der verstehensnotwendigen oder ein adäquates Verstehen ermöglichenden Wissensvoraussetzungen schon in alltäglichen kommunikativen Situationen sein kann.⁶⁴ Eine Fülle von kulturell konstituierten Wissensvoraussetzungen (Erfahrungen, Schematisierungen, Kategorisierungen, Handlungsabläufen, Kommunikationsmustern) geht der nur scheinbar simplen Äußerung der Mutter voraus und (semantisch und epistemologisch) in sie, in ihr Funktionieren (oder besser: in die Voraussetzungen dafür, dass diese Äußerung überhaupt so funktionieren kann, wie sie beabsichtigt ist) ein. Die Komplexität der epistemischen Voraussetzungssituation potenziert sich exponential, wenn man kulturhistorisch komplexere Wissensbereiche untersucht. Eine methodisch gesicherte Form der Erfassung und Darstellung des verstehensrelevanten Wissens in seiner Komplexität wie seiner jeweiligen Architektur brächte nach dem hier vorgeschlagenen Konzept einer linguistischen Epistemologie auf jeden Fall einen erheblichen Gewinn an Klarheit wenn nicht gar an inhaltlicher (z. B. kultursemantischer) Erkenntnis.

Literatur

- Barsalou, Lawrence W. (1992): Frames, concepts, and conceptual fields. In: Lehrer, Adrienne/Kittay, Eva. F. (eds.): *Frames Fields and Contrasts*. Hillsdale, N. J.: Erlbaum. S. 21–74.
- Bartlett, Frederick C. (1932): *Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge: University Press.
- Biere, Bernd Ulrich (1989): *Verständlich-Machen. Hermeneutische Tradition – Historische Praxis – Sprachtheoretische Begründung*. Tübingen: Niemeyer.
- Boeckh, August (1877): *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*. Hrsg. von Ernst Bratuschek. Leipzig: Niemeyer.
- Busch, Albert (2004): *Diskurslexikologie und Sprachgeschichte der Computertechnologie*. Tübingen: Niemeyer.

freies Agieren) in der Welt wichtige Sicherheit, dieses „sich-aufgehoben-fühlen“ geraubt, was tiefe Verunsicherung auslöst. Man kann daran sehr gut sehen, wie wichtig und zentral für unser Weiterleben die elementaren Kategorisierungsprozesse und Wissensrahmen sind, mit denen wir unser Wissen ursprünglich aufbauen und strukturieren. Der amerikanische Sprachanalytiker Saul Kripke hat in seiner Referenztheorie den Aspekt der „erstmaligen Referenz“ hervorgehoben und darauf hingewiesen, dass bei der Kategorienbildung häufig die als prototypisch erlebten erstmaligen Referenzobjekte einer neu erlernten Kategorie zeitlebens epistemisch wirksam bleiben. Ein Kategorienbruch gerade bei einem solchen prototypischen Referenzobjekt (der große Bruder Luis als emotional und sozial wichtige Bezugsperson der kleinen Sophie) ist offenbar in ganz besonderem Ausmaß angsteinflößend.

⁶⁴ Möglicherweise müsste man in eine adäquate linguistische Analyse des vorliegenden Beispiels auch phraseologische Aspekte einbeziehen, und etwa das ganze Syntagma „*Das ist doch nur aus Plastik*“ semantisch-epistemologisch untersuchen und nicht nur das isolierte Wort „*Plastik*“. Dies würde aber an der Voraussetzungshaftigkeit und der Komplexität des verstehensnotwendigen Wissens grundsätzlich nichts ändern.

- Busse, Dietrich (1987): Historische Semantik. Stuttgart: Klett-Cotta. [vergriffen; im Internet zugänglich unter <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/busselpub>].
- Busse, Dietrich (1991): Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik. Opladen. [vergriffen; im Internet zugänglich unter <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/busselpub>].
- Busse, Dietrich (1992): Recht als Text. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution. Tübingen: Niemeyer. (Reihe Germanistische Linguistik Bd. 131) [vom Verlag aus dem Programm genommen; Restexemplare beim Verfasser erhältlich. Adresse siehe unter: <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/busse>].
- Busse, Dietrich (1993): Juristische Semantik. Grundfragen der juristischen Interpretationstheorie in sprachwissenschaftlicher Sicht. Berlin: Duncker & Humblot.
- Busse, Dietrich (1994): Kommunikationsmodelle und das Problem des Sprachverstehens. Über technische Metaphern in der Sprachwissenschaft. In: Hoberg, Rudolf (Hg.): Technik in Sprache und Literatur. (Festschrift für Franz Hebel). Darmstadt: Verlag der TH Darmstadt. S. 207–234. (= THD Schriftenreihe Wissenschaft und Technik, 66)
- Busse, Dietrich (1997): Das Eigene und das Fremde. Zu Funktion und Wirkung einer diskurssemantischen Grundfigur. In: Jung, Matthias/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hg.): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 17–35.
- Busse, Dietrich (2001): Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: Stukenbrock, Anja/Scharloth, Joachim (Hg.): Linguistische Diskursanalyse. S. 39–52. (Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht, Heft 86).
- Busse, Dietrich (2002): Bedeutungsfeststellung, Interpretation, Arbeit mit Texten? Juristische Auslegungstätigkeit in linguistischer Sicht. In: Haß-Zumkehr, Ulrike (Hg.): Sprache und Recht. Berlin/New York: de Gruyter. S. 136–162. (= Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 2001).
- Busse, Dietrich (2003a): Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie. In: Dutt, Carsten (Hg.): Herausforderungen der Begriffsgeschichte. Heidelberg: Winter. S. 17–38.
- Busse, Dietrich (2003b): Historische Diskursanalyse in der Sprachgermanistik – Versuch einer Zwischenbilanz und Ortsbestimmung. In: Wengeler, Martin (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. Hildesheim u. a.: Olms. S. 8–19. (= Germanistische Linguistik 169–170).
- Busse, Dietrich (2005a): Architekturen des Wissens. Zum Zusammenhang von Semantik und Epistemologie. In: Müller, Ernst (Hg.): Begriffsgeschichte im Umbruch. Hamburg: Felix Meiner. S. 85–99. (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft 2004).
- Busse, Dietrich (2005b): Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft? In: Busse, Dietrich/Niehr, Thomas/Wengeler, Martin (Hg.): Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. Tübingen: Niemeyer. S. 21–42.
- Busse, Dietrich (2006): Text – Sprache – Wissen. Perspektiven einer linguistischen Epistemologie als Beitrag zur Historischen Semantik. In: Scientia Poetica 10, 2006. Berlin/New York: de Gruyter. S. 101–137. (Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften, Hg. v. Danneberg, Lutz/Schmidt-Biggemann, Wilhelm/Thomé, Horst/Vollhardt, Friedrich).
- Busse, Dietrich (2007a): Diskurslinguistik als Kontextualisierung: Methodische Kriterien. Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In:

- Warnke, Ingo (Hg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York: de Gruyter, S. 81–105.
- Busse, Dietrich (2007b): Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Linguistische Epistemologie. Bemerkungen zu den theoretischen und methodischen Grundlagen einer Historischen Semantik in philosophischem Interesse anlässlich einer Philosophie der Person. In: Haardt, Alexander/Plotnikov, Nikolaj: Der Diskurs der Personalität: Philosophische Begriffe im interkulturellen Umfeld. München: Fink.
- Busse, Dietrich (2007c): Interpreting law: text understanding – text application – working with texts. Erscheint in: Olsen, Frances/Stein, Dieter et al. (eds.): Language and Law. Houndmills/New York: Palgrave Macmillan.
- Busse, Dietrich (2007d): Sprache – Kognition – Kultur. Der Beitrag einer linguistischen Epistemologie zur Kognitions- und Kulturwissenschaft. Erscheint in: Jahrbuch 2007 der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag. [vom Verlag aus dem Programm genommen; Restexemplare beim Herausgeber erhältlich. Adresse siehe unter: <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/busse>]
- Fillmore, Charles J. (1971a): Verbs of judging: an exercise in semantic description. In: Fillmore, Charles J./Langendoen, D. Terence (eds.): Studies in Linguistic Semantics. New York: Holt, Rinehart and Winston, S. 272–289.
- Fillmore, Charles J. (1971b): Types of Lexical Information. In: Steinberg, Danny D./Jakobovits, Leon A. (eds.): Semantics: An Interdisciplinary Reader in Philosophy, Linguistics and Psychology. Cambridge: Cambridge University Press 1971. S. 370–392. [Teilabdruck in: Dirven, René/Radden, Günter A. (eds.): Fillmore's Case Grammar. A Reader. Heidelberg: Groos 1987. S. 47–54. – Dt. in: Stelzer (Hg.): Probleme des Lexikons der Transformationsgrammatik. Frankfurt a. M.: Athenäum 1972, S. 98–129.]
- Fillmore, Charles J. (1977a): Scenes and Frames Semantics. In: Zampolli, A. (ed.): Linguistic Structure Processing. Amsterdam/New York/Oxford: North Holland. S. 55–81.
- Fillmore, Charles J. (1977b): Topics in Lexical Semantics. In: Cole, Roger W. (ed.): Current Issues in Linguistic Theory. Bloomington / London: Indiana University Press. S. 76–138.
- Fillmore, Charles J. (1982): Frame Semantics. In: The Linguistic Society of Korea (ed.): Linguistics in the Morning Calm. Seoul: Hanshin. S. 111–137.
- Foucault, Michel (1966a): Le mots et les choses. Paris: Gallimard. (Dt.: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971).
- Foucault, Michel (1966b): La pensée du dehors. In: Critique 229. (Dt.: Das Denken des Außen. In: Ders.: Von der Subversion des Wissens. München: Hanser 1974. S. 54–82.)
- Foucault, Michel (1966c): Entretien: Michel Foucault, 'les mots et les choses'. In: Les lettres françaises 1125. (Dt. in: Reif 1973, S. 147–156).
- Foucault, Michel (1969): L'archéologie du savoir. Paris: Gallimard. (Dt.: Die Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973).
- Foucault, Michel (1971): L'ordre du discours. Paris: Gallimard. (Dt.: Die Ordnung des Diskurses. München: Hanser 1974).
- Foucault, Michel (1974): Vorrede zur Überschreitung. In: Ders.: Von der Subversion des Wissens. Hg. u. übers. v. Walter Seitter. München: Hanser.

- Fraas, Claudia (1996): Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen: Die Konzepte IDENTITÄT und DEUTSCHE im Diskurs zur deutschen Einheit. Tübingen: Narr.
- Fraas, Claudia (2000): Begriff – Konzepte – Kulturelles Gedächtnis. Ansätze zur Beschreibung kollektiver Wissenssysteme. In: Schlosser, Horst Dieter (Hg.): Sprache und Kultur. Frankfurt a. M.: Lang. S. 31–45.
- Fraas, Claudia (2001): Usuelle Wortverbindungen als sprachliche Manifestation von Bedeutungswissen. Theoretische Begründung, methodischer Ansatz und empirische Befunde. In: Nikula, Henrik/Drescher, Robert (Hg.): Lexikon und Text. Vaasa. S. 41–66. (= Sonderband 4 von Saxa)
- Fricke, Matthias (1999): Empirische Diskursanalyse nach Foucault. Diskussion neuerer Foucault-basierter Verfahren der Diskursanalyse anhand von empirischen Analysen von Printmedientexten. Oldenburg, Univ., Diss. [<http://docserver.bis.uni-oldenburg.de/publikationen/dissertation/1999/frie.../friemp99.htm>]
- Günther, Horst (1978): Auf der Suche nach der Theorie der Begriffsgeschichte. In: Koselleck (1978), S. 102–120.
- Günther, Horst (1979): Freiheit, Herrschaft und Geschichte. Semantik der historisch-politischen Welt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Jung, Matthias (1994): Öffentlichkeit und Sprachwandel. Zur Geschichte des Diskurses über die Atomenergie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Keller, Rudi (1995): Zeichentheorie. Tübingen: Francke (UTB).
- Klein, Josef (1999): Frame als semantischer Theoriebegriff und als wissensdiagnostisches Instrumentarium. In: Pohl, Inge (Hg.): Interdisziplinarität und Methodenpluralismus in der Semantikforschung. Frankfurt/M.: Lang. S. 157–183.
- Klein, Josef (2002): Metapherntheorie und Frametheorie. In: Pohl, Inge (Hg.): Prozesse der Bedeutungskonstruktion. Frankfurt/M.: Lang. S. 179–186.
- Konerding, Klaus-Peter (1993): Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie. Tübingen: Niemeyer.
- Konerding, Klaus-Peter (1997): Grundlagen einer linguistischen Schematheorie und ihr Einsatz in der Semantik. In: Pohl, Inge (Hg.): Methodologische Aspekte der Semantikforschung. Frankfurt/M.: Lang. S. 57–84.
- Koselleck, Reinhart (1972): Einleitung. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.) (1972 ff.): Geschichtliche Grundbegriffe. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Koselleck, Reinhart (1978): Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte. In: Koselleck, Reinhart (Hg.): Historische Semantik und Begriffsgeschichte. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 19–36.
- Mead, George Herbert (1934): Mind, Self and Society. Chicago: University of Chicago. (Dt.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1968)
- Niehr, Thomas (2004): Der Streit um Migration in der Bundesrepublik Deutschland, Schweiz und Österreich. Eine vergleichende diskursgeschichtliche Untersuchung. Heidelberg: Winter.
- Polenz, Peter von (1985): Deutsche Satzsemantik. Berlin/New York: de Gruyter.
- Reif, Adelbert (Hg.) (1973): Antworten der Strukturalisten: Roland Barthes, Michel Foucault, Francois Jacob, Roman Jakobson, Levi-Strauss, Claude. Hamburg: Rowohlt.
- Schank, Roger C./Abelson, Robert P. (1977): Scripts, Plans, Goals and Understanding: An Inquiry into Human Knowledge Structures. Hillsdale: Lawrence.
- Scharloth, Joachim (2005): Die Semantik der Kulturen. Diskurssemantische Grundfiguren als Kategorien einer linguistischen Kulturanalyse. In: Busse, Dietrich/Niehr, Thomas/Wengeler, Martin (Hg.): Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergeb-

- nisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. Tübingen: Niemeyer. S. 119–135 (= RGL 259).
- Schütz, Alfred (1971): *Gesammelte Aufsätze*. Bd. 1: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1975): *Strukturen der Lebenswelt*. Neuwied/Darmstadt: Luchterhand.
- Spitzmüller, Jürgen (2005): *Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Stierle, Karlheinz (1973): *Geschehen, Geschichte, Text der Geschichte*. In: Koselleck, Reinhart/Stempel, Wolf-Dieter (Hg.): *Geschichte – Ereignis und Erzählung*. (Poetik und Hermeneutik 5). München: Fink. S. 530–535.
- Tesnière, Lucien (1959): *Éléments de syntaxe structurale*. Paris: Klincksieck. [Dt.: *Grundzüge der strukturalen Syntax*. Hg. und übers. von U. Engel. Stuttgart: Klett-Cotta 1980]
- Warnke, Ingo (Hg.) (2007): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen (Hg.) (2008): *Diskurslinguistik nach Foucault. Methoden*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Wengeler, Martin (2003a): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen. (= Reihe Germanistische Linguistik 244).
- Wengeler, Martin (2003b): *Argumentationstopos als sprachwissenschaftlicher Gegenstand. Für eine Erweiterung linguistischer Methoden bei der Analyse öffentlicher Diskurse*. In: Geideck, Susan/Liebert, Wolf-Andreas (Hg.): *Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 59–82.
- Wengeler, Martin (2007): *Topos und Diskurs. Möglichkeiten und Grenzen der topologischen Analyse gesellschaftlicher Debatten*. In: Warnke, Ingo (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Ziem, Alexander (2005): *Begriffe, Topoi, Wissensrahmen: Perspektiven einer semantischen Analyse gesellschaftlichen Wissens*. In: Wengeler, Martin (Hg.): *Sprachgeschichte als Zeitgeschichte. Konzepte, Methoden und Forschungsergebnisse der Düsseldorfer Sprachgeschichtsschreibung für die Zeit nach 1945*. Hildesheim/New York: Olms. (= Germanistische Linguistik).
- Ziem, Alexander (2006a): *Frame-Semantik und Diskursanalyse. Zur Verwandtschaft zweier Wissensanalysen*. Paper für die Konferenz Diskursanalyse in Deutschland und Frankreich. Aktuelle Tendenzen in den Sozial- und Sprachwissenschaften. 30. Juni–2. Juli, Paris, Université Val-de-Marne.
- Ziem, Alexander (2006b): *Mental Spaces, Idealized Cognitive Models, Frames, or Domains? Toward a Unified Theory of Semantic Representations*. Vortrag auf der Zweiten Internationalen Konferenz der Gesellschaft für Kognitive Linguistik, München 07. Oktober 2006.
- Ziem, Alexander (2007a): *Diskurse, kollektive Wissenssysteme und Frames als Formen der Sprachkritik*. Erscheint in: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*. Heft 1/2007.
- Ziem, Alexander (2007b): *Frame-Semantik. Kognitive Aspekte des Sprachverstehens*. Berlin/New York: de Gruyter. [im Druck]

JÜRGEN LINK

Sprache, Diskurs, Interdiskurs und Literatur

(mit einem Blick auf Kafkas *Schloß*)

Abstract

Im Folgenden wird versucht, die seit den 1970er Jahren primär für die Literatur- und Kulturwissenschaft entwickelte, an Foucault anschließende Diskurs- und dann Interdiskurstheorie¹ mit dem Ziel der Anschlussfähigkeit an linguistische Diskursanalysen sowohl zu resümieren wie zu spezifizieren. Das geschieht teils in Form definitorischer Abschnitte zu Grundbegriffen (wie „Diskurs“, „Spezialdiskurs“, „Interdiskursivität“, „Interdiskurs“, „(inter)diskursives Ereignis“, „Elementardiskurs“, „Kollektivsymbolik“), teils in expliziter Bezugnahme auf benachbarte linguistische Forschungsrichtungen wie die Fachsprachenforschung bzw. die Linguistik der Vertikalität. Als wesentliches Charakteristikum des foucaultschen Diskursbegriffs wird ein historisch spezifischer Raum von Sag- und Wissbarkeit bestimmt. Als konkretes Beispiel dient das Kollektivsymbol des „Netzes“. In aktuellen Verwendungen des „Netz“-Symbols wird ein Widerspruch aufgewiesen, der als Symptom einer diskursiven Sagbarkeitsgrenze gewertet wird. Abschließend erfolgt eine kondensierte Lektüre des Netz-Komplexes in Kafkas *Schloß*-Roman mit der These, dass Kafka dort eine Grenze der Sagbarkeit problematisiere und überschreite.

1. Foucaults „Aussage“-Begriff in Abgrenzung zur Systemlinguistik

In der *Archäologie des Wissens*, dem im Anschluss an seine ersten großen diskurshistorischen Darstellungen verfassten theoretisch-methodologischen Traktat, hat Michel Foucault versucht, Sprache und Diskurs definitorisch zu kontrastieren:

„So erscheint das Vorhaben einer reinen Beschreibung der diskursiven Ereignisse als Horizont für die Untersuchung der sich darin bildenden Einheiten. Diese Beschreibung kann man leicht von der Analyse der Sprache unterscheiden. Freilich kann man ein linguistisches System (wenn man es nicht künstlich konstruiert) nur feststellen, wenn man ein Korpus von Aussagen oder eine Sammlung von diskursiven Fakten benutzt; es handelt sich dann aber darum, ausgehend von dieser Menge, die den Wert einer Muster-sammlung hat, Regeln zu definieren, die eventuell die Konstruktion anderer Aussagen

¹ Vgl. dazu die Gesamtbibliographie Parr/Thiele 2005. Dort sind auch benachbarte Forschungen (u. a. die des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung um Siegfried Jäger) erfasst, auf die ich hier nur global verweisen kann.

als jener gestatten: sogar wenn sie seit langem verschwunden ist, wenn niemand sie mehr spricht und man sie auf Grund seltener Fragmente restauriert hat, bildet eine Sprache stets ein System für mögliche Aussagen; es ist eine endliche Menge von Regeln, die eine unendliche Zahl von Performanzen gestattet. Das Feld der diskursiven Ereignisse dagegen ist die stets endliche und zur Zeit (*actuellement*) begrenzte Menge von allein den linguistischen Sequenzen, die formuliert worden sind; sie können durchaus zahllos sein, sie können durch ihre Masse jegliche Aufnahme-, Gedächtnis- oder Lesekapazität übersteigen: sie konstituieren dennoch eine endliche Menge. Die von der Sprachanalyse hinsichtlich eines beliebigen diskursiven Faktums gestellte Frage ist stets: gemäß welchen Regeln ist eine bestimmte Aussage konstruiert worden und folglich gemäß welchen Regeln könnten andere ähnliche Aussagen konstruiert werden? Die Beschreibung der diskursiven Ereignisse stellt eine völlig andere Frage: wie kommt es, daß eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?“ (Foucault 1973, S. 41 f.; frz. Foucault 1969, S. 38 f.)

Auch ohne Verweis ist evident, dass Foucault den strukturalistischen Systembegriff der Sprache in der generativen Version Noam Chomskys benutzt, worin die Systembegriffe von Saussure, Pierce, Hjelmslev und Harris aufgehoben gedacht werden können. Der Verweis auf tote Sprachen impliziert zweierlei: Das dominante Paradigma ist die natürliche Sprache, und: Die Historizität der Sprache wird als *longue durée* gefasst. Da der Begriff des Diskurses im Folgenden ausführlich behandelt werden soll, sei hier nur soviel vorweggenommen: Offenbar ist ein Diskurs sowohl synchronisch wie diachronisch sehr viel enger zu fassen als eine Sprache.

Foucault weist demnach der Sprachanalyse, d. h. der Linguistik, die Aufgabe zu, eine Sprache als System von generativen Regeln zu beschreiben, mit denen beliebig viele korrekte bzw. „akzeptable“ Sätze gebildet werden können – offensichtlich mit dem Schwerpunkt auf Phonologie, Syntax und Lexikon bzw. Semantik. Dabei führt Foucault auch das topische Beispiel für einen lediglich semantisch „inakzeptablen“ Satz an: „Colorless green ideas sleep furiously“ (Foucault 1973, S. 131). Dieser Satz wäre, wie sich zeigen wird, ein Musterbeispiel für eine diskursive Aussage, nämlich ein Paradigma des struktural-generativen linguistischen Diskurses. Foucault stellt die naheliegende Frage, ob es sich bei dieser Nonsensformel nicht z. B. um die (dann sinnvolle) Aussage eines literarischen Diskurses handeln könnte. Er hätte daran aber auch die „Positivität“ seines Diskursbegriffs exemplifizieren können: Die Frage wäre dann schlicht und einfach, ob diese Aussage tatsächlich, empirisch, in einem literarischen Kontext auftaucht oder nicht (und zwar zunächst einmal natürlich vor Chomsky).

Da ich meinerseits im folgenden zur Veranschaulichung auf Beispiele zurückgreifen möchte, und zwar auf Beispiele aus dem semantischen Komplex des „Netzes“, beginne ich hier mit einer Formulierung, die ebenfalls zumindest an der Grenze der sprachlichen Akzeptabilität liegen dürfte, die aber – soviel sei bereits hier verraten – „positiv“, und zwar außerhalb der Literatur, dokumentiert ist: „Heimaten als zahllose Knoten in hoch wehenden Netzen“.

Zur Abgrenzung des foucaultschen Diskursbegriffs von der Linguistik gehört ferner natürlich insbesondere die Unterscheidung zwischen seinem Diskursbegriff und dem seither in der Linguistik weit verbreiteten Begriff einer discourse analysis im Sinne einer Konversationsanalyse oder einer Analyse alltäglicher bzw. öffentlicher Redegenres bzw. Problemdebatten (wenn etwa Chats auf ihre Dialogstruktur hin untersucht werden oder wenn vom „Migrationsdiskurs“ oder vom „Umweltdiskurs“ die Rede ist). Die *Archäologie des Wissens* lag zum einen chronologisch zu früh, um auf diese linguistischen Entwicklungen reagieren zu können (sie erschien 1969) – zum anderen hat sich Foucault de facto auf Diskurse des Wissens im engen Sinne spezialisiert und Alltags- bzw. Öffentlichkeitsdiskurse ausgespart. Zudem sind seine Beispiele im Wesentlichen aus älteren historischen Epochen gewählt (hauptsächlich aus dem 16. bis 19. Jahrhundert, dann auch aus der Antike), so dass aktuelles Material, etwa aus mediopolitischen oder mediounterhaltenden Diskursen, fehlt. Ich werde deshalb im folgenden Foucaults Diskurse des Wissens um Elementar- und Interdiskurse, wie ich sie nenne, und zwar auch aktuelle, ergänzen. Foucault berührt diesen Bereich allenfalls am Rande, wo er zwischen Aussagen als kleinsten Elementen von Diskursen (ich schlage vor, von „diskursiven Aussagen“ oder „Diskurs-Aussagen“ zu sprechen) einerseits und „Sprechakten“ im Sinne der Pragmatik andererseits unterscheidet (Foucault 1973, S. 120 ff.; Foucault 1969, S. 110 ff.).

Eine foucaultsche „Aussage“ ist dagegen positiv als Element einer „diskursiven Formation“, also einer historisch spezifischen Formation von Wissen bestimmt – insofern sind auch „eine Graphik, eine Wachstumskurve, eine Alterspyramide“ (Foucault 1973, S. 120) „Aussagen“. Da im Folgenden illustrative Beispiele aus dem Komplex des „Netzes“ verwendet werden, wäre zu ergänzen: Auch die schematische Grafik eines Organisationsnetzes kann in diesem Sinne als Diskurs-Aussage fungieren. Dass die Diskurs-Aussage ferner natürliche Sprachen übergreifen kann, ist ebenso evident: Die Kennzeichnung einer organisatorischen Netzstruktur (etwa einer Hierarchie) in englischer Sprache ist die gleiche Diskurs-Aussage wie ihre deutsche Version.

Als Element einer „diskursiven Formation“ ist die Aussage durch eine spezifische historische Situation gekennzeichnet: Sie bezieht sich auf spezifische Gegenstände, die sie stets mit konstituiert (bei der Analyse von Kommunikationsnetzen könnten das etwa „Knoten“ sein) – sie kann nur von bestimmten Sprecherpositionen effektiv geäußert werden (zum Beispiel von „Ärzten“ oder von „Autoren“), sie verwendet spezifische Begriffe und selektiert das Wissen nach bestimmten „Strategien“, wodurch wiederum anderes mögliches Wissen strikt „ausgeschlossen“ (unsagbar und unwissbar) wird. Die systemtheoretische „Selektivität“ ist in der Diskurstheorie demnach eine Funktion der „Strategien“, besonders der diskurskonstituierenden.

In seiner Definition von „Diskurs“ (als Kurzform für „diskursive Formation“) betont Foucault mithin die historische Spezifik und Spezialität des jeweiligen Wissens: „eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Forma-

tionssystem zugehören. Und so werde ich von dem klinischen Diskurs, von dem ökonomischen Diskurs, von dem Diskurs der Naturgeschichte, vom psychiatrischen Diskurs sprechen können“ (Foucault 1973, S. 156; Foucault 1969, S. 141).

2. Definitionsvorschläge zu Grundbegriffen mit Blick auf linguistische Nachbarschaften

Ich versuche nun eine ‚freie‘, möglichst systematische Definition, die auch die spätere machtanalytische Entwicklung Foucaults bereits einbezieht.

2.1. Diskurs

Diskurse sind im Unterschied zu natürlichen Sprachen historisch-kulturell sehr viel stärker variabel und legen (sprachübergreifend) jeweils spezifische Sagbarkeits- und Wissensräume sowie deren Grenzen fest. Es sind institutionalisierte, geregelte Redeweisen als Räume möglicher Aussagen, die an Handlungen gekoppelt sind. Dazu gehört insbesondere die Konstitution von spezifischen historischen Objektivitäten und Subjektivitäten:

- Objektivitäten im Sinne sozialer Gegenstände und Themen, Begriffe, Klassifikationen und Argumente;
- Subjektivitäten im Sinne von legitimen Sprecherpositionen sowie Gender- und anderen Sprecher- und Rezipientinnenrollen einschließlich spezifischer körperlicher Prägungen (Habitus).

Aus der Eingrenzung von Sag- und Wissbarkeit, der Sprechersubjektivität sowie den Kopplungsflächen zur Handlung generiert sich der Machteffekt der Diskurse.

Zu dieser, der foucaultschen Systematik möglichst eng folgenden Definition gehört also nicht eine dialogische Grundstruktur (Debatte, Kontroverse usw.), wie sie häufig in der Linguistik vorausgesetzt wird. Eine solche Debatte wäre nach Foucault vielmehr ein „diskursives Ereignis“ innerhalb eines Diskurses (bzw. Interdiskurses) als Sagbarkeitsraum („Formation“). Ich werde darauf zurückkommen.

2.2. Spezialdiskurs

Zwecks Einführung des von mir verwendeten Interdiskurs-Begriffs schlage ich nun in einem ersten Schritt vor, Foucaults „diskursive Formationen“ bzw. „Diskurse“ als „Spezialdiskurse“ zu spezifizieren. Es dürfte einleuchten, dass Foucaults „Diskurse“ als eng begrenzte Sagbarkeits- und Wissensräume Objekte und Subjekte eines jeweils sehr speziellen Wissens generieren. Das gleiche gilt für auf dieser Basis institutionalisierte spezielle Wissenschaften. Die Logik der Wissensspezialisierung zielt dabei tendenziell auf Eindeutigkeit, spezielle Definition der Begriffe, Dominanz der Denotation und mög-

lichst Beseitigung aller Uneindeutigkeiten und Konnotationen mit dem Idealtyp der mathematischen Formel.

2.3 Spezialdiskurs und/oder Fachsprache

Ganz sicher können die historische Diskursanalyse im Anschluss an Foucault und die linguistische Fachsprachenforschung von wechselseitiger Kenntnisnahme, wie sie sich inzwischen abzeichnet, nur gewinnen. Es handelt sich um Forschungen, die sich vor allem in ihren Gegenständen teilweise berühren. Dabei ist es den Vertretern der Fachsprachenforschung klar, dass es sich bei ihren Gegenständen nicht um „Sprachen“ im Sinne der Systemlinguistik handelt. Vielmehr geht es um besondere, gegenstands- und praxisbezogene Sektoren der natürlichen Sprache, deren Spezifik im Wesentlichen auf einem eigenen Lexikon und in geringerem Maße auch auf syntaktischen und stilistischen Präferenzen beruht.² Das spezielle Lexikon besitzt „terminologischen“ und „definitorischen“ Charakter (mit der dominanten Funktion der Eindeutigkeit beim Referieren); auffällig sind dabei vor allem bestimmte Verfahren der Wortbildung wie die Substantivierung von Verben und die generische Spezifizierung durch Komposita. Am Beispiel des Netzes: Hier wäre etwa die „Fischersprache“ (als handwerkliche Fachsprache) einschlägig, die die regionalen, jeweils differenzierten Lexika für den Bereich der Netze umfasst.³ Aber auch für moderne Fachsprachen gilt, dass sie – als wesentlich auf Terminologien beruhend aufgefasst – ein onomasiologisch spezifisches Feld semasiologisch sehr viel dichter besetzen und damit differenzierter artikulieren als die „Gemeinsprache“. Insofern haben wir es ursprünglich mit einer besonderen, segmentär akzentuierten Spielart der sprachtypologische Betrachtungsweise zu tun.

2.4 Von der Fachsprachenforschung zur Linguistik der Vertikalität

In dem Maße, in dem Terminologien dann stärker als Dispositive eines umfassenderen Wissens aufgefasst werden können, nähert sich Fachsprachenforschung der Analyse von Spezialdiskursen an.⁴ Diese Orientierung bezeichnet Sigurd Wichter als „Linguistik der Vertikalität“, die er konkret allerdings zunächst ebenfalls auf die Lexikologie (dominant Terminologie) konzentriert.⁵ In dieser Perspektive erscheint die Dynamik vertikaler Variation aufwärts als Zunahme und abwärts als Verlust von Wissen, wobei als Träger der Vertikalität im wesentlichen „Experten“ und „Laien“ unterschieden werden, allerdings im Rahmen einer zusätzlich differenzierten Stufenleiter von „Niveaus“ des Wissens. Konsequenterweise werden dabei auch nichtsprachliche, im Wesentlichen ikonische Zeichenkomplexe eingeschlos-

² Fluck 1985, Fachsprachen.

³ S. dazu Fluck 1985, S. 69–71 (Betonung der dialektalen Komponente).

⁴ Vgl. dazu etwa Knobloch 1987.

⁵ Wichter 1994.

sen, was mit Foucault übereinstimmt. Ebenso rückt die für moderne industrielle Gesellschaften konstitutive Tendenz der Wissensspezialisierung, die „horizontale“ Dimension, in den Blick⁶, die für die im Anschluss an diesen Abschnitt darzustellende Interdiskursanalyse zentral ist. Damit erscheint tendenziell auch ein wesentlicher Unterschied zwischen Diskursgeschichte und älterer Fachsprachenforschung als überwindbar: Die ältere Fachsprachenforschung interessierte sich nicht für die jeweilige konkrete historische Substanz ihrer Gegenstände. Indem sie nicht von konkreten historischen Aussagen ausging, war sie, verglichen mit der historischen Diskursanalyse, relativ ahistorisch und relativ ‚formalistisch‘. So spielte etwa für die „Fachsprache der Metallverarbeitung“⁷ ein diskursives Ereignis wie das Prinzip Taylors, dass es für jeden Arbeitsvorgang (und insbesondere auch für jeden metallverarbeitenden Arbeitsvorgang) einen und nur einen „besten Weg“ gebe, gar keine Rolle. Dagegen erkennt die Diskursgeschichte in diesem Prinzip eine Aussage mit dem Charakter einer fundamentalen Diskontinuität bzw. Emergenz, durch die ein neues Feld von Sagbarkeit und Wissbarkeit eröffnet wurde, indem sämtliche Arbeitsvorgänge nun in ihre atomaren Elemente zerlegt werden konnten, die wiederum zeitlich messbar wurden, woran statistisches Wissen anschließbar und schließlich jeweils eine Fortschrittskurve mit Grenzwert berechenbar wurde.⁸ Die entsprechenden statistischen Tabellen, die die ältere Fachsprachenforschung als nichtsprachlich nicht berücksichtigte, besitzen für die Diskursanalyse ebenfalls den Status von Aussagen (und sogar von wichtigen) – ebenso wie z. B. Fotos und Filme von Arbeitsvorgängen. Eine eng wortschatzbezogene Fachsprachenforschung könnte ein solches diskursives Ereignis und die entsprechende Diskontinuität gar nicht wahrnehmen, da Fachausdrücke wie etwa „spanende Arbeiten“ oder „breitnasiger Schnelldreh-Schruppstahl“ durch diese Diskontinuität nicht tangiert wurden.⁹ Diskurshistorisch handelt es sich dagegen um das bedeutsame diskursive Ereignis der Emergenz des „tayloristischen ergonomischen Spezialdiskurses“, der einschneidende neue diskursive und nichtdiskursive Praktiken und vor allem neue Subjektivitäten (tayloristische Ergonomen vs. taylorisierte Arbeiter) und neue Objektivitäten (technisch rationalisierte Arbeitsprozesse und Fabriken) mit entsprechenden Machteffekten generiert hat. Das Beispiel zeigt ebenfalls die theoretische und methodische Relevanz der Option Foucaults für die „Aussage“ (statt des Terminus) als ‚Atom‘ des Diskurses: Erst die Aussage ist Element eines produktiven, nicht rein auf Wiedererkennen von Termini beschränkten Wissens innerhalb eines je historisch eröffneten speziellen Wissensraumes.

⁶ Wichter 1985, S. 38 ff.

⁷ Dazu Fluck 1985, S. 63–69.

⁸ Zu diesem Komplex ausführlich, an Foucault anschließend, Wupper-Tewes 1995.

⁹ Ich wähle diese Termini aus der Taylor-Ballade in Enzensberger 1975, S. 100 f. Diese Ballade kann als ein Meisterstück in Diskursgeschichte betrachtet werden, gerade weil sie den Wortschatz auf Diskurs-Aussagen hin überschreitet.

2.5 Auf dem Weg zur Kompatibilität?

Auf der Basis der wichterschen Weichenstellung hat Albert Busch in seiner Habilitationsschrift der Frage der Kompatibilität bzw. wechselseitigen Anschließbarkeit zwischen neuerer linguistischer Fachsprachenforschung und Interdiskursanalyse ein aus meiner Sicht sehr verdienstvolles Kapitel gewidmet.¹⁰ Die Feststellung weitgehender Kompatibilität harmoniert mit den vorliegenden Ausführungen. Insofern bietet es sich an, an dieser Stelle kurz auch zu den drei angemeldeten Dissensen¹¹ Stellung zu nehmen:

- Erstens könne der Diskurs nicht als Zwischeninstanz zwischen Langue und Parole betrachtet werden, sei vielmehr ganz der Parole zuzuordnen. Dabei wird m. E. umgekehrt die starke Systematizität auch des Diskurses im Sinne Foucaults (die Geltung synchronischer „valeur“-Mechanismen, die Rasterung des Materials durch paradigmatisch-syntagmatische Achsen, das starke Gewicht von Stereotypen und Präkonstrukten, kurz die tiefenstrukturelle Regelmäßigkeit) unterschätzt.
- Zweitens weiche der (hier im Anschluss zu explizierende) Interdiskursbegriff „zu weit von der Vorstellung des Interdiskurses als Alltags- oder Allgemeinwissen“ ab. Diese Kritik ist für die frühe Phase der Theorie berechtigt – ich habe diese Unklarheit seither durch die Unterscheidung zwischen Interdiskurs und Elementardiskurs (s. u.) zu beseitigen versucht.
- Drittens könne der Interdiskurs nicht als „fluktuierendes Gewimmel“ begriffen werden, da er vielmehr ebenfalls einer „Ordnung“ unterliege. Das ist ein Missverständnis, das aus der Gleichsetzung von Interdiskursivität (als „Gewimmel“ einzelner, zunächst je spontan generierter interdiskursiver Elemente, etwa Metaphern) und konkreten, elaborierten und institutionalisierten Interdiskursen wie Mediopolitik, Mediounterhaltung, Populärwissenschaft oder Literatur entspringt. Für solche elaborierten Interdiskurse gilt in der Tat die unter dem ersten Monitum erwähnte partielle Systematizität. Es ist zu hoffen, dass eine künftige engere Kooperation zwischen linguistischer Vertikalitätsforschung und Interdiskurstheorie durch

¹⁰ Busch 2004, S. 86–109. – Auch andere neuere linguistische Arbeiten beziehen sich inzwischen – teils zustimmend, teils kritisch – auf die Interdiskurstheorie. Ich nenne als Beispiel Wengeler 2003, S. 78, S. 131, S. 152 ff. Die Kritik richtet sich hier vornehmlich gegen die unterstellte Annahme „subjekt-loser Diskurse“ (S. 78 passim) – vgl. zu diesem Missverständnis den Schlussteil der vorliegenden Ausführungen. Um die Problematik nicht von vornherein zu verzerren, versuche man sich klarzumachen, dass es lediglich darum geht, das Faktum ernst zu nehmen, dass Babies ihre Sprache (und Kinder ihre Diskurse) nicht „aushandeln“ – ihre Subjektivität wird damit nicht im mindesten bestritten. Diese Subjektivität gilt lediglich als diskursiv induziert, wobei das Verhältnis zwischen Diskurs und subjektiver Diskurspraxis als geschlossener (Re)produktions-Zyklus aufgefasst wird; Änderungen des Diskurses durch empirische Subjekte (einschließlich Innovationen) werden dabei nicht als Akte eines prä-diskursiven „intelligiblen Charakters“ (Kant), sondern ihrerseits als diskursive Ereignisse verstanden.

¹¹ Busch 2004, S. 108.

die Klärung solcher Defizite und/oder Missverständnisse beiden Forschungsrichtungen von Nutzen sein wird.

2.6 Interdiskursivität

Im Dialog mit Albert Busch wurden bereits Kategorien erwähnt, die nun im Einzelnen zu skizzieren sind. In seiner kulturellen Gesamtheit betrachtet, lässt sich der Prozess der diskursiven Produktion und Reproduktion keineswegs allein von der Tendenz zur Spezialisierung her begreifen. Neben der stets zunehmenden Tendenz zur Spezialisierung und Differenzierung existiert eine gegenläufige, entdifferenzierende, partiell reintegrierende Tendenz der Wissensproduktion, die ich in Systematisierung foucaultscher Hinweise die interdiskursive¹² nenne.

Auf einer zunächst elementaren Ebene lassen sich in allen wissensgeteilten Bereichen, bis hin zu den eigentlichen Spezialdiskursen, eine Fülle von Diskursparzellen beobachten, die mehreren Wissensbereichen und darüber hinaus dem sog. Alltagswissen (dem Elementardiskurs: s. u.), gemeinsam sind. Zu solchen Wissenskomplexen mit spezialdiskursübergreifender Verwendbarkeit gehören neben tragenden Grundbegriffen etwa Exempel, symbolische Modelle, systematische und narrative Schemata. So lässt sich das Schema des „Netzes“ sowohl in der Informatik wie in der Kommunikationswissenschaft wie in der Ökonomie oder der Sozialpolitik und nicht zuletzt in der linguistischen Semantik verwenden – so changiert die Kategorie des „Charakters“ zwischen Psychologie, Pädagogik, Geschichte, Politik, Literatur und Kunst, die der „Entwicklung“ zwischen Biologie, Geschichte, Pädagogik, Literatur und Kunst, die des „Wachstums“ zwischen Biologie, Ökonomie und Psychologie („personal growth“). Die auch bei Foucault zentrale interdiskursive Kategorie der „normalisation“ habe ich in meiner Studie ‚Versuch über den Normalismus‘ zusammen mit der der Normalität u. ä. exemplarisch rekonstruiert.¹³ Obwohl die Spezialdiskurse solche Begriffe jeweils möglichst speziell zu definieren suchen, bilden sie im Interdiskurs – jetzt bediene ich mich selbst der Semantik des Netzes – netzartige Konnotationsnoten, die sich typischerweise mit Kollektivsymbolen kombinieren (s. u.).

2.7 Interdiskurse

Diese gegen die Tendenz zur Wissensspezialisierung gegenläufige, entdifferenzierende, partiell reintegrierende Tendenz der Wissensproduktion führt zur paradoxen Konstitution eigener Diskurse, deren Spezialität sozusagen

¹² Ich definiere „interdiskursiv“ also (wie Foucault) bezüglich der ‚horizontalen‘ Achse der Wissensteilung. Ein Beispiel wäre die „Fairness zwischen den Geschlechtern“ als Kombinat aus Sport und Sozialpolitik. Anders und gerade umgekehrt meint der Begriff des „interdiscours“ bei Michel Pêcheux eine Interferenz auf der ‚vertikalen‘ Achse: vgl. zur Abgrenzung Link 1983, S. 16 und nochmals ausführlich Link 2006.

¹³ Link 2006 (1996).

die Nicht-Spezialität ist und die ich Interdiskurse zu nennen vorgeschlagen habe.¹⁴ Bekannte Beispiele sind Populärreligion, Populärphilosophie, Populärgeschichte, Pädagogik, Publizistik, Konversation (heute Talkshows), Kunst und Literatur, später dann Populärwissenschaft, Mediopolitik und Mediounterhaltung. Offensichtlich können moderne differenziert-spezialistische Kulturen sich nicht ausschließlich auf spezielle Wissensbereiche beschränken, sondern benötigen zu ihrer Reproduktion zusätzlich umgekehrt als eine Art Korrelat bzw. Kompensation immer auch reintegrierende Wissensbereiche, die zwischen den Spezialitäten vermitteln und ‚Brücken schlagen‘. Diese reintegrierenden Wissensbereiche oder Interdiskurse sind nicht etwa als wirkliche Totalisierungen von Spezialwissen misszuverstehen. Solche Totalisierungen, wie sie Schiller, Goethe und die Humboldts oder Hegel und die Bildungsidealisten sich noch vorstellen konnten, sind heute schlicht unmöglich. Die wesentliche Funktion von Interdiskursen besteht demnach nicht in professionellen Wissenskombinaten, sondern in selektiv-symbolischen, exemplarisch-symbolischen, also immer ganz fragmentarischen und stark imaginären Brückenschlägen über Spezialgrenzen hinweg für die Subjekte. Je differenzierter das moderne Wissen und je weltkonstitutiver seine technische Anwendung, umso wissensdefizitärer, wissensgespaltenener, orientierungsloser und kulturell peripherer sind moderne Subjekte. Wenn Luhmanns Theorie¹⁵ zu implizieren scheint, dass die Ausdifferenzierung die jeweiligen Anteile der „Personen“ mehr oder weniger friktionslos auf die Teilsysteme verteile, so dass es eigener symbolisch reintegrierender¹⁶ Instanzen strukturell und funktional gar nicht bedürfe, so scheint mir das wenig plausibel. Realistischer erscheint es, grundsätzlich zwischen speziellen und symbolisch-partiell integrierenden Wissensbereichen (zwischen Spezial- und Interdiskursen) zu unterscheiden (was eine Kritik an der theoretischen Gleichbehandlung beider Wissenstypen bei Luhmann impliziert: „Religion“, „Kunst“, „Massenmedien“ oder gar „Liebe“ wären dann wegen ihrer interdiskursiven Basis strukturell-funktional von „Wirtschaft“, „Wissenschaft“ und „Recht“ prinzipiell zu trennen¹⁷).

2.8 (inter)diskursive Ereignisse

An dieser Stelle eine kurze Zwischenbemerkung zu einer weit verbreiteten, bereits oben erwähnten Verwendungsweise des Diskursbegriffs: Wenn etwa von „Migrationsdiskurs“ oder „Umweltdiskurs“ im Sinne einer gegenstands-

¹⁴ Vgl. Link (1988).

¹⁵ Zur Kompatibilität/Inkompatibilität zwischen Diskurstheorie und Luhmannscher Systemtheorie (sowie auch Bourdieuscher Habitustheorie) vgl. Link (2004).

¹⁶ Nicht zu verwechseln (wozu Luhmann tendiert) mit totalisierenden!

¹⁷ Theorieimmanent erweist sich diese prinzipiell irrige Gleichbehandlung der dominant spezialdiskursgestützten und der dominant interdiskursgestützten „Teilsysteme“ in den notorischen Dissensen über die „Medien“ und „Codes“ der letztgenannten.

bezogenen Debatte die Rede ist, so handelt es sich im foucaultschen Sinne nicht um „Diskurse“ als spezifische Räume von Sagbarkeit, sondern um diskursive Ereignisse sozusagen mittlerer Reichweite (zwischen einzelnen Aussagen und epochalen Diskontinuitäten). Träger solcher Debatten ist die „Öffentlichkeit“, hauptsächlich der mediopolitische Interdiskurs. Tatsächlich geht es also fast immer nicht um spezialdiskursive, sondern um interdiskursive Ereignisse. Typischerweise konfrontieren sich dabei zwei entgegengesetzte diskursive Positionen im gleichen Interdiskurs. Als Beispiel soll im Folgenden die Kontroverse zwischen einer ‚vertikalen‘, hierarchischen, und einer ‚horizontalen‘, demokratischen Auffassung von Kommunikationsnetzen, einschließlich des Internet, erörtert werden. Solche dichotomisch-antithetischen Diskurspositionen hat auch Martin Wengeler als pro-contra-Positionen fast aller Topoi im „Migrationsdiskurs“ beschrieben.¹⁸ Der habermassche Begriff eines idealtypisch „herrschaftsfreien Diskurses“ stellt eine philosophische Systematisierung solcher interdiskursiver Ereignisse mit Debattencharakter dar.

Übrigens könnte sich, falls mein Eindruck nicht trügt, auch in der linguistischen Diskursanalyse eine Annäherung an den strikter an Foucault orientierten (und den dialogischen Charakter als eher untergeordneten Aspekt betrachtenden) Diskursbegriff abzeichnen. Ich nenne als Beispiel Heidrun Kämpers Definitionsvorschlag in ihrem Beitrag zum vorliegenden Band.¹⁹ Dieser Beitrag folgt auch in seiner starken Betonung diskontinuierlicher diskursiver Ereignisse („Umbrüche“) einer genuin foucaultschen Fragestellung. Dabei erweist sich wiederum die Dominanz des Lexikons als spezifisch linguistisch, was jedoch eine Konvergenz mit der Interdiskursgeschichte, der es primär um in „Aussagen“ formulierte (re)produktive Wissens Elemente geht, keinesfalls ausschließt.

2.9 Kollektivsymbolik

Auch die Interdiskurse produzieren Wissen. Dieses Wissen wird durch Kombination, Kopplung und Integration von Spezialdiskursen generiert. Ein wesentlicher Typ solcher Kopplung besteht in der Herstellung von Analogien: Ein Diskurselement des Spezialdiskurses A wird als Modell für den Spezialdiskurs B verwendet. Ein Beispiel ist die Datenautobahn: Dabei wird das Verkehrsnetz in analoger Weise als Modellsymbol für das Internet genutzt, wobei gleichzeitig Wissen über modernen Verkehr und Informatik integriert

¹⁸ Wengeler 2003, S. 301 ff.

¹⁹ Kämpfer 2007. Ähnlich schon Busse/Teubert 1994, S. 14. Ich danke Heidrun Kämpfer für wertvolle bibliographische Hinweise insbesondere zur Linguistik der Vertikalität. – Der neue Sammelband von Ingo Warnke (Warnke 2007) kann hier nicht im Einzelnen kommentiert werden. Während die „Diskurs“-Definition (S. 18) einschließlich ihrer Prämissen und Konsequenzen Foucaults Ansatz korrekt folgt, steht die Behauptung, dieser optiere bewusst für „das Unklare, das Opake“ (S. 10 passim) aus meiner Sicht im Widerspruch dazu.

werden. Unter Kollektivsymbolik sei also die Gesamtheit der am weitesten verbreiteten Allegorien und Embleme, Vergleiche und *metaphorae continuatae*, Exempelfälle, anschaulichen Modelle und Analogien einer Kultur verstanden. Ein großer Teil des entsprechenden Materials wird sowohl in der philosophischen Metaphorologie Hans Blumenbergs (Blumenberg 1960) wie in der linguistischen George Lakoffs (Lakoff/Johnson 1980) wie auch in der historischen Alexander Demandts (Demandt 1978) unter die Kategorie „Metapher“ subsumiert. Ich habe statt dessen für die Kategorie „Symbol“ als übergreifenden Terminus optiert, weil es m. E. dabei erstens nicht um einzelne Metaphern, sondern bloß um expandierte metaphorische Komplexe geht (*metaphorae continuatae*) und weil es zweitens inadäquat wäre, die vielen und wichtigen Fälle synekdochischer (repräsentativer) oder metonymischer Bilder unberücksichtigt zu lassen, wie es beim Oberbegriff „Metapher“ der Fall ist. Ein Kollektivsymbol besteht dann ganz allgemein aus einem rudimentär expandierten, zumindest potentiell ikonisch realisierbaren Symbolisanten (dem „Bild“, der *Pictura*, zum Beispiel einem ‚Stau auf der Datenautobahn‘) sowie einem bzw. in der Regel mehreren Symbolisaten (dem „Sinn“, den *Subscriptiones*, z. B. einer ‚Überlastung des Servers‘).

2.10 Elementar-literarische Formen

Das Kollektivsymbol zählt zu den „elementar-literarischen Formen“, neben weiteren Kategorien wie Polysemie, „Reizwort“, „Charakter“, prägnante Subjekt-Situation – ferner elementare Erzählformen, die Narrative heißen sollen: z. B. Mythen im Sinne von Claude Lévi-Strauss (also Vermittlungsmymthen), insbesondere auch in modernen Spielarten (Parr 1992), darunter „Mythen des Alltags“ (Roland Barthes) bzw. einem Spektrum von Narrativen, das man als progressdialektisches Spektrum zusammenfassen kann (wozu etwa die Steigerung der Speicherkapazität von Computerchips und die dadurch bewirkte ‚Steigerung der Geschwindigkeit auf der Datenautobahn‘ zählen würde.).

All diese elementar-literarischen Formen entspringen aus dem interdiskursiven Mechanismus der Kultur und bedienen sowohl einzeln wie in toto die Funktion partiell-symbolischer Reintegration der Wissens- und Diskursteilung für die Subjekte und damit der Subjektivierung des Wissens.

2.11 Elementardiskurs

Im Elementardiskurs schließlich werden sogenannte anthropologischen Konstanten (wie allgemeinste Lebensstrategien, Liebe, Generationen, Feindschaft, Kampf, Arbeit, rudimentäre as-sociative Solidaritäten, Krankheit und Tod) mit dominanten interdiskursiven Komplexen kombiniert und dadurch aktualisiert und historisiert. Dabei spielt seit geraumer Zeit der interdiskursive Komplex des Sports eine herausragende Rolle: Zu den Stars, die heute als exemplarische ‚Helden‘ der massenmedialen Narrative von Liebe, Kampf,

Krankheit und Tod fungieren, zählen insbesondere Spitzensportler, über deren Kopulationen und Kollisionen Millionen von Zuschauern heute besser informiert sind als über ihr eigenes Leben. Wie das Beispiel allerdings zeigt, gibt es streng genommen gar keine anthropologischen Konstanten, da auch Liebe und Tod diskursiv und also soziokulturell spezifisch konstituiert werden: Auch Liebe und Tod folgen einem jeweiligen historischen Apriori.

3. Ein exemplarischer Fall: das Netz

3.1 Aktuelle Dimensionen des „Netz“-Symbols

Am exemplarischen Fall des Netzes lässt sich die bisher vorgeschlagene kategoriale Differenzierung nun noch einmal konkret illustrieren.

Zur sprachlichen Analyse des Diskurskomplexes „Netz“ gehört zunächst die Beschreibung des Wortfeldes und die Formulierung semantischer Regeln für die Konstruktion akzeptabler Sätze. Dabei bietet die kontrastive Semantik einen Königsweg an, wobei die verschiedene lexikalische Differenzierung des Wortfeldes rekonstruiert wird. So teilt das Französische mit *filet* vs. *réseau* vs. *toile* vs. *panneau* das Feld stark abweichend vom Deutschen (nur *Netz*) und Englischen (*net* vs. *network/networking* vs. *web* vs. *grid*) auf. Die fast an Homonymie grenzende Polysemie des deutschen „Netz“ zeigt sich etwa in der Vielfalt der ikonischen Darstellungen des „sozialen Netzes“. Die ältere Fachsprachenforschung würde unter dem Rubrum „handwerklicher Fachsprachen“ die verschiedenen Fischer-, Jäger- und andern Fangnetze und dann am Beispiel der Informationstechnik die Fachausdrücke elektronischer Vernetzungen spezifizieren. Dass die Diskurstheorie sich auf einer ganz anderen Ebene bewegt, lässt sich sehr prägnant am Beispiel von Sätzen illustrieren, die Übersetzungsfehler enthalten. So könnte etwa in dem sprachlich uneindeutigen Satz „The deep cuts into the social network decided last year by the Bundestag have considerably increased poverty in Germany“ von einem kompetenten Leser die diskursive Aussage „Die letztes Jahr von Bundestag beschlossenen tiefen Einschnitte ins soziale Netz [d. h. in die sozialen Sicherungssysteme] haben die Armut in Deutschland erheblich vergrößert“ erkannt werden.²⁰ Ähnlich wäre es bei französischen Sätzen, die das Signifikat des Kommunikationsnetzes statt mit *réseau* ständig mit *filet* kodieren würden: Sie wären sprachlich absurd, aber für den kompetenten Leser diskursiv sinnvoll. Nicht verschwiegen sei allerdings auch, dass durch falsche oder schiefe, manchmal auch bloß durch nicht erläuterte Übersetzungen in die Zielsprachen in den Zielkulturen ganz neue diskursive Aussagen emergieren können, wie auch am Beispiel der Übersetzungen Foucaults gezeigt werden könnte.

²⁰ Während das englische „social network“ ein Netzwerk aus Personen meint (vs. social safety net).

Bekanntlich spielt der Netz-Komplex, um es kalauerhaft zu sagen, in mehreren aktuellen Spezialdiskursen die Rolle einer Spinne im Netz. Das sind vor allem theoretische und angewandte Informationstheorie, Kommunikationstheorie, Mathematik, Verkehrswissenschaft, Organisationssoziologie, Managementtheorie. Einen Überblick bietet der UTB-Band *Netzwerke* von Manfred Faßler.²¹ Für den ökonomischen und soziologischen Bereich präsentieren Luc Boltanski und Ève Chiapello in ihrer Studie *Der neue Geist des Kapitalismus*²² umfangreiches Belegmaterial. Sowohl Faßler wie Boltanski/Chiapello handeln bereits intensiv von der interdiskursiven Expansion des Netz-Komplexes. Unter den ICT-Netzen nimmt natürlich längst das Internet die dominante Position ein, begleitet von einer derartig starken diskursiven Proliferation, dass ich diesen Komplex hier aussparen muss.²³

3.2 Eine Aporie im „Netz“-Symbol als Symptom einer Diskursgrenze

Ich möchte nun versuchen, am Beispiel der aktuellen diskursiven Proliferation des Netzes den entsprechenden interdiskursiven Komplex im Sinne Foucaults als Raum mit eingeschränkter Sag- und Wissbarkeit und mit daraus resultierenden Machteffekten zu analysieren. Ich beginne mit der Frage: Was sind die Knoten im Kommunikationsnetz? Wenn wir die entsprechenden Aussagen sammeln, also ein Archiv im Sinne Foucaults anlegen, stoßen wir bald auf einen konstitutiven Dualismus, wie ich es nennen möchte. Zum einen wird die Frage „Was sind die Knoten im Netz?“ spontan zur Frage: „Wer sind die Knoten im Netz?“, worauf die Antwort selbstverständlich erscheint: Die Knoten im Netz sind die Teilnehmer, die Mitspieler, die User usw. Ich nenne die zugrunde liegende Vorstellung die des interpersonalen Interaktionismus.²⁴ Das scheint evident zu sein: Wer anders als die teilnehmenden Personen sollen das Netz zwischen sich knüpfen und sich damit als Knoten dieses Netzes konstituieren? Symptomatisch für diese Vorstellung ist die Leitmetapher des „Aushandelns“, die seit geraumer Zeit eine phänomenale Karriere nicht bloß im Interdiskurs, sondern auch in einigen Spezialdiskursen wie der Soziologie gemacht hat. Auch das „Aushandeln“ (englisch entweder *negotiating* oder

²¹ Faßler 2001.

²² Boltanski/Chiapello (1999), bes. S. 208–230 («La généralisation de la représentation en réseau»).

²³ Vgl. dazu aber Busch (2004), S. 170, 363 f. passim. Malte Krückels arbeitet an einer Dissertation über Internet und Interdiskurs, die demnächst vorgelegt werden wird.

²⁴ Das ist kein Pleonasmus, da nicht jeder Interaktionismus – man denke etwa an den symbolischen Interaktionismus von George Herbert Mead – (zentrierte und idealiter autonome) „Personen“ als Interakteure impliziert (sondern z. B. „Rollen“). Bekanntlich ist diese Problematik einer der Steine des Anstoßes bei Foucault (angebliche ‚Tilgung des Subjekts‘). In Wirklichkeit geht es um die Frage, ob so etwas wie die (explizite oder implizite) Annahme eines angeborenen, prä-diskursiven ‚Kerns der Person‘ plausibel ist. Vgl. dazu ausführlich Link 2005.

bargaining) ist natürlich ein gutes Beispiel für den Unterschied zwischen Sprach- und Diskursanalyse. In der interpersonal-interaktionistischen Netz-Vorstellung sind es die Personen, die vor dem Netz existieren und die dann das Netz zwischen sich „aushandeln“. Die häufig polemisch ausgefochtene Alternative zwischen einem hierarchisch-vertikalen und einem demokratisch-horizontalen Netz stimmt in der Grundvorstellung des interpersonalen Interaktionismus überein. Wir können sagen, dass es sich um zwei kontroverse diskursive Positionen innerhalb eines gleichen Diskurses handelt.

Mit Dualismus meine ich nun nicht diesen Streit der beiden diskursiven Positionen, sondern die Beobachtung, dass wir im Diskurs des interpersonalen Interaktionismus ständig Aussagen finden, die diesem interaktionistischen Modell völlig zuwiderlaufen und mit ihm völlig inkompatibel sind. Das sind alle Aussagen, in denen transpersonale, massendynamische Modelle verwendet werden, wenn etwa von Datenfluten und Datenlawinen die Rede ist. Auch die Datenautobahn mit ihrem Massenbetrieb und ihren unzähligen Spuren und Kreuzen sprengt völlig die Vorstellung einer dialogischen Gesellschaft von autonomen Personen.

Die Tatsache, dass nun nie die Frage nach der Kompatibilität der massendynamischen Modelle mit dem interpersonalen Interaktionismus auftaucht, deutet die Diskursanalyse als Symptom der Unsagbarkeit dieser Frage und damit der Unwissbarkeit einer Antwort auf die Frage. Anders gesagt handelt es sich um ein Symptom der Grenze des Diskurses – der Diskurs schließt diese Frage aus, und zwar nicht als bewusste repressive, zensierende Entscheidung eines Subjekts, sondern als Diskurssystem selbst, das nur funktionieren kann, wenn diese Frage ausgeschlossen bleibt. Das hat erhebliche und durchaus einschneidende Machteffekte: So kann die gesamte Vernetzungspraxis nur unter der Bedingung dieses Ausschlusses an den juristischen Diskurs angekoppelt werden, der auf personales bzw. parapersonales Privateigentum und auf persönliche Verantwortungen angewiesen ist. Nur wenn die Netze zwischen Personen „ausgehandelt“ werden, passen sie in eine marktförmige Kultur. Die alternative Vorstellung, derzufolge die konkreten interagierenden Personen als Subjekte allererst von prä- bzw. transpersonalen technischen und diskursiven Netzen (Zugängen, Anschlüssen, Schaltungen, Kontakten en masse) konstituiert würden und zwar so, dass sie mit den Netzen kompatibel agieren, kann innerhalb des interpersonal-interaktionistischen Diskurskomplexes der Vernetzung nicht gesagt, also auch nicht gedacht und gewusst werden – wo sie, etwas in Gestalt foucaultscher Diskursanalysen, empirisch auftaucht, kann sie nicht „verstanden“ werden, sondern muss als angeblich „antihumanistische“, „antisubjektive“ und „antipersonale“ Polemik umformuliert und dann abgekanzelt werden (wie exemplarisch etwa von Manfred Frank in seinem wirkungsmächtigen Buch *Was ist Neostrukturalismus?*)

4. Literarischer Diskurs als Interdiskurs

Abschließend in stark komprimierter Form einige Konsequenzen für die Literaturtheorie. Es besteht heute ein weitgehender Konsens darüber, dass „Literatur“ in einem engen und präzisen Verständnis an die in Europa um 1800 erfolgte „Autonomisierung“ gebunden ist, die eine institutionelle Ausdifferenzierung voraussetzt. Dennoch lassen sich auch in einem weiteren Sinne Texte als „literarisch“ begreifen, in denen „prodesse“-Funktionen an die Möglichkeit von Subjekt-Applikationen (Identifikationen und Gegen-Identifikationen) gebunden sind und „delectare“-Funktionen tendenziell dominieren (narrative und „tonale“ Faszinationen, Spannung, „Charaktere“, formale Überstrukturierung). Gerade die Interdiskursanalyse erlaubt es, den Einschnitt der Autonomisierung um 1800 nicht zu verabsolutieren: Wenn etwa bei Dante in evidenter Weise die prä-literarischen Aspekte mit religiösen gekoppelt sind, so liegt die Möglichkeit einer solchen Kopplung eben in der engen strukturellen Verwandtschaft zweier Interdiskurse, da es sich auch bei dem religiösen Diskurs um einen subjektzentrierten Interdiskurs handelt.

Die gerade erwähnten prodesse- und delectare-Funktionen prä-literarischer und literarischer Diskurse wie subjektive Identifikationsangebote, narrative und „tonale“ Faszinationen, Spannung usw. sind stets vor allem mit scheinbar anthropologischen Themen wie Lebensstrategien, Liebe, Generationen, Feindschaft, Kampf, Arbeit, Solidaritäten, Krankheit und Tod, also mit dem Elementardiskurs, verbunden gewesen. Spätestens seit den Hochkulturen war solches elementardiskursive Wissen jedoch bereits mehr oder weniger stark mit Wissenselementen spezialdiskursiver Herkunft (etwa medizinischem oder juristischem Wissen) gekoppelt. Vollends seit der europäischen Moderne mit ihrem hoch spezialisierten und ausdifferenzierten Wissens- und Diskurssystem erweist sich der literarische Diskurs als ein wissensintegrierender Interdiskurs mit primärer Subjektfunktion wie Populärreligion, Populärphilosophie und Populärwissenschaft. Deshalb fragt die Literaturanalyse als Interdiskursanalyse nach den Wissenselementen spezialdiskursiver Herkunft, die in einem Text selegiert, konstelliert, kombiniert, subjektiviert und ästhetisiert werden. Ob ein Text sich primär an juristisches Wissen ‚anlehnt‘, wie etwa viele Beispiele bei Kleist und Kafka, oder an medizinisch-psychiatrisches Wissen wie die großen Romane von Thomas Mann und Robert Musil, kann der diskurshistorischen Untersuchung manchmal bereits eine erste Orientierung verleihen. Entscheidend sind jedoch die Besonderheiten der Verarbeitung interdiskursiven Materials im literarischen Diskurs. Diese spezifisch literarische Integration erfolgt, grob gesehen, auf zwei sehr verschiedene Arten: erstens extensiv durch narrative Reihung interdiskursiver Elemente wie typischerweise im Roman – zweitens aber intensiv durch symbolische Kondensierung. Dazu wird die typische Mehr- bzw. Vieldeutigkeit der Symbole in Dienst genommen. Schließlich können auch beide Verfahren gekoppelt werden, wodurch symbolische Narrationen entstehen.

Dabei beschränkt sich die Faszinationskraft des literarischen Interdiskurses nicht auf die subjektivierende, syntagmatische und paradigmatische Ordnung interdiskursiven Wissens mit den entsprechenden Sinn- und Schönheitseffekten. Diese Faszinationskraft bewährt sich vielmehr darüber hinaus vor allem darin, dass mit den Grenzen der Sagbarkeit und den Ambivalenzen des Materials gespielt wird.

5. Ein Beispiel für gesprengte Grenzen der Sagbarkeit: Paradoxe Vernetzungen in Kafkas *Schloß*

Um auch hier mit einem Beispiel aus dem Diskurskomplex des Netzes zu schließen: In Kafkas fragmentarischem *Schloß*-Roman beschreibt Pepi dem Protagonisten K. gegenüber ihre Konkurrentin Frieda in deren Funktion als Ausschankmädchen als „Spinne im Netz“:

„Zunächst erfuhr K., daß eigentlich er an Pepis Unglück schuld sei, daß sie es ihm aber nicht nachtrage. Und sie nickte eifrig während der Erzählung, um keinen Widerspruch K.s aufkommen zu lassen. Zuerst habe er Frieda aus dem Ausschank fortgenommen und dadurch Pepis Aufstieg ermöglicht. Es ist sonst nichts anderes ausdenkbar, was Frieda hätte bewegen können, ihren Posten aufzugeben, sie saß dort im Ausschank wie die Spinne im Netz, hatte überall ihre Fäden, die nur sie kannte; sie gegen ihren Willen auszuheben, wäre ganz unmöglich gewesen, nur Liebe zu einem Niedrigen, also etwas, was sich mit ihrer Stellung nicht vertrag, konnte sie von ihrem Platze treiben“²⁵.

„Heute weiß Pepi, warum Klamm nicht kam. [...] Klamm kam nicht herunter, weil Frieda es nicht zuließ. Nicht durch ihre Bitten hat sie das bewirkt, ihre Bitten dringen nicht zu Klamm. Aber sie hat, diese Spinne, Verbindungen, von denen niemand etwas weiß. [...]“ (S. 285)

Pepis Figurenperspektive verwendet das symbolische Netz-Modell im Sinne des interpersonalen Interaktionismus. Darin erscheint Frieda als intrigante Person mit „Verbindungen“ (symbolisch „Fäden“), die sie gegen Pepi benutzt. Auch alle weiteren Figuren, konkret Klamm und K., befinden sich an jeweiligen Orten im Netz. Die bloße Verwendung des Netz-Modells in dieser interpersonal-interaktionistischen Version impliziert ferner eine quasi detektivische und juristische Deutung: So ist K. „schuld“ an Pepis Auf- und dann Abstieg – was wiederum Intentionen impliziert (Pepi bildet sich ein, dass K. eigentlich sie und nicht Frieda liebe). Pepi hat damit eine ‚paranoide‘ Welt-sicht, sie leidet unter „Beziehungswahn“.

Es ist nun evident, dass Kafkas Text, der die Gesellschaft des Romans aus der beobachtenden Monoperspektive eines Außenseiters (eines „Fremden“, wie es leitmotivisch betont wird) in erlebter Rede schildert, die interpersonal-interaktionistische Spielart des Netz-Modells nicht nur nicht teilt, sondern radikal kritisiert. Das zur Zeit der Abfassung des Romans spektakulärste neue Netz-Modell war das Telefon-Netz. Kafka verwendet es als synekdochisches, repräsentatives Modell des Schloss-Systems:

²⁵ Kafka 1976, S. 273.

„Im Schloß funktioniert das Telefon offenbar ausgezeichnet; wie man mir erzählt hat [es spricht der Dorfvorsteher, J. L.], wird dort ununterbrochen telefoniert, was natürlich das Arbeiten sehr beschleunigt. Dieses ununterbrochene Telefonieren hören wir in den hiesigen Telefonen als Rauschen und Gesang, das haben Sie gewiß auch gehört. Nun ist aber dieses Rauschen und dieser Gesang das einzig Richtige und Vertrauenswürdige, was uns die hiesigen Telefone übermitteln, alles andere ist trügerisch. Es gibt keine bestimmte telefonische Verbindung mit dem Schloß, keine Zentralstelle, welche unsere Anrufe weiterleitet; wenn man von hier aus im Schloß anruft, läutet es dort bei allen Apparaten der untersten Abteilungen oder vielmehr, es würde bei allen läuten, wenn nicht, wie ich bestimmt weiß, bei fast allen dieses Läutewerk abgestellt wäre. Hier und da aber hat ein übermüdeter Beamter das Bedürfnis, sich ein wenig zu zerstreuen, besonders am Abend oder bei Nacht, und schaltet das Läutewerk ein; dann bekommen wir Antwort, allerdings eine Antwort, die nichts ist als Scherz.“ (S. 72)

Hier handelt es sich um Figurenperspektive, also um eine unsichere Interpretation. Dennoch wird die zentrale Problematik des ganzen Schlosssystems in zutreffender Weise deutlich: Es ist genau jene Problematik, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts von Jeremy Rifkin und anderen als die des „Zugangs“ (access) zum Netz (konkret zum Internet) bezeichnet wird²⁶. Es ist verblüffend, wie exakt Kafka diese Problematik nahezu ein Jahrhundert zuvor antizipiert hat. Das wie ein luhmannsches autopoietisches System autarke Telefonnetz des Schlosses, zu dem es von außen, von seiner Umwelt her, keinen Zugang gibt, ist symbolisch analog dem ebenso autarken bürokratischen System des Schlosses, das in seinem grotesken Funktionieren mit umwerfendem Humor beschrieben wird (man denke nur an die morgendliche „Aktenverteilung“ mittels eines kleinen „Wägelchens“ im 19. Kapitel). Der Witz der Sache besteht darin, dass die Figuren dieses völlig transpersonale Netz, das nur aus massenhaften anonymen Kontakten und Schaltungen besteht, interpersonal-interaktionistisch deuten und dadurch ständig quasi-juristische Effekte induzieren, wie insbesondere die Familie des Barnabas mit ihrem Schuldkomplex. Aus der Erzählung wird statt dessen deutlich, dass selbst die mit Namen bezeichneten Beamten nur schwimmende Identitäten besitzen (so etwa Klamm, S. 169), und dass die Verwechslung eines Phonems genügt, um Sordini zu Sortini zu machen und umgekehrt. Die groteske Unangemessenheit der paranoiden Lesart des Systems zeigt sich ferner insbesondere darin, dass das autarke bürokratische System, das das „Amtliche“ durch Ausschluss des „Privaten“ konstituiert, tatsächlich konkret nur mit einer perversen Spielart von Sex beschäftigt ist. Die Ambivalenz der K.-Figur besteht nicht zuletzt darin, dass es gerade seine Außenseiterposition gegenüber dem Netz ist, die ihn für die Frauen in einem freien Sinne liebenswert macht, während er selber unbedingt Zugang zum Netz sucht.

So ist es also die Sagbarkeitsgrenze des interpersonal-interaktionistischen Netzmodells, die Kafka in seinem Roman problematisiert und sprengt, indem

²⁶ Rifkin 2000.

er das Modell mittels einer ingeniösen Perspektivik und einer im weiten Sinne surrealistischen Narration ‚überzogen‘ inszeniert und dadurch so stark verfremdet, dass die üblichen Identifikationen gestört und umgelenkt werden.

6. Coda

Nun aber meine eingangs zitierte Aussage „Heimaten als zahllose Knoten in hoch wehenden Netzen“: Es handelt sich sowohl um den Titel wie die Quintessenz eines Beitrags des Blochschülers Burghart Schmidt zum Themenschwerpunkt „Heimat in vernetzten Welten“ des Ernst-Bloch-Jahrbuchs 2006. Der Kontext ist die paradoxe Präferenz des ‚nomadischen‘ Denkers Bloch für den scheinbar statischen Heimatbegriff und seine mögliche Aktualität in der Situation informationeller und kultureller Globalisierung. Auch hier geht es offensichtlich um eine Grenze der Sagbarkeit – und es ist symptomatisch, dass der philosophische Diskurs an solchen Grenzen spontan „literarische“ Formulierungen generiert (Blumenberg sprach von absoluten Metaphern):

„Netze eben, wenn auch noch so hoch und leichtfertig wehend in ihrem [sic] Filigranen, haben dennoch ihre Knoten, sonst wären sie keine Netze, und wenn auch in ständiger Umknotung. Bleiben wir also dabei: Einmal kann man Heimat nie ganz verlassen, man schleppt davon immer etwas Wesensstrukturelles überall hin mit. Und doch ist sie, die Heimat bei aller Lebensnotwendigkeit zugleich ihrem Wesen nach unerreichbar.“²⁷

Ich muss allerdings gestehen, dass mich diese literarische Formulierung philosophisch nicht befriedigt: Geht es um eine Person, die ihre Heimat von Knoten zu Knoten durch das Netz schleppt? Ist eine Heimat, ob nun als empirische oder als utopische im Sinne Blochs, nicht etwas wesenhaft Kollektives, insofern Subjektprägendes wie auf andere Weise das World-Wide-Web? Was passiert aber mit einer Heimat als interdiskursivem Komplex, wenn sie „ins Netz gestellt“ wird? Mir scheint Kafka, weil literarisch präziser, auch philosophisch präziser zu sein.

Literatur

- Blumenberg, Hans (1960): Paradigmen zu einer Metaphorologie. In: Archiv für Begriffsgeschichte 6, S. 7–142.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (1999): Le nouvel esprit du capitalisme, Paris: Gallimard.
- Busch, Albert (2004): Diskurslexikologie und Sprachgeschichte der Computertechnologie. Tübingen: Niemeyer.
- Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse/Hermanns/Teubert (1994), S. 10–28.

²⁷ Schmidt 2006, S. 17–27, hier S. 17, 27.

- Demandt, Alexander (1978): *Metaphern für Geschichte. Sprachbilder und Gleichnisse im historisch-politischen Denken*. München: Beck.
- Enzensberger, Hans Magnus (1975): *Mausoleum. 37 Balladen aus der Geschichte des Fortschritts*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Faßler, Manfred (2001): *Netzwerke. Einführung in die Netzstrukturen, Netzkulturen und verteilte Gesellschaftlichkeit*. München: Fink.
- Fluck, Hans-Rüdiger (1985): *Fachsprachen. Einführung und Bibliographie*. 3., erw. Aufl. Tübingen: Francke.
- Fohrmann, Jürgen/Müller, Harro (Hg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1969): *L'archéologie du savoir*. Paris: Gallimard.
- Foucault, Michel (1973): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Jäger, Margarete/Jäger, Siegfried (2007): *Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kämper, Heidrun (2007): *Sprachgeschichte – Zeitgeschichte – Umbruchgeschichte. Sprache im 20. Jahrhundert und ihre Erforschung*. In diesem Band.
- Kafka, Franz (1976): *Das Schloß*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Keller, Rainer/Hirseland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.) (2005): *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung*. Konstanz: UVK.
- Knobloch, Clemens (Hg.) (1987): *Fachsprache und Wissenschaftssprache. Essen: die blaue eule*.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): *Metaphors we live by*. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Link, Jürgen (1983): *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse (mit einem Beitrag von Jochen Hörisch und Hans-Georg Pott)*. München: Fink.
- Link, Jürgen (1988): *Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik*. In: Fohrmann/Müller (1988), S. 284–307.
- Link, Jürgen (2004): *Kulturwissenschaftliche Orientierung und Interdiskurstheorie der Literatur zwischen ‚horizontaler‘ Achse des Wissens und ‚vertikaler‘ Achse der Macht. Mit einem Blick auf Wilhelm Hauff*. In: Mein/Rieger-Ladich (2004), S. 65–83.
- Link, Jürgen (2005): *Warum Diskurse nicht von personalen Subjekten ‚ausgehandelt‘ werden. Von der Diskurs- zur Interdiskurstheorie*. In: Keller u. a. (2005), S. 77–99.
- Link, Jürgen (2006), (1996): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, 3., ergänzte, überarbeitete und neu gestaltete Aufl.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. (1. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag).
- Link, Jürgen (2006a): *Was versteht Michel Pêcheux genau unter Interdiskurs? Eine Antwort an Rainer Diaz-Bone*. In: *kultuRRevolution. zeitschrift für angewandte diskurstheorie*, Heft 50 (März 2006), S. 78–80.
- Mein, Georg/Rieger-Ladich, Markus (Hg.): *Soziale Räume und kulturelle Praktiken. Über den strategischen Gebrauch von Medien*. Bielefeld: transcript.
- Parr, Rolf (1992): *„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!“ Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (1860–1918)*. München: Fink.
- Parr, Rolf/Thiele, Matthias (2005): *Link(s). Eine Bibliographie zu den Konzepten ‚Interdiskurs‘, ‚Kollektivsymbolik‘ und ‚Normalismus‘ sowie einigen weiteren Fluchtlinien*. Heidelberg: Synchron.
- Rifkin, Jeremy (2000): *The Age of Access*. London/New York: Penguin.
- Roelcke, Thorsten (1999): *Fachsprachen*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

- Schmidt, Burghart (2006): Heimaten als zahllose Knoten in hoch wehenden Netzen. In: Bloch-Jahrbuch 2006.
- Warnke, Ingo (Hg.) (2007): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York: de Gruyter.
- Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihrer Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985). Tübingen: Niemeyer.
- Wichter, Sigurd (1994): Experten- und Laienwortschätze. Umriss einer Lexikologie der Verikalität. Tübingen: Niemeyer.
- Wupper-Tewes, Hans (1995): Rationalisierung als Normalisierung. Betriebswissenschaft und betriebliche Leistungspolitik in der Weimarer Republik. Münster: Westfälisches Dampfboot.

JOACHIM KNAPE

Performanz in rhetoriktheoretischer Sicht

Abstract

Der Beitrag geht von dem 2004 veröffentlichten Sammelband „Rhetorik. Figuration und Performanz“ aus, führt einige der dort publizierten Ansätze fort und bringt sie schließlich neu (schärfer rhetoriktheoretisch konturiert) auf den Punkt. Er stellt die Frage, welchen theoretisch begründeten Platz ein rhetoriksystematisch hergeleiteter und damit wohl definierter Performanz-Begriff haben kann. Der Performanzbegriff wird heute unterschiedlich, nicht selten auch mit einer gewissen Willkür verwendet, wodurch er als *Terminus technicus* nurmehr bedingt tauglich ist. Demgegenüber bekommt er hier eine theoretisch genau bestimmte Position im modernen rhetorischen Theoriegebäude als Aktionsweise des Mediums, das Texte speichert und sendet.

Im Jahr 2004 erschien der 25. Band der renommierten ‚Germanistischen Symposien‘ der DFG unter dem Obertitel „Rhetorik“. Der Fachmann hätte erwartet, dass der Untertitel des Bandes eventuell „Figuration und Persuasion“ gelautet hätte. Normalerweise werden unter *Figuration* textliche Umgangsweisen mit rhetorischen Figuren oder Textverfahren verstanden, die auf rhetorischer Figurenbildung basieren.¹ Hieran schließt sich historisch gesehen die bekannte Definition der Rhetorik als ‚Kunst elaboriert zu sprechen‘ (*ars bene dicendi*) an. Die mit dieser Vorstellung einer „restringierten Rhetorik“ verbundenen Fragestellungen werden heute teils im Rahmen der rhetorischen und linguistischen Stilistik, teils im Rahmen der literarischen Ästhetik verhandelt.² Vom Standpunkt der rhetorischen Theorie aus wird in systematischer Hinsicht jedoch erst mit dem Begriff der *Persuasion* der bis heute maßgebliche theoretische Kern des Rhetorikansatzes aufgerufen. *Persuasion* bezeichnet alle strategisch eingesetzten Verfahren des Orators, kommunikativ effektiv zu sein oder überzeugend zu kommunizieren, worauf sich die eigentliche und umfassendere, ebenfalls schon in der Antike eingeführte Definition der Rhetorik als ‚Kunst zu überzeugen‘ (*ars persuadendi*) bezieht.

¹ Etwa im Sinne der Ausweitung des Figurenverständnisses, wie es sich bei Kenneth Burke in seinem wichtigen Beitrag zu den vier Haupttropen findet. Burke, Kenneth: *Four Master Tropes*. In: Burke, Kenneth (1969): *A Grammar of Motives*. Berkeley. S. 503–517.

² Zum reduktionistischen Konzept einer bloßen Figurenrhetorik, das sich in der frühen Neuzeit unter dem Einfluss des Ramismus ausgeprägt hat, siehe Genette, Gérard (1970): *La rhétorique restreinte*. In: *Communications* 16, S. 158–171.

Anders als ein Rhetoriker erwartet hätte, lautet der Untertitel des Ergebnisbandes zum 25. Germanistischen Symposium aber nicht „Figuration und Persuasion“, sondern „Figuration und Performanz“. Damit wird dem Begriff *Performanz* eine hohe rhetoriksystematische Wertigkeit zugesprochen, die auf die Lektüre der Beiträge neugierig macht, zumal eine der auch linguistisch bestückten Sektionen ausdrücklich mit der Überschrift „Performativa“ versehen wurde. Eine zweite Sektion, die sich ebenfalls mit Fragen der Performanz befasst, steht unter der für den Leser zunächst eher kryptischen Rubrik „Regel-Adresse“. Bei einem ersten Durchgang durch den Band stand zu erwarten, dass die Einleitungen zum ganzen Buch und zu den einzelnen Sektionen bereits Auskunft über die neue prominente Rolle der Performanz in der Rhetoriktheorie geben würden.

Der Initiator des Symposiums und Bandherausgeber Jürgen Fohrmann kommt in seiner Gesamteinleitung zu folgendem Resümee: „Im Behandeln von ‚Rhetorik‘ blicken alle (oder fast alle) Beiträge auf die Beziehung von Regel und Abweichung, in deren Mitte die Rhetorik steht.“³ Und mit einem von Rilkes ‚Panther‘, (der bekanntlich im Käfig des Jardin du Luxembourg hin und her ging), entliehenen Pathos fügt Fohrmann hinzu: „Sie ist diese Mitte, und sie wird in beide Richtungen, zum Schema und zur Anomalie, dann ausbuchstabiert, aber nur, um erneut in die mittlere Position zurückzukehren.“ Solche Rede dämpft zunächst die Erwartung des neugierigen Theoretikers, weil hier die ganze Rhetorikfrage wieder auf die gute alte, inzwischen jedoch in ihrer explikativen Reichweite nur als bedingt tauglich erwiesene Deviationstheorie rückgeführt wird. Im Folgenden ist dann zwar noch kurz von *Figuration* die Rede, indem Fohrmann die Fragen nach systematischen Entfaltungsmöglichkeiten einer „Figurenlehre“, nach „Identifizierung einer Figur“, dem generell „tropologischen Charakter von Sprache“ und der Konstituierung des „Impetus eines Textes“ durch „eine spezifische Figuration“ anreißt, ohne diese Fragestellungen jedoch genauer auszuleuchten oder eine Brücke zu den dann tatsächlich folgenden Beiträgen zu bauen. Der Zusammenhang von Rhetorik und Performanz bleibt unerwähnt.

1. *Performanz* im linguistischen und sprechakttheoretischen Zusammenhang

Informativer ist Werner Hamachers Einleitung zur Sektion „Performativa“. Er eröffnet sie mit einer Art Koreferat zu Günter Grewendorfs direkt anschließendem Beitrag „Performativität und Deklarativität“, in dem das Wort Rhetorik allerdings nicht vorkommt. Es geht in beiden Beiträgen um die sprechakttheoretische Frage, ob sprachliches Handeln noch vorliegt, wenn „es als ein *theoretisches* Verhalten fixiert wird, das wesentlich in seiner Selbst-

³ Fohrmann, Jürgen (2004): Vorbemerkung. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): Rhetorik. Figuration und Performanz. S. VII–X, hier S. VII.

thematisierung“ besteht, d. h. wenn performative Äußerungen vorliegen, die „ihren Aktcharakter mit einem explizierenden Verb bloß kommentieren“ und damit möglicherweise den Status bloß „konstativer Äußerungen“ bekommen.⁴ Hamachers Überlegungen münden in handlungstheoretisch fundierte Positionen folgender Art: „Sprechhandlungen lassen sich also charakterisieren als *Ermöglichung von anderen*, antwortenden Handlungen, die in der Übernahme oder Verschiebung ebenso wie in der Abweisung, Versäumung oder Zerstörung der gebotenen Möglichkeit bestehen können.“ Und: „Da der Sprechakt als Apostrophe, Ankündigung und Anspruch wesentlich unvollständig ist und nur deshalb eine Möglichkeit für andere bieten kann, auf ihn zu antworten, wird seine strukturelle Eigentümlichkeit besser als von Austins juristischem Begriff ‚performativ‘ durch den Neologismus ‚adformativ‘ oder ‚afformativ‘ charakterisiert –: diese Umbenennung legt den Akzent darauf, daß ein Akt nicht Durchführung oder Ausführung einer Handlungsform, sondern Ermöglichung und Anbahnung anderer Handlungen ist und deshalb stets diesseits einer definiten Form bleibt.“⁵ Hamacher macht ausdrücklich klar, dass es mit Blick auf die rhetorische Persuasion um den Handlungsaspekt geht, wenn er hinzufügt: „Austins Unterscheidung zwischen perlokutionären und illokutionären Sprechhandlungen trennt die wirksamen, überzeugenden oder persuasiv erfolgreichen Sprechakte von Sprechakten überhaupt und damit das Erwirken vom Handeln ab. Wenn eine Wirkung überhaupt oder gar eine bestimmte Wirkung kein Handlungskriterium sein kann, dann bleibt als einziges mögliches Kriterium für eine Handlung dies, daß damit die *Möglichkeit* einer Wirkung eröffnet wird.“⁶

Bei Hamacher ist das Konzept der Performanz ganz auf die Handlung als Vollzug ausgerichtet und, wie wir gesehen haben, nicht einmal begrifflich zur vollen Zufriedenheit des Autors. Dieses Performanzkonzept gibt es auch in der Kunstszene, wo Künstler im reinen Vollzug, nur in der *performance*, etwas zum Vorschein bringen möchten, etwa, indem sich jemand mit einer Rasierklinge die Stirn aufschneidet. Damit lässt sich eine Brücke bauen zum abstrakten Kern des Performanzverständnisses Chomskys, denn auch bei ihm geht es im Falle der *performance* letztlich ums Handeln als solches. Bei seinem Gegensatzpaar ‚Kompetenz‘ und ‚Performanz‘ ist Kompetenz bekanntlich die latente Fähigkeit, aus einem endlichen Regelapparat eine unbegrenzte Anzahl von Strukturen zu generieren, während Performanz im Sinne einer Anwendung der vorhandenen Kompetenz im „aktuellen Gebrauch der Sprache in konkreten Situationen“ besteht.⁷

Unter Bezug auf Searle hat Dieter Mersch in seinem Artikel „Performativität und Ereignis. Überlegungen zur Revision des Performanz-Konzepts der

⁴ Hamacher, Werner (2004): Einleitung. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): Rhetorik. Figuration und Performanz. S. 481–489, hier S. 482.

⁵ Hamacher (wie Anm. 4), S. 485 f.

⁶ Hamacher (wie Anm. 4), S. 484 f.

⁷ Chomsky, Noam (1971): Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt/M. S. 14.

Sprache“ in dem genannten Symposion-Band vorgeschlagen, das Chomsky-„Konstrukt“ genauer in der Formel „Performanz-Kompetenz“ zu fassen.⁸ Ludwig Jäger bezieht sich in seiner Einleitung zur Sektion „Regel-Adresse“ auf diesen Theoriezusammenhang, wenn er vom „Feld des Diskursiven, der Rede, der Parole, der Performanz“ spricht. Dieses Feld identifiziert er zu Recht mit dem Feld der Rhetorik. Er bescheinigt der Sprachwissenschaft unter dem Verdikt des „Antirhetorizismus“ einen weitreichenden Rückzug aus diesem Feld: „Dieser Rückzug bestimmt das Bild einer Sprachwissenschaft, für deren Theoriebildung die diskursiven Erscheinungsformate der Sprache jegliche theoretische Relevanz verloren haben. Es ist dieser Antirhetorizismus, der die Linguistik in das Feld der Kognitionswissenschaften hat auswandern lassen (in dem sie freilich ein peripheres Dasein fristet) und dem sie ihre durchgängige Ausbürgerung aus den Diskursen der Kultur- und Medienwissenschaften verdankt.“⁹ Der Chomsky'sche Konnex von Kompetenz und Performanz stellt sich für Jäger vor diesem Hintergrund wie folgt dar: „Wenn man ein wesentliches Moment des Rhetorischen im diskursiven Zum-Erscheinen-Bringen von Regelwissen, in seiner situativen Adressierung, sehen möchte, so ließe sich der linguistische Anti-Rhetorizismus als ein Programm beschreiben, das Sprache als unadressierbare kognitive Form konzeptualisiert. Sprache als Struktur, System oder kognitives Modul zieht sich in ein mentales Jenseits zurück, für das sich kein diesseitiger Raum diskursiver Adressierung öffnet. Spätestens die kognitivistische Wende – und nicht erst sie – verschiebt den Fokus der Sprachtheorie von der Performativität diskursiver Adressierung auf die Kognitivität adressenlosen Wissens.“¹⁰

Mit diesen Worten bereitet Jäger den Leser auf den ersten Beitrag seiner Sektion zum Thema „Nach Chomsky. Überlegungen zu einer symboltheoretisch fundierten Linguistik“ von Christian Stetter vor. Auch wenn Stetter sich anschickt, den „Mentalismus chomskyscher Prägung, nämlich als nativistische Konzeption von Sprachfähigkeit“ zu revidieren,¹¹ so geht auch er ausdrücklich nicht hinter die Auffassung zurück, „daß allen sprachlichen Performanzen, all dem, was immer man in empirischem Sinn als ‚menschliche Sprache‘ bezeichnet, eine den Menschen charakterisierende Sprachfähigkeit zugrunde liegt und daß dieser Gesichtspunkt in der Gestalt der Sprachtheorie

⁸ Searle, John R. (1974): Chomsky's Revolution in der Linguistik. In: Grewendorf, Günter/Meggle, Georg (Hg.) (1974): *Linguistik und Philosophie*. S. 404–438, hier S. 437; siehe Mersch, Dieter (2004): *Performativität und Ereignis. Überlegungen zur Revision des Performanz-Konzeptes der Sprache*. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): *Rhetorik. Figuration und Performanz*. S. 502–535, hier S. 516 f.

⁹ Jäger, Ludwig (2004): *Einleitung*. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): *Rhetorik. Figuration und Performanz*. S. 189–192, hier S. 190.

¹⁰ Jäger (wie Anm. 9), S. 189.

¹¹ Stetter, Christian (2004): *Nach Chomsky. Überlegungen zu einer symboltheoretisch fundierten Linguistik*. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): *Rhetorik. Figuration und Performanz*. S. 193–218, hier S. 206.

angemessen zur Geltung zu bringen ist“.¹² Für die Linguistik jedoch sei eine Umorientierung vonnöten, die das „primäre linguistische Objekt“ wieder klar in den Blick bekomme. Und dieses „Objekt ist ein Performanzphänomen“.¹³ In diesem Zusammenhang nun sei, so Stetter weiter, „in buchstäblichem Sinn von einer Re-Rhetorisierung der Sprachtheorie zu reden: Der erste linguistische Gegenstand ist sich bewegende Rede oder Geste. Die Performanz ist ihr ausschließlicher Seinsmodus. Demgegenüber ist die schriftliche Sprache ebenso ausschließlich starres Resultat einer wie auch immer vermittelten Bewegung. Das orale Wort existiert solange und nur solange, wie es gesprochen wird. Das schriftliche beginnt zu existieren, wenn es geschrieben ist.“¹⁴ Für Stetter muss die Sprachtheorie wieder „von einer Phänomenologie des Oralen oder auch der Gebärdensprache ausgehen, d. h. vom Studium entsprechender Performanzen“.¹⁵ Aus diesem Ansatz ergibt sich die weiter gehende Frage, wo beim „Studium sprachlicher Phänomene“ die Grenze zu ziehen ist „zwischen dem, was in der Performanz genuin sprachlicher Natur ist und dem, was auf mentalen bzw. kognitiven Leistungen anderer Art beruht“. Zu Sprachkompetenz zählt ja offenbar auch „die Fähigkeit, Spracheinheiten in Situationen anwenden zu können. Die Frage lautet also, wo die Grenze zu ziehen ist zwischen dem, was als allgemeine sprachliche Regularität in sprachlichen Performanzen auszumachen, und dem, was darin als Resultat besonderer kognitiver Leistungen anzusprechen ist, die auf das Konto von logischer, rhetorischer oder ästhetischer Kompetenz zu buchen sind“.¹⁶

2. *Performanz* unter kommunikationstheoretischer Perspektive

Bemerkenswert ist hier für den Rhetoriker, dass das Thema Performanz offensichtlich ein Erweiterungspostulat evoziert. Stetter macht deutlich, dass die sprachliche Kompetenz zu einem Kompetenzensemble gehört, das wir als jene komplexe kommunikative Kompetenz bezeichnen können, die (nicht dem Begriff, aber der Sache nach) der Anthropologe Dell H. Hymes bereits 1968 als Ergebnis lebenslanger Sozialisations- und Lerngeschichten des Menschen konzipiert hat.¹⁷ Schon die klassische Rhetorik kannte ein entsprechendes

¹² Stetter (wie Anm. 11), S. 206.

¹³ Wie sich im weiteren Verlauf meiner Ausführungen zeigen wird, würde der Rhetoriker hier leicht modifiziert sagen, dass es sich um ein Objekt handelt, das im Rahmen von Performanzen zum Vorschein kommt (womit das Objekt, der Text, kategorial deutlicher von seiner Aufführungsweise, der Performanz, getrennt wäre).

¹⁴ Stetter (wie Anm. 11), S. 212.

¹⁵ Stetter (wie Anm. 11), S. 214.

¹⁶ Stetter (wie Anm. 11), S. 214 f.

¹⁷ Hymes, Dell (1968): *The Ethnography of Speaking*. In: Fishman, Joshua A. (Hg.) (1968): *Readings in the Sociology of Language*. S. 99–138; Zur Weiterentwicklung des von Hymes angedachten Konzepts einer *kommunikativen Kompetenz* hin zum Konzept *rhetorisch-persuasiver Kompetenz* siehe Knappe, Joachim (2003): *Persuasion*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik* 6. Sp. 874–907, hier Sp. 884–890.

Kompetenzbündel, das in ihren vier, für die Arbeit am Text maßgeblichen Sprachgebrauchsprinzipien steckt: 1. *latinitas*/Korrektheit, was sich auf die sprachlich-grammatische Kompetenz bezieht, 2. *perspicuitas*/Klarheit, d. h. Rekurs auf logische Kompetenz, 3. *aptum*/Angemessenheit, was die soziale Norm- und Stilregisterkompetenz betrifft und 4. *dignitas*/Wohlgeformtheit, d. h. Bezug auf ästhetische Kompetenz.

Einige Beiträge des hier besprochenen Sammelbandes ‚Rhetorik‘ stehen in enger konzeptioneller Nähe zu diesen Ansätzen. Hier sei insbesondere auf Dieter Merschs Kritik an einem ausschließlich *sprach*-bezogenen Performanzbegriff verwiesen. Mersch setzt sich in seinem bereits genannten Beitrag kritisch mit Positionen der Sprechakttheorie auseinander. Dabei wird der Horizont des Chomsky’schen Binarismus von Kompetenz und Performanz zu einer ganz anderen Perspektive hin überschritten. Merschs Kritik richtet sich darauf, dass die Sprechakttheorie nicht wirklich vom Sprechereignis, sondern lediglich vom (meist schriftlichen) Sprachnotat im engeren Sinn ausgeht. Seiner Meinung nach fokussiert dieser Ansatz „das Performative allein auf das Gesagte“, nicht auch auf den Vorgang des Sagens, und greift damit zu kurz. Mersch vollzieht deshalb nochmals einen Sprung, der ihn deutlich in die Nähe des rhetorischen Ansatzes bringt, indem er der Performanz eine eigene, neue Qualität, spricht: Semantik zugesteht. Für Mersch kann die Rede von dem „performativen Selbstwiderspruch“, der ihn interessiert, überhaupt nur unter dieser Voraussetzung verstanden werden. Ausgangspunkt ist hier Jürgen Habermas’ Satz von der „performativ-propositionalen Doppelstruktur der Rede“.¹⁸ Mersch erläutert dies wie folgt: „Habermas hatte mit dem Modell der Doppelstruktur der Differenz zwischen Handlung und Referenz zu entsprechen versucht und in jedem Sprechakt eine Dualität von propositionalem Gehalt und performativem Anteil ausgemacht. Mit ersterem beziehen wir uns auf die Welt, mit letzterem konstituieren wir Sozialität, und zwar so, daß wir performativ für das jeweils Gesagte eintreten. In beidem aber repräsentiert sich die Form der verständigungsorientierten Einstellung des Sprechers auf den Hörer, seine besondere Weise des *Bezugs*, wobei die Bedeutung der Rede jederzeit durch Explikation ihres performativen Status ‚aufgeklärt‘ werden kann. Das Modell macht eine Reihe von Voraussetzungen, wie sie für die Sprechakttheorie überhaupt gelten, so z. B. des Primats der Sprecherorientierung, der Souveränität der Handlung, der Identifizierbarkeit der performativen Rolle einer Äußerung und damit auch der ‚Aufklärbarkeit‘ des Sinns, woran sich wiederum die Möglichkeit kollektiver Aufklärung der am Gespräch Beteiligten bemißt.“¹⁹ Damit wird deutlich, dass Performanz in diesem Verständnis weit über das bloße Potenz-Actus-Problem hinausgeht,

¹⁸ Habermas, Jürgen (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Habermas, Jürgen/Luhmann, Niklas (1971): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. S. 101–141, hier S. 104 f.; Mersch (wie Anm. 8), S. 528.

¹⁹ Mersch (wie Anm. 8), S. 528.

weit in den Kommunikationszusammenhang hinausgreift und etwas Zusätzliches generiert, das – wie Mersch es formuliert – „quer zur Sprache“²⁰ liegt und damit etwa auch zur Quelle performativer Widersprüche, d. h. durch Performanz evozierter Widersprüche zum bloß sprachlich Manifesten werden kann.

3. *Performanz* als rhetorischer *Terminus technicus*

Für den Rhetoriktheoretiker sind alle bisher gemachten Beobachtungen von großem Interesse, weil sie zeigen, dass der Begriff der Performanz nach wie vor auch Gegenstand innerlinguistischer Klärungsprozesse ist. Dies ermutigt mich, die Debatte aus dem Blickwinkel rhetoriktheoretischer Ansätze heraus weiter zu führen. Wie so oft, liegt eine der Ursachen für den Klärungsbedarf in historisch gewachsenen Sprachgebräuchen. Schon das englische Wort *performance*, von dem das deutsche Lehnwort Performanz stammt, ist keineswegs eindeutig. Die Zuordnung zum Theoriebereich *Rhetorik*, die faktisch im Titel des „Germanistischen Symposions 25“ vorgenommen wird, wirft für mich die Frage auf, was damit wohl rhetoriktheoretisch gesehen gemeint sein könnte. Der Begriff müsste ja, wenn es ein rhetorischer *Terminus technicus* und nicht bloß ein umgangssprachlicher Ausdruck sein soll, bei rhetorischen Fragen wohl definiert gebraucht werden können, d. h. systematisch schon gut im Theoriegebäude der Rhetorik verankert sein oder doch wenigstens zukünftig gut zu inkorporieren sein.

Bei Durchsicht der Beiträge des genannten Symposion-Bandes zeigt sich jedoch etwas, was man leider auch sonst immer wieder in den Geisteswissenschaften beobachten kann, und was systemisch denkende Theoretiker nicht gerade erfreut: der Begriff „Performanz“ wird auch hier im Anschluss an die Sprachgebräuche verschiedener Schulen mehrdeutig verwendet. Performanz wird in den unterschiedlichen Beiträgen auf mindestens sechs, wenn nicht noch mehr verschiedene Sachverhalte bezogen: 1. generell auf sprachliches Handeln, 2. auf ein semantisches Phänomen in Texten im Sinne der Sprechakttheorie, d. h. auf die handlungsbezogene Bedeutungsdimension bei Wörtern und Sätzen, 3. auf die Vorgänge des Schreibens und Lesens von Texten, 4. auf die Oralität von sprachlichen Äußerungen in Redesituationen, 5. auf die Rolle der Körperlichkeit in solchen Situationen, 6. auf rituelle Komponenten von Sprechsituationen.

Es ist ganz klar, dass sich diese Inkonsistenz und, man könnte beinahe sagen: Beliebigkeit der Verwendung des Begriffs Performanz, einerseits aus einer lockeren Bezugnahme auf die Mehrdeutigkeit des englischen Bezugswortes *performance* ergibt, andererseits aus der Bezugnahme auf historisch getrennt gewachsene Theorieschulen, z. B. auf die *Speech act*-Theorie von Austin und Searle oder auf Chomskys linguistische Theorie.

²⁰ Mersch (wie Anm. 8), S. 534.

Ein Begriffshistoriker oder Lexikologe mit philologischem Ansatz könnte sich vielleicht mit diesem Befund begnügen und die Performanz-Akte an dieser Stelle schließen. Anders ein Theoretiker, der einen Terminus *technicus* gewinnen will. Er muss prüfen, wie sich aus dem historisch entstandenen Wildwuchs der Wortverwendung eine theoretisch sinnvolle und terminologisch brauchbare Definition des Performanzbegriffs gewinnen lässt. Dazu ist zunächst nochmals ein Rekurs auf die Kernproblematiken der hier relevanten Beobachtungsfelder sinnvoll. Es sind im Wesentlichen drei sehr unterschiedliche Beobachtungsfelder, respektive Aspekte, die mit dem Wort „Performanz“ angesprochen werden: 1. Der Übergang vom sprachlichen System in die konkreten Sprechhandlungen, 2. die rein sprachliche Seite dieser Sprechhandlungen und 3. das kommunikative Gesamtfeld dieser konkreten Sprechhandlungen mit all seinen auch situativen Komponenten.

3.1 Der Gegensatz von Kompetenz und Praxis

Beginnen wir mit dem Chomsky'schen Binarismus von Kompetenz und Performanz als erstem Aspekt. Dieser Binarismus ist fundamental für das Verständnis des linguistischen Denkens, und er korrespondiert in einem gewissen Sinn mit Ferdinand de Saussures epochemachender Unterscheidung von *langue* und *parole*. Das Sprachsystem (*la langue*) ist ein systematisch bereinigtes, theoretisches Konstrukt, das in der Sprechwirklichkeit nur als Hintergrund fungiert, von den Sprachlernern auf dem Wege von Abstraktionen mental verankert und von Grammatikern bzw. anderen Linguisten mit strukturalistischen Methoden erhoben und in Spezialwerken, z. B. Grammatiken, niedergelegt wird. Was mit Hilfe dieses Wissens oder Partikeln dieses Wissens in der Sprechwirklichkeit des Alltags der Menschen tatsächlich gemacht wird, das nennt de Saussure *la parole*. Und der Rhetoriker nennt das, was da konkret entsteht und was wir faktisch beobachten können, „Text“.²¹

Chomskys Begriffspaar Kompetenz und Performanz bezieht sich auch auf diese Unterscheidung. Beide Begriffe Chomskys verlagern die Betrachtung des Sprachlichen allerdings zunächst einmal ins Kognitive der Sprachbenutzer, also dahin, wo das Steuerungsorgan für sprachliche Praktiken sitzt. Eine Betrachtungsweise, die natürlich auch der Strukturalist de Saussure schon kennt. Für den Rhetoriker ist dies besonders interessant, geht doch die klassische Rhetoriktheorie auch immer vom handelnden Akteur und seinen Problemen aus, also von jenem auf erfolgreiche Kommunikation eingestellten Sprecher, den sie Orator nennt. Die beiden Kategorien Chomskys rufen bewusst oder unbewusst die seit Aristoteles, vor allem dann auch in der mittelalterlichen Scholastik häufig ventilierter Frage nach dem Zusammenhang von

²¹ Womit eine Trennung der Ebenen von *Sprache* und *Sprachprodukt* angestrebt wird, weil für beide Ebenen unterschiedliche Regulative gelten (was nicht ausschließt, dass es gemeinsame Regulativ-Schnittmengen gibt).

potentia et actus auf.²² Sie ist hier auf den Sprechhandelnden bezogen. Es geht bei der philosophischen Frage um etwas Prinzipielles, um den Sprung von der Möglichkeit in die Realisierung bzw. (mit Blick auf unser Thema) vom Systemwissen in seine konkrete Aktualisierung, welche dann bei Chomsky Performanz heißt. Damit akzentuiert er den Übergang vom kognitiv verankerten Sprachwissen ins sprechsprachliche Handeln, eben in die *performance*.

Um mich im weiteren Verlauf meiner Überlegungen möglichst rasch auf den Kern des rhetorischen Ansatzes konzentrieren zu können, schlage ich an dieser Stelle eine begriffliche Entflechtung vor, die mit der Trias ‚Kompetenz-Praxis-Performanz‘ arbeitet. Die griechischen Begriffe ‚Pragma‘ oder ‚Praxis‘ bedeuten ‚Handeln‘/‚Handlung‘ und entsprechen damit einem bestimmten Verständnis des englischen *performance*. Die Verwendung der Ausdrücke ‚Pragmatik‘ bzw. ‚Praxis‘ würden – im Sinne einer besseren Verständigung – die Spezifik des von mir Potenz-Actus-Problem genannten Zusammenhangs deutlicher markieren. Aus Chomskys Performanz-Kompetenz würde dann eine Pragmatik oder Praxis-Kompetenz. Chomsky geht es wie de Saussure um die begriffliche Trennung zweier Existenzformen von Sprache, nämlich als mental eingelagertes Systemwissen und als Komponente eines konkreten Handlungsvorgangs beim Vertexten. Wo vorher Sprachwissen war, muss im Sprechhandeln Text werden. Der Performanzbegriff der Speech act-Theorie bezieht sich auch auf den hier forcierten Aspekt des Handelns.

Der Gewinn dieser begrifflichen Regelung bestünde darin, die Mehrdeutigkeit von Performanz einzuschränken und zugleich terminologisch mehr auf jene Bedeutung festzulegen, die mich als Rhetoriker interessiert und auf die ich hinaus will: nämlich nicht ‚Handeln‘ im allgemeinen Sinn, sondern ‚Aufführung‘, d. h. in der Regel Aufführung eines Textes. In dieser Bedeutung verwenden auch die Theaterwissenschaftler den Begriff Performanz, etwa Erika Fischer-Lichte.

3.2 Rhetorisch gesteuerte Textproduktion und Text als rhetoriktheoretische Ebene

Was sich hier und im Folgenden als Wechsel der Nomenklatur ausdrückt, obwohl es bei denselben Sachzusammenhängen bleibt, indiziert einen Wechsel der Betrachtungsweise von im engeren Sinne linguistischen hin zu rhetorischen Perspektiven. Es sind zwei gleichberechtigte und sich ergänzende Betrachtungsweisen. Ich möchte unter dieser Voraussetzung auch nicht mehr davon sprechen, dass Sprache performiert wird, sondern Text.²³ Für den Rhe-

²² de Vries, Josef (1983): Grundbegriffe der Scholastik. Darmstadt. S. 11–21.

²³ Text wird hier also als eine neue Qualitätsstufe des Sprachlichen oder Semiotischen aufgefasst, die einer eigenen theoretischen Ebene würdig ist. Die Unterscheidung der theoretischen Ebenen von *Kode*, *Text*, *Medium* und *Mediensystem* ergibt sich für den Rhetoriker aus den operativen Notwendigkeiten der Praxis. Siehe dazu Knappe, Joachim (2005): *The Medium is the Massage?* Medientheoretische Anfragen und Antworten der Rhetorik. In: Knappe, Joachim (Hg.) (2005): *Medienrhetorik*. S. 17–39.

toriker verbindet sich der Begriff *Sprache* mit dem gesamten Komplex des sprachlichen Materials und des sprachlichen Systems, bildlich gesprochen, des textrelevanten Baumaterials mit all seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten, für das man den Begriff der *langue* stehen lassen kann.²⁴ Der rhetorisch aktive Kommunikator betritt demgegenüber gewissermaßen die Stufe der Weiterverarbeitung des Sprachlichen zu einem Konstrukt neuer Qualität: dem „Textbauwerk“, wie man sagen könnte.²⁵ Anders und weniger bildlich ausgedrückt: Das fachliche Interesse der Rhetorik setzt bei dem, was wir hier diskutieren, auf der Ebene der kommunikativen Instrumente an, und hier nehmen die Texte den ersten Platz ein. Die alles beherrschende fachliche Frage der Rhetorik ist, ich habe es schon gesagt, die Frage nach den strategischen Möglichkeiten dieser textlichen Instrumente, d. h. den Möglichkeiten, die sie im Rahmen der Interaktion bieten, Effektivität und kommunikatives Gelingen oder optimalen kommunikativen Erfolg für den Orator zu sichern.

Aristoteles hat in seiner grundlegenden Definition die Rhetorik ebenfalls als Potenz, gr. *dynamis*, als eine ermöglichende Fähigkeit des Menschen bezeichnet, womit begrifflich eine interessante Nähe zur Kompetenzkategorie Chomskys erreicht ist; in diesem Fall geht es natürlich um rhetorische Kompetenz. Ihr Kern besteht für Aristoteles im beobachtenden Erkennen (gr. *theoria*) dessen, was bei einem gegebenen Sachverhalt jeweils das Plausible, kommunikativ Glaubenerweckende oder Überzeugende (das *pithanon*) ist.²⁶ Was in diesem Sinn analytisch herausgearbeitet werden muss, ist gleichzeitig produktionstheoretisch zu wenden. Denn zum methodischen Ansatz der von ihm grundgelegten Rhetorikdisziplin gehört gleichzeitig die produktionstheoretische Betrachtungsweise, nach der die Analyse kommunikativer Verfahren ihren Sinn erst in Hinblick auf operative Folgerungen für die Textproduktion bekommt. Ziel ist es, Einsichten in die Dialektik des kommunikativen Kompetenz-Praxis- und Praxis-Kompetenz-Zusammenhangs zu gewinnen. Ein Ergebnis dieser Betrachtungsweise ist die bekannte Abfolge der Produktionsstadien, also eines Ebenenmodells, mit dessen Hilfe man die operativen Vorgänge der kommunikativen Arbeit des Orators schichtweise analysieren kann.

Da dieses Ebenenmodell, das nicht notwendig sukzessiv als Abfolge zu verstehen ist, allgemein bekannt sein dürfte, kann ich mich bei seiner Vorstellung

²⁴ Insofern könnte man vielleicht bildlich sagen, dass aus rhetorischer Sicht die traditionelle Linguistik Beiträge zur sprachlichen „Materialkunde“ leistet.

²⁵ Wollte man dieses Bild weiter ausfallen, könnte man vielleicht sagen, dass der traditionelle Linguist das sprachliche Ingenieurwissen für den seinen Text strategisch planenden Orator als Architekt oder Baumeister genauer untersucht. Dabei ist natürlich klar, dass Architekten und Baumeister kein solides Bauwerk ohne fundamentales Ingenieurwissen errichten können. Zur untrennbaren Verbindung von Sprach-, Vertextungs- und Kommunikationswissen siehe Knappe, Joachim (2006): Gewalt, Sprache und Rhetorik. In: Dietrich, Julia/Müller-Koch, Uta (Hg.) (2006): Ethik und Ästhetik der Gewalt. S. 57–78.

²⁶ Vergl. Arist. Rhet. 1,2,1.

relativ kurz fassen. Es beginnt mit der Intellektion als Planungsphase, in der vom Orator die kommunikativen Bedingungen der anstehenden Intervention bedacht werden sollten. Wenn es sich hier um einen Übergang von einer recht vielfältig vorzustellenden Kommunikationskompetenz in diverse Bereiche planerischer Praxis handelt, so geht es bei den drei folgenden Stadien im engeren Sinn um das praktische Ausmünzen von sprachbezogener Vertextungs-Kompetenz in Textproduktions-Praxis. Die drei Phasen sind die der Invention, Disposition und Elokution. Sie sind konzipiert für die große Menge monologischer, also auf Unilateralität und Unidirektionalität eingereicherter Textsorten, wie sie in der Redekultur, in der literarischen und überhaupt der Schriftlichkeitskultur sowie in den Massenmedien (ich meine die Push-Medien) und auch sonst noch oft vorkommen.

Beim Gespräch, das in der Antike noch kein genuin rhetorisches Thema war, ist die Problematik natürlich ganz anders gelagert.

In der genannten Produktionsphase der Inventivik wären nun durchaus auch textbezogene kognitive Modelle gefordert, die die spätere Textgestalt mitbestimmen. Ludwig Jäger nennt in seiner schon erwähnten Sektions-Einleitung vier Elemente, die diesen Modellen mindestens zugrunde zu liegen hätten: „(a) der ‚illokutionäre Witz‘, d. h. der intentionale Zustand, der im Vollzug der späteren Äußerung ausgedrückt werden soll, (b) die propositionale Struktur der späteren Äußerung, (c) die Kooperationsmaximen (Grice) sowie schließlich (d) das Schema mit den für die Situationsadäquatheit der Äußerung notwendigen Voraussetzungen – wie etwa die geeignete soziale Rolle für den Sprecher oder die für Sprecher und Rezipient relevanten Wissensressourcen.“²⁷ Wenn dies zugleich mit einem subjektiven Solipsismus des Textproduzenten einherginge, der auf jede „Adressierungsleistung“ verzichtet, dann wäre Jägers in diesem Zusammenhang geäußerte Zuordnung zum „Sprachmodell des Antirhetorizismus“ in der Tat gerechtfertigt.²⁸ Das sich für jeden Orator in der rhetorisch-pragmatischen Zentralkategorie des Aptums (also des Angemessenheitspostulats) manifestierende rhetorische Konzept strategischer Textkonstruktion steht einem solchen adressatenvergessenen Selbstbezug natürlich diametral entgegen.

3.3 Rhetorische Performanz als Medienverfahren

Mit den noch verbleibenden beiden Produktionsstadien treten wir über in den Bereich der Performanz im oben bereits angedeuteten rhetorischen Sinn. Spätestens hier zeigt sich, dass die ganze Stadienlehre nicht auf einer konsequenten zeitlichen Abfolge gründet, sondern dass die Stadien als systematische Arbeitsbereiche oder Ebenen zu verstehen sind, denen sich ganz bestimmte operative Phänomene zuordnen lassen. Im Fall der beiden letzten

²⁷ Jäger (wie Anm. 9), S. 190 f.

²⁸ Jäger (wie Anm. 9), S. 190 f.

Stadien, die in der Antike *Memoria* und *Actio/Pronuntiatio* hießen, geht es um die kalkulierten Maßnahmen, die mit dem Medium zusammenhängen.

Medien sind „Einrichtungen zur Speicherung und Sendung von Texten“.²⁹ Die genannten Stadien beziehen sich also auf die jeweilige Einrichtung zum Speichern (*memoria*) und Senden (*actio*) des Textes. In der oralen Welt der Antike dachte man immer zuerst an den menschlichen Körper als Medium, das den Text speichert und sendet bzw. performiert. In der schriftbasierten Kommunikation sind es andere Textträger wie Wachstafel, Blatt Papier, Buch, Flugblatt, Brief usw., über die Texte performiert werden.

Damit haben wir, was den rhetorischen Ansatz angeht, eine sinnvolle Systemstelle für den Performanzbegriff gefunden. Meine Definition lautet: Performanz ist all das, was das Medium als Textträger mit seinem Text macht.³⁰ Für uns geht es also nicht um die theoretische Differenz von latentem sprachsystematischen Wissen einerseits und praktischer Ausarbeitung eines konkreten Textes andererseits, sondern um die theoretische Differenz zwischen der hoch informationellen Mitteilung des sprachlichen Textes und all jenen Zusatzkommunikaten, die sein Träger (also das Medium als notwendige Bedingung der Textexistenz) bei seiner Aufführung erzeugt, und sei es auch nur in Form von Konnotationen.

Bevor ich auf einige Weiterungen des in solcher Weise definierten Performanzbegriffs eingehe, möchte ich noch einmal an einem Beispiel die Ausgangslage vom produktionstheoretischen Ansatz her erläutern. Stellen wir uns eine Werbeagentur vor, die für eine Brauerei eine Werbekampagne organisieren soll. Als erste Abteilung wird die der sogenannten „Texter“ eingeschaltet, die in unserem Beispielfall einen Text der Werbe-Minimaltextsorten ‚Claim‘ und ‚Slogan‘ finden sollen. Sie findet unter anderem den Ein-Satz-Text „Das König der Biere“, mehr nicht. Gesetzt den Fall, der Kunde ist zufrieden, könnte dieser Text in die Medienabteilung wandern, wo geprüft wird, wie sich dieser Satz medialisieren lässt, ob auf Bierdeckeln, auf T-Shirts, auf Plakatwänden, auf Krawatten, im Rundfunk oder im Fernsehen, mit teils horrenden Kostenfaktoren. Der Text ist immer gleich, doch die Medien wechseln. Das für die Rhetorik so wichtige Adressatenkalkül geht hier eine Verbindung mit dem Medienkalkül ein. Zum Kriterium der Entscheidung bei der Medienwahl könnte die jeweilige Performanzleistung werden. Dabei geht es im Sinne obiger Definition um die Frage, was das Medium mit dem Text macht bzw. was es aus dem Text macht (etwa Aufbau eines semantischen Mehrwerts usw.).

²⁹ Knappe (wie Anm. 23), S. 22.

³⁰ Wobei das „Handeln“ des Mediums im Fall von körperexternen technischen Medien natürlich als Abstraktion aufzufassen ist. Konkret sind damit unter anderem auch alle Phänomene gemeint, die als Reaktionen des Textproduzenten auf die Strukturdeterminiertheit solcher Medien eintreten. Vergl. zur Strukturdeterminiertheit von Medien und ihren restriktiven Auswirkungen auf die Textproduktion Knappe, Joachim (2006): Katastrophenrhetorik und Strukturdeterminiertheit der Medien. Der Fall des 11. September 2001. In: Knappe, Joachim (Hg.) (2006): Medienrhetorik. S. 231–262.

Cicero überliefert die Geschichte, dass der berühmteste attische Redner Demosthenes auf die Frage, was das Wichtigste bei der Rhetorik sei, ausgeufen habe: 1. actio (sprich: Performanz), 2. actio, 3. actio. Kam es Demosthenes also vor allem aufs wilde Herumfuchteln an? Nein, der Sinn der Anekdote ist, dass der noch so elaboriert und mit ausgetüfteltem antizipatorischen Adressatenkalkül formulierte Text auf jeden Fall scheitern muss, zumindest in seinem Effekt beeinträchtigt wird, wenn er durch die Performanz ruiniert wird, sei es, dass er zu leise, zu übertrieben, zu undifferenziert, stotternd oder radebrechend vorgetragen wird, kurz: wenn das Medium durch sein Rauschen und andere Formen der Beeinträchtigung des textlichen Wahrnehmungsangebots die Textvermittlung behindert.³¹

3.4 Performanz durch den menschlichen Körper als Medium

Was der menschliche Körper als Medium beim Performieren von Texten macht, was er tun sollte oder eher nicht tun sollte, ist Gegenstand der Actio-Kapitel in den Allgemeinrhetoriken seit der Antike. Dabei gibt es drei systematische Bereiche: *vultus*, *vox* und *gestus* (Mienenspiel, Stimmführung und Körperhaltung). Wo steckt hier das Problem? Indem das Medium den Text sendet, entfaltet es nicht gerade einen Subtext, aber doch eine Abfolge von synchronen Begleitäußerungen, die teils aus Einzelsymbolen (z. B. Gebärde des nach unten gestreckten Daumens) oder paralinguistischen Begleitphänomenen (z. B. kichernde Gluckslaute) bestehen können. Der deklamatorisch im Sprachtext ausformulierte Lobpreis eines Menschen kann durch derartige performative, vom Medium verursachte Zusatzkommunikate, die etwa eine ironische Gegensemantik aufbauen, konterkariert werden.

Wie immer in der Rhetorik ist diese operative Ebene „Medium“ stets als Gegenstand eigenständiger reflektierter Kalküle zu betrachten. Die Performanz, also das, was das Medium alles mit Texten machen kann, sollte in der Normalkommunikation den Text stützen, keinesfalls aber in einen Widerspruch treiben oder gar aushebeln. In der Kunst, also in Formen der Sonderkommunikation, insbesondere in der Oper, ist es heute alltäglich, auf der Performanzebene eine zweite semantische Ebene einzuziehen, indem etwa eine zweite Geschichte erzählt wird. Das allerdings führt uns von der Rhetorik weg.

Christa M. Heilmann ist in dem uns inzwischen gut bekannten Symposium-Sammelband speziell den korporalen Performanzphänomenen unter dem Beitragstitel „Das Konzept Körper in der Rhetorik aus semiotischer Sicht“

³¹ Als Parade-Beleg für diese Ansicht des Demosthenes gilt der solchen Umständen geschuldete Sturz des früheren deutschen Bundestagspräsidenten Jenninger im Jahre 1988. Jenninger musste aufgrund einer extrem schlecht performierten Gedenkrede im Bundestag aus Anlass des 50. Jahrestags der Reichs-Pogromnacht (1938) zurücktreten. Den Beweis für das spezifisch performative Versagen (das offenbar in einem Widerspruch zum Textinhalt gesehen wurde) trat Ignatz Bubis, damals Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland, ein Jahr später dadurch an, dass er selbst Textauszüge aus dieser Rede vortrug, ohne dass sie moniert worden wären.

nachgegangen. Sie kommt zu Recht zu der Einschätzung, dass man hier nur im umgangssprachlichen Sinn von einer „Sprache“ der Körper reden könne. Wenn eine solche „Körpersprache“ die „ursprüngliche Aussage“ (gemeint ist die des Verbaltextes) unterstütze, könne man von „Amplifikation“ sprechen, „im Gegensatz zur Kontradiktion, die einen Gegensatz zwischen sprachlicher und körpersprachlicher Bedeutung konstituiert. Die körperlichen Ausdrucksbewegungen vermögen das primär Gemeinte leicht zu verändern (Modifikation) oder im Extremfall – dann ist die Symbiose beider Ebenen aufgelöst – zu substituieren. Alle vier Möglichkeiten der semantischen Dimension bedürfen hochgradiger Konventionalität, um das differenzierte Verhältnis zwischen erster und zweiter Botschaft im Verstehensprozeß transparent werden zu lassen. Eine syntaktische Dimension erfüllen körperliche Ausdrucksphänomene über eine Segmentierung des Sprachflusses, die Verbindung kleinerer Einheiten zu größeren oder auch durch die Synchronisation unterschiedlicher Kanäle.“³²

Die antike Körperperformanzlehre der Rhetorik war im Actio-Kapitel mit dem Hauptproblem befasst, wie die korporale Performanz den eigentlichen Text, den Logos, also die Rede, adäquat interpretiert und bei der Aufführung weder dementiert noch irritiert. Es verwundert daher nicht, dass sich Cicero in einem seiner rhetoriktheoretischen Hauptwerke, dem ‚Orator‘, über weite Strecken nur mit prosodischen und paralinguistischen Phänomenen wie Klang- und Stimmungserzeugung befasst.

3.5 Die Performanzproblematik bei körperexternen Medien mit Blick auf das *Schreiben* von Texten

Eine rhetorische Lehre zur Performanz körperexterner Medien gab es damals nicht. Uns Heutigen steht dieser Bereich sehr viel mehr vor Augen. Wir haben gelernt darüber nachzudenken, was es in Hinblick auf den Text für Konnotationsfolgen hat, wenn Goethe sein ‚Wanderers Nachtlied‘ in Ilmenau in eine Holzwand ritzte, wenn er das Gedicht Frau vom Stein in einer Face-to-face-Situation vortrug, wenn es in der Bleiwüste einer 1000seitigen Dünndruckanthologie schöner Stellen versänke, bei einem Festakt auf einem einzigen Blatt Büttenpapier mit Goldetui als Festgabe überreicht oder in Mannheim auf einer Konferenz des Instituts für Deutsche Sprache vorgetragen würde.

Die wenigen antiken Zeugnisse, die sich aus rhetorischer Perspektive zu körperexternen Medialisierungsfragen äußern, lassen keinen Zweifel daran, dass das menschlich-korporale Organon als das jeglicher sprachlichen Äußerungen gemäß angesehen wurde; hier wäre etwa der erhaltene Logos des Sophisten Alkidamas aus dem 4. Jahrhundert vor Christus zu nennen, eine

³² Heilmann, Christa M. (2004): Das Konzept Körper in der Rhetorik aus semiotischer Sicht. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): Rhetorik. Figuration und Performanz. S. 267–282, hier S. 280.

kritische Rede ‚Über die Verfasser schriftlicher Reden‘. Was ich hier in diesem Zusammenhang einmal im Begriff des Buchs als technischer Medialisierungsvariante zusammenfassen möchte (einschließlich der untrennbar damit verbundenen Schrift als Text-Optifizierung), betrachtet Alkidamas nicht nur als Notlösung, sondern als Beeinträchtigung. Und in der Tat ist die Geschichte der technisch-medialen Performanzmöglichkeiten von „Text“ bis zur Erfindung der modernen Echtzeitmedien eine Geschichte des Kampfes gegen unvermeidliche Reduktionismen, ja gegen einen Performanz-Pauperismus des schweigenden Blattes, das sich immer in Konkurrenz zur Performanzfülle des Sprechereignisses gestellt sieht. Eine Rhetorik, die sich mit diesem Problem befasst hätte, wäre wohl weniger vom oben genannten Adäquanz-Problem im Text-Medium-Verhältnis ausgegangen (dies war von vornherein nicht die Frage), sondern hätte sich gleich auf die Umsetzung von Kompensationsstrategien konzentrieren müssen.

Diese Überlegungen führen zur Frage, welchen systematischen Platz man der von Platon im ‚Phaidros‘ inkriminierten, in der Gutenberg-Galaxis jedoch zu einer geradezu beherrschenden Performanz-Komponente erhobenen *Schriftlichkeit* in der Rhetoriktheorie zuweisen muss. Um hier eine deutliche Position zu gewinnen, ist zunächst festzuhalten, dass die Schrift als Notationskode der Sprache immer nur den Status eines medialen Epiphänomens haben kann. Medien sind „sozial-distributive Tragflächen von verbalen oder nonverbalen Texten“³³ und als solche – wie schon gesagt – Einrichtungen zur Speicherung und Sendung von Texten, womit das spezifische Leistungspotential von Medien charakterisiert ist. Wie diese Einrichtungen „technisch“ beschaffen sind, ist nicht Gegenstand der Definition, sondern eine Frage je konkreter Verhältnisse. Die Schriften, also die Sprach-Notationscodes der verschiedenen menschlichen Kulturen gehören zum Komplex solcher konkreten technischen Bedingungen.

Performanz setzt beim Medialisieren von Text im Moment des Beginns eines Speichervorgangs ein, z. B. im Moment des Aufschreibens, und endet beim Senden. Wenn man bei uns einen verbalsprachlichen Text auf einem Blatt Papier (dem eigentlichen Medium) notieren will, dann gehört das Schreiben dazu. Man benötigt als Notationskode die Schrift, die technisch mit entsprechenden Geräten (z. B. Feder, Tinte usw.) auf das Papier aufgetragen wird. Alle technischen Komponenten eines Mediums zusammen genommen bestimmen seinen Charakter als „Einrichtung zur Speicherung und Sendung von Texten“.

Die Ummedialisierung etwa eines komplexen akustischen Sprechereignisses auf eine bloß optische Medialisierungslösung (mittels Schrift und Papier) führt unvermeidlich zu einer reduktionistischen Performanzvariante. Der Vorgang des Aufschreibens auf ein Blatt Papier stellt eine neue Performanzform für den vorgängigen, ursprünglich kognitiv verankerten, dann zunächst sprechsprachlich performierten Text dar. In Kulturen, in denen

³³ Knappe, Joachim (2000): Was ist Rhetorik? Stuttgart. S. 62.

schriftbasierte Medialisierungsformen das höchste Ansehen genießen oder von großer gesellschaftlicher Funktionalität sind, bilden sich sogar eigene Textsorten aus, die ganz auf den Schriftverkehr eingestellt sind. Hierbei kommt es zur Ausbildung sogenannter *Schriftsprachen*, womit der Fundus an textlichen Struktur- und Stilvarianten gemeint ist, die in einer Sprecher-gemeinschaft mit Rücksicht auf dimissive Kommunikationsverhältnisse ausgebildet werden.³⁴ Solche Stilphänomene (sogenannte „Schriftstile“ oder „Schreibarten“, wie es schon bei Gottsched im 18. Jahrhundert heißt) sind also Ergebnisse, Ausflüsse oder Folgen bestimmter Performanzbedingungen. Das Aufschreiben (als mediale Performanzkomponente) ist mithin auf einer anderen theoretischen Ebene anzusiedeln als der stilistische Schreibduktus (als semiotische Textkomponente).

In der Praxis haben Autoren immer wieder versucht, jene kommunikativen Beschränkungen zu kompensieren, die sich aus restringierenden Performanzbedingungen (etwa der Festlegung aufs Buch) ergeben. Einerseits wurde das Buch-Layout zum Exerzierfeld von Buchkünstlern, die dasjenige wieder durch optisch-ästhetische Stimuli einzuholen suchten, was akustisch im Buch strukturell verloren ist. Andererseits haben rhetorisch bewusste Textverfasser der bloß optisch perzipierbaren, mithin reinen Schrift- und Lesekultur auf dem Weg über textevozierte Imaginationen immer wieder performanzkompensatorische Strategien beim Abfassen ihrer Texte gewählt. Das heißt, das Phantasiepotenzial der Texte oder das lockere Sprachspiel hat in solchen Fällen den Performanz-Pauperismus des Buchs, z. B. seine endlosen Bleiwüsten, vergessen lassen sollen.³⁵ Nicht selten haben gerade die sprachspielerischen Kompensationsstrategien ihren Autoren später den Vorwurf des Sprachmarnierismus eingebracht.

Aber natürlich gibt es in der Gutenberg-Galaxis auch die Gegenbewegung, d. h. der Text lässt sich auf die performative Reduktion des Mediums seinerseits als Prinzip ein und wird spartanisch bis hin zur Verrätselung, denn der persistente Lesetext erlaubt langes, sehr langes Nachdenken, wohingegen der ephemere Hörtext nur in der Situation *hic et nunc* auflebt, und dabei alles im Moment leisten muss. Dabei kommt der korporalen Performanz, etwa der stimmlichen Unterstützung, ein großes Gewicht zu. Autoren können das im Text antizipierend einplanen. Das Schreiben eines Autors (der auf das Medium Buch verwiesen ist) hin auf Sprecher, die seinen Text wieder vor Hörern vortragen, kann eben etwas anderes sein, als das bewusste Schreiben hin auf schweigend für sich vor einem Buch sitzende Leser.

³⁴ Zur Differenz der kommunikativen Basissettings von *Situativik* und *Dimissivik* siehe Knappe (wie Anm. 23).

³⁵ Interessante Beobachtungen, wie man solcherart im 18. Jahrhundert „Ins Ohr geschrieben“ hat, finden sich bei Schneider (2004) in seiner gleichnamigen Dissertation, in der es um „Lyrik als akustische Kunst zwischen 1750 und 1800“ geht (Schneider, Nikolaus (2004): *Ins Ohr geschrieben: Lyrik als akustische Kunst zwischen 1750 und 1800*. Göttingen).

INGRID LEMBERG

Lexikographie und Kulturgeschichte: 1.400 Jahre Rechtskultur im Spiegel des Deutschen Rechtswörterbuchs

Abstract

Unser Wortschatz repräsentiert, was Menschen alleine und im sozialen Miteinander an Handlungen, Institutionen sowie an Ideen und Erkenntnissen hervorbringen. In historischer Perspektive wird der Wortschatz, wie er in sprachlichen Quellen überliefert ist, zum kulturellen Gedächtnis einer bestimmten Sprechergruppe, einer Gesellschaft, einer Nation. Voraussetzung für alle fachhistorischen Auswertungen und Aussagen ist das lexikalische Verständnis eines Quellentextes. Hilfestellung dazu bietet die historische Lexikographie und ist so mit der Dokumentation und der semantischen Beschreibung des Wortschatzes die elementare wissenschaftliche Grundlagendisziplin für alle historischen Wissenschaften.

Gegenstand des Deutschen Rechtswörterbuchs (DRW) ist der Wortschatz des westgermanisch-deutschen Rechts von den Anfängen seiner schriftlichen Überlieferung im 5. Jh. bis zum Beginn des 19. Jhs. Das Recht nimmt nicht nur im öffentlichen, sondern auch im privaten Bereich einen breiten Raum ein. Grundsätzlich kann alles, jede Idee, jede Handlung, jedes Sachgut usw. zum Gegenstand rechtlicher Vorstellungen und Regelungen werden. Beschreibungsentention des DRW ist es, nicht nur den juristischen Fachwortschatz, sondern jede sprachliche Manifestation des jeweiligen rechtlichen Zugriffs auf die Wirklichkeit zu erfassen. Damit wird das Wörterbuch zu einem Spiegel der rechtskulturellen Tradition des westgermanisch-deutschen Sprachraums. Die lexikographischen Strukturen des Wörterbuchs bieten unterschiedliche Informationsmöglichkeiten auch im Sinne kulturhistorischer Fragestellungen. Schon die alphabetische Lemmaliste kann an vielen Stellen eine erste Vorstellung eines bestimmten Ausschnittes der Rechtsvergangenheit vermitteln. So zeigen z. B. das Wort ‚Reich‘ und seine mehr als 500 Kompositen die Struktur des Heiligen Römischen Reichs mit der Fülle von Ämtern, Institutionen und Zuständigkeitsfragen. Die Bedeutungserläuterungen und Gliederungsstrukturen der Artikel tragen der lexikographischen Intention Rechnung, gerade bei Wörtern des Alltags die spezifisch rechtlichen Bezüge herauszuarbeiten. Daher unterscheiden sich Artikel wie **Ohr** oder **rot** in ihrer Beschreibung gravierend von denselben Artikeln in anderen historischen Bedeutungswörterbüchern. Belege vermitteln die zeitliche, räumliche und textsortenbezogene

Differenziertheit sowie ein ausführliches rechts- und kulturhistorisches Detailwissen. Die verschiedenen Recherchezugriffe in der Online-Version des Wörterbuchs auf den lexikographischen Erläuterungswortschatz und auf den historischen Belegwortschatz weiten das Spektrum möglicher, gerade texttranszendierender Fragen an das Wörterbuch aus und machen es zu einem Instrument rechtshistorischer Kulturforschung.

1. Ein Streifzug durch das Wörterbuch

Wer im Deutschen Rechtswörterbuch (DRW) nach juristischen Fachtermini wie **Litiskontestation**¹, **Paraphernalgut**² oder **Quadruplik**³ sucht, wird nicht enttäuscht. Auch Wörter, die man zu den Schlüsselwörtern unserer Rechtskultur zählen kann, wie etwa **Dienst**, **Gewalt**, **Herrschaft**, **Mensch**, **Nation**, **Obrigkeit**, **Recht**, sind selbstverständlich in Wörterbuchartikeln präsent.

Schlägt man das Wörterbuch bei dem Artikel **Reich** auf und blättert durch die folgenden nahezu 200 Druckspalten, dann findet man dort zunächst einen ausführlichen Artikel mit nahezu 11 Druckspalten zu dem Wort **Reich** selbst, dessen zentrale Bedeutung sich auf das Hl. Römische Reich bezieht. Es folgen rund 500 Kompositen, in denen mit Wörtern wie **Reichsabschied**, **Reichsacht**, **Reichsarmee**, **Reichsbanner**, **Reichserbmarschall**, **Reichserzjägeramt**, **Reichsfrieden**, **Reichsgericht**, **Reichshofrat**, **Reichsmünze**, **Reichspostamt**, **Reichspfennigmeister**, **Reichsstadt**, **Reichstag** ... usw. die Fülle von Ämtern, Institutionen und Zuständigkeitsfragen des Reichs erkennbar werden.

Aber würde man in einem ‚Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache‘ – so der Untertitel des DRW – auch Wörter wie **Kuß**, **links**, **Minne**, **mondsüchtig**, **Nabel**, **nackt**, **Pfannkuchen**, **Regen** oder **Sack** nachschlagen? Wie kommen diese Wörter in das DRW?

Ein Blick auf die Bedeutungserklärungen bringt uns jeweils auf die Spur:

- Der **Kuß** ist nicht nur eine zärtliche Geste, sondern auch eine Rechtsgewärde,
- **links** spielt als Orts- und Richtungsangabe bei Rechtshandlungen eine Rolle, wenn z. B. die Anweisung für einen Eid lautet, dass man die linke Hand auf die Brust legen und die rechte erheben soll (s. v. **link II 1**),
- **Minne** ist keinesfalls nur ein Wort im Gefühlsbereich – mit der Rechtsformel *Minne und Recht* wird die vor und neben dem ordentlichen Prozessverfahren bestehende Alternative des „außergerichtlichen Vergleichs, und zwar sowohl des Vergleichs der streitenden Parteien untereinander als auch des für alle Parteien bindenden Schiedsspruchs“ zum Ausdruck gebracht (s. v. **Minne I 2**),

¹ *Einlassung des Beklagten auf die ~Klage (I), durch die ein Prozeß rechtshängig wird.*

² *Vermögen, welches die Ehefrau außer dem ~Heiratgut in die Ehe mitbringt, das ihr Eigentum bleibt und von ihrem Mann verwaltet wird.*

³ *Zweite Gegeneinrede des Beklagten im Zivilprozeß, auch die schriftliche Form derselben.*

- das Adjektiv **mondsüchtig** wird unspezifisch zur Kennzeichnung von unangepassten Verhaltensweisen und geistig-seelischen Zuständen gebraucht, die die Rechte eines Menschen (bes. in Hinblick auf Vormundschaft und Zeugenschaft) einschränken,
- der **Nabel** spielt als Gegenstand strafwürdiger Körperverletzung eine Rolle,
- **nackt** – Nacktheit ist unter anderem ein Indiz für Ehebruch (s. v. **nackt I 1 a**),
- der **Pfannkuchen** ist eine Abgabe,
- **Regen** ist als eine dem Gemeingebrauch dienende Sache dem Rechtsverkehr entzogen,
- und der **Sack** schließlich dient nicht nur zum Transport von Handelswaren, sondern wird auch bei der Hinrichtungsform des Ertränkens verwendet.

Und spätestens wenn man bei einem Streifzug durch die Lemmaliste des Wörterbuchs auf Wörter wie **Klosterdirne**⁴, **Maulenstoßer**⁵, **Montagsjünger**⁶, **Nonnenmacher**⁷, **Oswalgans**⁸ oder **Paradies**⁹ stößt, hat man die Gewissheit, dass es sich bei dem DRW um ein Nachschlagewerk handelt, das sich keineswegs mit der Beschreibung der Fachterminologie des Rechts begnügt, sondern um ein Wörterbuch, dessen Wortschatz auch den Alltag des Rechtslebens in einer großen Bandbreite widerspiegelt.

2. Zur Konzeption des Wörterbuchs

Das DRW ist ein alphabetisch geordnetes, gesamtsystembezogenes und einzelsprachenübergreifendes, diachronisches, fachliches Sprachwörterbuch mit Elementen eines fachlichen Sachwörterbuchs.¹⁰ Es erscheint im Druck: In diesem Jahr (2007) wird der elfte Band in der Wortstrecke bei **Sa-** oder **Sch-** abgeschlossen sein. Die elf Bände enthalten rund 86.500 Wörterbuchartikel mit einem Mehrfachen an Bedeutungsansätzen. Das Wörterbuch ist auf insgesamt 16 Bände mit rund 130.000 Artikeln geplant. Seit einigen Jahren ist es auch im Internet benutzbar. Es ist ein Forschungsunternehmen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.¹¹

⁴ Einem ~Kloster (II) zinshörige (unverheiratete) Frau.

⁵ „Umherziehender Händler mit falschen Reliquien“ (Lasch-Borchling II S. 1032), der zu den unehrlichen Leuten zählt und daher in den Städten unerwünscht ist.

⁶ Ausgelernter Handwerkslehrling, der das Gesellenrecht noch nicht erworben hat.

⁷ Person, die Tiere unfruchtbar macht.

⁸ Ein wohl den Stadtbediensteten ausgerichtetes Festmahl, benannt nach dem hl. Oswald (5. August).

⁹ In Fulda: der Name des nach dem Verhandlungsort benannten obersten Gerichts (**Paradies II**).

¹⁰ Zu diesen Merkmalskriterien vgl. Reichmann 1984, S. 469 (Abb. der Merkmalsmatrix).

¹¹ Vgl. <http://www.haw.baden-wuerttemberg.de/index.php>.

2.1 Beschreibungsgegenstand

Gegenstand des DRW ist der Wortschatz des westgermanisch-deutschen Rechts. Das Recht nimmt nicht nur im öffentlichen, sondern auch im privaten Bereich einen breiten Raum ein. Grundsätzlich kann alles, jede Idee, jede Handlung, jedes Sachgut zum Gegenstand rechtlicher Vorstellungen und Regelungen werden. Die Beschreibungsintention des DRW ist es, nicht nur den juristischen Fachwortschatz, sondern jede sprachliche Manifestation des jeweils rechtlichen Zugriffs auf die Wirklichkeit zu erfassen und so mit dem Zugang zur Sprache auch das Verständnis von Rechts- und Alltagskultur, von Mentalität und Sozialität zu schaffen.

Und tatsächlich tut sich ein riesiges Kaleidoskop verschiedenster Aspekte des öffentlichen und privaten Lebens auf, wenn wir durch die nahezu 11 Bände blättern:

- Ob das nun die Reichs- und Territorialgeschichte ist, die in Artikeln wie **Kurfürst, Pfalzgraf** oder **Reich** ihren Niederschlag findet,
- oder Lokales, etwa zu Neckar und Rhein, mit Artikeln wie **Neckarfahrt, Neckarzoll, Rheinfuhre, Rheinmeister**,
- oder Kirchlich-Theologisches mit Artikeln wie **Kirche, Mesner, Münsterherr, Orden, Pfaffe-Pfarrer-Priester** oder **Reformation** und **Religion**,
- oder ob wir uns auf das weite Feld der Gender Studies und insbesondere der Frage nach der Frau und ihrem sozialen und rechtlichen Status begeben: „Frauenfragen“ werden in zahlreichen Wörterbuchartikeln zu femininen Substantiven erkennbar, z. B. in **Braut, Bürgerin, Edelweib, Findelmutter, Hadermetze, Kauffrau, Magd, Meisterin, Metze, Hexe, Molkenzaubersche, Regelschwester, Regentin**,
- Maße, Münzen und Gewichte werden ebenfalls beschrieben, und zwar nicht nur die gängigen wie **Meile, Heller** und **Pfennig**, sondern gerade auch die Vielzahl der zeitlich und regional begrenzten Nomine wie das **Möhrchen** oder der **Näpfchenheller**,
- Agrarisches in Artikeln zu **Acker, Hofstatt, Knecht, Magd, Morgen, Pflug** usw.,
- medizinisches Grundwissen ist bei Artikeln wie **Lähme, Meißelwunde** oder **Nasebreud** erforderlich,
- selbstverständlich finden sich viele Gegenstände des Alltags wie **Mantel, Papier, Pfeffer, Öl**
- oder Hinweise zu Sitten und Gebräuchen in Artikeln wie **Maulschelle, Nasenlumpen** oder **Pflug (I 11)**
- und schließlich ist auch das Tierleben mit **Affe, Esel, Gans, Hirsch, Igel, Maus, Meise, Ochse, Pfau, Pferd, Roß** und **Sau** und weiteren vierfüßigen oder gefiederten Vertetern gut präsentiert.

Dieses Kaleidoskop von Beispielen ist weder in irgendeiner Weise systematisch geordnet noch vollständig. Ein einheitliches Klassifikationssystem dürfte bei der Vielfalt des Wortschatzes nur äußerst schwierig zu gestalten

sein, wenn es überhaupt machbar oder sinnvoll wäre. Meine Intention ist es, mit dieser Aufzählung wenigstens eine gewisse Vorstellung von der Breite des Zugriffs auf den Wortschatz zu vermitteln, der unser kulturelles Erbe und unsere Tradition im westgermanisch-deutschen Sprach- und Rechtsraum beinhaltet.

2.2 Zeit

Das DRW beschreibt den westgermanisch-deutschen Wortschatz von den Anfängen der schriftlichen Überlieferung von Recht im 5. Jh. bis in das 19. Jh. hinein. Damit werden rund 1.400 Jahre Sprachentwicklung dokumentiert. Die beiden derzeit ältesten Belege stammen aus Urkunden des Merowingerkönigs Chlodwig I. aus dem Jahr 479 (**Mundburt I**¹² und **Graf I**¹³). Am Ende dieser Zeitspanne stehen dann die großen Rechtskodifikationen des 18. und 19. Jhs., wie z. B. das „Allgemeine Preußische Landrecht“ von 1794, die Umsetzung des „Code Napoléon“ in das „Badische Landrecht“ von 1809 oder das „Allgemeine bürgerliche Gesetzbuch fuer die gesammten Deutschen Erblaender der Oesterreichischen Monarchie“ von 1811.

In diesem Zeitraum haben wir im Rechtsleben einen Medienwechsel von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit. Parallel dazu und möglicherweise auch in Verbindung mit diesem medialen Wechsel gibt es auch mehrere Paradigmenwechsel von der mündlich tradierten Rechtsgewohnheit über das Lehr- und Handbuch des gemeinen Rechts bis hin zum Gesetzgeber, der auch die Verfügungsmacht über Wortbedeutungen beansprucht.¹⁴ Die methodische Herausforderung beim DRW besteht darin, dass ein Wort über den gesamten Belegungszeitraum beschrieben werden muss.¹⁵

2.3 Raum

Nicht nur die zeitliche, sondern auch die räumliche Dimension ist weit gesteckt, verstanden doch die Gründungsväter des DRW¹⁶ „deutsch“ noch im Sinne von Jacob Grimm, also im Sinne von Westgermanisch. Das DRW ist demnach ein mehrsprachiges Wörterbuch, das die Sprachen des Franko-

¹² Der Beleg im Wortlaut: dominus I. ... locellum ... qui R. vocatur ... tradidit et commendavit, ut sub nostra emunitate et mundiburdio nostrorumque successorum regum semper maneat 479 *Monumenta Germaniae Diplomatum Imperii* I 113.

¹³ Der Beleg im Wortlaut: notum sit omnibus episcopis, abbatibus et illustribus viris, magnificis ducibus, comitibus, domesticis, vicariis, grafionibus, centenariis 479 *MG-DiplImp.* I 113.

¹⁴ So Speer 2002, S. 102.

¹⁵ Zu den methodischen Herausforderungen der lexikographischen Bearbeitung eines Rechtswortes, das einen Belegungszeitraum von mehreren hundert oder gar von mehr als tausend Jahren hat, vgl. ausführlich Speer 2002, S. 89 f.; s. dazu auch Kap. 3.1.2.

¹⁶ Das DRW wurde 1896 als Vorhaben der damaligen Königlich-Preußischen Akademie zu Berlin gegründet und blickt inzwischen auf eine wechselvolle Geschichte zurück; vgl. dazu Lemberg 1996 und Lemberg/Speer 1997.

lateinischen, des Langobardischen, Altenglischen, Altfriesischen, Alt- und Mittelniederländischen sowie alle Varietäten des Hoch- und Niederdeutschen enthält, wobei der Schwerpunkt auf den deutschen Varietäten liegt. Dieser Begriff „deutsch“ von germanistischer Seite deckt sich mit den Vorstellungen der historischen Rechtswissenschaft des ausgehenden 19. Jhs. von einem einheitlichen, westgermanisch-deutschen Rechtsraum sowie der damit verbundenen Entwicklung einer westgermanisch-deutschen Rechtssprache.¹⁷

In der Frühzeit des DRW ging es darum, in der Wortgeschichte die gemeinsamen Wurzeln eines deutschen mit dem westgermanischen Recht aufzuweisen. Heutiges Anliegen ist es, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Rechtswortschatz des Beschreibungsgebietes im Sinne eines historischen Kulturvergleichs zu beschreiben. Die Rezeption von biblischen¹⁸, kirchenrechtlichen¹⁹ und römisch-rechtlichen²⁰ Normen wird nach Möglichkeit berücksichtigt. Mit dieser Konzeption arbeitet das DRW die historische deutsche Rechtssprache in einem Gebiet auf, das die heutigen Länder Österreich, Schweiz und Deutschland umfasst, mit Ausläufern nach Rumänien, Ungarn, Tschechien, der Slowakei, Polen und Russland im Osten, und nach Frankreich, den Beneluxstaaten und England im Westen.

2.4 Quellenkorpus

Die Geschichte einer Gesellschaft ist überwiegend in ihren sprachlichen Quellen überliefert. Alles Relevante, was Menschen an Sachgütern, an gesellschaftlichen Einrichtungen, an Erkenntnissen, Ideologien und sozialen Handlungen hervorbringen, findet seinen Niederschlag im Wortschatz. Wortschätze sind damit Darstellungsmittel von Vorgegebenem, Konstituentien von Inhalten, Systeme der Fixierung kollektiven Wissens einer Sprachgemeinschaft sowie sprachliche Handlungsinstrumente. Aus historischer Forscherperspektive ist der Wortschatz unübertroffen die ergiebigste Quelle zur historischen Erschließung aller Kulturbereiche einer Gesellschaft. Archäologische Quellen und Bilder bleiben weit dahinter zurück.

Das Korpus des DRW besteht aus rund 8.000 Quellen. Neben Rechtstexten wie z. B. den ‚leges Barbarorum‘, Urkunden, Formularbüchern, Rechts-

¹⁷ Brunner 1906, S. 1 f.

¹⁸ Man vgl. z. B. die Bedeutungserläuterung im Artikel **Meintat**: *Sammelbegriff für schwere Verstöße gegen Recht und Sitte, ~Freveltat, Verbrechen jeglicher Art; in religiösen Texten auch die kirchlich verdammenswerte Tat, Sünde.*

¹⁹ Als Beispiel sei der Artikel **Magschaft** genannt, dessen Bedeutungserläuterung lautet: *die durch die gemeinsame Abstammung von einem Vorfahren begründete Verwandtschaft; [...] kirchenrechtlich auch: das durch eine Ehe oder eine sonstige geschlechtliche Verbindung oder Taufe und Firmung (geistliche Magschaft, cognatio spiritualis) zwischen den beteiligten Personen und ihren gegenseitigen Angehörigen begründete Verwandtschaftsverhältnis als Ehehinderungsgrund.*

²⁰ Vgl. den Artikel **Pfau** mit der Bedeutungserläuterung: *als Tier, das römischrechtlich als wild, aber gezähmt gilt, und daher nicht dem Aneignungsrecht wie herrenlose Güter unterliegt (vgl. Dig. 41, 1, 5, 5).*

büchern, Stadtrechten, Weistümern, Urteilsammlungen, Polizeiordnungen und Reichsgesetzen enthält das Korpus prinzipiell alle möglichen Textsorten bzw. Texte, in denen ein rechtlich relevanter Wortgebrauch vermutet wird, da wir nicht von einem Fach Recht ausgehen können, das sich in einer bestimmten Literatur zeigt, sondern mit der lexikographischen Beschreibungsintention „Rechts- und Kulturgeschichte des Alltags“ darauf achten müssen, den jeweils rechtlichen Zugriff auf die Wirklichkeit in seiner sprachlichen Ausformung zu erfassen.²¹ So finden sich im Korpus des DRW Quellen wie Reisebeschreibungen, Volkslieder, mittelalterliche Versepen – ‚Erec‘ und ‚Iwein‘ von Hartmann von Aue, ‚Tristan‘ von Gottfried von Straßburg, das Nibelungenlied oder ‚Willehalm‘ von Wolfram von Eschenbach – Predigten, Beichtspiegel, Fastnachtsspiele, Chroniken usw., also prinzipiell alle Texte, in denen ein rechtlich relevanter Wortgebrauch zu Tage tritt.

Das Korpus des DRW wurde über Jahrzehnte kumulativ zusammengestellt.²² Das Quellenverzeichnis besteht aus vier Einzelheften aus den Jahren 1930, 1953, 1970 und 1992. Heute findet sich eine vollständige Quellendokumentation in der Datenbank und im Internet. Recherchen sind möglich zu den Quellensiglen, zu Siglenbestandteilen, zu Autoren und Titeln.

2.5 Adressaten

Aus dem bisher Angeführten lässt sich unschwer erkennen, dass sich das DRW keineswegs nur an Juristen oder speziell an Rechtshistoriker wendet, sondern prinzipiell an alle Benutzer, die sich in irgendeiner Form mit historischen Texten oder auch der Geschichte von Kultur- und Rechtsbegriffen auseinandersetzen. Aus den Anfragen, die in der Forschungsstelle des DRW eingehen, erkennt man einen breiten Nutzerkreis, der von Wissenschaftlern aller historischen Disziplinen über Archivare oder Pfarrer, die sich mit alten Kirchenbüchern beschäftigen, bis zu Heimatforschern reicht. Gelegentlich werden wir auch für Rundfunksendungen oder wissenschaftsjournalistische Anfragen in Anspruch genommen. Dieser Breite des tatsächlichen Benutzerkreises entspricht die Offenheit des Wörterbuchgegenstands, die große Amplitude zwischen Allgemeinwortschatz und Rechtswortschatz.

3. Artikelstrukturen und Erläuterungsmuster²³

Die Struktur der Wörterbuchartikel ist bestimmt

- durch einen Artikelkopf, der neben der Lemmaangabe und der Angabe der Wortart gegebenenfalls auch weitere Angaben zur Etymologie, Sprachgeographie oder weiterführende Literatur enthält,

²¹ So Dickel/Speer 1979, S. 34.

²² Vgl. dazu Lemberg 1996.

²³ Dazu sehr ausführlich Lemberg 1998a.

- durch die Gliederung des Bedeutungsspektrums und durch Bedeutungserläuterungen, die den sprachlichen und sachlichen Informationsanliegen der Benutzer Rechnung tragen,
- durch eine möglichst reiche Belegdarbietung, in der die diachronische, diatopische, diastratische und die situative Differenziertheit der Belege abgebildet wird (vgl. Kap. 3.4).

3.1 Bedeutungsangabe im DRW

3.1.1 In Hinblick auf den vielfältigen Beschreibungsgegenstand des Wörterbuchs, zu dem einerseits die historischen Fachtermini des Rechts und andererseits auch diejenigen allgemeinsprachlichen Wörter gehören, die rechts-bezügliche Gegebenheiten repräsentieren, müssen die Bedeutungsangaben des DRW mindestens folgende Bedingungen erfüllen:

- sie müssen die Fachtermini des Rechts in einer angemessenen Weise verdeutlichen,
- sie müssen die Rechtsbezüglichkeit der Nichttermini zum Ausdruck bringen,
- dabei muss in der Erläuterung zum einen der Transfer vergangenen Sprachgebrauchs in die Gegenwart geleistet werden
- und zum anderen die Vermittlung spezifisch rechtlichen Wissens für Nicht-Juristen.

Dazu seien zwei Artikelbeispiele angeführt:

Der Anspruch, die wesentlichen Aussagen zu einem Wort in der Erläuterung zusammenzufassen, führt bei Rechtswörtern in der Regel nicht zu synonymisch-reihenden, sondern zu phrastischen Erläuterungen mit einem hohen Komplexitätsgrad:

Beispiel 1: ¹**Not (II)**; die Formulierung der Bedeutungserläuterung lautet:

echte, ~ehehafte (I 4), (*selten auch*: große, höchste, redliche) Not²⁴: *Notlage in einem definitorisch festgelegten Fall (z. B. Krankheit, Herren- oder Reichsdienst, Erfüllung religiöser Pflichten, Gefangenschaft, später auch z. B. Hungersnot, Naturkatastrophen, Brand sowie Todesfälle im Familien- oder Hausgenossenkreis), die – bei Einhaltung bestimmter formaler Voraussetzungen (z. B. Entschuldigung im Termin durch einen ~Notboten I) – als Hinderungs- und Entschuldigungsgrund für die Nichterfüllung von Pflichten oder Versäumung von Fristen und Terminen anerkannt ist.*

Gerade an diesem Beispiel wird deutlich, dass die phrastische Erklärung stark in die Sachdarstellung münden kann. Immer wieder neu stellt sich beim For-

²⁴ Lies: Das Wort *Not* wird in diesem Rechtskontext immer in der Verbindung mit Adjektiven verwendet; dies sind i. d. R. die Adjektive *echt* oder *ehehaft*, selten die Adjektive *groß*, *höchst*, *redlich*.

mulieren eines Wörterbuchartikels die Frage, welches Sachwissen über einen Beschreibungsgegenstand auch bedeutungskonstitutiv ist.²⁵

Beispiel 2: Nacken

Zu dem Wort ‚Nacken‘, also einem allgemeinssprachlichen Wort, bringt das DRW zunächst eine kurze, synonymisch-reihende Erklärung, nämlich: *Nacken, Hals*; darauf folgt der in diesem Fall narrativ formulierte, rechtliche Aspekt:

rechtlich insb. in der spiegelnden Strafe der Verstümmelung der Zunge durch Herausziehen aus dem Hals bzw. durch rückwärtiges Herausziehen aus dem gespaltenen Genick für die mit der Zunge begangenen Straftaten wie Gotteslästerung, Meineid, Verleumdung usw.

3.1.2 Präzise definitiorische Bedeutungsangaben, wie man sie in der Fachsprachenlexikographie sowie in der Jurisprudenz erwartet, sind im DRW eher die Ausnahme, da die Voraussetzung dafür ein relativ geschlossenes System ist, auf das sich die Termini beziehen. Das DRW hingegen hat zeitlich aufeinanderfolgende wie auch gleichzeitig existierende, aber räumlich nebeneinanderliegende Rechtsordnungen mit ihren mehr oder weniger eigenständigen Unterbereichen als Beschreibungsgegenstand. Und für diesen Beschreibungsgegenstand gilt:

- innerhalb einer Rechtsordnung müssen unter Umständen Subsysteme mit eigenen Definitionen funktionell unterschieden werden,
- für einen bestimmten Untersuchungsbereich folgen mehr oder weniger geschlossene Rechtssysteme hintereinander,
- innerhalb eines Rechtssystems kann ein Rechtswandel mit einem Bedeutungswandel der einzelnen Termini einhergehen.

Für die Formulierungen der Bedeutungserläuterung folgt, dass auf eine definitiorische Formulierung weitgehend verzichtet werden muss. Die Erläuterungen enthalten die auf der Auswertung des Belegmaterials basierenden und dem Beschreibungsanliegen des Wörterbuchs entsprechend zusammengestellten und formulierten Ergebnisse lexikographischer Analyse- und Interpretationshandlungen. Es kann also jeweils nur darum gehen, eine größtmögliche Präzision in der Erfassung der Bedeutungsinhalte und des Umfangs wie auch der Bedeutungsvariation aus der Gesamtsumme der Belege zu gewinnen.²⁶ Dies heißt, dass die Lexikographinnen und Lexikographen des DRW inhaltlich nachzuzeichnen versuchen, wie einzelne Sprecher oder Sprechergruppen in der sprachlichen Handlung fortwährend auf Gegenstände der realen oder gedachten Welt Bezug nehmen.²⁷ Wesentliche Aufgabe, nicht nur des DRW,

²⁵ Dass diese Frage, auf die es keine ein für alle mal gültigen Antworten gibt, dann auch jeweils die in Redaktionssitzungen am heißesten diskutierte ist, liegt nahe.

²⁶ Dazu ausführlich Speer 1989.

²⁷ Vgl. dazu auch Kap. 3.4. dieses Beitrags.

sondern der historischen Bedeutungslexikographie überhaupt, ist es, diejenigen Prädikationen, also sprachlichen Bezugnahmen, aus den Quellentexten herauszulösen, zu registrieren, zu klassifizieren und lexikographisch zu verarbeiten²⁸, die nach dem Urteil des Lexikographen für eine bestimmte Fragestellung, für einen Autor, für einen bestimmten Rechtskreis, für eine bestimmte Ideologie oder für eine bestimmte Varietät kennzeichnend sind. Mit anderen Worten: Je mehr der Lexikograph bei der Erläuterung eines Wortes auch auf die erläuterte Bezugssache zugreift und dabei dasjenige einbezieht, was die Sprecher ihrer Zeit über den Bezugsgegenstand geäußert haben, desto näher kommt er der sprachlichen und sachlichen Wirklichkeit einer vergangenen Epoche. Und in diesem Sinn ist der Lexikograph nicht nur Sprachwissenschaftler, sondern auch Kulturwissenschaftler in allen dazugehörigen Ausprägungen.²⁹

Die Gedanken- und Argumentationsschritte beim Bearbeiten eines Wörterbuchartikels seien anhand eines Beispiels näher erläutert:

Das Wort ‚Rute‘ wird im DRW als hochgradig polysemes Wort behandelt. Zur Zeit³⁰ sind 13 Einzelbedeutungen angesetzt. Eine dieser Bedeutungen lautet schlicht: ‚Schankzeichen‘. Diese Bedeutungsangabe ist mit Sicherheit korrekt. Aber – und diese Frage stellt sich, wenn man die Belege dazu sichtet – ist sie auch ausreichend? Bei den Belegen fällt nämlich auf, dass sie alle auf das private Bierbrauen Bezug nehmen sowie auf die Erlaubnis für Privatpersonen, zeitlich begrenzt dieses Bier dann auch auszuschanken. Diese Einschränkung ist bei der Bedeutungsangabe zu berücksichtigen: Die Rute ist nicht generell ein Schankzeichen, sondern nach der Beleglage nur ein Schankzeichen für den privaten Bierausschank. Und dieser wiederum ist zeitlich begrenzt.

Aus den Belegen wird noch ein weiterer Sachverhalt deutlich: Der Schankraum ist während dieser Zeit aus dem Bereich des Hausfriedens herausgenommen und unterliegt den Rechtsregeln des öffentlichen Ausschanks. Dieser Sachverhalt nennt eine Rechtsfolge, gehört also nicht mehr zu der Bedeutungserläuterung des Wortes im engeren Sinn. Andererseits ist es eine wesentliche Rechtsfolge dieser Form des Schankwesens. In diesen Fällen ist im DRW die Kombination von semantischer und enzyklopädischer Erklärung³¹ vorgesehen, so dass im Erläuterungsteil des Artikels zunächst die Bedeutungserklärung steht, und, mit einem Semikolon abgesetzt, noch der sachliche Hinweis folgt:

²⁸ Zu den theoretischen und methodischen Grundlagen dieser lexikographischen Kernhandlung vgl. Reichmann 1983 sowie Reichmann 1988b, S. 247.

²⁹ Vgl. dazu auch die Argumentation von Lobenstein-Reichmann 2002, S. 74.

³⁰ Mai 2007. Der Artikel ist noch nicht in der Endredaktion für den Druck. Änderungen, auch bei den Bedeutungsansätzen sind noch möglich.

³¹ Dazu ausführlich Lemberg 1998a, S. 138 f.; vgl. auch Haß-Zumkehr 2001, S. 31 f.

Rute

Schankzeichen für einen zeitlich begrenzten, privaten Bierausschank; während dieser Zeit ist der Schankraum aus dem Bereich des Hausfriedens herausgenommen

Diese Kombination von Bedeutungsangabe und enzyklopädischer Ergänzung ist im DRW ein sehr häufig angewandtes Formulierungsmuster. Die Inhalte der enzyklopädischen Ergänzung können dabei völlig unterschiedlicher Art sein. Dazu zwei Beispiele:

Sie können z. B. in der Angabe historischer Hinweise bestehen:

Reichshofrat (I)

neben dem ~Reichskammergericht höchstes Gericht des ~Reichs (II), dessen Zuständigkeit sich insbesondere auf die kaiserlichen Rechte und Privilegien, auf Lehnssachen und Angelegenheiten der unmittelbaren ~Reichglieder erstreckt;

1498 von Maximilian I. begründet, entwickelte sich der Reichshofrat unter Ferdinand I. zu einer zentralen Regierungs-, Verwaltungs- und Justizbehörde; die ab 1648 angestrebte, konfessionell ausgewogene Besetzung wurde nie ganz erreicht.

Im folgenden Beispiel hat die enzyklopädische Ergänzung sogar eine Doppelfunktion. Sie beschreibt einmal, dass diese spezielle Form der Versöhnung durch einen Kuss zum Ausdruck gebracht wird und gibt damit zugleich die Wortbildungsmotivation für das Wort ‚Mundsühne‘ an:

Mundsühne (I)

Versöhnung zwischen den am Tod eines Mannes Schuldigen und den Verwandten des Getöteten; sie kommt durch die Rechtsgebärde eines Friedenskusses auf den ~¹Mund (I 1) zum Ausdruck

3.2 Bedeutungserläuterung und Artikelgliederung

Nicht nur die Formulierungsmuster, sondern auch die Artikelgliederungen dienen der lexikographischen Intention, ein Wort möglichst umfassend in seinen Rechtsbezügen darzustellen. Und so gibt es neben dem klassischen, semantisch orientierten Gliederungsmuster auch rein sachlich motivierte Gliederungen sowie semantisch-sachliche Mischgliederungen. Ich gehe im Folgenden nur auf die beiden Letzteren ein.

3.2.1 Grundlage sachlich motivierter Mischgliederung ist ein monosem angesetztes Wort, das aber im Wörterbuchartikel dennoch mit einem – teilweise sehr ausdifferenzierten – Gliederungsspektrum behandelt wird. Als Beispiel dafür sei der Artikel **rot** vorgestellt. Es geht dabei um die Farbe ‚rot‘. Das Interessante an diesem Wort ist die ungeheure Ausdifferenziertheit der verschiedenen Lebens- und Rechtsbereiche, in denen diese Farbe eine Rolle spielt. Der Artikel enthält im Druck 112 Belege und umfasst 7 Druckseiten, der

früheste Beleg ist aus der Sächsischen Weltchronik und datiert um 1260, der späteste Beleg stammt von 1807 (v. Hentig, Strafe).

Der Artikel hat zwei Gliederungsebenen. Die erste Gliederungsebene ist mit römischen Zahlen gekennzeichnet und führt in die verschiedenen Lebens- und Sachbereiche ein, in denen die Farbe ‚rot‘ eine Rolle spielt: Sie wird verwendet

- I. als Ausdruck von Herrschaft, hohem Rang und Ansehen,
- II. in der Gerichtsbarkeit,
- III. als hervorhebendes und stigmatisierendes Kennzeichen,
- IV. als Signalfarbe,
- V. als Sinnbild des Feuers,
- VI. in der Heraldik und im Kriegswesen,
- VII. als liturgische Farbe zu bestimmten Zeiten im Kirchenjahr,
- VIII. als Farbe von Metalllegierungen, insbesondere von Münzen,
- IX. als Farbe von Uniformen, Amtskleidung oder Erkennungszeichen an Kleidung, häufig in Anlehnung an die heraldischen Farben des Dienstherren,
- X. zur Hervorhebung und Unterscheidung von andersfarbigen Gegenständen und Sachen.

Jede dieser Gliederungsebenen ist nun weiter unterteilt – gekennzeichnet mit arabischen Zahlen – und schildert die verschiedenen Funktionalitäten der Farbe ‚rot‘.

Ich führe dazu beispielhaft den Gliederungspunkt II, den Bereich der Gerichtsbarkeit, an:

2.1. *zur Kennzeichnung von Örtlichkeiten (Turm, Graben, Baum, vor der roten Tafel), an denen Gericht gehalten wird; [in der Wendung]³² (Gericht) vor der roten Tür Bez. eines Gerichts, das vor dem rot angestrichenen Portal eines bedeutenden Gotteshauses tagt; auf dem Magdeburger Neumarkt ist dies das Gericht des erzbischöflichen Vogts für die dem Erzstift gehörenden Stadtteile*

2.2. *[in der Wendung] roter Stab, Dorn rotgefärbter Richterstab, dann auch Schwert in roter Scheide als Symbol der Blutgerichtsbarkeit; [das Phrasem] rote Rute [wird] hier metonymisch gebraucht für den Gerichtsbeamten, der einen roten Amtsstab führt*

2.3. *die ausgesteckte rote Fahne, das rote Tuch u. ä. zeigen an, daß ein (Hals-)Gericht tagt bzw. daß ein Todesurteil ausgesprochen wurde*

2.4. *als Farbe der Dienstkleidung des Scharfrichters*

2.5. *als Farbe der Kleidung des Verurteilten auf dem Weg zur Hinrichtung*

2.6. *als Farbe eines Hinrichtungsgärts*

2.7. *als farblohes Merkmal eines Haftlokals*

³² Die Einfügungen in eckigen Klammern stammen jeweils von mir und dienen einem rascheren Verständnis der komplexen Erläuterungen.

Mit dieser Gliederungs- und Darstellungsform erhalten die Benutzerinnen und Benutzer des DRW bereits beim Lesen der lexikographischen Erläuterungen eine ausdifferenzierte Vorstellung der rechtskulturellen Dimensionen der Farbe ‚rot‘ vom 13. bis zum beginnenden 19. Jh.

3.2.2 Kommen wir zu dem zweiten Beispiel, der semantisch-sachlichen Mischgliederung:

Erstes Gliederungsprinzip ist die Semantik: Das Wort wird nach seinen Einzelbedeutungen – genauer gesagt, nach seinen vom Lexikographen angesetzten Bedeutungen³³ – gegliedert. Diese Einzelbedeutungen werden dann aber – zumindest teilweise – noch einmal untergliedert in Sachbereiche. Auch hier ist der heuristische Schlüssel wiederum die Frage nach den rechtlich relevanten Bezügen des Wortes:

Beispiel: **Ohr**

I. *das Organ bei Mensch und Tier*

I.1. *als Gegenstand von Verletzungen*

I.2. *im Strafvollzug, in der Wendung ihm sitzt schon ein Ohr am Pranger er steht kurz vor einer öffentlichen Strafe*

I.3. *in zivil- und verfahrensrechtlichem Zusammenhang (bei Beweisführung in Fragen bezüglich der Eigentumsverhältnisse) und in der Wendung zu Ohr und Kundschaft geben verkünden*

I.4. *als Hilfsmittel bei der Bestimmung von Anteilen an einem erlegten Wildschwein*³⁴

II. *Ecke, Zipfel, auch ~²Mark (III) oder ~(VII) an Gegenständen*

3.3 Verweise

Eine weitere, auch im Sinn rechts- und kulturhistorischer Fragestellungen relevante Informationsposition im Wörterbuchartikel sind die onomasiologischen oder sachbezüglichen Verweise³⁵ auf andere Wörter. Auch die Verweisangaben sind funktional im Sinne des Beschreibungsanliegens des DRW zu sehen.

Dazu ein Beispiel: Die Frage, welche Formen von Ordalen, also Gottesurteilen, es eigentlich gab, wird im Wörterbuchartikel **Ordal** durch zahlreiche Verweise auf andere Wörterbuchartikel beantwortet, zum Beispiel auf

³³ Vgl. Haß-Zumkehr 2001, S. 25 f.

³⁴ Zum Verständnis von Punkt (I 4) bedarf es noch des Beleges; er lautet: so sie [*Untertanen*] ein schwein füengend, solt man die ohren hinter sich auf den ruckhen streckhen, und soweit die ohren reichen möchten, solt man den haß hinter den ohren abhauwen und den auch am hoff dem obervogt antwurten für die herrschafft und daß übrig selbs behalten 1517 Ortenau 31 (1951) 86.

³⁵ Sie werden im Wörterbuchartikel durch die lexikographische Sigle *bdv.* für bedeutungsverwandte Wörter sowie durch die Sigle *vgl.* für die in irgendeiner Weise inhaltlich-sachlich miteinander in Bezug stehenden Wörter gekennzeichnet.

Bahrrecht (I): *Unschuldssprobe an der Bahre eines Erschlagenen*

Brotgericht, Käseurteil: *Probe des geweihten Bissens als ~Gotturteil*

Hexenbad und Obenschwimmen: *~Gotturteil im kalten Wasser (Untersinken in der Regel Zeichen der Unschuld, Obenschwimmen als Zeichen der Hexerei)*

Kesselfang: *~Gotturteil, bei dem der beweisführende Beklagte einen Ring oder Stein aus einem Kessel voll siedenden Wassers holt und sich vom Schuldvorwurf reinigt, wenn seine Wunde nach Abnahme des Verbands geheilt ist*

3.4 Belege

Eine wesentliche Rolle spielen in einem historischen Bedeutungswörterbuch die Belege. Ihre Funktion ist, wie in jedem wissenschaftlichen Wörterbuch, eine doppelte³⁶: Zum einen hat der Belegblock eine wissenschaftskommunikative, sprich beweisende Funktion. Für das DRW gelten Korpusprinzip sowie Quellennachweisprinzip, d. h., alle im Erläuterungsteil stehenden lexikographischen Angaben werden aus dem Korpus gewonnen und mit Belegen dokumentiert, so dass sie für den Benutzer nachvollziehbar und überprüfbar sind. Zum anderen hat der Belegblock darstellende Funktionen, da die lexikographischen Erläuterungen im Artikel, insbesondere die Bedeutungserläuterung selbst nur ein Kondensat all dessen sind und sein können, was wir den Belegen entnehmen.

Belässt es ein Benutzer nicht beim Lesen der Erklärungen, sondern rezipiert er auch den Belegblock, erschließen sich ihm folgende Informationsschichten:

- Der Belegblock dokumentiert die unterschiedlichen Schreibformen des Wortes, und dies in ihrer jeweiligen zeitlichen und räumlichen Gebundenheit, und bietet so zugleich auch für den Benutzer die Möglichkeit, den Lemmaansatz nachzuvollziehen.
- Die Belege dokumentieren die zeitliche, räumliche und textsortenspezifische Differenziertheit.
- Der Belegblock vermittelt den syntaktischen Gebrauch³⁷ eines Wortes und dient damit als Quelle zur Erkenntnis sprachlicher Gebrauchsweisen und dem Nachvollzug aller von den historischen Textautoren vollzogenen Bezugsetzungen von Inhalten.
- Und die Belege vermitteln ein ausdifferenziertes Sachwissen³⁸, wobei den sog. „rahmenkennzeichnenden Belegen“ – ein Terminus, den Oskar Reich-

³⁶ Vgl. Reichmann 1988a, S. 417 f.

³⁷ Leider ist im DRW keine eigene Informationsposition für Syntagmenangaben, wie etwa beim Frühneuhochdeutschen Wörterbuch, vorgesehen. Zum hohen Informationsgehalt von Syntagmen gerade auch bei kulturhistorischen Fragestellungen vgl. Lobenstein-Reichmann 2002.

³⁸ Zur hohen Aussagekraft von Belegen für sachorientierte Fragestellungen vgl. Speer 1991.

mann im Rahmen seiner Belegtypologie³⁹ eingeführt hat – eine tragende Funktion zukommt.

So erfährt man beispielsweise beim Nachschlagen des Wörterbuchartikels **Kuß** aus den Belegen auch etwas über die symbolische Funktion des Kusses in verschiedenen Lebensbereichen:

man bedienet sich auch des kusses zur bestaettigung der rechte z. b. bey der feyerlichen uebergabe und bey verloebnissen
(1762 Wiesand 659)

zu den feyerlichen oder symbolischen kuessen gehoert zuvoerderst der akademische kuß, der, wie noch auf einigen universitaeten gebraeuchlich ist, dem doctoranden bey oeffentlicher promotion vom decano zum zeichen seiner freundschaft, und daß er ihn nunmehr fuer seines gleichen erkenne, gereicht wird
(1801 Krünitz, Enzykl. 57 S. 165)

oder bei dem Artikel **Pranger**, für welche Delikte die Prangerstrafe eigentlich verhängt wurde:

welcher oder welche ir ee brechen mit ainer ander personen, so auch in der ehe ist, sol auf den pranger nach der oberkait gehaiß selbs geen, daselbs pleiben den ganzen tag und so lang, bis er erpetten oder zwainzig gulden geben
(1548 HohenzollJh. 19 (1959) 130)

hat einer gruwsamlich got gelestert, an brangen vnd ein naggel durch zungen, oder mit ruoten vssgeschlagen
(1. Hälfte 15. Jh. GlarusGO.134)

sollen doch die kuppler oder kupplerin ... an dem pranger gestellt ... werden
(1658 WürtLändlRQ. II 483).

4. <http://www.deutsches-rechtswörterbuch.de> – Das DRW im Internet⁴⁰

Das DRW erscheint nicht nur als Druckwerk, sondern ist seit einigen Jahren – bislang von **Aachenfahrt** bis **Reich** – auch im Internet benutzbar, kostenfrei und ohne Zugangslizenz. Die künftigen Artikelstrecken werden mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung nach Erscheinen im Druck auch in der Onlinefassung hinzugefügt.

³⁹ Vgl. Reichmann 1988a, S. 436 f.; „rahmenkennzeichnende Belege ... bringen zwar ... nichts Definitionsartiges im Sinne einer Angabe von Gattung und Differenzmerkmalen, lassen andererseits durch die Menge der in ihnen enthaltenen Charakterisierungen aber oft eine Umsetzung in eine Definition oder Teildefinition zu“ (ebd. S. 439).

⁴⁰ Zu den lexikographischen Mehrwerten von Online-Wörterbüchern vgl. Lemberg 2001; die weitreichenden, lexikographisch-konzeptionellen Folgen des Medienwandels speziell für das DRW werden ausführlich in Speer 2002 und in Speer 2007 diskutiert.

Die Onlinefassung des DRW ist keinesfalls nur eine digitale Kopie des gedruckten Wörterbuchs, sondern hat folgende Mehrwerte:

- eine benutzerfreundliche, textdesignerische Gestaltung,
- sie bietet Auswahlmöglichkeiten verschiedener Views auf die Artikel,
- mehrfache Zugriffsstrukturen⁴¹,
- eine partielle Abbildung des Wörterbucharchivs ab dem Buchstaben **M**⁴²
- sowie die Hypertextualisierung aller Verweise.
- Wo auch immer es möglich ist, werden die Belegzitate der Internetfassung des DRW mit der digitalisierten Originalseite einer Quelle, die ebenfalls im Internet veröffentlicht ist, verknüpft.
- Es sind diverse Recherchen möglich, z. B. die Abfrage des gesamten lexikographischen Erläuterungswortschatzes und zum anderen die Abfrage des gesamten, in den Belegziten enthaltenen Quellenwortschatzes.

4.1 Hypertextualisierung von Quellen

Die Hypertextualisierung der Belegzitate mit den entsprechenden Quellentexten wirkt einem methodischen Problem entgegen, wenn man das Wörterbuch als Findebuch bzw. als Ausgangspunkt für texttranszendierende, begriffsorientierte Fragestellungen verwenden möchte, da Belegzitate dekontextualisierte und in den neuen Textzusammenhang des Wörterbuchartikels gebrachte Textteile und so für begriffsorientierte Fragestellungen in der Regel unzureichend sind.⁴³

Dieser Mangel wird durch die Verknüpfung mit den ebenfalls digitalisierten Quellentexten aufgehoben. Das Online-Wörterbuch wird so zu einem Knoten im Netz, in dem Wörter, ihre Bedeutungen und ihre Belegzitate jeweils unmittelbar an den vollen Quellentext zurückgebunden werden können – in dem aber auch reziprok die Quellentexte selbst durch diese Rückbindung an einzelne Wörter und ihre Artikel eine weitere inhaltliche Erschließung erfahren.

4.2 Zugriff auf den Erläuterungswortschatz

Das DRW bietet als semasiologisches, alphabetisch geordnetes Wörterbuch in seiner Druckfassung eine schnelle Nachschlagsmöglichkeit für alle Benutzerfragen, die sich auf ein Wort und seine Bedeutung(en) beziehen. Onomasio-

⁴¹ Das Online-Wörterbuch bietet Informationszugriffe über die Lemmaliste der gedruckten Wörterbuchartikel, über die um die im Belegarchiv dokumentierten Wörter erweiterte Lemmaliste, über die Schreibformen der Belegwörter, sowie über den Erläuterungs- und den Belegtextwortschatz an.

⁴² Nicht alle im Archiv des DRW belegten Wörter werden zu Artikeln verarbeitet. Diese Wörter werden im Online-Wörterbuch in einer Minimalversion mit der Angabe des Lemmas, der Angabe der frühesten Belegung mit Fundstelle sowie der Anzahl der im Archiv vorhandenen Zettel dokumentiert.

⁴³ Dazu Lemberg 2001, S. 76 f.

logische und sachbezogene Informationen sind zwar in den Erläuterungen der Wörterbuchartikel ebenfalls vorhanden, bleiben aber im gedruckten Wörterbuch weitgehend dem raschen Informationszugriff verschlossen und können nur mittels einer kursorischen Lektüre in den gedruckten 11 Bänden erschlossen werden. Die Online-Fassung des Wörterbuchs hingegen bietet diesen Zugriff über das Register des lexikographischen Erläuterungswortschatzes⁴⁴, in dem sämtliche, in den Bedeutungserläuterungen vorkommenden Wörter in alphabetischer Reihenfolge aufgelistet werden und jeweils auf Mausklick zu den zugehörigen Wörterbuchartikeln führen, die wiederum in alphabetischer Reihenfolge aufgelistet werden. Damit bietet das Wörterbuch noch einmal eine völlig neue Grundlage für rechtskulturelle Fragestellungen im weitesten Sinn. Dies sei anhand eines Beispiels verdeutlicht.

Das Wort ‚Brot‘ findet sich im Index Erklärungswörter 102 mal⁴⁵, führt also zu insgesamt 102 Wörterbuchartikeln bzw. Bedeutungsansätzen in Wörterbuchartikeln des DRW, in denen ‚Brot‘ in der lexikographischen Erläuterung verwendet wird, sei es als *genus proximum* im Rahmen des Erläuterungsmusters *genus proximum – differentia specifica*, das die Grundlage für die onomasiologische Frage nach den verschiedenen Bezeichnungen von ‚Brot‘ speziell in rechtlichen Kontexten bietet, oder sei es als ein sonst in die Formulierung der Erläuterung integriertes Wort, was in der Regel zu sachlichen Informationen ebenfalls in rechtlichen Kontexten führt. Hier die Ergebnispräsentation:

Verschiedene Bezeichnungen für ‚Brot‘ (in Auswahl):

Achtbrot: *Brot, das den Fronschnittern zukommt*

Beichtbrot: *Brot, das der Bauer zum Beichtwein gibt*

Blaffertlaib: *Brot im Wert von 1 Blaffert*

Dienstbrot: *I. Brot als Besoldungsteil, II. Brot als Entgelt für Frondienste*

Feichen: *betrügerisch gebackenes Brot*

Fochenze: *Brot oder eine Art Kuchen*

Groschenlaib: *Brot im Wert eines Groschens*

Halbbatzenlaiblein: *rundes Brot für 2 Kreuzer*

Herrenbrot: *II. vom Stadtrat zur Verteilung gebrachtes Brot*

Holzbro: *Brot von ungefähr 8 Pfund Gewicht, das der Förster von jedem Bürger als Teil seiner Besoldung bekommt*

Minnebrot: *Brot als ~Karitat (II)*⁴⁶

Opferbrot: *Brot als ~Opfer (I 3) bei der Seelenmesse*

Prämbrot: *Brot als Naturalabgabe aus einer Hofstelle an den Küster*

⁴⁴ Eine ausführliche Diskussion der theoretischen und methodischen Aspekte dieser erweiterten Informationsmöglichkeiten findet sich in Goebel/Lemberg/Reichmann 1995 und muss im Rahmen dieses Beitrags nicht wiederholt werden.

⁴⁵ Stand: Mai 2007.

⁴⁶ Die Bedeutung dieses Wortes lautet: *besonders Zulage an Speisen oder Getränken für Angehörige eines ~Kapitels (III) über den gewöhnlichen Pfründenanteil hinaus.*

„Brot“ in sachlichen Kontexten (in Auswahl):

Almosen: VIII. *Scheibe Brot, als Teller benutzt und sodann den Armen gegeben*

bebrotet: *bei jemandem in Brot und Dienst stehend*

Brotvogt: *Spitalbediensteter, der an die Armen das Brot verteilte und es bei den Bürgern einzuholen hatte*

einbrötig: *wer sein eigenes Brot hat, insbesondere ohne Erben eigenen Haushalt führt*

Feiler: *Bäcker, der auf eigene Rechnung Brot öffentlich zum Verkauf anbietet*

Frondmutsche: *Beköstigung (Brot) für die Fronarbeiter*

Kürbissen: *Probesschen aus Brot oder Käse beim Gottesurteil*

Paste: *Steuer auf Brot, die nach schwankendem Preis und Gewicht des Brotes festgesetzt ist*

Die Beispiele zeigen zum einen, dass Brot im Rechtsleben im Rahmen von Verköstigungs- und Besoldungspflichten und als Form der Naturalabgabe eine Rolle spielte, sowie als Handelsware, deren Qualität und Preis einer normativen Prüfung unterliegt und im Bereich der Armenversorgung.

4.3 Zugriff auf den Belegwortschatz

Die Erschließung des gesamten Wortschatzes aller bislang im DRW zitierten Belege mittels eines Index bietet ein Korpus, das zum Ausgangspunkt für vielfältige wortgeschichtliche oder begriffs- und sachorientierte Fragestellungen werden kann. Auch dies soll anhand eines Beispiels verdeutlicht werden.

Seit einigen Jahren taucht in öffentlichen Diskussionen, etwa zu der Frage des Gottesbezugs in der EU-Verfassung, immer wieder das schon zu einem Schlagwort gewordene Argument von den christlichen Wurzeln unseres Abendlandes auf, ohne dass dieses Thema bislang von rechtshistorischer, historischer oder auch sprachhistorischer Seite korpusgestützt erarbeitet worden wäre. Das Belegkorpus des DRW bietet für diese Fragestellung m. E. eine geeignete Textgrundlage.

Für eine exemplarische Behandlung der Frage im Rahmen dieses Beitrags habe ich mich bei der Suchfrage in den Belegzitaten auf das Wort „Gott“ beschränkt⁴⁷, d. h., ich habe mir in der Onlinerecherche alle Belege zusammengestellt, in denen das Wort „Gott“ in seinen unterschiedlichen Schreib- und Flexionsformen (*got, gott, gots, gottes* usw.) vorkommt: Das ergab insgesamt rund 1.300 Belege. Diese Belege werden in der Ergebnispräsentation des Onlinewörterbuchs pro Schreibform chronologisch sortiert: Der früheste Beleg datiert um 800, der älteste 1846. Die größte Belegdichte ist deutlich im

⁴⁷ Für eine ausführlichere Untersuchung müssten in einem ersten Schritt einer Belegkorpuserstellung mindestens noch die Belege zu *Jesus, Christus, Heiliger Geist, Trinität, Dreifaltigkeit, christlich* und *göttlich* mitberücksichtigt werden.

16. Jh. und – mit abnehmender Tendenz – noch im 17. Jh. zu verzeichnen. Mit aller Vorsicht kann man das dahingehend interpretieren, dass mit der Reformation und der Gegenreformation Ereignisse stattfanden, die das öffentliche Leben und den gesellschaftlichen Diskurs so nachhaltig beeinflusst haben, dass sich dies auch in einer größeren Belegungsdichte niederschlägt. Eine Konfessionalisierung des Gottesbegriffs ab dem 16. Jh. wurde bei dieser ersten Grob-Untersuchung nicht erkennbar.

Die Belege stehen in Gesetzestexten, Stadtrechten, Weistümern, Landbüchern, Gerichtsordnungen, Urkundenbüchern, Statuten, Kirchenordnungen, Dorfordnungen, Kreisabschieden, Polizeiordnungen, Bergwerksordnungen sowie staatsrechtlichen Untersuchungen. Der Anteil der Nicht-Rechtsquellen ist gering.

Der Gottesbezug findet sich keineswegs nur in Vorreden oder Vorwörtern in der Funktion der metaphysischen Verortung des Gesamtwerkes, wie wir es heute noch in der Präambel unseres Grundgesetzes haben, sondern an allen möglichen Stellen in den Texten.

Ich fasse im Folgenden die wesentlichen inhaltlichen Aussagen zusammen und zitiere einige Belege in Auswahl:

- Gott hat den Menschen und die Welt geschaffen und er hat sie geordnet:
1224/27: *got hevet den man na eme selven gebildet unde hevet ene mit siner martere geledaget*

Ssp.(Eckh.2)LR. III 42 § 1 (Artikel **Marter I**)⁴⁸

um 1300: *thet is ac frisesk riucht: sa hwas a oron en wetir betent and betimbrath tha inrosta iefiha utrosta to skatha, sa brekth hi, thi thes werkes mastere is, allera distik en and twintich skillinga and alle tha, the him folgiath, allerek fiardahalf wed thruch thet, theter alle inwetir stonda skilun, sa se god eskipin heth al there wralde to nathon* [das ist auch friesisches Recht: Wenn jemand einem andern ein Wasser abzäunt und verbaut zum Schaden des am meisten landeinwärts oder des zunächst dem Meere Wohnenden, so verurteilt der, welcher der Leiter des Werkes ist, für jeden Tag (eine Brüche von) einundzwanzig Schillingen, und alle, die ihm behilflich sind, jeder dreieinhalb Weden, deshalb, weil alle Binnengewässer so bleiben sollen, wie Gott sie zum Nutzen der ganzen Welt geschaffen hat.]

RüstringerR. 88 (Artikel (**Inwasser**))

1591: *in dieser welt bedarff man fuernemlich dreyer stücke: der lehre, der narung vnd des schutzes. darzu hat nun gott diese ... drey stände, den lehrstand, den nehrstand vnd wehrstand ... eingesetzt*

Spangenberg, Adelsp. 4 (Artikel **Lehrstand I**)

⁴⁸ Die Belegzitate werden im Folgenden so abgebildet, wie sie im Ergebnisfenster der Online-Fassung präsentiert werden: Auf die Datierung des Belegs folgt das Belegzitat, die Zitiersigle des DRW sowie die Angabe des Artikels, in dem dieses Belegzitat steht.

- Gott verleiht dem Menschen Güter, Ämter, Macht:
1561: *demnach der almechtige, ewige gott ... uns etzliche pfandesfurstenthumber und erbschaften vorliehen*
BrandenbSchSt. I 384 (Artikel **Pfandfürstentum**)
1602: *ohne disposition und ordnungh unserer ... zeitlicher uns von gott verliehener habde, graf-, herrschaften ... nit abscheyden*
PublLux. 61 (1926) 256 (Artikel **Habde**)
- Gott verordnet den rechten Gebrauch von Gütern:
1568: *poenen und strafen, so die rechte denjenigen auflegen, welche die kirchen-güter aus ihrem rechten von gott verordneten gebrauch ... wenden*
BIPfälzKG. 27 (1960) 150 (Artikel **Kirch(en)gut I**)
- Der Grundgedanke, dass alle Ämter von Gott verliehen sind, äußert sich auch in der sehr häufig belegten Selbsttitulierung von *Gottes Gnaden*⁴⁹.
- Der Einzelne empfängt sein Leben von Gott:

Gott beschert Kinder:

Ende 16. Jh.: *demselbigen eigenbehörigen, so gott zwei kinder in einer geburt bescheret, soll der gutherr das letztgeborne kindt frey zu geben schuldig seyn*
GrW. III 138 (Artikel **Kind II 1 f**)

Gott verleiht Verstand:

16. Jh.: *so lang mir got min verstant verlenet*
BuchWeinsberg II 144 (Artikel **Gott I 2**)

Gott beschert Gesinde, Mägde und Knechte:

1. Hälfte 14. Jh.: *eym ieglichen man, dem got beschert gesinde beyde, meyde und knechte, der in hat keyn recht ober sie nicht wan also vil als ym ir dinst gefellet umb syn lon*
KIKaiserr.(Munzel) 216 (Artikel **Magd II**)

Gott begnadet eine Stadt mit einer Kantorei:

1534: *dieweil gott ... diese stadt Torgau ... mit einer herrlichen kantorei und musika begnadet, so bedenken die visitatores, daß man den leuten, so darzu dienen, billich ... wie bisher, im jahr eine collation zu einer ergötzlichkeit geben muß*
Werner,GKantorei. 11 (Artikel **Kantorei D VI**)

Gott hilft im Bergbau, Erz zu finden:

oJ.: *hilffet got dem vindere, das syn ercz vor sich gehit, so sal der czendener myns herrn vronteil ufheben, das ist dy dritte schicht*
FreibergBR. 270 (Artikel **Fronteil I**)

⁴⁹ Auf die exemplarische Abbildung von Belegzitaten kann bei diesem Beispiel verzichtet werden.

- Der Mensch ist Gott mit der Ausübung seines Berufs verpflichtet: Diese Aussage fasst eine Vielzahl von Belegen zusammen, deren Handlungsrahmen die Leistung eines Amtseides betrifft⁵⁰.
- Gott hat das Recht geschaffen:
1224/25 (Hs. 1369): *got is selve recht. dar umme is eme recht lief*
Ssp. Prologus (Artikel **Recht I 2**)⁵¹

um 1300: *londriiht ... sa god selua sette ... thet was thet fiarde bod: ... thu skalt eria thinne feder and thine moder* [Landrecht ..., wie Gott selber es setzte ... das war das vierte Gebot: ... du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren]
RüstringerR. 24 (Artikel **Mutter I**)

1503/04: *natürlich recht ist also gotis rechtt, wan got ist dye natur, dye do alle recht naturett und alle dingk*
PurgoldtRb. V 5 (Artikel **natürlich I 1**)
- Gott macht selber wortwörtliche Gesetze:
14. Jh.: *got selber daz aufgesetzt ... hat also: „dez mietmannez lon seiner arbeit sol in deiner gewalt niht über naht beleiben“*
WienerNeustadtStR. 227 (Artikel **Mietmann I**)
- Gott hat ein natürliches Recht, das er in die Herzen der Menschen schreibt
1582: *ob gleich Job das gschriben gesetz Mosis nit gehebt, so hat doch gott in sein herz das natürlich gesetz gschriben*
SchweizId. VII 1575 (Artikel **Gesetz VIII**)
- Gott setzt die Richter ein und beschützt Recht und Gericht:
1581: *ein richter ist gesetzt von gott, zu richten gemeine klag vnd nott, darumb solstu in verachten nitt, dan gott beschützt recht und gericht*
AnzGMus. 21 (1874) 184 (Artikel **Gott I 1 c**)
- Richter sitzen an Gottes Statt:
1581: *richter, du sitzs an gottes statt, dar umb so richt mit guttem rattht; verhör mit vleiß baid parthej, das gott dein vrtheil gefellig sey*
AnzGMus. 21 (1874) 184 (Artikel **Gott I 1 c**)
- Rechtssprecher haben ein göttliches Amt und sitzen an Gottes Statt:
1614: *die rechtssprecher weil sie ein goettlich ampt auff jhnen haben vnd an gottes stadt sitzen, sollen sie den willen gottes vnd jhre gewissen ... bedencken*
BöhmStR. 1614 II A 35 (Artikel **Rechtssprecher**)

⁵⁰ Auch hier kann auf eine exemplarische Abbildung aus Umfangsgründen verzichtet werden.

⁵¹ Das geht hier bis zu der Personifikation des Rechtes in Gott und zeigt, wie inhaltsschwer der Gottesbegriff und der Rechtsbegriff waren.

- Die Gerichtsverhandlung wird im Namen Gottes eröffnet:
1682: *so hege ich die hochnotpeinliche halsgerichte im namen gottes, im namen des churfürsten*
BrandenbSchSt. II 736 (Artikel **hochnotpeinlich**)

Soweit eine kleine, exemplarische Auswahl von Belegen, denen man signifikante Prädikationen zu Gott entnehmen kann. Es sind keine unerwarteten oder überraschenden Ergebnisse. Aber insgesamt zeigt schon ein erster Durchgang durch die Belege, wie vielseitig und wie ausdifferenziert die Menschen durch viele Jahrhunderte Gott als den eigentlich Handelnden und Wirkenden auch im Rechtsleben wahrgenommen haben, und wie sehr sie sich selbst sowohl in ihrem Einzelschicksal als auch als Träger von öffentlichen Aufgaben Gott vollständig verpflichtet wussten, und wie vielseitig und ausdifferenziert ihre eigenen Reaktionen und Handlungen im Spiegel dieses Gottesbezugs waren.

Und dieses hier gewählte Recherchebeispiel deutet auch die Leistungsfähigkeit der Onlinerecherchen für begriffsorientierte Fragestellungen an. Gerade mit der zunehmenden Hypertextualisierung von Belegzitaten einerseits und der Publikation elektronischer Quellentexte andererseits sowie den Recherchemöglichkeiten in den Belegzitaten wird das DRW in einem immer umfassenderen Sinne zu einem Instrument historischer Kulturforschung.

5. Literatur

- Brunner, Heinrich (1906): Deutsche Rechtsgeschichte. Bd. 1. 2. Aufl. Leipzig.
- Goebel, Ulrich/Lemberg, Ingrid/Reichmann, Oskar (1995): Versteckte lexikographische Information. Möglichkeiten ihrer Erschließung, dargestellt am Beispiel des Frühneuhochdeutschen Wörterbuchs. Tübingen 1995. (Lexicographica. Series Maior 65).
- Dickel, Günther/Speer, Heino (1979): Deutsches Rechtswörterbuch. Konzeption und lexikographische Praxis während 8 Jahrzehnten (1897–1977). In: Henne, Helmut (Hg.): Praxis der Lexikographie. Berichte aus der Werkstatt. Tübingen. S. 20–37. (RGL 22).
- Haß-Zumkehr, Ulrike (2001): Deutsche Wörterbücher – Brennpunkt von Sprach- und Kulturgeschichte. Berlin/New York.
- Dies. (2002) (Hg.): Sprache und Recht. Berlin/New York. (Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2001).
- Lemberg, Ingrid (1996): Die Entstehung des Deutschen Rechtswörterbuchs. In: Lexicographica. Internationales Jahrbuch für Lexikographie 12, S. 105–124.
- Dies. (1997): Maschinellenlesbare Texte, Faksimiles, Belege: die Erstellung des Deutschen Rechtswörterbuchs in einer lexikographischen Datenbank. In: Maschinelle Verarbeitung altdeutscher Texte V. Tübingen. S. 129–147.
- Dies. (1998a): Lexikographische Erläuterungen im Deutschen Rechtswörterbuch: Gestaltungsmuster in einem Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Wörterbücher in der Diskussion (III). Vorträge aus dem Heidelberger Lexikographischen Kolloquium. Tübingen. S. 135–154.
- Dies. (1998b): Hypertextualisierungsformen im Deutschen Rechtswörterbuch. In: Sprache und Datenverarbeitung. International Journal for Language Data Processing. Bd. 22, Heft 1, S. 44–54.
- Dies. (2001): Perspektiven der Online-Lexikographie für wissenschaftliche Wörterbücher. In: Lemberg/Schröder/Storrer (2001), S. 71–91.

- Lemberg, Ingrid/Speer, Heino (1997): Bericht über das Deutsche Rechtswörterbuch. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 114, S. 679–697.
- Lemberg, Ingrid/Schröder, Bernhard/Storrer, Angelika (Hg.) (2001): Probleme und Perspektiven computergestützter Lexikographie. Tübingen. (Lexicographica. Series Maior 107).
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2002): Die Syntagmaangabe – ein Stiefkind der Bedeutungslexikographie. In: Ágel, Vilmos u. a. (Hg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen. S. 71–88.
- Losch, Bernhard (2006): Kulturfaktor Recht. Grundwerte – Leitbilder – Normen. Eine Einführung. Köln/Weimar/Wien.
- Reichmann, Oskar (1983): Möglichkeiten der Erschließung historischer Wortbedeutungen. In: van den Broek, M. A./ Jaspers, G. J. (Hg.): In diutscher diute. Festschrift für Anthony van der Lee zum 60. Geburtstag. Amsterdam. S. 112–140.
- Ders. (1984): Historische Lexikographie. In: Besch, Werner u. a. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Erster Halbband. 1. Auflage Berlin/New York. S. 460–492.
- Ders. (1988a): Zur Funktion, zu einigen Typen und zur Auswahl von Beispielbelegen im historischen Bedeutungswörterbuch. In: Symposium on Lexicography III. Proceedings of the Third International Symposium on Lexicography May 14–16, 1986 at the University of Copenhagen edited by Karl Hyldgaard-Jensen and Arne Zettersten. Tübingen.
- Ders. (1988b): Historische Bedeutungswörterbücher als Forschungsinstrumente der Kulturgeschichtsschreibung. In: Brüder-Grimm-Symposium zur Historischen Wortforschung. Beiträge zu der Marburger Tagung vom Juni 1985. Hg. Reiner Hildebrandt und Ulrich Knoop. Berlin/New York. S. 242–263.
- Ders. (1988c): Zur Funktion, zu einigen Typen und zur Auswahl von Belegbeispielen im Historischen Bedeutungswörterbuch. In: Symposium on Lexicography III. Proceedings of the Third International Symposium on Lexicography May 14–16, 1986, at the University of Copenhagen. Ed. by Karl Hyldgaard-Jensen/Arne Zettersten. Tübingen. S. 413–444. (Lexicographica, Series Maior 19).
- Speer, Heino (1989): Das Deutsche Rechtswörterbuch. Historische Lexikographie einer Fachsprache. In: Lexicographica 5, 1989, S. 85–128.
- Ders. (1991): Das Deutsche Rechtswörterbuch: Vorstellung des Wörterbuchs und lexikographische Praxis am Beispiel „magdeburgisch“. In: Goebel, Ulrich/Reichmann, Oskar (Hg.): Historical Lexicography 2. Lewiston. S. 675–711.
- Ders. (2002): Rechtssprachlexikographie und neue Medien. In: Ágel, Vilmos u. a. (Hg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen. S. 89–107.
- Ders. (2007): Grenzüberschreitungen – vom Wörterbuch zum Informationssystem. Das Deutsche Rechtswörterbuch im Medienwandel. In: Müller, Friedrich (Hg.): Politik, [Neue] Medien und die Sprache des Rechts. Berlin. S. 261–278.
- Wiegand, Herbert Ernst (1998): Historische Lexikographie. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 1. Teilband. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Auflage. Berlin/New York. S. 643–715.

WILLIBALD STEINMETZ

Vierzig Jahre Begriffsgeschichte – *The State of the Art*

Abstract

Der Aufsatz bietet zunächst einen Überblick über neuere Tendenzen und offene Fragen der internationalen begriffsgeschichtlichen Forschung und plädiert für *Historische Semantik* als Disziplinbezeichnung für das sich über die klassische Begriffsgeschichte hinaus erweiternde Feld. Gefragt wird sodann nach Erklärungsmodellen für semantischen Wandel in der Geschichte. Drei Modelle von Wandel werden genauer erörtert: Plausibilitätsverlust von Redeweisen durch überraschende Ereignisse und Umbrüche, Zunahme des strategischen Gebrauchswerts von Redeweisen in wiederkehrenden Kommunikationssituationen, Irritation des Wort- und Bedeutungshaushalts einer Sprache durch Wortimporte aus einer anderen Sprache. Ausgehend vom letztgenannten Modell werden abschließend Theorieprobleme diskutiert, die sich aus der Forderung nach einer transnationalen bzw. vergleichenden historischen Semantik ergeben.

1. Neue Forschungsfelder: von der Begriffsgeschichte zur Historischen Semantik

Eine Bestandsaufnahme gegenwärtiger Praxis und offener Fragen der Begriffsgeschichte scheint nur sinnvoll, wenn sie als Forschungsrichtung eine Zukunft besitzt. Diese ist ihr jüngst von einem ihrer prominenten Vertreter der älteren Generation, Hans Ulrich Gumbrecht, abgesprochen worden. An seinem Schreibtisch sitzend, den Blick auf die in den Regalen rings um ihn aufgebauten Monumentalwerke begriffshistorischer Arbeit gerichtet – das „Historische Wörterbuch der Philosophie“, die „Geschichtlichen Grundbegriffe“, das „Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich“, die „Ästhetischen Grundbegriffe“ –, kündigt Gumbrecht von einer „Versteinerung der lebhaften begriffsgeschichtlichen Arbeit“.¹ Die lexikalischen Großprojekte, an denen er selbst mitgewirkt hat, erscheinen ihm als „Pyramiden des Geistes“, als „Zeugnisse aus einer abgeschlossenen Epoche der Geisteswissenschaften“.² Die Begriffsgeschichte also – ein Totenreich?

¹ Hans Ulrich Gumbrecht: *Pyramiden des Geistes. Über den schnellen Aufstieg, die unsichtbaren Dimensionen und das plötzliche Abebben der begriffsgeschichtlichen Bewegung*. In: ders.: *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*. München 2006. S. 7–36, S. 9.

² Ebd., S. 7.

Vielleicht haben die lexikalischen Monumentalwerke Gumbrecht den Blick etwas verstellt. Jedenfalls scheint ihm verborgen geblieben zu sein, dass sich die begriffsgeschichtliche Arbeit in kräftiger Bewegung befindet, gerade auch außerhalb Deutschlands. Als „ein spezifisch deutsches Anliegen und Programm“³ kann Begriffsgeschichte schon seit mindestens zehn Jahren nicht mehr gelten. Es genügt, an einer der seit 1998 jährlich stattfindenden Konferenzen der „History of Political and Social Concepts Group“ teilzunehmen, um dies zu bemerken.⁴ Vorrangig diskutiert wird hier die historiographische Begriffsgeschichte, wie sie von Reinhart Koselleck konzipiert und von Rolf Reichardt und anderen weitergeführt wurde, während die philosophische Begriffsgeschichte im Umkreis des „Historischen Wörterbuchs der Philosophie“, wohl wegen ihrer schwächeren Verankerung in der allgemeinen Sozial-, Politik- und Mentalitätsgeschichte, bisher außerhalb des deutschen Sprachraums weniger inspirierend gewirkt hat.⁵ Wie man auf den Konferenzen des internationalen und interdisziplinären Forschernetzwerks der „History of Concepts Group“ beobachten kann, ist Begriffsgeschichte in der Nachfolge Kosellecks eine der wenigen Hervorbringungen deutscher Geisteswissenschaften, die derzeit weltweit beachtet und kritisch fortentwickelt werden. Die internationale Aneignung schlägt sich in vielgestaltigen Publikationen nieder. So gibt es inzwischen neben dem ehrwürdigen „Archiv für Begriffsgeschichte“ (seit 1955) und den eher wort- als begriffsgeschichtlich ausgerichteten „Cahiers de Lexicologie“ (seit 1959) zwei neue englischsprachige Zeitschriften mit internationalen Herausgebergremien, die dezidiert der begriffsgeschichtlichen Theorie- und Methodendiskussion als Foren dienen und empirische Beiträge publizieren: das in Finnland redigierte Jahrbuch „Redescriptions. Yearbook of Political Thought and Conceptual History“ (seit 1997)⁶ und die von Brasilien aus koordinierte Zeitschrift „Contributions to the History of Concepts“ (seit 2005).⁷ Für zahlreiche Länder beziehungsweise Sprachräume der Erde sind untereinander vernetzte Forschergruppen mit

³ Ebd., S. 9.

⁴ Über die Konferenzen und Aktivitäten der Gruppe informieren die Internetseiten <http://www.jyu.fi/yhtfil/hpscg/> (Zugriff am 1. Mai 2007).

⁵ Vgl. die Beurteilung von Melvin Richter: *The History of Political and Social Concepts. A Critical Introduction*, New York/Oxford 1995. Die Kritik bezieht sich vor allem auf die – im Vergleich zu den „Geschichtlichen Grundbegriffen“ noch ungleich größere Verknappung aller Hinweise auf Kontexte und pragmatische Funktionen des Wortgebrauchs im „Historischen Wörterbuch der Philosophie“. Die durch das Format des Wörterbuchs erzwungenen Begrenzungen werden in der interdisziplinären Fachdiskussion zunehmend als Belastung empfunden; vgl. die Beiträge in: Gunter Scholtz (Hg.): *Die Interdisziplinarität der Begriffsgeschichte*. (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft). Hamburg 2000; Ernst Müller (Hg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch?* (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft). Hamburg 2005.

⁶ Das Jahrbuch erschien von 1997 bis 2002 unter dem Titel „Finnish Yearbook of Political Thought“, seit 2003 erscheint es unter dem jetzigen Titel.

⁷ Die Zeitschrift ist sowohl in gedruckter Form als auch im Internet verfügbar, vgl. <http://contributions.iuperj.br/> (Zugriff am 1. Mai 2007).

nationalen, vergleichenden und transfergeschichtlichen begriffsgeschichtlichen Forschungen beschäftigt. Dies geschieht teils in Form von Monographien und Aufsatzsammlungen, teils in Form größerer lexikalischer Projekte, die sich am Vorbild der „Geschichtlichen Grundbegriffe“ und des „Handbuchs politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich“ orientieren, dabei jedoch sinnvollerweise kleiner dimensioniert sind. Zahlreiche monographische und kleinere Einzelstudien zu Begriffen und Begriffsnetzen liegen beispielsweise für die skandinavischen Länder vor, zum Teil in vergleichender Perspektive.⁸ Größere Sammelwerke sind für Frankreich, Spanien und die südamerikanischen Länder in Arbeit.⁹ In den Niederlanden befasst sich seit vielen Jahren eine Forschergruppe mit der Geschichte niederländischer politisch-sozialer Grundbegriffe und ihrer Beziehung zu den drei wichtigsten Nachbarsprachen (Französisch, Deutsch, Englisch) sowie zur gemeinsamen lateinischen Tradition.¹⁰ In jüngster Zeit schlagen sich auch die Diskussionen zwischen deutschen und russischen Begriffshistorikern in ersten Publikationen nieder; Ost-

⁸ Exemplarisch seien genannt: Norbert Götz: Ungleiche Geschwister. Die Konstruktion von nationalsozialistischer Volksgemeinschaft und schwedischem Volksheim. Baden-Baden 2001; Jussi Kurunmäki: Representation, Nation and Time. The Political Rhetoric of the 1866 Parliamentary Reform in Sweden. Jyväskylä 2000; Jonas Harvard: En helig allmänlig opinion. Föreställningar om offentlighet och legitimitet i svensk riksdagsdebatt 1848–1919. Umeå 2006; Kari Palonen: Transforming a Common European Concept to Finnish: Conceptual Changes in the Understanding of Poliitikka. In: Finnish Yearbook of Political Thought 5 (2001), S. 113–153.

⁹ Für Frankreich: Rolf Reichardt/Hans-Jürgen Lüsebrink (Hg.): Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1920, bisher 20 Hefte, München 1985 ff.; Dictionnaire des usages socio-politiques, bisher 8 Hefte (verschiedene Herausgeber), Paris 1985 ff.; als Beispiel für eine historisch-semanticke Arbeit zum 20. Jahrhundert: Damon Mayaffre: Le poids des mots. Le discours de gauche et de droite dans l'entre-deux-guerres. Maurice Thorez, Léon Blum, Pierre-Étienne Flandin et André Tardieu (1928–1939). Paris 2000; für Spanien: Javier Fernández Sebastián/Juan Francisco Fuentes (Hg.): Diccionario Político y Social del Siglo XIX Español. Madrid 2002; zum brasilianischen Projekt: João Feres Júnior: For a Critical Conceptual History of Brazil: Receiving Begriffsgeschichte. In: Contributions to the History of Concepts 1 (2005), S. 185–200; für erste Informationen zum geplanten Projekt „Iberconcepts. Proyecto Iberoamericano de Historia Conceptual“ siehe <http://foroiberodeas.cervantesvirtual.com/> (Zugriff am 14. Mai 2007).

¹⁰ Vgl. Karin Tilmans: Applying *Begriffsgeschichte* to Dutch History. Some Remarks on the Practice and Future of a Project. In: Contributions to the History of Concepts 2 (2006), S. 43–58; Pim den Boer: The Historiography of German *Begriffsgeschichte* and the Dutch Project of Conceptual History. In: Iain Hampsher-Monk/Karin Tilmans/Frank van Vree (Hg.): History of Concepts: Comparative Perspectives. Amsterdam 1998. S. 13–22. Eine Reihe von Arbeiten zu niederländischen Begriffen sind bereits erschienen: N. C. F. van Sas (Hg.): Vaderland. Een geschiedenis van de vijftiende eeuw tot 1940. Amsterdam 1999; E. O. G. Haitzma Mulier/W. R. E. Velema (Hg.): Vrijheid. Een geschiedenis van de vijftiende tot de twintigste eeuw. Amsterdam 1999; Pim den Boer (Hg.): Beschaving. Een geschiedenis van de begrippen hoofsheid, heusheid, beschaving en cultuur. Amsterdam 2001; Joost Kloek/Karin Timans (Hg.): Burger. Een geschiedenis van het begrip ‚burger‘ in de Nederlanden van de Middeleeuwen tot de 21^{ste} eeuw. Amsterdam 2002.

europa insgesamt dürfte nicht mehr lange begriffsgeschichtlich eine *terra incognita* bleiben.¹¹ Auf der letzten Konferenz der erwähnten „History of Political and Social Concepts Group“ in Uppsala (2006) ist über die Aneignung und Umsemantisierung westlicher Begriffe in China und Korea im 19. und 20. Jahrhundert diskutiert worden.¹² Ähnliche Probleme der Übersetzung und Übersetzbarkeit westlicher sozialer Beschreibungs- und Klassifikationsbegriffe (‘Klasse’, ‘Kaste’, ‘Bürger’) in die Sprachen der indo-islamischen Welt (und umgekehrt) im kolonialen und postkolonialen Zeitalter sind ebenfalls in den letzten Jahren Gegenstand der Forschung geworden.¹³

Die Begriffsgeschichte ist also, das zeigt der geraffte Überblick, international mit starker deutscher Beteiligung sehr lebendig. Die Lebendigkeit äußert sich auch darin, dass die genannten Forschergruppen sich nicht damit begnügen, das in Deutschland etablierte Paradigma der lexikalisch-semasiologisch verfahrenen Begriffsgeschichte auf bisher unerforschte Länder und Sprachen lediglich zu übertragen. Vielmehr überprüfen sie es kritisch, passen es an, stellen neue Fragen. Gerade die von Gumbrecht sehr zu Recht als ungelöst angesprochenen Probleme der Begriffsgeschichte gewinnen an Brisanz, je mehr sich die Begriffsgeschichte internationalisiert: Das häufige Fehlen direkt äquivalenter Begriffe in anderen Sprachen lässt die Frage dringlich werden, auf welchen Wegen nach metaphorischen, aber auch umgangssprachlichen und visuellen Artikulationen der noch nicht oder nicht mehr begrifflich ge-

¹¹ Vgl. Peter Thiergen (Hg.): *Russische Begriffsgeschichte der Neuzeit. Beiträge zu einem Forschungsdesiderat*. Köln 2006; Nikolaj E. Koposov (Hg.): *Istoričeskie ponjatija i političeskie idei v Rossii XVI–XX veka*. [Geschichtliche Begriffe und politische Ideen in Russland, 16.–20. Jahrhundert.], Sankt-Petersburg 2006; dazu auch die Beiträge von Michail Krom, Ingrid Schierle und Walter Sperling zum russischen Politikbegriff vom 17. bis zum 20. Jahrhundert in: Willibald Steinmetz (Hg.): ‘Politik’. Situationen eines Wortgebrauchs im Europa der Neuzeit. Frankfurt/New York 2007, S. 206–288. Zahlreiche Studien zur Geschichte einzelner russischer Begriffe und zur politischen Sprache Russlands allgemein auch in der seit 2000 erscheinenden, gedruckt und im Internet publizierten Zeitschrift „Ab Imperio“, vgl.: <http://abimperio.net/> (Zugriff am 1. Mai 2007).

¹² Zur Erforschung der chinesischen Begriffswelt im Vergleich das von Christoph Harbsmeier (Oslo) geleitete Projekt: *Thesaurus Linguae Sericae (TLS)*. An Historical and Comparative Encyclopaedia of Chinese Conceptual Schemes: <http://www.hf.uio.no/forskningsprosjekter/tls/index.html>. Dazu Christoph Harbsmeier: *Concepts that make Multiple Modernities: The Conceptual Modernisation of China in a Historical and Critical Perspective*, zugänglich über <http://www.hf.uio.no/forskningsprosjekter/tls/publications/index.html> (Zugriff am 14. Mai 2007).

¹³ Hierzu grundlegend: Margrit Pernau: *Bürger mit Turban. Muslime in Delhi im 19. Jahrhunderts*, Habilitationsschrift Bielefeld 2006. (angekündigt Göttingen 2007); dies.: *Gab es eine indische Zivilgesellschaft im 19. Jahrhundert? Überlegungen zum Verhältnis von Globalgeschichte und historischer Semantik*. Erscheint in: *Traverse* Heft 3 (2007); Monica Juneja/Margrit Pernau: *Lost in Translation. Transkulturelle Geschichte und das Problem der universellen Begriffe*. In: Jürgen Kocka/Heinz-Gerhard Haupt (Hg.): *Beyond Comparison*. (angekündigt New York/Oxford 2007).

fassten Weltwahrnehmung gesucht werden kann.¹⁴ Ebenso stellt sich das Problem der Konzeptualisierung des Bedingungsverhältnisses zwischen Sprachgebrauch, Begriffsbildung und sogenannter ‚Sachgeschichte‘ noch einmal komplexer dar, wenn zwischen verschiedenen Sprachgemeinschaften Vergleiche angestellt und Übersetzungsvorgänge zwischen ihnen untersucht werden.¹⁵ Die Herausforderungen, die sich der Begriffsgeschichte im Zuge ihrer Internationalisierung stellen, gehören zu den spannendsten Forschungsfeldern der Geschichtswissenschaft überhaupt. Dass sie nur in Zusammenarbeit mit der Linguistik und anderen Nachbardisziplinen bearbeitet werden können, versteht sich von selbst.

Nicht nur international entwickelt sich die Begriffsgeschichte weiter, auch innerhalb des deutschen Sprachraums wendet sie sich neuen thematischen Feldern zu, erschließt sich neue Zeiträume und nutzt neue Methoden. Als Beispiel für ein thematisches Feld, das derzeit in der Geschichtswissenschaft besondere Aufmerksamkeit findet, sei nur das Feld der religiösen Begrifflichkeiten genannt. Eine Bochumer Forschergruppe um Lucian Hölscher befasst sich mit den sprachlichen Ausdrucksformen religiöser Vergemeinschaftung in der europäischen Geschichte seit der Frühen Neuzeit.¹⁶ Die Forschungen reichen von der Geschichte des Religionsbegriffs selbst über die Geschichte der wechselseitigen Selbst- und Fremdidentifizierungen von Religionsgrup-

¹⁴ Gumbrecht, *Pyramiden* [wie Anm. 1], S. 15 f. u. 35 f. erörtert das Problem, wie man sich dem Vor- und Unbegrifflichen annähern kann, lediglich mit Blick auf die Metaphorologie im Anschluss an Hans Blumenberg. Daneben ist aber auch die Suche nach umgangssprachlichen Umschreibungen sowie Visualisierungen als Zugang zum Vorbeziehungweise Unbegrifflichen zu nennen. Zu Suchstrategien nach dem Vorbegrifflichen am Beispiel des Begriffs ‚Fremdherrschaft‘: Christian Koller: *Fremdherrschaft. Ein politischer Kampfbegriff im Zeitalter des Nationalismus*. Frankfurt/Main 2005. S. 32 f. u. 131–190. Die Metaphorologie ist im übrigen von den Vertretern der philosophischen Begriffsgeschichte nicht so vernachlässigt worden, wie Gumbrecht behauptet. Vor allem die theoretischen und empirischen Arbeiten Ralf Konersmanns sind hier zu erwähnen: Ralf Konersmann: *Metaphorisches Wissen*. In: ders./Peter Noever/Peter Zumthor: *Zwischen Bild und Realität*. Zürich 2006. S. 10–37; ders.: *Figuratives Wissen. Zur Konzeption des Wörterbuchs der philosophischen Metaphern*. In: *Neue Rundschau* 116 (2005), H. 2, S. 19–35; ders. (Hg.): *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*. Darmstadt 2007. Vgl. außerdem: Ruben Zimmermann: *Einführung: Bildersprache verstehen oder: Die offene Sinndynamik der Sprachbilder*. In: ders. (Hg.): *Bildersprache verstehen. Zur Hermeneutik der Metapher und anderer bildlicher Sprachformen*. Mit einem Geleitwort von Hans-Georg Gadamer. München 2000. S. 13–54. Ein intensiv bearbeitetes Forschungsfeld ist die Metaphernzirkulation zwischen Naturwissenschaften (Medizin) und Politik; vgl.: Philipp Sarasin: *Infizierte Körper, kontaminierte Sprachen. Metaphern als Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte*. In: ders.: *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*. Frankfurt/Main 2003. S. 191–230.

¹⁵ Zu Recht stellt Gumbrecht, *Pyramiden*, S. 27, fest, dass eine „*Unentschiedenheit im Hinblick auf das Problem der Weltreferenz von Sprache*“ (Hervorhebung im Original) die Begriffsgeschichte Kosellecks immer gekennzeichnet habe.

¹⁶ Vgl. jüngst: Lucian Hölscher (Hg.): *Baupläne der sichtbaren Kirche. Sprachliche Konzepte religiöser Vergemeinschaftung in Europa*. Göttingen 2007.

pen bis hin zu den Bezeichnungen für religiöse Institutionen und Praktiken (‚Kirche‘, ‚Frömmigkeit‘, ‚Glaube‘). Angesichts der Zunahme religiös begründeter Konflikte in der Gegenwart gewinnen diese begriffsgeschichtlichen Forschungen zur religiösen Semantik zunehmend auch eine politisch aufklärende Dimension.

Was die neu zu erschließenden Zeiträume betrifft, ist vor allem das 20. Jahrhundert aufgrund der bekannten Konzentration des Lexikons „Geschichtliche Grundbegriffe“ auf die sogenannte ‚Sattelzeit‘ bisher von historischer Seite nur stiefmütterlich behandelt worden.¹⁷ Von linguistischer Seite sind hingegen umfangreiche Arbeiten zum öffentlichen Sprachgebrauch nach 1945, zum Teil in lexikographischer Form, vorgelegt worden.¹⁸ Daran haben alle weiteren Forschungen anzuknüpfen, gleich ob sie im engeren Sinne begriffsgeschichtlich verfahren¹⁹, oder ob sie ein weiteres Verständnis von historischer Diskursanalyse zugrunde legen, das sich an Michel Foucault oder anderen Theoretikern orientiert.²⁰ Für gegenwartsbezogene Untersuchungen, beispielsweise zu den „Semantiken des Wohlfahrtsstaats“, sind außer Koselleck und Foucault auch Niklas Luhmanns Studien zum Verhältnis von Gesellschaftsstruktur und Semantik richtungsweisend geworden.²¹

¹⁷ Brauchbare Arbeiten zur Geschichte einzelner Begriffe liegen aber für kürzere Zeitabschnitte durchaus vor; vgl. beispielsweise für den Politikbegriff: Sabine Marquardt: *Polis contra Polemos. Politik als Kampfbegriff der Weimarer Republik*. Köln 1997; Kari Palonen: *Politik als Handlungsbegriff. Horizontwandel des Politikbegriffs in Deutschland 1890–1933*; ders.: *The Struggle with Time. A Conceptual History of ‚Politics‘ as an Activity*. Hamburg 2006; sowie mehrere Beiträge in Steinmetz (Hg.), ‚Politik‘ [wie Anm. 11].

¹⁸ Exemplarisch seien genannt: Georg Stötzel/Martin Wengeler (Hg.): *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin/New York 1994; Karin Böke/Frank Liedtke/Martin Wengeler: *Politische Leitvokabeln in der Adenauer-Ära*. Berlin/New York 1996; Matthias Jung/Thomas Niehr/Karin Böke: *Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse. Ein diskurshistorisches Wörterbuch zur Einwanderung seit 1945*. Wiesbaden 2000; Georg Stötzel/Thorsten Eitz (Hg.): *Zeitgeschichtliches Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Hildesheim 2002; Heidrun Kämper: *Der Schulddiskurs in der frühen Nachkriegszeit. Ein Beitrag zur Geschichte des sprachlichen Umbruchs nach 1945*. Berlin/New York 2005; dies.: *Opfer – Täter – Nichttäter. Ein Wörterbuch zum Schulddiskurs 1945–1955*. Berlin/New York 2007.

¹⁹ Ausdrücklich an die „Geschichtlichen Grundbegriffe“ anschließend, jedoch mit theoretischen Beiträgen zu ihrer Erweiterung und empirischen Studien zu wichtigen Begriffen der Nachkriegszeit: Carsten Dutt (Hg.): *Herausforderungen der Begriffsgeschichte*. Heidelberg 2003.

²⁰ Hierzu im Überblick: Jacques Guilhaumou: *Geschichte und Sprachwissenschaft – Wege und Stationen (in) der ‚analyse du discours‘*. In: Reiner Keller/Andreas Hirsland/Werner Schneider/Willy Viehöfer (Hg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*. Bd. II: *Forschungspraxis*. Opladen 2003. S. 19–65; vgl. dort auch die Anwendungsbeispiele, überwiegend zum 20. Jahrhundert.

²¹ Vgl. Stephan Lessenich: *Einleitung: Wohlfahrtsstaatliche Grundbegriffe – Semantiken des Wohlfahrtsstaats*. In: ders. (Hg.): *Wohlfahrtsstaatliche Grundbegriffe. Historische und aktuelle Diskurse*. Frankfurt/New York 2003. S. 9–19; dazu auch: ders.: *Schluss: Wohlfahrtsstaatliche Semantiken – Politik im Wohlfahrtsstaat*. In: ebd.: S. 419–426;

Neben dem 20. Jahrhundert ist die europäische Vormoderne, also die lange Epoche vom Ende des Weströmischen Reichs bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein Zeitraum, der aus begriffshistorischer Sicht noch weithin unerschlossenes Gelände bietet. Schwierig und zugleich faszinierend ist diese Epoche für Begriffshistoriker und -historikerinnen vor allem deshalb, weil wir es hier überall in Europa mit Gesellschaften zu tun haben, in denen Mehrsprachigkeit auf einem Territorium – sozial und funktional differenziert – der Normalfall war. Es ist für diesen Zeitraum noch weniger als für die Moderne möglich, ‚nationale‘ Sprachgemeinschaften künstlich voneinander zu isolieren.²² Mindestens die dauernden Übersetzungen und Rückübersetzungen zwischen lateinischer (schriftlicher) Gelehrtensprache und volkssprachlicher (mündlicher, zunehmend verschriftlichter) Praxis in Politik, Kirche, Rechtssprechung und anderen Handlungsfeldern müssen systematisch, nicht nur punktuell berücksichtigt werden. Vom 17. bis ins frühe 19. Jahrhundert kam dazu noch eine ähnliche sprachliche Wechselbeziehung zwischen einem häufig noch wenig elaborierten Gebrauch der Vernakularsprache und einer Elitenkommunikation, die fremdsprachlich geführt wurde: vornehmlich auf Französisch, in nord- und osteuropäischen Ländern aber auch auf Deutsch oder in anderen Sprachen, in Finnland beispielsweise Schwedisch.²³ Es fehlt für diese langen Phasen europäischer Mehrsprachigkeit nicht nur an begriffshistorischen Einzelstudien zu Übersetzungsprozessen zwischen Gelehrten-, Eliten- und Volkssprache, sondern auch an einem analytischen Bezugsrahmen, der – ähnlich wie Kosellecks zu heuristischen Zwecken eingeführte Sattelzeithypothese – geeignet wäre, dahingehenden Forschungen eine Richtung zu geben.²⁴

die Beiträge des Bandes schwanken zwischen eher theoretischen Erörterungen und Analysen zum Gebrauch von Leitvokabeln.

²² Im Überblick hierzu: Peter Burke: *Languages and Communities in Early Modern Europe*. Cambridge 2004.

²³ Vgl. jetzt als Fallstudie zur Funktion, zum Prestige und Gebrauch von Fremdsprachen, vor allem Französisch, am Beispiel Brandenburg-Preussens: Volker Wittenauer: *Im Dienste der Macht. Kultur und Sprache am Hof der Hohenzollern*. Vom Großen Kurfürst bis zu Wilhelm II. Paderborn 2007.

²⁴ Vorerst gibt es nur Einzelstudien zur Wechselbeziehung zwischen Volks- und Gelehrtensprache in bestimmten Textgattungen und Handlungskontexten; zur lateinischen, deutschen und italienischen Bürgerbegrifflichkeit z. B.: Ulrich Meier: *Bürgerlich vereynung*. Herrschende, beherrschte und ‚mittlere‘ Bürger in Politiktheorie, chronikalischer Überlieferung und städtischen Quellen des Spätmittelalters. In: Klaus Schreiner/Reinhart Koselleck (Hg.): *Bürgerschaft. Rezeption und Innovation der Begrifflichkeit vom Hohen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1994. S. 274–306; ders.: *Mensch und Bürger. Die Stadt im Denken spätmittelalterlicher Theologen, Philosophen und Juristen*. München 1994. Zum lateinischen und französischen Politikvokabular: Olivier Bertrand: *Le vocabulaire politique aux XIV^e et XV^e siècles: constitution d'un lexique ou émergence d'une science?* In: *Langage & Société*, Nr. 113, Sept. 2005, S. 11–32. Zum lateinischen und schwedischen politisch-sozialen Vokabular in der Frühen Neuzeit: Bo Lindberg: *Den antika skevheten. Politiska ord och begrepp i det tidig-moderna Sverige*. Stockholm 2006; den Hinweis auf Lindbergs Arbeit verdanke ich einem unveröffentlichten Tagungspapier von Jani Marjanen (Helsinki): *The History of Concepts beyond*

Die den Eliten angehörenden Leser(innen), Sprecher(innen) und Schreiber(innen) mehrerer Sprachen standen in diesen Jahrhunderten des Übergangs zu national homogenen Sprachgemeinschaften vor der Herausforderung, im Alltag ständig die Sprache wechseln zu müssen, dauernd Bedeutungen abgleichen zu müssen. Umgekehrt ergab sich für sie daraus auch die Chance, mit den noch wenig fixierten Wortbedeutungen in größerem Maße zu ‚spielen‘ als es später der Fall war, nachdem in Frankreich, Deutschland und anderen Ländern die Bemühungen um Sprachnormierung erste Erfolge erzielt hatten. Zwischen der Explosion volkssprachlicher Schriftzeugnisse im Spätmittelalter und den allmählich Wirkung zeitigenden Versuchen, Wortbedeutungen durch ein-, zwei- oder mehrsprachige Lexika wenigstens für gewisse Zeit zu fixieren, ist mithin, so könnte eine vorläufige Hypothese lauten, von einer dauernden Instabilität oder gar Unklarheit von Wortbedeutungen in den Vernakularsprachen als Regelfall auszugehen. Begriffsgeschichte wird dadurch erheblich komplizierter. Geeignete methodische Instrumente, um mit diesem Problem umzugehen, sind im Rahmen der Historischen Semantik noch zu entwickeln; ein bloß semasiologisch verfahrenendes, an Einzelwörtern orientiertes Vorgehen, so viel steht fest, scheint hier weniger erfolgversprechend als es für die Epoche der ‚Sattelzeit‘ – trotz aller berechtigter Kritik am Konzept der „Geschichtlichen Grundbegriffe“ – letztlich doch gewesen ist.

Was nun das im engeren Sinne ‚lateinische‘ Mittelalter angeht, also die Jahrhunderte bis etwa 1200, in denen sich die schriftliche Kommunikation ausschließlich oder ganz überwiegend nur des Lateinischen bediente, scheint es hier wiederum etwas leichter zu sein, dem klassischen begriffsgeschichtlichen Paradigma zu folgen.²⁵ Forschungen zum politisch-sozialen und – damit untrennbar verbunden – religiösen Sprachgebrauch zwischen Spätantike und Hochmittelalter können außerdem davon profitieren, dass schon jetzt ein beträchtlicher Teil der kanonisierten theologischen und damit auch politisch-theoretischen Texte in digitalisierter Form vorliegt. Für einfache Fragestellungen wie etwa die Bestimmung sich wandelnder Verwendungszusammenhänge von Wörtern reduziert sich damit der Aufwand der Belegstellensuche um ein Vielfaches; dies vor allem dann, wenn es gelingen wird, die schon be-

the Nation-State? Discourses on Methodological Nationalism and *Histoire Croisée* as New Challenges. Bielefeld 2007.

²⁵ Das heißt selbstverständlich nicht, dass nicht auch unter Mediävisten die Forderung erhoben wird, von der nur wortbezogenen Historischen Semantik zu einer satz- oder textbezogenen Historischen Semantik überzugehen; vgl. Ludolf Kuchenbuch: ‚Feudalismus‘: Versuch über die Gebrauchsstrategien eines wissenspolitischen Reizwortes. In: Natalie Fryde/Pierre Monnet/Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Die Gegenwart des Feudalismus/Présence du féodalisme et présent de la féodalité/The Presence of Feudalism*. Göttingen 2002. S. 293–323; hier S. 314 f.; ein Beispiel für eine Untersuchung, die zumindest ein ganzes Wortfeld (und die zugehörigen Praktiken) abdeckt: ders.: *Porcus donativus. Language Use and Gifting in Seignorial Records between the Eighth and the Twelfth Centuries*. In: Gadi Algazi/Valentin Groebner/Bernhard Jussen (Hg.): *Negotiating the Gift. Pre-Modern Figurations of Exchange*. Göttingen 2003. S. 193–246.

stehenden computergestützten Verfahren der Lemmatisierung und Kollokationsanalyse weiter zu optimieren.²⁶ Die bisher stark auf synchrone Analysen der Gegenwartssprache fixierte Korpuslinguistik und Texttechnologie muss dafür allerdings erst für diachrone Untersuchungen sensibilisiert und zur Entwicklung entsprechender, für die historische Forschung brauchbarer Erkennungs-, Unterscheidungs- und Abfrageverfahren animiert werden. Umgekehrt erfordert dies von den Historikerinnen und Historikern, ihre Terminologie und Methodik linguistischen Genauigkeitsstandards anzupassen, andernfalls wird die Historische Semantik von den Vorteilen der neuen Technologien kaum profitieren können.²⁷

Die wenigen Bemerkungen zu neuen Forschungsfeldern mögen genügen, um Gumbrechts Eindruck, die Begriffsgeschichte sei tot, zu widerlegen. Zutreffend wäre eine solche Annahme allenfalls, wenn man das Forschungsprogramm, das vor vierzig Jahren in den Schriften Reinhart Kosellecks und anderer umrissen und seitdem fortentwickelt wurde, mit der Vollendung des Lexikons „Geschichtliche Grundbegriffe“ bereits als erfüllt ansähe. Koselleck selbst wäre der letzte gewesen, der das zugegeben hätte. Er war, je länger die Arbeit am Lexikon sich hinzog, desto unzufriedener mit der praktischen Umsetzung seiner theoretischen Konzeptionen, und er war sich der Defizite, die der spezifischen lexikalischen Darstellungsform geschuldet waren, vollkommen bewusst. Er sprach von der „theoretischen Zwangsjacke“, die der einmal gewählte Zuschnitt des Lexikons für ihn bedeutete.²⁸ Das Lexikon war für ihn nur ein erster Schritt auf dem Weg zu einer, auch die sprachpragmatische Dimension einbeziehenden Historischen Semantik.

Die Begriffsgeschichte im herkömmlichen Format der Konzentration auf die Knotenpunkte im diachronen Bedeutungswandel einzelner Wörter, gestützt auf eine relativ schmale Basis von Belegzitaten aus Lexika, politisch-theoretischen Texten und verstreuten anderen Quellen, die aus der Kommunikationssituation und Handlungsvollzügen weitgehend herausgelöst werden, wird trotzdem ihre Berechtigung behalten. Allerdings behält sie die Berechtigung vorzüglich im Sinne einer Hilfestellung zur Formulierung von Hypo-

²⁶ Vgl. für eine Zusammenfassung des *State of the Art* auf diesem Gebiet: Bernhard Jussen: Ordo zwischen Ideengeschichte und Lexikometrie. Vorarbeiten an einem Hilfsmittel mediävistischer Begriffsgeschichte. In: Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Hg.): Ordnungskonfigurationen im Hohen Mittelalter. Ostfildern 2006. S. 227–256.

²⁷ Skeptisch: Gunter Scholtz: Vom Nutzen und Nachteil des Computers für die Begriffsgeschichte. In: Ernst Müller (Hg.): Begriffsgeschichte im Umbruch? Hamburg 2005. S. 185–194.

²⁸ Reinhart Koselleck: Hinweise auf die temporalen Strukturen begriffsgeschichtlichen Wandels (engl. 1994, dt. 2002). In: ders.: Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Frankfurt/Main 2006. S. 86–98, hier S. 86; vgl. auch Kosellecks teils den lexikalischen Ansatz verteidigenden, teils seine Grenzen aufzeigenden Bemerkungen im letzten Textband des Lexikons: ders.: Vorwort. In: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Bd. 7. Stuttgart 1992. S. V–VIII.

thesen zu umfassenderen Prozessen semantischen Wandels. So verstanden, als Subdisziplin einer Historischen Semantik, die sich zunehmend der Erforschung von größeren semantischen Feldern, Satzmustern, Diskursen oder *languages* im Sinne John Pococks widmet und dabei auch die sich wandelnden Gebrauchsformen und -situationen berücksichtigt, hat die Begriffsgeschichte alten Stils durchaus ihren Wert, denn es ist eine Methode, die relativ schnell zu überprüfbareren Ergebnissen führt.²⁹ ‚Historische Semantik‘ erscheint demgegenüber als geeignete übergeordnete Disziplinbezeichnung, um all diejenigen Forschungsrichtungen zu bündeln, die sich mit Prozessen des semantischen Wandels im weiteren Sinne befassen. Der Akzent kann dabei auf verschiedene Dimensionen semantischen Wandels gelegt werden. Historische Semantik, wie sie hier verstanden wird, umfasst demnach Forschungen zu Veränderungen sowohl im regelhaften Gebrauch sprachlicher (und anderer) Zeichen als auch in der Beziehung dieser Zeichen zu kognitiven Korrelaten (Begriffen) als auch in der Referenz dieser Zeichen auf außersprachliche Sachverhalte.³⁰

2. Eine offene Frage: Erklärungsmöglichkeiten für semantischen Wandel

Ältere begriffsgeschichtliche ebenso wie neuere diskurshistorische Arbeiten haben ausgefeilte Instrumentarien entwickelt, um semantischen Wandel zu beschreiben; sie stoßen aber häufig an Grenzen, wenn es gilt, ihn zu erklären. Der Hauptgrund für dieses Problem scheint in beiden Fällen darin zu liegen, dass das sprachliche Handeln auf der Ebene der Mikrodiachronie vernachlässigt wird. Nur durch Einbeziehung der sprachpragmatischen Dimension und die Beobachtung sprachlicher Interaktion in kürzeren Zeit- und konkreten Handlungsräumen lassen sich – so die hier vertretene Auffassung – angemessene Modelle für die Erklärung semantischen Wandels entwickeln. Dass in diesem Punkt weder die Begriffsgeschichte noch die historische Diskursanalyse mit befriedigenden Ergebnissen aufwarten können, hängt mit ihren jeweiligen epistemologischen Grundannahmen und erkenntnisleitenden Interessen zusammen.

²⁹ Einen sehr guten Überblick über verschiedene Forschungsansätze zwischen älterer Begriffsgeschichte und historischer Diskursanalyse vermittelt: Rolf Reichardt: Historische Semantik zwischen *lexicométrie* und *New Cultural History*. Einführende Bemerkungen zur Standortbestimmung. In: ders. (Hg.): Aufklärung und Historische Semantik. Interdisziplinäre Beiträge zur westeuropäischen Kulturgeschichte. (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 21). Berlin 1998. S. 7–28.

³⁰ Ich stütze mich hier auf die Unterscheidung verschiedener Dimensionen von ‚Bedeutung‘ bei: Ekkehard Felder: Semantische Kämpfe in Wissensdomänen. Eine Einführung in Benennungs-, Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungs-Konkurrenzen. In: ders. (Hg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften, Berlin/New York 2006. S. 13–46, hier bes. S. 20–33.

Im Falle der Diskursanalyse im Anschluss an Michel Foucault resultieren die Schwierigkeiten bei der Konzeptualisierung von semantischem Wandel aus einer anhaltenden Scheu davor, strategisches Handeln von Subjekten einerseits, außersprachliche, durch historische Forschung (re)konstruierbare Konstellationen andererseits als Erklärungsmomente zuzulassen. Erkenntnistheoretisch liegt dieser Scheu die Annahme einer Unhintergebarkeit der Sprache als Medium unserer eigenen und jeder vergangenen Wirklichkeitskonstitution zugrunde. Subjektive Intentionen (rationale Wahl) und außersprachliche Konstellationen werden in der Diskursanalyse ausgeklammert – nicht weil man annimmt, dass es sie gar nicht gibt, sondern weil man sie nicht mit Gewissheit erkennen kann.³¹ Akzeptiert man diese gemeinsame Basis aller Spielarten des *linguistic turn*, bleiben als erklärende Kontexte für sprachliche Manifestationen der Vergangenheit nur andere überlieferte Sprachzeugnisse. Wenn strategisches Handeln von Subjekten wie auch außersprachliche Faktoren (beispielsweise die Positionierung von Subjekten im Raum oder die Verfügbarkeit bestimmter Medien) als Antriebsmomente beziehungsweise Anlässe semantischer Innovation ausscheiden sollen, liegt die gesamte Last der Erklärung auf innersprachlichen, anonymen, aus Sicht der Kommunikationsteilnehmer kontingenten Verschiebungen im Haushalt des jeweils Sagbaren. Warum-Fragen lassen sich dann kaum mehr sinnvoll stellen und noch weniger beantworten. Foucault selbst und die von ihm inspirierten Diskurshistoriker und -historikerinnen haben sich daher darauf konzentriert, derartige Verschiebungen des Sagbaren festzustellen. Ihnen ging es vorrangig um den Nachweis, dass sich – in Foucaults Terminologie – die Regeln des Erscheinens von Aussagen zwischen Zeitpunkt a und Zeitpunkt b veränderten, weniger um die Analyse der Modalitäten und Gründe des Übergangs von a nach b. Verwiesen wird allenfalls auf in den Textgeflechten identifizierbare Brüche, Versprecher, Widersprüche, Interferenzen anderer Diskurse. Diese werden als Indizien dafür zitiert, dass individuellen Sprechern immer Spielräume blieben, Dinge anders zu sagen, als die Regeln es zuließen.³² Wie und warum sich aber einzelne Regelvariationen oder -durchbrechungen überindividuell und nachhaltig durchsetzten, andere hingegen nicht, bleibt weiterhin offen.

Reinhart Koselleck und die ihm folgenden Begriffshistoriker und -historikerinnen haben im allgemeinen weniger Hemmungen verspürt, zur Erklärung von semantischem Wandel auf eine ‚Sachgeschichte‘ jenseits der sprachlichen Überlieferung oder auf strategisches Handeln einzelner Sprecher zu verweisen. Es sind weniger prinzipielle epistemologische Bedenken als vielmehr

³¹ Vgl. Philipp Sarasin: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. In: ders.: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse [wie Anm. 14]. S. 10–60, S. 29: „Dieses unschuldige, selbstverständliche Verstehen ist zweifellos genau das, womit Foucault brechen wollte, ...“.

³² Ebd., S. 51–55.

die Bevorzugung der diachronen Perspektive und das primär referentielle Verständnis von ‚Bedeutung‘, die dazu geführt haben, dass in der Praxis des Lexikons „Geschichtliche Grundbegriffe“ semantischer Wandel eher beschrieben als erklärt wurde. Vorrangiges Erkenntnisziel der lexikographischen Begriffsgeschichte war es anfangs, die temporalen Verwerfungen zwischen dem Gebrauch bestimmter Wörter, den durch sie ausgedrückten Begriffen und einer mit anderen Methoden rekonstruierten ‚Sachgeschichte‘ politischer und sozialer Verhältnisse auszuleuchten. Das Hauptthema war – in der Diktion Kosellecks – die „Konvergenz“ oder Divergenz zwischen der ‚realen‘ Geschichte einerseits und der von den Zeitgenossen ‚begriffenen‘ Geschichte andererseits.³³ Der Akzent lag auf der Identifizierung von Momenten, in denen bestimmte Wörter erstmals diejenigen abstrakten Bedeutungen annahmen beziehungsweise in sich aufnahmen, mit denen sie seit der ‚Sattelzeit‘ verbunden wurden. Die Begriffsgeschichten des Lexikons sollten vor allem zeigen, wann ältere Bedeutungen unverständlich wurden oder in Vergessenheit gerieten, wann sich die modernen, uns vertrauten Bedeutungen etablierten, schließlich ob sich dieser Bedeutungswandel im Einklang mit, im Nachgang zu oder im Vorgriff auf die ‚reale‘ Geschichte vollzog. In diesem Sinne sprach Koselleck von „Bedeutungsüberhängen“, von „Vorgriffen“ auf zukünftige Geschichte, von verschiedenen Veränderungsgeschwindigkeiten des semantischen und des sozialen Wandels.³⁴ Und so war anfangs wohl auch seine viel zitierte Formel gemeint, nach der begriffliche Veränderungen sowohl „Indikatoren“ für sich wandelnde soziale, politische, ökonomische Verhältnisse, als auch „Faktoren“ im Wandel eben dieser Verhältnisse sein konnten.³⁵ Wenn Koselleck von Begriffen als „Faktoren“ geschichtlicher Bewegung sprach, dachte er anfangs vor allem an den besonderen Fall des „Vorgriffs“ auf zukünftige Geschichte, das heißt an die vielen Begriffe, die seit dem Zeitalter der Aufklärung politisiert, ideologisiert, demokratisiert und verzeitlicht wurden und damit ein Erwartungspotential freisetzten, das die Vorstellungen und Handlungen der Menschen bestimmte. All diese frühen Formulierungen Kosellecks fassten Begriffsgeschichte einerseits, Real- oder Sozialgeschichte andererseits wie zwei weitgehend unverbundene Geschehensreihen auf. Wie und warum sich in der Interaktion zwischen sozialen Verhältnissen und Sprachgebrauch semantische Veränderungen vollzogen, wurde in den „Geschichtlichen Grundbegriffen“ kaum thematisiert. Aus dieser Fragerichtung erklärt sich, dass ‚Bedeutung‘ im Lexikon primär im Sinne der Referenz auf außersprachliche Sachverhalte oder kognitive Korrelate (Begriffe) verstanden wurde, dagegen höchstens ausnahmsweise einmal im Sinne des regelhaften Gebrauchs im Kommunikationsfluss.

³³ Reinhart Koselleck: Einleitung. In: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*. Bd. 1. Stuttgart 1972. S. XIII–XXVII, S. XXIII.

³⁴ Ebd., S. XVIII („Vorgriffe“) u. XXI („Bedeutungsüberhänge“).

³⁵ Ebd., S. XIV.

Die in der Einleitung des Lexikons formulierten Erkenntnisziele lassen sich im Rückblick als Reaktion auf die disziplinäre Situation der Geschichtswissenschaft in der Entstehungszeit der Begriffsgeschichte verstehen. Die frühe Phase der Begriffsgeschichte, also die Zeit von den späten 1960er Jahren bis zur Mitte der 1980er Jahre, war zugleich die Zeit des Aufstiegs des struktur- beziehungsweise sozialgeschichtlichen Paradigmas in der Geschichtswissenschaft. Es ging den Sozialhistorikern – grob gesagt – um die Rekonstruktion gesellschaftlicher Makrostrukturen (zum Beispiel sozialer Klassen) und ihrer Kräfteverhältnisse in der Geschichte. Das geschah auf der Basis von zum Teil quantifizierend aufbereiteten Datenreihen, die aus verschiedenen Quellen erhoben wurden: Daten zu Einkommen, Steuerleistungen, Erbschaften, Heiratskreisen, Familiengrößen. Die historische ‚Realität‘ der so rekonstruierten Sozialstrukturen und Kollektivsubjekte war kein Diskussionsthema, ebenso wie die historische ‚Realität‘ der auf ähnliche Weise rekonstruierten ökonomischen Konjunkturverläufe und der traditionell ermittelten politischen Ereignisgeschichte unstrittig war. Die heute geläufige konstruktivistische Sicht und die damit einhergehenden Zweifel an diesem unkritischen Verständnis historischer Wirklichkeit brachen erst seit Mitte der 1980er Jahre in die deutsche Geschichtswissenschaft ein. Auch in der Konzeptions- und frühen Entfaltungsphase der Begriffsgeschichte spielten Zweifel am Realitätscharakter der sozialhistorischen Rekonstruktionen noch kaum eine Rolle.

Seit dem Einbruch der linguistischen und konstruktivistischen Wende verlagerte sich jedoch bei Koselleck und denen, die in seinem Umkreis Begriffsgeschichte betrieben, das Interesse auf das ‚Wie‘ und ‚Warum‘ der sprachlichen Konstitution von Wirklichkeiten.³⁶ Es wuchs das Bewusstsein dafür, dass soziale ‚Strukturen‘ aller Art (Gruppen, Klassen, Gemeinschaften, Institutionen bis hin zu Staaten, Völkern, Nationen) sich im kommunikativen Vollzug, also durch Sprach- oder Symbolhandlungen, ständig neu hervorbringen (müssen) und sich dabei dauernd umkonfigurieren.³⁷ Heute ist diese

³⁶ Man vergleiche, um die unterschiedliche Akzentuierung zu sehen: Reinhart Koselleck: Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte (1972). In: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt/Main 1979. S. 107–129; ders.: *Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte* (1986). In: ders.: *Begriffsgeschichten* [wie Anm. 28], S. 9–31. Wichtig auch Kosellecks Auseinandersetzung mit Gadamer: Reinhart Koselleck, *Historik und Hermeneutik* (1987). In: ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Frankfurt/Main 2000. S. 97–118.

³⁷ Vgl. Reinhart Koselleck: *Sprachwandel und Ereignisgeschichte* (1989). In: ders.: *Begriffsgeschichten* [wie Anm. 28]. S. 32–55; ders./Ulrike Spree/Willibald Steinmetz: *Drei bürgerliche Welten? Zur vergleichenden Semantik der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland, England und Frankreich* (1991). In: ebd., S. 402–461; Michael Jeismann: *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918*. Stuttgart 1992. Als Impuls für die Umorientierung war Dietrich Busses kritische Revision des begriffsgeschichtlichen Forschungsprogramms sehr wichtig: Dietrich Busse: *Historische Semantik. Analyse eines Programms*. Stuttgart 1987.

Sicht in der Geschichtswissenschaft weitgehend *common sense*. Für die herkömmliche Sozial- beziehungsweise Gesellschaftsgeschichte, wie sie von Jürgen Kocka und Hans-Ulrich Wehler vertreten wurde, bedeutete sie aber zunächst eine erhebliche Provokation. Denn es stellte sich nun heraus, dass die vermeintlich stabilen Kollektivsubjekte, die bisher in den sozialgeschichtlichen Darstellungen als Subjekte figuriert hatten, im Grunde höchst instabile, ständig sich erneuernde, sprachlich hervorgebrachte Konstrukte waren. Für die herkömmliche Begriffsgeschichte brachte die neue Sicht eine Verschiebung des Fokus von der Langzeit-Diachronie auf die Mikro-Diachronie mit sich. Damit verbunden war eine Ablösung, mindestens aber eine Ergänzung des referentiellen Verständnisses von Bedeutung durch eines, das die Analyse der durch Sprechen und Verstehen (oder auch Missverstehen) immer neu hergestellten Bedeutung in den Mittelpunkt rückte. Im Rahmen des Lexikons „Geschichtliche Grundbegriffe“ und anderer lexikalischer Großprojekte konnte dieser Paradigmenwechsel schon aus darstellungstechnischen Gründen nur begrenzt mitvollzogen werden.³⁸ Daher die erwähnte zunehmende Unzufriedenheit Kosellecks mit der ursprünglichen Konzeption der „Geschichtlichen Grundbegriffe“. So notwendig für Hypothesenbildungen die auf lange Zeiträume bezogene diachrone Begriffsgeschichte im Lexikonformat bleibt, so wenig ist sie geeignet, die ständige Verfertigung sozialer, politischer, rechtlicher, ökonomischer und sonstiger Strukturen und Verhältnisse durch sprachliches Handeln zu erklären und – umgekehrt – Erklärungen dafür anzubieten, warum unter gegebenen Umständen die Akteure so sprachen, wie sie sprachen.

Konkrete Vorgänge des semantischen Wandels, der Bedeutungsanreicherung, -verschiebung oder -verdrängung lassen sich besser in der Mikro-Diachronie verfolgen. Nur durch die Betrachtung sprachlicher Interaktionen in Handlungssituationen wird erkennbar, wie und warum Sprecher(innen)/Schreiber(innen) bestimmte Wörter einmal so, ein anderes mal anders verwendeten, und wie und warum Hörer(innen)/Leser(innen) sie so oder anders verstanden. Ein Problem, das sich aus der Verengung der Linse auf die Mikro-Diachronie ergibt, besteht nun darin, dass die Verkürzung der Untersuchungszeiträume und die Vermehrung der zu analysierenden Textsorten zu größerer Unübersichtlichkeit führt. Die großen, linearen Erzählungen der älteren Begriffsgeschichte lösen sich tendenziell auf in viele kleine Geschichten situationsbedingten Sprachgebrauchs, die keinen allgemeinen Verlaufsmustern mehr zu folgen scheinen.

Lassen sich dennoch wiederkehrende (oder gar zeittypische) Muster der Interaktion zwischen semantischem Wandel und sozialem Wandel identifizie-

³⁸ Vgl. aber den – nicht zufällig zu Monographiegröße angewachsenen – Artikel zu „Volk, Nation“: Fritz Gschnitzer/Reinhart Koselleck/Bernd Schönemann/Karl Ferdinand Werner: Volk, Nation, Nationalismus, Masse. In: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*. Bd. 7. Stuttgart 1992. S. 141–431.

ren? Dies ist eine offene Frage, zu der hier vorläufig nur abstrakte Hypothesen angeboten werden können. Drei typische Verlaufsformen kommen für die Erklärung semantischen Wandels in Frage: (1) Wandel durch Plausibilitätsverlust von Wörtern oder Redeweisen infolge überraschender Ereignisse und Umbrüche; (2) Wandel durch Zu- oder Abnahme des strategischen Gebrauchswerts von Wörtern oder Redeweisen in wiederkehrenden Kommunikationssituationen; (3) Wandel durch Irritation des Wort- und Bedeutungshaushalts einer Sprache durch Wortimporte aus einer anderen Sprache.

Das erste Erklärungsmodell – Wandel durch *Plausibilitätsverlust* bisheriger Redeweisen – lässt sich an vielen Beispielen in der Geschichte belegen. Der klassische Fall sind plötzlich eintretende, ‚unerhörte‘ Ereignisse, die nicht mehr mit bisher gemachten Erfahrungen vereinbar sind. Das zur Verfügung stehende Vokabular reicht nicht mehr aus, um das ‚Unerhörte‘ des Neuen begrifflich zu fassen. Der Frühneuzeithistoriker Andreas Suter hat diesen Vorgang an einem schönem Beispiel, den sprachlichen Reaktionen der Beteiligten auf den Schweizer Bauernkrieg von 1653, verdeutlicht. Als die Bauernaufstände begannen, reagierten die Obrigkeiten in den Schweizer Kantonen gelassen; sie meinten, es handele sich um eine der üblichen „Unruhen“, „Revolten“ oder „Widersetzlichkeiten“, die ihnen vertraut waren und für deren Niederschlagung sie Routinen entwickelt hatten. Die Ausweitung des Aufstands auf weite Teile der Schweiz jagte den Obrigkeiten jedoch panischen Schrecken ein; sie sahen sich nun „verfahrungen und extremitäten“ gegenüber, „die wir uns nyt hetten ynbilden können“.³⁹ Und genau in dieser Situation, in der etwas geschah, was sie sich vorher „nyt hetten ynbilden können“, begannen die Obrigkeiten nun, die ‚Unruhen‘ anders zu bezeichnen, nämlich als „Generalverschwörung“ oder – und das war sogar im europäischen Rahmen eine begriffliche Innovation – als „Revolution“.⁴⁰ Suter zeigt weiter, dass im Laufe der verschiedenen Schweizer Aufstände auch seitens der revoltierenden Bauern neue sprachliche und symbolische Formen, ihren Forderungen Ausdruck zu verleihen, gefunden wurden.⁴¹ Erklären lassen sich diese Vorgänge der Umsemantisierung, so Suter, durch Erfahrungen des Scheiterns, präziser: durch die Erfahrung „der Falsifizierung der semantischen Systeme und Begriffe, sei es, weil der Akt der Zuschreibung nicht mehr gelingt, sei es, weil die aus derartigen Zuschreibungsakten abgeleiteten Handlungsweisen nicht mehr die erwarteten Ergebnisse zeitigen.“⁴² Dies als Beispiel für semantischen Wandel durch Plausibilitätsverlust. Verallgemeinert und extrem vereinfacht gesagt: Es geschieht etwas Unvorhergesehenes; man

³⁹ Andreas Suter: Kulturgeschichte des Politischen – Chancen und Grenzen. In: Barbara Stollberg-Rilinger (Hg.): Was heißt Kulturgeschichte des Politischen? (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 35). Berlin 2005. S. 27–55, S. 33.

⁴⁰ Ebd., S. 31 f.

⁴¹ Ebd., S. 44 ff.

⁴² Ebd., S. 34.

stellt fest, dass bisherige Redeweisen weder den neuen Sachverhalt erfassen noch erfolgreiches Handeln in der neu entstandenen Situation erlauben; und man verändert daraufhin seine Redeweisen.

Was freilich mit diesem Verlaufsmodell noch nicht hinreichend erklärt werden kann, ist die konkrete neue Wortwahl, die an die Stelle der alten tritt. Warum wurde ausgerechnet das Wort „Revolution“ und nicht irgendein anderes verwendet, um die Neuartigkeit der Erfahrung im Schweizer Bauernkrieg auf den Begriff zu bringen? Damit bin ich beim zweiten der zuvor genannten (und komplementären) Erklärungsmodelle. Plausibilitätsverlust ist eine mögliche Erklärung für den Rückgang oder die Verdrängung bisheriger Redeweisen⁴³, erklärt aber für sich allein noch nicht das Auftauchen und die Ausbreitung spezifischer neuer Redeweisen.

Hier greift nun das zweite Verlaufsmodell, semantischer Wandel durch *Zunahme des strategischen Gebrauchswerts* in der Kommunikationssituation. Extrem vereinfacht gesagt, läuft es darauf hinaus, dass bestimmte Wörter sich im Gebrauch durchsetzen, weil sich mit ihnen erfolgreich sprechen und handeln lässt – was immer ‚Erfolg‘ im Einzelfall sein mag; das ist situationsabhängig. Worin nun der Mehrwert des Worts ‚Revolution‘ gegenüber den älteren Bezeichnungen ‚Unruhe‘, ‚Revolte‘ usw. in der Situation des Schweizer Bauernkriegs bestand, vermag ich mangels empirischer Sachkenntnis nicht mit Sicherheit zu sagen. Allgemein lässt sich vermuten, dass der höhere Grad an Abstraktion, der im Bild der *revolutio* enthalten war, ein Grund für die Wahl gerade dieses (metaphorischen) Ausdrucks war. Noch allgemeiner: Wörter gewinnen in der politischen Kommunikation an Gebrauchswert, wenn sie die Fähigkeit besitzen, möglichst viele disparate Einzelerfahrungen zu bündeln. In der politischen Kommunikation sind möglichst abstrakte, nach vielen Seiten hin anschlussfähige und vielseitig auffüllbare Ausdrücke besonders vorteilhaft. Sofern man als politischer Akteur auf die – periodisch zu bekräftigende – Zustimmung anderer angewiesen ist, hat man ein Interesse daran, Wörter zu verwenden, die mehrere Optionen offen lassen. Günstig sind Redeweisen, die es gestatten, unhaltbare Positionen unauffällig zu räumen, ohne das Vokabular ändern zu müssen. Von Vorteil sind auch Kollektivbezeichnungen, die breite Aktionsbündnisse ermöglichen, also möglichst inkludierend sind, oder umgekehrt: Bezeichnungen, die das ganz Andere, zu Exklu-

⁴³ Eine andere, hier nicht näher betrachtete Erklärung für den Rückgang oder gar das Verschwinden von Wörtern aus dem Gebrauch kann die Überfrachtung mit widersprüchlichen Bedeutungen sein, die dazu führt, dass ihr Gebrauch in bestimmten Situationen dysfunktional wird. Man könnte von Bedeutungsverlust durch zu weit getriebene Polysemie sprechen. Ein Beispiel ist die zunehmende Unbrauchbarkeit der Bezeichnung ‚Bürger‘ in den parlamentarischen Diskussionen um Bürgerrechte in den Landtagen des Vormärz und in der Paulskirche; vgl.: Willibald Steinmetz: „Sprechen ist eine Tat bei euch.“ Die Wörter und das Handeln in der Revolution von 1848. In: Dieter Dowe/Heinz-Gerhard Haupt/Dieter Langewiesche (Hg.): Europa 1848. Revolution und Reform. Bonn 1998. S. 1089–1138, hier S. 1095 ff.

dierende möglichst inhaltsleer lassen. All das erklärt die hohe Attraktivität abstrakter, im Extremfall sogar ‚leerer‘ Signifikanten in der Politik.⁴⁴ Rekurse auf Intentionalität sind nicht unbedingt erforderlich, um den Gebrauch strategisch günstiger Vokablen zu erklären; ich sehe allerdings auch keinen Grund, warum man sie als Erklärung in den Fällen ausschließen sollte, in denen sie durch explizite Hinweise in Parallelquellen eindeutig als solche ansichtig werden.

Ein Beispiel für semantischen Wandel durch Zunahme strategischen Gebrauchswerts ist die Verwendung bestimmter sozialer Beschreibungsbegriffe in parlamentarischen Diskussionen über Wahlrechtsreformen des 19. Jahrhunderts.⁴⁵ Die bemerkenswerte Konjunktur der Bezeichnungen ‚classes moyennes‘ in den französischen beziehungsweise ‚middle classes‘ in den englischen Wahlrechtsdebatten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lässt sich auf diese Weise erklären. Wer im Parlament an die ‚classes moyennes‘ oder die ‚middle classes‘ appellierte, wer behauptete, die ‚Mittelklassen‘ seien auf seiner Seite, signalisierte damit, dass die eigene Position breite Unterstützung in der Bevölkerung fand. Die Ausdrücke ‚middle classes‘ oder ‚classes moyennes‘ ließen es aber offen, welche konkreten Berufs- und Interessengruppen man meinte. Und genau diese Bedeutungsoffenheit von Wörtern (im referentiellen Sinne) war – und ist – in der politischen Kommunikation von Vorteil. In nicht-politischen Kommunikationssituationen, beispielsweise in der juristischen Kommunikation vor Gericht, ist eher das Gegenteil der Fall. Wer dort nicht in der Lage ist, seinen persönlichen Fall in die präzise Fachterminologie zu übersetzen, die dem Richter die juristische Entscheidung erlaubt, wird Nachteile erleiden. Es lassen sich somit keine generellen, sondern nur situationsspezifische Regeln für den Gebrauchswert von Wörtern und Redeweisen angeben. Und selbstverständlich variieren diese situationsspezifischen Regeln auch historisch in dem Maße, wie sich die institutionalisierten oder routinisierten Formen der Kommunikation selbst, also zum Beispiel Wahlkämpfe, parlamentarische Verfahren, Gerichtsverhandlungen, ändern.

Die beiden bisher erläuterten Erklärungsmodelle für semantischen Wandel, Änderung der Wortwahl aufgrund Plausibilitätsverlusts und Zunahme des Gebrauchswerts in der Situation, basieren darauf, dass Sprecher Erfahrungen machen und Erwartungen hegen, für die sie – zielstrebig oder tastend im *trial and error*-Verfahren – nach geeigneten sprachlichen Ausdrucksweisen suchen. Beides sind Erklärungsmodelle, die Akteure mit bestimmten identifizierbaren Interessen voraussetzen. Diese Voraussetzung muss keineswegs so weit gehen,

⁴⁴ Vgl. Ernesto Laclau: Why do Empty Signifiers Matter to Politics? In: Jeffrey Weeks (Hg.): *The Lesser Evil and the Greater Good*. London 1994. S. 167–178.

⁴⁵ Vgl. zum folgenden: Willibald Steinmetz: Gemeineuropäische Tradition und nationale Besonderheiten im Begriff der ‚Mittelklasse‘. Ein Vergleich zwischen Deutschland, Frankreich und England. In: Koselleck/Schreiner (Hg.): *Bürgerschaft* [wie Anm. 23], S. 161–236, hier S. 211–233.

dass man den Akteuren ein instrumentelles Sprachverhalten unterstellt. Gezielte Suche nach der in der Situation ‚optimalen‘ Wortwahl oder gezielte Tabuisierung eines Wortgebrauchs dürften die Ausnahme sein.⁴⁶ Der Normalfall ist die unbewusste Steuerung der Wortwahl durch kleine Erfolgs- oder Misserfolgserlebnisse im alltäglichen Kommunikationsfluss. Schwierig wird es allerdings, wenn man semantischen Wandel erklären will, ohne dabei auf Akteure und ihr Streben nach gelingenden Sprachhandlungen zu rekurrieren. Ich kann mir vorläufig nur einen Modus semantischen Wandels vorstellen, der ohne die Unterstellung eines Strebens nach gelingenden Sprachhandlungen auskommt. Es ist das dritte genannte Erklärungsmodell: semantischer Wandel durch *Irritation infolge von Wortimporten* von der einen in die andere Sprache.

Wie erwähnt, war Mehrsprachigkeit in vielen europäischen Territorien bis ins 19. Jahrhundert hinein der Normalfall. Es kam daher häufig vor, und flüchtige Blicke in frühneuzeitliche Schriftquellen jedweder Art bestätigen es, dass Wörter aus einer Fremdsprache (Latein, Französisch) als ‚fremde‘ Wörter mit zunächst oft diffuser Bedeutung Eingang in die eigene (gesprochene und geschriebene) Sprache fanden. Auf welchen Transferwegen, durch welche Medien vermittelt und von wem ausgehend diese Wortimporte und -exporte jeweils geschahen, ist ein eigenes historisch-semantisches Forschungsfeld, auf dem bisher wenig geschehen ist, wenn man vom Teilgebiet der historischen Übersetzungsforschung absieht.⁴⁷ Tatsache ist, dass Wortimporte aus Fremdsprachen Initialzündungen für semantische Verschiebungen sein können. Ähnliche Irritationen können durch Wortimporte aus Fachsprachen ausgelöst werden, man denke nur an die Computerterminologie. Die fremden, in ihrer Bedeutung zunächst nur vage fixierten Wörter, sind gewissermaßen Spielmaterial, das sich zu vielfältigen Zwecken nutzen lässt. So kann man beispielsweise auf ein Fremdwort bestimmte negative Konnotationen eines bedeutungsverwandten Worts der eigenen Sprache abwälzen und damit eine vorher so nicht mögliche semantische Differenzierung herbeiführen. Ein klassisches Beispiel ist die Negativ-Konnotation des französischen Worts ‚bourgeois‘ im Deutschen spätestens seit Marx, wodurch das deutsche Wort ‚Bürger‘ auch ohne positive adjektivische oder substantivische Zusatzbestimmungen einen positiven Klang behielt. Ein anderes, von Ingrid Schierle und Walter Sperling nachgezeichnetes Beispiel ist die Einführung des

⁴⁶ Forderungen nach ‚politisch korrektem‘ Sprachgebrauch fallen in die letztgenannte Kategorie.

⁴⁷ In einem glänzenden Überblick behandelt von: László Kontler: Translation and comparison – translation as comparison. www.eui.eu/HEC/ResearchTeaching/20052006-Spring/ss-reading-kontler.pdf (Zugriff am 13. April 2007); ergänzend: Doris Bachmann-Medick: Einleitung: Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen. In: dies. (Hg.): Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen. Berlin 1997. S. 1–18; Douglas Howland: The Predicament of Ideas in Culture: Translation and Historiography. In: History and Theory 42 (2003), S. 45–60.

Fremdworts ‚Politik‘ (‚politika‘) ins Russische. Schierle und Sperling zeigen, wie sich das Politikvokabular im Russischen nach seiner Einführung durch Übersetzungen zunächst ausdifferenzierte, um dann im Zuge der Partizipationskämpfe im späten Zarenreich von einem zunächst pejorisierten Randbegriff zum umstrittenen Kampfbegriff zu werden.⁴⁸ Ein drittes Beispiel, von Koselleck angeführt, ist die Luthersche Übersetzung des biblischen Wortes ‚berith‘ durch das deutsche Wort ‚Bund‘. Durch diesen Übersetzungsvorgang erhielt der bis dahin rein weltliche Terminus ‚Bund‘ eine religiöse Aufladung, die bis ins 19. Jahrhundert hinein abrufbar blieb.⁴⁹ Neu eingeführte Fremdwörter erlauben also semantische Differenzierungsprozesse. Auch das vollzieht sich freilich nicht quasi-autonom im System der Sprache. Sind die Fremdwörter einmal importiert, spielt auch hier das Streben benennbarer Akteure nach gelingenden Sprachhandlungen eine entscheidende Rolle. Insofern verhält sich das dritte Erklärungsmodell semantischen Wandels komplementär zu den beiden anderen.

3. Begriffsgeschichte transnational: Übersetzungsvorgänge und das Problem der Übersetzbarkeit von Begriffen

Die eingangs erwähnten Projekte einer vergleichenden oder beziehungs-geschichtlichen⁵⁰ historischen Semantik befassen sich mit Gesellschaften, in denen eine nach funktionalen, sozialen, ethnischen, religiösen oder sonstigen Kriterien differenzierte Mehrsprachigkeit herrschte. Es war eine Mehrsprachigkeit, die zudem im Falle der kolonialen Gesellschaften mit einem erheblichen Machtgefälle zwischen Sprechern einher ging. So war etwa im mittelalterlichen Iran seit dem Beginn der von türkischen Kriegern gegründeten Dynastien „Türkisch die Sprache der Herrscher und des Militärs, Persisch dagegen die Verwaltungs- und Kultursprache und Arabisch die Sprache von Religion und Recht.“⁵¹ Die außersprachlich fundierte, jedoch mit sprachlichen Mitteln aufrechterhaltene Macht privilegierter Kommunikationsteilnehmer und ‚ihrer‘ Sprache über andere ist aber auch in nicht-kolonialen Gesellschaften typisch für Situationen der Mehrsprachigkeit auf einem Territorium. Die Beachtung der jeweiligen Machtverhältnisse muss daher Teil jeder beziehungs-geschichtlichen historisch-semantischen Studie sein.⁵²

⁴⁸ Ingrid Schierle: Semantiken des Politischen im Russland des 18. Jahrhunderts; Walter Sperling: Vom Randbegriff zum Kampfbegriff: Semantiken des Politischen im ausgehenden Zarenreich (1850–1917). Beide in: Steinmetz (Hg.): ‚Politik‘ [wie Anm. 11], S. 226–247 und 248–288.

⁴⁹ Vgl. Koselleck, Hinweise auf die temporalen Strukturen [wie Anm. 28], S. 95 f.

⁵⁰ Zum Ansatz der Beziehungsgeschichte (*histoire croisée*) in der Geschichtswissenschaft allgemein: Michael Werner/Bénédicte Zimmermann: Beyond Comparison: *Histoire Croisée* and the Challenge of Reflexivity. In: History and Theory 45 (2006), S. 30–50.

⁵¹ Albert Hourani: Die Geschichte der Arabischen Völker. Frankfurt/Main 1992. S. 123.

⁵² In einer gegenwartsbezogenen, normativ-politikwissenschaftlichen Perspektive wird diese Sprach-Machtfrage unter dem Leitbegriff „Language rights“ diskutiert. Vgl. im

Es gibt allerdings keine allgemeine Regel, nach der etwa politische, militärische, wirtschaftliche Dominanz einer bestimmten Bevölkerungsgruppe oder die Herrschaft von Eroberern/Kolonisierern notwendigerweise zur Dominanz ihrer Sprache über die Sprache der unterlegenen Bevölkerungsgruppe, der Eroberten/Kolonisierten führen muss. Zwar lassen sich zahlreiche Beispiele dafür anführen, dass die Sprachen der europäischen Kolonialmächte vom 16. zum 20. Jahrhundert einen massiven Veränderungsdruck auf Sprachen kolonisierter Bevölkerungen oder semi-kolonialer Mächte (Indien, China, Japan) ausgeübt haben und dort zu Lehnübersetzungen oder Umsemantisierungen einheimischer Termini bis hin zu Übernahmen ganzer institutioneller Wert- und Normsysteme geführt haben; die in längeren Prozessen modifizierender Aneignung vollzogenen Transfers westlicher Begriffe, darunter auch der Kategorien des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs nach Japan sind ein eindruckliches Beispiel⁵³, die Fixierung des ursprünglich europäischen (portugiesischen) Terminus ‚Kaste‘ im Indischen des 19. Jahrhunderts ein anderes.⁵⁴ Aber historisch gesehen gibt es auch den umgekehrten Fall: einen Veränderungsdruck auf die Sprache der Eroberer – bis hin zu deren völliger Transformation. Das klassische Beispiel ist die sprachliche Romanisierung, verbunden mit der religiösen Christianisierung, der germanischen Eroberer des Weströmischen Reiches. Der Normalfall dürfte eine lang andauernde Interferenz der Sprachen und Hybridität der Sprecher sein. Hin- und hertransferiert werden dabei hauptsächlich nominale Elemente, und hier besonders Kulturwörter.⁵⁵

Jenseits empirischer Studien zu Transfer- und Übersetzungsvorgängen stellt sich die grundsätzliche Frage nach der Übersetzbarkeit von Begriffen. Zu unterscheiden sind hier drei Teilprobleme, (1) das Problem der Äquivalenz auf der synchron-vergleichenden Ebene, (2) das Problem der Äquivalenz in der Diachronie, (3) das Problem des Eurozentrismus beziehungsweise der Modernelastigkeit der Metasprache, die wir benötigen, um uns über Äquivalenz und Übersetzbarkeit verständigen zu können.

Das erste Problem, die Frage der Äquivalenz (im Sinne der Gebrauchsweisen wie im referentiellen Sinne) auf der synchron-vergleichenden Ebene,

Überblick: Alan Patten/Will Kymlicka: Introduction: Language Rights and Political Theory: Context, Issues, and Approaches. In: dies. (Hg.): *Language Rights and Political Theory*. Oxford 2003. S. 1–51.

⁵³ Hierzu: Shingo Shimada: *Die Erfindung Japans. Kulturelle Wechselwirkung und nationale Identitätskonstruktion*. Frankfurt/New York 2000; Douglas Howland: *Translating the West: Language and Political Reason in Nineteenth-Century Japan*. Honolulu 2002; ders.: *Personal Liberty and Public Good: The Introduction of John Stuart Mill to Japan and China*. Toronto 2005.

⁵⁴ Vgl. Martin Fuchs: *Kampf um Differenz. Repräsentation, Subjektivität und soziale Bewegungen. Das Beispiel Indien*. Frankfurt/Main 1999. S. 52–54.

⁵⁵ Vgl. Harald Weinrich: *Mit gemischten Sprachgefühlen*. In: ders.: *Wege der Sprachkultur*. München 1988. S. 290–306, hier S. 292 u. 294.

wird in der europäischen Moderne vor allem bei Begriffen virulent, die in hohem Maße mit einer spezifischen nationalen Kultur und entsprechenden Institutionen verbunden sind. So lässt sich fragen, ob es für die schon von den Zeitgenossen als spezifisch ‚deutsch‘ wahrgenommenen Begriffe ‚Bildung‘, ‚Staat‘, ‚bürgerliche Gesellschaft‘, ‚Kultur‘ überhaupt jeweils zeitgenössische Begriffe in anderen europäischen Sprachen gab, die zumindest halbwegs ähnliche Bedeutungsspektren und Gebrauchsformen aufwiesen. Dieses synchrone Äquivalenzproblem ist für vergleichende historisch-semantiche, aber auch sozial-, kultur- und politikhistorische Untersuchungen zentral. Verneint man die Frage der Äquivalenz, sind die betreffenden Begriffe als analytische Kategorien für Vergleiche nur mit größerem definitorischen Aufwand verwendbar. Ein möglicher Weg, die Frage zu beantworten, ist die Beobachtung vergangener Übersetzungsversuche. Man wird dabei aber vielfach nur auf eine Geschichte von Missverständnissen, neutraler gesagt: Umdeutungen und Anpassungen an andere kulturelle und institutionelle Kontexte stoßen. So übersetzten beispielsweise, wie Fania Oz-Salzberger zeigt, deutsche Rezipienten der schottischen Moralphilosophie des 18. Jahrhunderts die englischen Termini „community“, „polity“ oder „nation“ häufig mit „Staat“, wodurch ihre klassisch-republikanische Bedeutung, die sie insbesondere bei Adam Ferguson besaßen, nicht nur verloren ging, sondern geradezu in eine obrigkeitshandlungsfreundliche verkehrt wurde.⁵⁶ Geringer, aber immer noch beachtlich, sind die Bedeutungsdivergenzen, wenn es sich um Termini handelt, deren Wortstamm der gemeineuropäischen lateinischen Tradition entstammt – so etwa im Fall der Partei- und Ideologiebezeichnung ‚Liberalismus‘.⁵⁷ Die Untersuchung zeitgleicher oder zeitverschobener Übersetzungsversuche bietet mithin keine sichere Richtschnur, um die Frage der Äquivalenz zu lösen.

Eine Alternative könnten onomasiologische Studien bieten. Sie wären in der Weise anzulegen, dass ergebnisoffene Testfragen an Texte aus vergleichbaren vergangenen Kommunikationssituationen, zum Beispiel Debatten um Wahlrechte und politische Partizipation, gerichtet werden. Auf diesem Weg könnte es gelingen, zentrale Termini mit ähnlichem strategischen Gebrauchswert, also mit äquivalenter ‚Bedeutung‘ im sprachhandlungstheoretischen Sinne, überhaupt erst aufzufinden. Bezogen auf Wahlrechtsdebatten könnte man also fragen, wie sich in einem bestimmten Zeitraum jeweils diejenigen sozialen Gruppen nannten, die Forderungen nach Anerkennung, Mitsprache, Inklusion aufstellten. Ebenso könnte man nach Fremdbezeichnungen für die Gruppen suchen, die Anerkennung, Mitsprache, Inklusion begehrten. Weiter könnte man die konkurrierenden Benennungen für die angestrebte Form des Mitreden-Wollens sowie die Legitimitätsformeln untersuchen, mit Hilfe

⁵⁶ Vgl. Fania Oz-Salzberger: *Translating the Enlightenment. Scottish Civic Discourse in Eighteenth-Century Germany*. Oxford 1995. S. 46 u. 138–166.

⁵⁷ Hierzu die Studie von Jörn Leonhard: *Liberalismus. Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters*. München 2001.

derer die Forderungen untermauert oder zurückgewiesen wurden. Damit dieses onomasiologische Verfahren praktikabel ist, müssen allerdings zwei Voraussetzungen vorliegen: Es muss vergleichbare und etwa gleichzeitige Kommunikationssituationen geben. Und man muss für die Formulierung der Testfragen über Kategorien verfügen, deren kultur- und nationsübergreifende Geltung angenommen werden kann. Beide Voraussetzungen sind für eine Geschichtsschreibung, die im west- und mitteleuropäischen Rahmen verbleibt, leichter zu erfüllen als für eine globale Geschichtsschreibung.

Das zweite Problem – Äquivalenz in der Diachronie – soll hier nur kurz gestreift werden, denn es besitzt für Ethnologen, Soziologen und Linguisten, sofern sie sich primär mit fremden oder eigenen Gegenwartsgesellschaften und ihrer Sprache in kurzen Zeiträumen befassen, nur eine geringere Relevanz. In der Geschichtswissenschaft ist es hingegen allenthalben präsent. Forschungspraktisch und darstellungstechnisch taucht das diachrone Übersetzungsproblem vor allem auf, wenn es um die Frage geht, ob moderne Begriffe zugleich als analytische Kategorien der historischen Darstellung zu früheren Epochen dienen können. Der klassische, in der Mediävistik bis heute kontrovers diskutierte Fall ist die Frage, ob man bezogen auf das Früh- und Hochmittelalter von ‚Staaten‘, ‚Verfassungen‘ oder zumindest ‚Staatlichkeit‘ reden sollte. Das diachrone Äquivalenzproblem, genauer: die Gefahr der Verwendung anachronistischer analytischer Begrifflichkeiten, war bekanntlich ein wesentlicher Anstoß für die Entwicklung der Begriffsgeschichte, insbesondere bei Otto Brunner.⁵⁸ Gute Begriffsgeschichten für die jeweils betrachteten Länder und Sprachräume sind daher eine notwendige Voraussetzung, um mit vergleichenden oder transfergeschichtlichen historisch-semantischen Studien überhaupt beginnen zu können.

Das dritte genannte Problem – die Gefahr des Eurozentrismus beziehungsweise der Modernelastigkeit der „Metasprache“ (Koselleck) wissenschaftlicher Verständigung – nimmt an Bedeutung zu, je mehr die Historische Semantik als Disziplin den europäisch-westlichen Raum verlässt und sich globalhistorisch ausweitet.⁵⁹ Zugespißt lässt sich fragen, ob die Eurozentrismus-Fälle überhaupt vermeidbar ist. Kann es ‚neutrale‘ analytische Termini geben, die historische oder kulturwissenschaftliche Darstellungen strukturieren, ohne die ‚fremde‘ Kultur an eigenen Begriffen zu messen? Sollte man, um der Gefahr zu entgehen, nicht lieber auf zeitgenössische Quellenbegriffe der jeweils untersuchten fremden Kultur zurückgreifen? Die Südasien-Historikerin Margrit Pernau hat dieses Problem am Beispiel der Frage erörtert, ob

⁵⁸ Vgl. dazu die Bemerkungen bei: Reinhart Koselleck: Begriffsgeschichtliche Probleme der Verfassungsgeschichtsschreibung. In: ders.: Begriffsgeschichten [wie Anm. 28], S. 365–401.

⁵⁹ Zum Problem der Nicht-Verfügbarkeit einer „Metasprache“ für vergleichende historisch-semantische Untersuchungen: Koselleck/Spreer/Steinmetz: Drei bürgerliche Welten? [wie Anm. 37], S. 413.

man bezogen auf Indien unter britischer Herrschaft von einem indo-muslimischen ‚Bürgertum‘ oder einer ‚Mittelklasse‘ sowie einer ‚Zivilgesellschaft‘ sprechen könne.⁶⁰ Sie kommt zum Schluss, dass die Verwendung nicht-westlicher, quellsprachlicher Termini nicht nur das Verständnis behindere, sondern eine grundlegende, essentielle Andersartigkeit der indigenen Kulturen unterstelle und damit ebenfalls als eurozentrisch anzusehen sei. Pernau sieht daher in Darstellungen für ein westliches Lesepublikum keinen anderen Ausweg als den, die den westlichen Lesern und Leserinnen vertrauten Termini zu benutzen, diese allerdings durch genaue Darlegung der Bedeutungsdifferenzen gleichsam semantisch anzureichern, so dass man sich nach der Lektüre unter einem ‚Bürger‘ auch einen indischen ‚sharif‘ mit Turban vorstellen könne. Folgte man diesem Rat, erhielten Studien zur vergleichenden und beziehungsgeschichtlichen Historischen Semantik ein Stück weit auch den Charakter von Begriffspolitik – bezogen auf die Wissenschaftssprache, wenn nicht sogar die Umgangssprache.

So einleuchtend der Grundgedanke, die Unvermeidbarkeit westlicher analytischer Termini, ist, bliebe gleichwohl sorgfältig zu überlegen, *welche* westlichen (deutschen, englischen) Termini man zum Objekt derartiger semantischer Anreicherungsoperationen macht. Es erscheint mir zumindest problematisch, wenn man ohnehin schon mit Bedeutungen überladene und bereits innerhalb Europas kaum adäquat übersetzbare Termini wie das deutsche Wort ‚Bürger‘ auswählt, um sie sich für die Untersuchung nicht-europäischer Verhältnisse gefügig zu machen. Weniger kulturspezifische Bezeichnungen wie ‚Mittelklasse‘ oder ‚Zivilgesellschaft‘ mögen für diesen Zweck besser geeignet sein, wenngleich im Fall des normativ aufgeladenen Begriffs ‚Zivilgesellschaft‘ wiederum in besonderem Maße die Gefahr droht, die Geschichte nicht-westlicher Länder primär unter dem Gesichtspunkt eines Defizits zu schreiben. Dieses Problem einer Historiographie im Modus des Erfolgs oder Misserfolgs bei der Annäherung an ein durch normative Begriffe definiertes Ideal stellt sich im übrigen genauso auch innerhalb Europas.⁶¹ Die gesamte historische Diskussion über deutsche und andere ‚Sonderwege‘ ist letztlich ein Ausfluss der Schwierigkeit, Analysekatégorien zu wählen, die Differenz, Andersartigkeit, andere Veränderungsrythmen erkennen lassen, ohne diese als ‚unnormale‘, ‚abweichende‘, ‚rückständige‘ zu charakterisieren. Mit Blick auf nicht-europäische Gesellschaften erhält das Problem jedoch zusätzliche Brisanz, betrifft es doch hier selbst Fundamentalkategorien wie Raum- und Zeitvorstellungen, oder vermeintliche Universalien wie ‚Religion‘, ‚Individuum‘, ‚Politik‘, deren Existenz und ungefähre Bedeutung zumindest in der modernen europäischen Geschichte nicht in Frage steht. Das zu großen Teilen aus der gemeinsamen griechisch-lateini-

⁶⁰ Vgl. die oben in Anm. 13 genannten Publikationen.

⁶¹ Darauf weist auch Leonhard, Liberalismus [wie Anm. 56], S. 71, hin.

schen Tradition stammende abstrakte Vokabular in Wissenschaft, Recht und vielen anderen Praxisbereichen übte in der europäischen Geschichte gewissermaßen einen Vereinheitlichungssog aus, für den es in der älteren, vorkolonialen Geschichte der nicht-westlichen Länder, vielleicht mit Ausnahme des ostasiatischen Raums (China, Japan) kein Äquivalent gegeben hat.⁶² Seit dem Beginn der Kolonialisierung sind jedoch auch die Sprachen kolonialer und semi-kolonialer Gesellschaften in diesen Vereinheitlichungssog hineingezogen worden. Durch westliche Sprachen vermittelte Begriffe griechisch-lateinischer sowie – in jüngerer Zeit – anglo-amerikanischer Herkunft bilden seit dem 19. Jahrhundert gleichsam einen Firnis an gemeinsamem Vokabular, der das Problem der Übersetzbarkeit langfristig geringer werden lassen könnte.

⁶² Vgl. die Bemerkungen bei Jürgen Osterhammel: Transferanalyse und Vergleich im Fernverhältnis. In: Hartmut Kaelble/Jürgen Schriewer (Hg.): Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt/New York 2003. S. 439–466, hier S. 450 f.

HEIDRUN KÄMPER

Sprachgeschichte – Zeitgeschichte – Umbruchgeschichte

Sprache im 20. Jahrhundert und ihre Erforschung

Abstract

Als Umbruchgeschichte verstandene Sprachgeschichtsschreibung ist weder theoretisch noch empirisch ein entwickelter Untersuchungsbereich, zumal fehlen Kategorien, die Sprachumbruch und Sprachwandel voneinander abgrenzen und zueinander in Beziehung setzen. Der Beitrag wirbt für ‚Umbruch‘ als eine Perspektive der Sprach(gebrauchs)geschichte des 20. Jahrhunderts. Sprachliche Umbruchgeschichte, deren Erkenntnisziel auf die initialen Momente sprachlicher Veränderung gerichtet ist, steht in der Tradition der kulturwissenschaftlichen Linguistik. Sie stellt die Frage nach den sprachlichen Auswirkungen plötzlicher und umfassender gesellschaftlicher Veränderungen, vice versa: Sie bindet diese Veränderungen an sprachliche Verschiebungen. Damit ist sie eingelassen in handlungs- und kommunikationstheoretische Paradigmen der pragmatischen Sprachgeschichte. Im Zentrum des hier vorzustellenden Forschungskonzepts einer sprachlichen Umbruchgeschichte steht methodisch der diskursanalytische Ansatz, der nicht nur erklären kann, wie die gesellschaftliche Verfasstheit und sprachliche Verschiebungen zusammenhängen, sondern auch, wann sich solche Verschiebungen diskursiv manifestieren – diese Frage ist essentiell im umbruchgeschichtlichen Kontext. Dieser Ansatz wird im Sinn von analytischen Leitideen ausbuchstabiert. Den Schluss bildet die tentative Verdichtung der Überlegungen zu einem Modell eines sprachlichen Umbruchs.

1. Vorbemerkung

Heute ist der Bruch mit dem sprachlichen Universum des Establishments radikaler: in den militantesten Formen des Protests steigert er sich bis zu einer methodischen Umkehrung der Bedeutung (Marcuse 1969, S. 58)

schreibt Herbert Marcuse in ‚Versuch über die Befreiung‘ 1969 und manifestiert damit ein Umbruchbewusstsein, das sogar eine sprachkritische Perspektive hat. Marcuse vergleicht die „Wirklichkeiten“ der Revolutionen des 17. und 18. Jahrhunderts mit der Widerstandsbewegung seiner Gegenwart Ende der 60er Jahre. Alle Elemente eines solchen Bewusstseins sind vorhanden: das eine Temporaldeixis ausdrückende und die Gegenwart stark markierende *heute*, der Verweis auf Sprache – *sprachliches Universum* – und die, die sprachlichen Veränderungen bezeichnenden Kategorien *Bruch* und *Umkehrung der Bedeutung*.

Ich bin bei meinem Thema. Ich möchte für die Beachtung des sprachlichen Umbruchs als eines Phänomens der Sprach(gebrauchs)geschichte werben, indem ich ein Programm vorstelle, dessen Erkenntnisziel auf die initialen Momente sprachlicher Veränderung gerichtet ist. Dieses Programm einer sprachlichen Umbruchgeschichte setzt zum einen Gesellschafts- und Sprachgeschichte unmittelbar zueinander in Beziehung und zielt zum anderen auf einen sprachgeschichtlichen Punkt – eine Fragestellung, die es ermöglicht, Periodengrenzen sprachentwicklungsgeschichtlich zu präzisieren und die sprachliche Dynamik innerhalb einer Periode zu erklären.

Den Nachweis, dass diese Fragestellung durchaus erkenntnisträchtige Befunde der Sprachgeschichte zu Tage fördert, möchte ich erbringen, indem ich das Programm einer sprachlichen Umbruchgeschichte integriere in die kulturgeschichtlich ausgerichtete sog. externe Sprachgeschichte. Es ist dies das disziplinäre Axiom, das plötzliche gesellschaftliche Veränderungen an sprachliche Verschiebungen bindet. Anschließend skizziere ich dieses Programm im Kontext von sprachgeschichtlichen Periodisierungstheorien. Es geht dabei um Paradigmen der Sprachgeschichte zwischen der *longue durée* der Systementwicklung und der Ereignishaftigkeit sprachlicher Innovationen. Im Hauptteil buchstabiere ich Leitideen dieses Programms einer sprachlichen Umbruchgeschichte aus. Es steht im Horizont eines diskursanalytischen Ansatzes, der im Hinblick auf diejenigen sprachlichen Ebenen differenziert wird, die eine umbruchgeschichtliche Indikatorfunktion haben. Schließlich verdichte ich diese Überlegungen tentativ zu einem Modell eines sprachlichen Umbruchs.

2. Kulturgeschichte – Das disziplinäre Axiom

Ich kann mich kurz fassen. Spätestens seit Johann Christoph Adelung hat die Sprachgeschichte ihren Platz in der Kulturgeschichte: „Sprache und Cultur in dem genauesten Verhältnis“¹ – diese Überzeugung Adelungs ist das Programm einer Sprachgeschichte, die sich als Kulturgeschichte versteht.² Sie stellt eine Äquivalenzbeziehung zwischen Sprache und Kultur, zwischen kultureller und sprachlicher Fortentwicklung her und setzt sich fort z. B. im sprachgeschichtlichen Ansatz Jacob Grimms, ebenso wie in dem Georg von

¹ „Da die Sprache mit der Cultur eines jeden Volkes in dem genauesten Verhältnisse stehet, so lässt sich auch die Geschichte der erstern nie ohne beständige Rücksicht auf den jedesmaligen Zustand und Fortschritt der Cultur begreiflich machen.“ (Adelung 1781, S. 14)

² Vgl. dazu v. Polenz (2002). Wenngleich Scharloth (2005) nachweist, dass der Kulturbegriff Adelungs mit dem heutigen nicht übereinkommt – vereinbaren lässt sich die Beanspruchung Adelungs von der heutigen kulturwissenschaftlichen Linguistik insofern, als die Berufung auf Kultur als gesellschaftliches Phänomen als Kernidee gelten kann. Wesentlich an Adelungs wie an dem heutigen Konzept von der kulturellen Bedingtheit von Sprache ist der Gedanke der Interferenz von Sprache und Gesellschaft.

der Gabelentz', der die Kategorien der inneren und der äußeren Sprachgeschichte eingeführt hat³, ebenso wie in dem Konzept Hermann Pauls, der Sprachwissenschaft selbstverständlich den Kulturwissenschaften zuordnet, ja als die Kulturwissenschaft schlechthin postuliert.⁴ Seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts beschreibt das kulturgeschichtliche Paradigma dann konsequent die Abhängigkeit von Sprache als Indikator (und Faktor) kultureller, politischer und gesellschaftlicher Veränderungen.⁵ Diese Einsicht ist zumal dann bindend, wenn Phasen, die nach dem Abschluss der Ausbildung des neuhochdeutschen Sprachsystems liegen, also ab Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts Gegenstand des Interesses sind.⁶

Sprache und Kultur – eine paradigmabildende Ligatur also mit einer so langen Tradition, wie auch angezweifelte Berechtigung; ich verweise hier auf das von Susanne Günthner und Angelika Linke jüngst herausgegebene Themenheft der ‚Zeitschrift für germanistische Linguistik‘, deren Beiträge diese z. T. bewegte, zwischen Gemeinplatz und Legitimationsdruck wechselnde Geschichte rekonstruieren (vgl. ZGL 34/2006). Aus ihr erklärt sich, dass Ingo Warnke 2002 der Zunft zurufen muss: „Die derzeitige Umwertung der Wissenschaften fordert eine Entscheidung traditioneller Fächer wie Germanistik, Anglistik, Romanistik etc. für eine kulturwissenschaftliche Ausweitung ihrer Erkenntnisinteressen und -gegenstände bzw. für eine Rephilologisierung des Fächerprofils“ (Warnke 2002a, S. 15).

Das hier vorzustellende Konzept steht in dieser Tradition der kulturwissenschaftlichen Linguistik und ist also ein kulturgeschichtliches Konzept der externen Sprachgeschichte. Es stellt die Frage nach den sprachlichen Auswirkungen plötzlicher und umfassender gesellschaftlicher Veränderungen, vice

³ „Wir werden ... gut thun, zwischen äusserer und innerer Sprachgeschichte zu unterscheiden. Die äussere Geschichte einer Sprache ist die Geschichte ihrer räumlichen und zeitlichen Verbreitung, ihre Verzweigungen und etwaigen Mischungen (Genealogie). Die innere Sprachgeschichte erzählt und sucht zu erklären, wie sich die Sprache in Rücksicht auf Stoff und Form allmählich verändert hat.“ (Gabelentz 1901, S. 141 f.)

⁴ „Es gibt keinen Zweig der Kultur, bei dem sich die Bedingungen der Entwicklung mit solcher Exaktheit erkennen lassen als bei der Sprache, und daher keine Kulturwissenschaft, deren Methode zu solchem Grade der Vollkommenheit gebracht werden kann wie die der Sprachwissenschaft.“ (Paul 1920, S. 5)

⁵ Hugo Moser plädiert dafür, „daß die sprachliche Epocheneinteilung auch die übliche Gliederung der politischen und der Kulturgeschichte berücksichtigt“ (Moser 1951, S. 117). Joachim Schildt richtet Sprachgeschichtsforschung danach aus, dass „die Zusammenhänge zwischen Veränderungen in den sozialökonomischen Bedingungen, den kommunikativen Bedürfnissen sowie den Sprachverhältnissen in ihrer Vielschichtigkeit und vielfachen Vermitteltheit für alle Perioden der deutschen Sprachgeschichte erhellt werden“ (Schildt 1980, S. 217). Ebenso setzt Peter von Polenz „Sprachgeschichte ... mit Sozialgeschichte in Beziehung“ (v. Polenz 1989, S. 286). Oskar Reichmann führt für diese „Abhängigkeit von außersprachlichen (kulturellen) Bedingungen“ die Formel „Sprache als abhängige Größe“ (Reichmann 1992, S. 381) ein.

⁶ „Für einen modernen Zeitraum wie das 19. Jahrhundert [wie viel eher dann für das 20. Jahrhundert] kommen systemlinguistische Veränderungen als Kriterien [einer Periodisierung] ... nicht in Betracht.“ (v. Polenz 1989, S. 286)

versa: Es bindet diese Veränderungen an sprachliche Verschiebungen. Dabei wird die Kategorie des Ereignisses stark gemacht. Insofern das sprachgeschichtliche Umbruchkonzept zeitlich kurzfristig realisierte kollektive Abweichungen voraussetzt, kann ‚Ereignis‘ als eine umbruchtheoretische sprachgeschichtliche Kategorie eingeführt werden. Im Rahmen einer Geschichte sprachlicher Umbrüche bezeichnet sie das einem sprachlichen Umbruch Impuls gebende gesellschaftliche bzw. politische Geschehen:⁷ z. B. die Revolution 1918/19, die das Ende des Zweiten Weltkriegs und der Naziherrschaft bewirkende Kapitulation, die Protestbewegung von 1967/68, die sog. Wende von 1989/90 usw. Entscheidend ist: Kultur-, also gesellschaftsgeschichtliche Ereignisse bewirken kollektive sprachliche Verschiebungen und sind daher Entsprechungen der sprachlichen Umbruchgeschichte.

3. Periodisierung – Von Epochen zu Zeitpunkten

Einem sprachgeschichtlichen Umbruchkonzept stellt sich in hohem Maße das Periodisierungsproblem. Die Bedeutung der Bezeichnung ‚Umbruch‘ stellt schon an sich die Aufgabe zu datieren in einer Präzision, von der die klassische Sprachgeschichte enthoben ist. Die sprachgeschichtliche Epochenenteilung Jacob Grimms in Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch, dessen Anfangsphase Wilhelm Scherer mit Frühneuhochdeutsch als zusätzliche eigenständige Epoche ausgewiesen hat, umfasst Zeiträume von jeweils drei- bis vierhundert Jahren. Diese Periodisierung entspricht einer Grundüberzeugung der Sprachgeschichtsschreibung – Hugo Moser gebraucht das Bild vom „pantha rhei der Entwicklung“ (Moser 1951, S. 111). Und dass sprachgeschichtliche Veränderungen evolutionäre Prozesse sind, darüber besteht kein Zweifel: ‚Entwicklung‘, ‚Wandel‘, ‚Prozess‘, ‚Evolution‘ sind die wissenschaftlichen Kategorien der Sprachgeschichtsschreibung.

Entsprechend stimmen die Sprachwandel-Modelle darin überein – und bereits der Terminus lässt darauf schließen –, dass ihr Gegenstand die Beschreibung evolutionärer Prozesse allmählicher sprachlicher Veränderungen ist. Ich verweise wiederum auf Hermann Paul, der in seiner Prinzipienlehre vom allmählichen Übergang okkasioneller in usuelle Gebrauchsweisen (Paul 1920, S. 75) spricht. Sprachwandel tritt ein, wenn eine ursprünglich individuelle okkasionelle Verwendung von den Mitgliedern der Sprachgemeinschaft stetig wiederholt und schließlich allmählich von ihr approbiert und damit usuell wird.⁸ Sprachgeschichte hat insofern die Aufgabe, den Gang der Verschiebung

⁷ In diesem Sinn beschreibt Koselleck den Umbruch zur Moderne Mitte des 18. Jahrhunderts als „die Auflösung der alten und die Entstehung der modernen Welt in der Geschichte ihrer begrifflichen Erfassung“ (Koselleck 1972, S. XIV).

⁸ Paul erklärt das Zustandekommen von Bedeutungswandel als „eine Abweichung in der individuellen Anwendung von dem Usuellen, die allmählich usuell wird“ (Paul 1920, S. 75), d. h.: „Durch die Summierung einer Reihe solcher Verschiebungen in den einzelnen Organismen, wenn sie sich in der gleichen Richtung bewegen, ergibt sich dann als Gesamtergebnis eine Verschiebung des Usus. Aus dem anfänglich nur Individuellen

von der okkasionellen Abweichung zum Usus zu beschreiben. Ich verweise auf Hugo Moser, der, Herder variierend, überzeugt ist: „das geistige Leben kennt [keine] Sprünge“ und damit plötzliche sprachliche Veränderungen aus der Sprachgeschichte ausschließt (Moser 1951, S. 296). Ich verweise auf Coseriu und seine Überzeugung vom „Werden der Sprache durch das Sprechen“ (Coseriu 1974, S. 169).⁹ „Linguistic change does not exist“ lautet der provokante Titel seines Beitrags von 1983, den er wie folgt begründet: „linguistic change is nothing else but language coming into existence“ (Coseriu 1983, S. 56). Ich verweise auf Peter von Polenz: „Sprache ist veränderbar und zugleich veränderlich, weil ihre Existenzweise nicht in einer ‚revolutionären‘ Abfolge von festen ... und plötzlichen Veränderungen besteht, sondern in stetiger evolutionärer Bewegung“ (v. Polenz 1990, S. 68). Ich verweise auf Ludwig Jäger: „Wandel [kann] nicht in der Form von Entwicklungssprüngen gedacht werden ... sondern allein als kontinuierlicher Prozeß, der seine Ursache in der heterogenen Struktur synchronischer Sprachzustände hat“ (Jäger 1984, S. 717). Ich verweise schließlich auf Rudi Keller, der direkt an Hermann Pauls Modell der gesellschaftlich bedingten unbewussten Absichtslosigkeit von allmählich sich vollziehenden Sprachwandelprozessen anzuschließen ist¹⁰ und der die Frage nach dem Warum und nach dem Wie von

bildet sich ein neuer Usus heraus, der eventuell den alten verdrängt“ (ebd. S. 32). Sprachtheoretische Grundlage dieses Sprachwandelmodells ist Pauls Überzeugung von der gesellschaftlichen Bedingtheit von Sprache: „Wäre die Sprache nicht so sehr auf Grundlage des Gemeinsamen in der menschlichen Natur aufgebaut, so wäre sie auch nicht das geeignete Werkzeug für den allgemeinen Verkehr. Umgekehrt, dass sie als solches dient, hat zur notwendigen Konsequenz, dass sie alles rein Individuelle, was sich ihr doch etwa aufzudrängen versucht, zurückstößt, dass sie nichts aufnimmt und bewahrt, als was durch die Übereinstimmung einer Anzahl mit einander in Verbindung befindlicher Individuen sanktioniert wird“ (ebd. S. 19 f.). Insofern vollzieht sich Sprachwandel aus Pauls Sicht bei der ‚gewöhnlichen Sprechfähigkeit‘, bei der „jede absichtliche Einwirkung auf den Usus ausgeschlossen“ ist (ebd. S. 32): „Es ist von großer Wichtigkeit, dass die sprachlichen Gebilde im allgemeinen ohne bewusste Absicht geschaffen werden. Die Absicht der Mitteilung ist zwar, abgesehen von den allerfrühesten Stadien, vorhanden, aber nicht die Absicht etwas Bleibendes festzusetzen, und das Individuum wird sich seiner schöpferischen Tätigkeit nicht bewusst“ (ebd. S. 18). Wir kommen auf diesen Gedanken der Individualität bzw. Kollektivität von Sprachwandelprozessen zurück.

⁹ Coseriu erklärt das Werden der Sprache als „ein geschichtliches Werden und kein alltägliches: es ist ein Werden im Rahmen von Fortbestand und Dauer. Auf diese Weise ist eine Sprache, in zwei aufeinanderfolgenden Momenten ihrer Geschichte betrachtet, ‚ni tout à fait une autre, ni tout à fait la même‘. Doch daß sie sich teilweise mit sich selbst identisch erhält und sich in neue Traditionen einfügt, sichert gerade ihre Funktionalität als Sprache und ihre Eigenschaft als ‚historisches Objekt‘. Ein historisches Objekt ist ein solches nur, wenn es gleichzeitig Fortbestand und Aufeinanderfolge ist. Was dagegen nur Fortbestand ist (z. B. die idealen Gattungen) oder nur Aufeinanderfolge (z. B. die Mondphasen, die Gezeiten, hat auch keinerlei Art Geschichte)“ (Coseriu 1974, S. 246 f.).

¹⁰ Keller legt eine moderne Version des nämlichen Inhalts der Paulschen Theorie vor und möchte zwei Fragen beantworten: „Wieso erzeugen wir durch unser tägliches Kommunizieren einen Wandel?“ Und: „Welches sind die Mechanismen dieser ständigen Veränderung?“ (Keller 1994, S. 30).

Sprachwandel beantwortet: Sprache verändert sich, weil wir sie benutzen.¹¹
 Und: Mechanismen von Sprachwandel sind invisible-hand-Prozesse.¹²

Diese Befunde begleitet die in der Sprachgeschichtsschreibung ebenso als feste Überzeugung etablierte Feststellung: Periodisierungen in Jahrhundertphasen werden der Wirklichkeit sprachlicher Entwicklung nicht gerecht, und der Sprachgeschichte Qualität und Dynamik verleihende Impulse müssen von der Periodisierungsstruktur reflektiert werden. „Sprachveränderung [ist] ein zwar kontinuierlicher, aber doch nach Umfang, Qualität und Tempo nicht stets gleichmäßig verlaufender Prozeß“ (Objartel 1980, S. 345). Bereits Hugo Moser fragt 1951 nach der „Periodisierung des vielschichtigen Mittelhochdeutschen oder gar des Neuhochdeutschen“ (Moser 1951, S. 113), Reichmann (1992) plädiert für eine „Grob- und eine Feingliederung mit vielen Zwischenstufen“.¹³ Was denn auch geschieht, Sprachwandel wird individualisiert und datiert, Epochen werden fragmentiert. Personennamen und Jahreszahlen segmentieren die Jahrhundertblöcke: Mit Notker endet die althochdeutsche, mit Williram beginnt die mittelhochdeutsche Sprachepoche¹⁴, die Periodengrenze zwischen Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch markiert in der Vorstellung Jacob Grimms die Verbreitung des Buchdrucks seit etwa 1450¹⁵, das

¹¹ „Wandel der Sprache ist ... eine notwendige Folge unserer Art und Weise, von ihr Gebrauch zu machen“ (Keller 1994, S. 191). Insofern ist „Sprachwandel ... ein Spezialfall soziokulturellen Wandels“ (Ebd. S. 192).

¹² U. a. durch Adaption der Wandeltheorie des schottischen Philosophen Adam Smith, wonach Wandel durch kleine individuelle und zufällige, unbeabsichtigte Änderungen entsteht, wie „von einer unsichtbare Hand“, erklärt Keller Sprachwandel. „Invisible-hand-Prozesse kommen dadurch zustande, daß viele Leute in gewissen Aspekten ähnlich handeln ... daß die Handlungen vieler in mindestens einer Hinsicht relevante Ähnlichkeiten aufweisen“ (Keller 1994, S. 126). Solche Phänomene sind „Ergebnis menschlichen Handelns“, sie seien dagegen nicht „Durchführung eines menschlichen Plans“ (ebd. S. 61).

¹³ „Bei der Periodisierung und Raumgliederung einer Sprache geht es ... auch darum, so etwas wie eine Grob- und eine Feingliederung mit vielen Zwischenstufen vorzunehmen. Die Grobgliederung müßte Äußerungen einer Sprache ... die Feingliederung minimal zwei Texte eines einzigen oder zweier Sprecher betreffen. ... Unter zeitlichem Aspekt wären z. B. (von unten nach oben) die Texte punktuell am Anfang des Bauernkrieges, solche der sozialrevolutionären Bewegungen der zwanziger Jahre, diejenigen der weiteren Reformationszeit sowie des späteren Frühneuhochdeutschen innerhalb des Gesamtfrühneuhochdeutschen abzustufen; man könnte von Zeitpunkten, Jahrzehnten, Generationen, Teilepochen o. ä. sprechen, hat aber tatsächlich keine terminologischen Festlegungen von allgemeinerer Gültigkeit vorgenommen.“ (Reichmann 1992, S. 373).

¹⁴ „Man führt den Schnitt [zwischen Ahd. und Mhd.] heute derart, dass Notker der Deutsche als Krönung und Ende der althochdeutschen Periode angesehen wird. Williram von Ebersberg wird nicht mehr in erster Linie als Nachfolger Notkers angesehen, sondern man erkennt in ihm, wie auch in den anderen Werken der zweiten Jahrhunderthälfte ... eine so neuartige, von Notker abweichende, nun aber weiterwirkende Sprachhaltung, dass man damit den Beginn einer neuen Sprachperiode ansetzen muß“ (Eggers 1986, S. 186).

¹⁵ Er plädiert damit gegen die gängige Meinung, dass die Grenze mit Luther zu ziehen sei: „seit Luther steigt nur die fülle und freiere behandlung der literatur“ (DWB/Vorrede, S. XVIII).

Frühneuhochdeutsche endet mit Schottels ‚Ausführliche Arbeit‘ aus dem Jahr 1663¹⁶, das 18. und 19. Jahrhundert phasiert Moser nach ‚Pietismus-Aufklärung-Empfindsamkeit‘, ‚Geniezeit‘, ‚Klassik-Romantik‘ (1951, S. 118), und v. Polenz nennt als „Entwicklungsschübe“ des Deutschen im 19. und 20. Jahrhundert, das er als „Deutsch in der Zeit des Nationalismus und der Industriegesellschaft“ zusammenfasst: ‚Jahrhundertwende-Ende des Ersten Weltkriegs‘, ‚Versailler Vertrag bis Ende der Weimarer Republik‘, ‚NS-Diktatur und Zweiter Weltkrieg‘, ‚Nachkriegszeit bis Mitte der 1960er Jahre‘, ‚Mitte der 1960er Jahre bis 1989/90‘, ‚Vereinigung der beiden deutschen Staaten bis zur Gegenwart‘ (v. Polenz 1999, S. IX–XIII). Das gesellschaftstheoretische Paradigma der marxistisch fundierten Sprachgeschichte (vgl. Schildt 1980) sowie das handlungs- und kommunikationstheoretische Paradigma einer pragmatischen Sprachgeschichte¹⁷ erfordert ebenso eine solche zunehmend kleinteiliger werdende Phasierung von Großepochen – Hugo Steger beschreibt die „Wandlungen der deutschen Sprache als Kommunikationsgeschichte ... seit 1945“ hinsichtlich mehrerer zeitlich paralleler „Stränge“ (Steger 1989, S. 27) und unterscheidet die dreiundvierzig Jahre von 1945 bis 1988 in fünf neun bis 18 Jahre umfassende Phasen: 1945 als „Epochenjahr“, „1947/50 bis 1960/65. Wirtschaftswunder und Sprachausgleich“, „nach 1960/65 bis 1972/74. Vom Pluralismus zur Sprache der Entzweiung“, „nach 1972/75 bis 1980/81. Sozialromantik im Jahrzehnt der Realpolitik“, „Seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts. Ein kommunikationsgeschichtlicher Einschnitt?“.

Wir können feststellen: Je kürzer die Abstände sind, in denen Sprachentwicklungsmarken gesetzt werden, desto mehr entfernt sich die Periodisierung von Phänomenen der Systemveränderung, desto mehr nähert sie sich solchen der Sprachgebrauchsveränderungen bzw. -entwicklungen.

Solche Ansätze gebrauchen denn auch *Bruch* bzw. *Umbruch* als beschreibungssprachliche Termini. So schlägt z. B. Brigitte Schlieben-Lange (im Rahmen ihrer Überlegungen zu Traditionen des Sprechens) vor, auch zu „fragen, ob es etwa Zeiten gibt, in denen das Moment der Veränderung, des Bruchs mit Traditionen überwiegt, und solche, in denen Traditionen kontinuierlich bewahrt werden“ (Schlieben-Lange 1983, S. 36). Gerd Schank gibt zu bedenken,

¹⁶ „mit der grammatischen Darstellung und der damit verbundenen Normierung der deutschen Sprache durch Justus Georg Schottelius (Ausführliche Arbeit ... 1663) [beginnt] die Periode des älteren Neuhochdeutschen“ (Sonderegger 1979, S. 158).

¹⁷ „Sprachepochen ... werden ... dadurch konstituiert, dass kulturelle Bedingungen ... jeweils spezifische Kommunikationsverhältnisse schaffen, die sich je nach Abstraktionsgrad der linguistischen Systembildung sowie je nach Art des Teilsystems unterschiedlich direkt im Sprachsystem spiegeln müssen. Sprachepochen .. sind ... Epochen ... eines aufgrund je spezifischer Bedingungen jeweils spezifischen Handelns“ (Reichmann 1992, S. 382). Dieter Cherubim programmiert Sprachgeschichte als „Rekonstruktion von Prozessen der Herausbildung, Verfestigung und Veränderung von Sprachhandlungstypen, der kommunikativen Bedingungen ihres Gelingens und ihrer sprachlichen Formen auf dem Hintergrund bestimmter sozialer Konstellationen und entsprechender kultureller Repräsentationen“ (Cherubim 1998, S. 542).

dass „insbesondere in Zeiten größerer politischer und gesellschaftlicher Veränderungen in einer Sprachgemeinschaft Mikro- und Textsortenwandel kumulativ und schubartig Geltung [erringt] in der sich im Umbruch befindenden Sprachgemeinschaft“ (Schank 1984, S. 766).¹⁸ Hans Eggers beschreibt den Beginn des Neuhochdeutschen als „einen Bruch in den äußeren Sprachformen“ (Eggers 1986, S. 191), ja als einen „Umbruch“ (ebd.). Norbert Dittmar stellt den „Übergang [von] einer Zone in eine andere“ vor „nicht kontinuierlich, sondern als ‚Bruch‘“ (Dittmar 2000, S. 203). Claudia Fraas weist nach, „wie sich gesellschaftliche Umbrüche auf sprachliche Gebrauchsmuster auswirken“ (Fraas 1996, S. 4). So ist *Umbruch* auch sogar gelegentlich Titelgeber: ‚Sprache im Umbruch‘ (Burkhardt/Fritzsche 1992), ‚Erzählen im Umbruch‘ (Bredel 1999), ‚Kommunikation in gesellschaftlichen Umbruchsituationen‘ (Auer/Hausendorf 2000). Gemeint ist die Wende – am IDS haben Dieter Herberg, Doris Steffens und Elke Tellenbach ein ‚Wörterbuch der Wende-Zeit‘ erarbeitet (Herberg/Steffens/Tellenbach 1997) – die Wende also, eine „Gelegenheit, diese historisch einmalige Entwicklung“ sprachanalytisch zu begleiten, denn: „Üblicherweise vollziehen sich Sprachwandel ... und Sprachgebrauchswandel ... als langsame, fast unmerkliche Prozesse“ (Fix 1997, S. 86).

Das Ergebnis unserer Inventur lautet:

1. Man ist sich einig, dass
 - die klassische Vierteilung der Sprachgeschichte den kurzfristigeren kulturgeschichtlichen Einflüssen nicht gerecht wird,
 - Sprachgeschichte sich nicht auf die Entwicklung des Systems beschränken sollte,
 - es von Zeit zu Zeit Phasen der Gesellschafts- und Politikgeschichte gibt, die plötzliche sprachliche Veränderungen auslösen bzw. sprachlichen Entwicklungen eine besondere Dynamik geben.
2. Die Paradigmen der Sprachgeschichte und der Sprachwandeltheorien spiegeln ein Bewusstsein von Phasen sehr dynamischer sprachlicher Entwicklungen und von soziopragmatischen Sprachgebrauchsimplicationen. Ihnen fehlt jedoch eine Umbruchkonzeption, die die Frage nach dem initialen Moment, nach dem anfänglichen Auslöser von Sprachwandel beantwortet und als sprachgeschichtliches Modell darstellt.

An diesen Befund möchte ich anschließen, nämlich sprachliche Umbruchgeschichte als eine Perspektive der Sprachgeschichte vorstellen und sie in Relation zu Sprachwandel setzen. Ich werde dazu im Folgenden Leitideen einer Geschichte sprachlicher Umbrüche formulieren, die in eine als Kulturwissenschaft sich verstehende Sprachgeschichtsschreibung einzulassen sind. Diese Leitideen sollen ein Projekt zur sprachlichen Umbruchgeschichte des 20. Jahrhunderts lenken.

¹⁸ Er nennt „Textsortenkonkurrenz als Auslöser für Sprachwandel“ (Schank 1984, S. 762).

4. Leitideen einer Geschichte sprachlicher Umbrüche

Unsere Arbeitshypothesen in Bezug auf gesellschaftlichen und politischen Wandel des 20. Jahrhunderts lauten:

- 1) Die Geschichte des 20. Jahrhunderts weist einen vielfältigen Komplex verschiedener Prozesse auf, die die Gesellschaften in je spezifischer Weise prägen. Einer dieser die Gesellschaften grundlegend verändernden Prozesse ist der der Demokratisierung. Ein grundlegendes gesellschaftliches und politisches Prinzip des 20. Jahrhunderts heißt demnach Demokratie bzw. Demokratisierung der Gesellschaft.¹⁹ Bezogen auf diesen Prozess lässt sich sagen: Die Gesellschaften des 20. Jahrhunderts stehen in dem politischen Kontinuum der Demokratisierung (wozu auch zählt Entdemokratisierung, ich verweise auf 1933 ff.)²⁰, und die Umbruchgeschichte des 20. Jahrhunderts ist insofern u. a. auf dieses gesamtgesellschaftliche Grundkonzept zu beziehen.
- 2) Auf der Folie der Demokratisierung weist die gesellschaftspolitische Umbruchgeschichte des 20. Jahrhunderts mindestens fünf Zäsuren auf: 1918 ff. Revolution und Weimarer Republik, 1933 ff. NS-Diktatur, 1945 ff. alliierte Besatzung und Gründung der Bundesrepublik bzw. der DDR, 1967 ff. Protestbewegung²¹, 1989 ff. Wiedervereinigung. Diese Zäsuren sind ohne Bezug auf die Demokratisierungsprozesse der Gesellschaften des 20. Jahrhunderts nicht zu erklären. Sie haben die Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts entscheidend und grundlegend geprägt. Insofern lautet die dritte Arbeitshypothese:
- 3) Die sprachliche Umbruchgeschichte des 20. Jahrhunderts ist unter anderem eine Geschichte der sprachlichen Demokratisierung, genauer: der Entwicklung von in weitestem Sinn demokratisch-sozialen Wortschätzen und von in weitestem Sinn demokratischen Kommunikationsformen, die im Zuge der gesellschaftlichen Veränderungen jeweils neue Ausprägungen erhalten.

¹⁹ Schlüsselbegriffe für weitere gesellschaftsverändernde Prozesse sind z.B. ‚Nation‘, ‚Sozialstaatlichkeit‘ oder ‚Emanzipation‘. Meine Überlegungen beziehen sich im Folgenden exemplarisch und tentativ auf den Prozess der Demokratisierung.

²⁰ Erst die Kontrastierung mit dem Prinzip der Demokratie entfaltet das Undemokratische der nazistischen Diktatur vollkommen, ist insofern – als sein Gegensatz – Element dieses Konzepts.

²¹ Die Problematik dieser Kategorie ist evident. Sie liegt darin, dass sie natürlich in keiner Weise vergleichbar ist mit den übrigen vier, von Änderungen des jeweiligen politischen Systems hervorgerufenen Zäsuren. In ihrer Grundstruktur hat sich die Gesellschaft im Zuge dieser Protestbewegung weder in politischer noch in soziologischer Hinsicht verändert. Die Protestbewegung von 1967 ff. dennoch in das Umbruchkonzept aufzunehmen, rechtfertigt sich in diesem Fall mit den Veränderungen von Haltungen und Einstellungen, z. B. hinsichtlich einer erhöhten Kritikbereitschaft bzw. Partizipation an politischen Entscheidungen.

4.1 Diskursanalyse – Das methodische Axiom

Die Kulturwissenschaften treffen sich methodisch in diskursanalytischen Ansätzen. Wer immer gesellschaftlichen Phänomenen auf die Spur kommen will, untersucht Diskurse als die gesellschaftliche Wirklichkeit konstituierende kommunikative Prozesse und Praktiken.²² Eine Fragestellung aus der Perspektive einer pragmatischen Sprachgebrauchsgeschichte stellt das Verhältnis zwischen Sprache und Gesellschaft her – bezieht sich mithin ebenfalls auf gesellschaftliche Diskurse. Daher obliegt es einer Sprachgeschichte, die beansprucht, in diesem Chor mitzusingen, sich dieser prinzipiellen kulturwissenschaftlichen Fragestellung anzuschließen.²³ Deshalb formuliere ich als methodisches Axiom: Diskursanalyse ist das methodische Prinzip jeder sprachlichen Umbruchgeschichte.

Was ist – im linguistischen Horizont – ein Diskurs? Eine operationalisierte Definition, die auf linguistische umbruchgeschichtliche Fragestellungen applizierbar ist, lautet:

Ein Diskurs ist eine Serie öffentlicher themenkohärenter, kommunikativer Akte, die von einer bestimmten Gruppe von Diskursbeteiligten realisiert werden, die in unterschiedlichen textuellen Mustern und kommunikativen Praktiken repräsentiert sind und die sich insbesondere in einem diskurstypischen/diskursrelevanten Vokabular verdichten.²⁴

Aufgabe einer diskurszugewandten Linguistik ist es, mit ihren Mitteln die Ordnung des Diskurses darzustellen. Unter der Ordnung eines Diskurses verstehen wir im Sinne Foucaults das regelmäßige Zusammenwirken und systematische Aufeinanderbezogenheit derjenigen Faktoren, die dem Diskurs seine Struktur – Foucault verlassend sagen wir: seine sprachliche Struktur – geben.

Im Horizont der Diskursanalyse sind Serien und Veränderungen der Serien, serielle Diskontinuität, erschließbar. Denn: Sprachlicher Umbruch findet nicht auf der Ebene des Einzelsprechers statt, sondern auf der Ebene des Diskurses, des (um den Terminus Sigurd Wichters aufzunehmen), Gesellschaftsgesprächs' (Wichter 1999), oder (der Terminus von Fritz Hermanns) des ‚Zeit-

²² Vgl. die Übersicht über diskursanalytische Ansätze der Sozialwissenschaften, die Keller u. a. 2001 und 2002 präsentieren.

²³ In diesem Sinn hält Ingo Warnke die „Verankerung der Diskurslinguistik im Fachprofil der Sprachwissenschaft [für] ein[en] tragfähige[n] Baustein für die kulturwissenschaftliche Ausweitung der Linguistik“ (Warnke 2002a, S. 15).

²⁴ Hier wird das Vokabular als wesentliches Diskurselement hervorgehoben, und zwar deshalb, weil die Lexik (im Gegensatz etwa zur Grammatik) am unmittelbarsten an gesellschaftliche Veränderungen zu binden ist. Dass andererseits z. B. auch grammatische Phänomene Gegenstand einer sprachlichen Umbruchgeschichte sein können, zeigen etwa die für die Beteiligten des 68er-Diskurses typischen syntaktisch äußerst komplexen Satzkonstruktionen (nicht nur) der gesprochenen Sprache.

gesprächs‘ (Hermanns 1994).²⁵ Durch gesellschaftliche Einflüsse verursachte sprachliche Umbrüche manifestieren sich als Veränderungen der seriellen Kontinuität, d. h. der diskursiven Kohärenz. Solche gesellschaftlichen Einflüsse sind der kulturgeschichtliche, historisch-politische und gesellschaftliche Kontext, die Bedingungen also, unter denen Diskurse stattfinden (und die andererseits diskursiv geschaffen werden).²⁶ Sprachwissenschaftliche Diskursgeschichte erklärt also,

- wie gesellschaftliche Verfasstheit und sprachliche Verschiebungen zusammenhängen²⁷, und
- wann sich solche Verschiebungen diskursiv manifestieren – diese Frage ist essentiell im umbruchgeschichtlichen Kontext.

Auf dieser Folie ist ein Arbeitsplan zu entwerfen, differenziert nach denjenigen sprachlichen Ebenen, die eine umbruchgeschichtliche Indikatorfunktion haben.

4.2 Arbeitsplan: Diskursanalytische Perspektiven als Umbruchfaktoren

Veränderungen von Diskursen – nenne man sie, wie Oesterreicher 1997, ‚Verletzung von Diskursregeln‘²⁸, nenne man sie, wie Koch 1997, ‚Entstehung neuer Diskurstraditionen‘²⁹ – sind solche, die die o. g. Ordnungssele-

²⁵ Zu verweisen ist auch auf Brigitte Schlieben-Lange, die die „histoire sérielle [als] ein hervorragendes heuristisches Instrument“ beschreibt, „das es erlaubt, Innovationen und Traditionsbrüche, Traditionsschwankungen oder aber auch über lange Zeit ungebrochene Traditionen dingfest zu machen. ... An den Stellen, ..., an denen sich offensichtlich etwas verändert, muß dann die hermeneutische Arbeit an einzelnen Quellen [„Schlüsseltexte“] einsetzen“ (Schlieben-Lange 1983, S. 40). Auch in der Begriffsgeschichte wird „Serialität von Bedeutungsinnovationen ... immer [als] ein Anzeichen grundlegender Veränderungen im Bereich sozialer Erfahrung selbst [verstanden]. Dies gilt selbstverständlich auch für die Serialität des Absterbens von Wörtern, die eine ‚negative Begriffsgeschichte‘ aufzudecken hätte. Beide Serien sind nicht notwendig komplementär, wohl aber sind sie korrelierbar. Die sozialgeschichtliche Signifikanz der Serien selbst kann dadurch noch bedeutend erhöht werden“ (Stierle 1979, S. 185).

²⁶ Sie manifestieren sich im Sinn von neuen kommunikativen Bedürfnissen: „Wenn ... Veränderungen im politischen, ökonomischen, kulturellen, religiösen usw. Bereich eintreten, werden zunächst einmal neue kommunikative Bedürfnisse geweckt. Diese neuen Bedürfnisse fördern ihrerseits die Entstehung neuer Diskurstraditionen ... Das eigentliche Bindeglied zwischen der externen und der internen Sprachgeschichte stellen also die Diskurstraditionen dar“ (Koch 1997, S. 57 f.), wobei Koch Diskurstraditionen definiert als „Regelkomplexe mit geschichtlichem Charakter“ (ebd. S. 59).

²⁷ In der Formulierung Busses, „in welcher Weise gesellschaftliches Wissen in die Konstitution und den Wandel von Wort- und Textbedeutungen eingreift“ (Busse 2003, S. 26).

²⁸ „[Es gibt] im Einzeldiskurs ... (fast) immer die Möglichkeit, Diskursregeln bewußt oder unbewußt zu verletzen. Besonders wichtig sind derartige Modifikationen, wenn sie auf wie auch immer bedingten objektiven Veränderungen der Parameter der ... Kommunikationsbedingungen beruhen und damit die Grundstrukturen der Diskurstraditionen tangieren“ (Oesterreicher 1997, S. 30).

²⁹ „Aus neuen kulturellen, ökonomischen und technischen Herausforderungen entstehen neue kommunikative Bedürfnisse, die im ‚kommunikativen Haushalt‘ der betreffenden

mente³⁰ Thema, Diskursbeteiligte, Texte und Lexik betreffen. Das folgende Analyseprogramm setzt sozusagen die Gesellschaftlichkeit von sozialem Wandel und die Gesellschaftlichkeit sprachlicher Umbrüche auf den Ebenen Diskurstopik, Diskursbeteiligte, Diskurstexte und Diskurslexik zueinander in Beziehung. Auf diesen Ebenen ist die Frage nach dem Erscheinungsbild des sprachlichen Umbruchs zu beantworten, die Frage, wie sich die Rede von einem Umbruch begründet, durch welche sprachlichen Ereignisse sie sich rechtfertigt.

Erstes Ordnungselement: Thema – „Formation der Gegenstände“³¹

Diskursgegenstände sind, sprachlich gesehen, Thematisierungen – Diskurs ist insofern allererst eine inhaltsbezogene, topikalische Kategorie. Ich schließe mich der Definition von ‚Thema‘ von Zifonun/Hoffmann/Strecker an: Ein Thema ist „[der] kommunikativ konstituierte [...] Gegenstand oder Sachverhalt, über den in einem Diskurs oder Text(-abschnitt) fortlaufend etwas gesagt wird“ (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, S. 509).

Die topikalische Struktur eines Diskurses lässt sich als ein Komplex aus Haupt-, Unter- und Nebenthemen vorstellen.³² Wer wissen will, worüber zu einer bestimmten (historischen) Zeit geredet wurde, erkennt die gesellschaftliche Relevanz und Brisanz des Diskurses und seiner textuellen Manifestationen u. a. in deren diskursiven „Kernkonzept[en]“ (Busch 2004, S. 14), in ihren „semantische[n], Knotenpunkte[n]“ (Bär 2000, S. 46). Es handelt sich dabei, mit Busse (2006), um „Verdichtung[en] höchsten Grades“, die sich in Chiffren manifestieren und aus denen das Hauptthema eines Diskurses ableitbar ist. Als Unterthemen können sprachliche Ausdifferenzierungen eines Hauptthemas bezeichnet werden. Sie zeichnen sich durch einen höheren Grad thematischer Konkretion und Differenziertheit aus.³³ Als Nebenthemen können Thematisierungen verstanden werden, die einen Aspekt eines Haupt- oder Unterthemas zum Gegenstand haben. So könnte man sagen: Auf der Ebene

Kultur bislang nicht vorgesehen sind und denen die bestehenden Diskurstraditionen somit auch nicht ohne weiteres gerecht werden. An diesem Punkt können neue Diskurstraditionen entstehen“ (Koch 1997, S. 61 f.).

³⁰ „Formationen der Äußerungsmodalitäten“ nennt Foucault sie (1973/1990, S. 75).

³¹ Nach Foucault 1973/1990, S. 61 ff.

³² „Texte oder Diskurse sind selten auf einen einzigen Gegenstand fixiert und damit thematisch einfach; normalerweise sind sie thematisch komplex, das heißt, in ihnen sind mehrere Themen simultan oder sukzessiv behandelt. Thematische Komplexität bringt es mit sich, daß nach ihrer Reichweite länger durchgehaltene HAUPTTHEMEN von nur einmal weitergeführten NEBENTHEMEN und nach ihrem Verhältnis zueinander OBERTHEMEN von in ihnen enthaltenen SUBTHEMEN zu unterscheiden sind. Oft wird ein Thema zeitweise suspendiert. Daneben kommt thematische Komplexität auch durch eine Hierarchie von Themen innerhalb einer Äußerung zustande“ (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, S. 510).

³³ Subdiskurse beschreibt Claudia Fraas als die thematischen Ausdifferenzierungen eines Diskurses (Fraas 1996, S. 10).

des Hauptthemas ist Umbruchindikator das Aufkommen neuer Themen, auf der Ebene der Unterthemen ist Indikator eine hohe Dichte thematischer Versionen dieser neuen Themen, auf der der Nebenthemen eine zunehmende Aspektualisierung.

In der frühen Nachkriegszeit z. B. kann ‚Schuld‘ als ein neues Hauptthema des gesellschaftlichen Diskurses gelten, mit Unterthemen wie ‚Nationalsozialismus‘, ‚Wendezeit‘, ‚Demokratisierung‘ (vgl. Kämper 2005). Als ein Nebenthema könnte im Zusammenhang mit dem Schuldiskurs das der deutschen Teilung gesehen werden – relativ zu dem globalen Thema ‚Schuld‘ liegt es nicht auf der topikalischen Hauptlinie. Unter einer anderen Fragestellung dagegen wäre dieses Nebenthema ein Hauptthema. – Dies verweist darauf, dass eine solche hierarchisierende thematische Strukturierung eine Konstruktion ist, die wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse entspricht.³⁴ Sie hat heuristische Funktion und zwar die, die Relationen der einzelnen thematischen Elemente eines Diskurses³⁵ plausibel aufeinander zu beziehen.

Diese topikalische ist nicht die einzige Gliederungsmöglichkeit eines Diskurses. Vom Sonderfall tempusloser Aussagen abgesehen – Themen haben einen Vergangenheits-, einen Gegenwarts- oder einen Zukunftsbezug, d. h.: Die Themen bzw. Inhalte von Diskursen lassen sich in Bezug auf die Kategorien ordnen, die das zeitliche Kontinuum in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft strukturieren. Diskursives Strukturelement ist daher die Zeitreferenz der Diskurstopik. Indikator (und Faktor) von Zeiten raschen gesellschaftlichen Wandels ist eine zunehmende Dichte von Reflexionen über Zeit in den drei Dimensionen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Gegenwartsbezogene Reflexionen sind hier von zentraler Bedeutung, von herausragendem umbruchgeschichtlichem Wert.³⁶

Die eingangs zitierte sprachreflexive Äußerung von Herbert Marcuse ist ein solches „Bewusstseinsurteil“. Für das Gegenwartsbewusstsein einer Diskurs-

³⁴ Vgl. Busse/Teubert (1994, S. 14) und Busse (2006, S. 20): Bezogen auf sein Konzept der Beschreibung von Wissensstrukturen verweist Busse darauf, dass sie „stets ein Konstrukt ergibt, das Ergebnis wissenschaftlicher Anordnungen, Definitionen und Deutungen“ ist.

³⁵ Foucault spricht von der „Ökonomie der diskursiven Konstellation“ (Foucault 1973/1990, S. 97).

³⁶ Vgl. Dittmar (2000), der darauf hinweist, dass es „zur genaueren Bestimmung von Umbrüchen ... eine explizite Liste von Kriterien geben“ müsse und dass eine „Alternative ... die qualitative Charakterisierung nach Bewusstseinsurteilen von Zeitgenossen und Historikern“ (Dittmar 2000, S. 203) sei. Äußerungen, die ein Umbruchbewusstsein ausdrücken, sind insofern ein Aspekt der Sprachgeschichte, als zu ihr auch „die Entwicklung des Sprachgeschichtsbewusstseins der Sprachbevölkerung“ gehört (v. Polenz 1991, S. 20). Vgl. Köller (2004) zum „Terminus *Gegenwart*“ als Bezeichnung für eine Erlebniseinheit ..., deren Elemente von uns psychisch als unmittelbar zusammengehörig betrachtet werden, wobei diese Zeitspanne chronometrisch von dem Bruchteil einer Sekunde bis zu einem Jahrhundert reichen kann. Ebenso lassen sich *Vergangenheit* und *Zukunft* als psychische Erlebnisgrößen verstehen, die einen anderen Typ psychischer Anspannung im Hinblick auf die jeweiligen Erlebnisinhalte signalisieren“ (Köller 2004, S. 426).

gemeinschaft in der frühen Nachkriegszeit konnten als die Essenz dieses Bewusstseins bildende Leitvokabeln der Wortfamilie *Wende* (*Wendezeit*, *Wendepunkt*, *Weltwende*, *Zeit(en)wende*) als lexikalische Entsprechungen nachgewiesen werden (vgl. Kämper 2005, S. 163ff. und Kämper 2007). 1967/68 dagegen zeichnet sich ab, dass sich keine solch dominante Bezeichnung für das Gegenwartskonzept belegen lässt. Als die Gegenwart von 1967/68 bezeichnende Leitwörter sind vielmehr belegbar *Übergang* (*Übergangsperiode*, *Übergangsphase*), *Transformation* (*Transformationsprozess*, *Transformationsperiode*) sowie *Umbruch* (*Umbruchphase*). Im Unterschied zu der semantischen Struktur von *Wende* ist das *Umbruch*-Wortfeld der 68er tendenziell bestimmt von handlungsbezeichnendem Potenzial. Während mit *Wende* das gegenwartsbezogene Denken 1945ff. wesentlich die Vorstellung eines passiven, von den Redenden nicht beeinflussbaren Geschehens ausdrückt, impliziert das gegenwartsbezogene Denken der 68er eine aktive, handlungsbezogene Dimension. Besonders in der Gegenwartsbezeichnung *Transformation*, substantivierte Ableitung von *transformieren*, manifestiert sich dieser Aspekt. Das Selbstverständnis der 68er ist – überflüssig zu sagen – bestimmt von der Vorstellung des den Gang der Geschichte handelnd verändernden Subjekts. In den das Gegenwartskonzept vermittelnden Bezeichnungen drückt sich dieses Selbstverständnis ebenso aus wie übrigens in der Handlungsbezeichnung *Aktion*, ein herausragendes zentrales Schlüsselwort der Protestbewegung. Anders als *Wende* drücken vor allem *Transformation* und *Umbruch* eine radikalere Vorstellung von gesellschaftspolitischen Veränderungen aus, deren Intensität bereits in ihrer semantischen Struktur enthalten ist: ‚grundlegend‘ ist eines der wesentlichen Merkmale. Anders als *Wende* bezeichnen *Übergang*, *Transformation* und *Umbruch* nicht nur von der Protestbewegung erwünschte Sachverhalte, sondern können sich auch auf negative Entwicklungen in der bundesrepublikanischen Politik und Gesellschaft beziehen.³⁷

Gesellschaften realisieren also besonders in Zeiten raschen Wandels je spezifische Deutungsmuster von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In der frühen Nachkriegszeit etwa ist ‚Nationalsozialismus‘ ein vergangenheitsbezogenes, ‚Demokratie‘ ein zukunftsbezogenes Thema. In Bezug auf die Diskurse der Jahre 1918/20 wäre etwa das Thema ‚Monarchie‘ als vergangenheitsbezogener, ‚Revolution‘ als gegenwartsbezogener und ‚Demokratie‘ als zukunftsbezogener Diskurs vorstellbar, während 1967/68 ‚Revolution‘ Zukunftsbezug hat. Solche Reflexionen können auch Indikatoren für sprachliche Veränderungen sein. Sprachliche Umbruchgeschichte hat mithin eine bewusstseinsgeschichtliche Dimension.

Die Idee ist – um diesen Diskursaspekt abzuschließen – Zeitreferenzen einerseits und topikalische Ordnungsstrukturen andererseits zueinander in

³⁷ Zu dem laufenden DFG-Projekt zum sprachlichen Umbruch von 1967/68 vgl. www.ids-mannheim.de/II/Zeitreflexion68/.

Relation zu bringen; d. h. die zeitliche Referenz als temporales Grundraster zu verstehen und die Themen der Diskurse jeweils auf diesem Raster abzubilden. Der Sinn solcher Zuordnungen ist die Strukturierung von Einzeldiskursen, die darüber hinaus diskursive Interferenzen sichtbar machen kann. Z. B. erweist sich für den 68er-Diskurs, dass ‚Nationalsozialismus‘ keineswegs – wie 1945 ff. nahezu ausschließlich – vergangenheits-, sondern zur Hauptsache gegenwartsbezogen thematisiert wird, z. B. in Form von Übertragungen oder als Vergleichskategorie der gesellschaftlichen Wirklichkeit von 1968: Sie ist von Phänomenen geprägt, die die studentische Gemeinschaft des Protestdiskurses für faschistisch hält.

Zweites Ordnungselement: Diskursbeteiligte – „Wer spricht?“³⁸

Aus der sprachgeschichtlichen Perspektive ist der Umbruchfaktor ‚Diskursgemeinschaft‘ als eine modifizierte Kategorie dessen zu sehen, was in der klassischen Sprachgeschichte z. B. als „Verkehrsgemeinschaften“ oder, mit Sonderegger (1979), als „Sprachträger“ beschrieben wurde – im 20. Jahrhundert seien das „alle sozialen Schichten“ (Sonderegger 1979, S. 158 f.). Die Bezeichnungskategorie „alle sozialen Schichten“ macht deutlich, dass zwischen ‚Sprachträger‘ und ‚Diskursbeteiligte‘ zu unterscheiden ist: ‚Sprachträger‘ bezeichnet die im Allgemeinen an Sprache teilhabenden Personen – „alle sozialen Schichten“ bedeutet daher, dass aufgrund von Schulpflicht und zunehmenden Bildungsmöglichkeiten im 20. Jahrhundert niemand mehr von sprachlicher Partizipation ausgeschlossen ist. ‚Diskursbeteiligte‘ meint dagegen diejenige eingegrenzte Personengruppe, die spezifischen, zeittypischen Diskursen Dichte und Dynamik geben.³⁹ ‚Sprachträger‘ ist mithin die umfassende, ‚Diskursbeteiligte‘ die speziellere Kategorie. Man könnte eine Trias ‚Sprachträger – Diskursbeteiligte – Individualsprecher‘ bilden und damit auch den jeweiligen Anteil an sprachlichen Veränderungen bezeichnen. Danach wird ein sprachlicher Umbruch weder von einer ganzen Sprachgemeinschaft initiiert und getragen, noch ist er natürlich ein individualsprachliches Phänomen. Er ist zu beschreiben als eine von einer bestimmten Gruppierung einer Sprachgemeinschaft – eben der Diskursbeteiligten – initiierte sprachliche Veränderung (die sich, wenn sie denn akzeptiert wird, erst in einem folgenden Stadium auch als allgemeinere sprachliche Veränderung festsetzt).

³⁸ Nach Foucault 1973/1990, S. 75.

³⁹ Zentral ist in diesem Zusammenhang der Gedanke Oskar Reichmanns, dass sich im Zuge außersprachlicher auf den Sprachwandel einwirkender Vorgänge Gruppen bilden, „z. B. durch politische Grenzen aller Art, durch historische Entwicklungen wie Kriege, soziale und religiöse Bewegungen, durch Zugehörigkeit zu bestimmten gesellschaftlichen Schichten usw. ... Innerhalb dieser Gruppen sind die sozialen Interaktionen dichter als über die Gruppengrenzen hinweg. Daraus können sich besondere sprachliche und sonstige soziokulturelle Qualitäten bilden, die trotz ihrer jeweiligen Spezifik an gemeinsame außersprachliche Bedingungen gebunden sind und sich deshalb in Interdependenz zueinander entwickeln“ (Reichmann 1992, S. 379).

Die Diskursgemeinschaft ist nicht als eine homogene Einheit vorzustellen, sondern als eine aus heterogenen Teil-Gemeinschaften bestehende komplexe Formation. Sie ist gekennzeichnet durch unterschiedliche Erfahrungs- und Wahrnehmungshorizonte und ein je spezifisches Selbstverständnis der Beteiligten. Sie bildet sich über den thematischen Bezug – und nur über diesen. Grundsätzlich lässt sich für das 20. Jahrhundert sagen: Zur Diskursgemeinschaft gehören immer Zeitungsjournalisten, die jegliche gesellschaftliche Prozesse schreibend begleiten. Darüber hinaus besteht sie aus Repräsentanten der gesellschaftlichen Domänen, z. B. der Politik und der Gesellschaftskritik, des Rechtswesens, der Theologie, Kunst, Kultur usw. Je nach Diskursthema sind diese in spezifischer Weise beteiligt.⁴⁰ Insofern besteht eine Relation zwischen den Diskursbeteiligten und der Konstitution des Diskursthemas. Die Perspektivengebundenheit der Diskursbeteiligten ist weltbild- und einstellungsprägend, bewirkt daher die thematische Ausgestaltung der Diskurse, gibt ihren sprachlichen Erscheinungsformen eine komplexe Struktur.

Das forschungspraktische Konzept einer sprachlichen Umbruchgeschichte setzt voraus, dass sich in Zeiten raschen gesellschaftlichen Wandels die Zusammensetzung der Diskursgemeinschaften ändert. Der Wechsel von gesellschaftlichen und von Herrschaftsverhältnissen ist insofern ein evidenter diskursiver Umbruchindikator (und -faktor) hinsichtlich derjenigen Formationen und ihrer Angehörigen, die die Diskurse tragen und prägen. In Zeiten geänderter Machtkonstellationen sind dann diejenigen beteiligt, die zuvor ausgeschlossen waren – in der Nachkriegszeit z. B. sind es die Opfer des Nationalsozialismus, zur Zeit des Umbruchs von der Kaiserzeit zur Demokratie die unteren Gesellschaftsschichten, 1967/68 die Studenten, die die gesellschaftlich relevanten Themen in einer deutlich höheren Dichte und Frequenz diskursiv konstituieren.

Drittes Ordnungselement: „Texte – Die institutionellen Plätze“⁴¹

Ein Diskurs setzt sich zusammen aus Serien von singulären Texten als Formen kommunikativer Akte. Sie konstituieren ihn „als System des Denkens und Argumentierens“ (Warnke 2002b, S. 134). Texte stellen in thematischer Hinsicht eine Einheit dar – und nur in thematischer Hinsicht.

⁴⁰ Für die allgemeine Sprachgeschichte plädiert Roelcke dafür, die Beschreibung der Geschichte einer Einzelsprache von der Beschreibung der Geschichte der Sprachverwendung abhängig zu machen und dabei insbesondere die gesellschaftlichen Bedingungen, die Sprachwandel hervorbringen, im Sinn von „Beschreibungsbedingungen“ darzustellen. Das sind z. B. „Religion und Kirche, Philosophie, Literatur und Kunst, Gruppierung und Verbreitung der Gesellschaft, Politik und Recht, Handel und Wirtschaft, Bildungswesen, Reflexion und Erforschung sowie Pflege und Kritik von Sprache, Technik und Medien, Naturwissenschaften und Mathematik, Einzelpersonen und geschichtliche Ereignisse“ (Roelcke 1995, S. 410).

⁴¹ Nach Foucault 1973/1990, S. 77.

Zwei Aspekte von ‚Text‘, die für den Horizont des sprachlichen Umbruchs wesentlich sind, möchte ich herausstellen – Textwandel bzw. Textsortenwandel als Umbruchindikator, sowie die Relation von Text und Diskurs.

Textwandel und Textsortenwandel ist ein Faktor und Indikator sprachgeschichtlicher Veränderungen.⁴² Verschiebungen der kommunikativen Praktiken, die Ersetzung von „Kommunikationszwecken durch andere“, rufen „Veränderungen im Textsortenspektrum einer Epoche“ (Mattheier 1995, S. 11) hervor. Sie sind insofern Umbruchindikatoren. Aufgabe einer linguistischen Diskursanalyse ist die Konstituierung einer auf das Erkenntnisinteresse abgestimmten und die diskursive Wirklichkeit repräsentierende Textbasis – eines Korpus m. a. W. Darauf, dass wir es bereits in diesem Stadium der Korpusbildung mit Deutungsakten zu tun haben, machen Busse/Teubert (1994) aufmerksam.⁴³

Als Prinzipien der Korpuserstellung lassen sich formulieren: Diskurse werden zum einen realisiert in solchen Texten, die sie, eigentlich themenunabhängig, immer repräsentieren und die daher eigentlich diskursunspezifisch sind. Das sind Medientexte (Zeitungen, Zeitschriften). Vor allem aber werden Diskurse von spezifischen Textträgern bzw. kommunikativen Mustern realisiert, die ihre Struktur signifikant prägen. Die Relation zwischen Diskursthema und Diskursbeteiligten offenbart sich daher hinsichtlich des Zäsuraspekts markant und sprachlich prägnant in denjenigen Texten und Textsorten, die für einen Diskurs typisch sind. Was wäre etwa eine Rekonstruktion des 68er-Diskurses ohne die Erklärung von Flugblättern als typische Medien des Diskurses, ohne die Einbeziehung der Protokolle von studentischen Vollversammlungen als neuer Kommunikationsform, was wäre die Rekonstruktion des Schulddiskurses der frühen Nachkriegszeit ohne die Analyse von Predigten und Parteiprogrammen? Es ist also evident, dass Veränderungen der Text- und Textsortentopographie, als Veränderungen kommunikativer Praktiken, ein wesentliches Umbruchphänomen darstellen.

Die Relation von Text und Diskurs bezieht sich zum einen auf ein diskursanalytisches Moment aus der textlinguistischen Perspektive. Es ist das Moment der Transtextualität, der textübergreifenden Ausweitung, die auf die Ebene des Diskurses führt und die den Zusammenhang zwischen Text und Diskurs

⁴² Gerd Schank verweist darauf, dass bei Sprachwandelprozessen „neue kommunikative Handlungsmuster dank gesellschaftlichen Wandels in Geltung“ kommen. Beispielhaft sei die Studentenbewegung von 1968, in deren Gefolge die kommunikative Praxis „der Sit-Ins, Go-Ins, Teach-Ins usw. ... die enge Bindung zwischen Textsortenwandel und d. h. Sprachwandel und dem Wandel gesellschaftlicher Institutionen deutlich“ mache (Schank 1984, S. 764).

⁴³ „Die Korpusbildung, d. h. die Konstitution einer diskursiven Einheit als prospektiven Untersuchungsgegenstandes der Linguistik, basiert ... auf Deutungsakten. Diskursive Relationen können (wie intertextuelle Relationen jeglicher Art) als Bedeutungsbeziehungen nicht unabhängig von ihrer Deutung bestehen. Die Konstitution des Diskurses, der das Forschungsobjekt bilden soll, setzt daher stets schon Interpretationshandlungen der Forscher voraus“ (Busse/Teubert 1994, S. 16).

z. B. in Bezug auf textidentische Einheiten herstellt. Ingo Warnke (2002a) formuliert in diesem Sinn als Desiderat: „die Erfassung der Mittel textübergreifender Relationen“ (S. 14). Zum andern betrifft die Text-Diskurs-Relation Phänomene, die sich mit der Beschreibungskategorie ‚Interdiskursivität‘ fassen lassen.⁴⁴ Auf dieser Ebene der Interdiskursivität werden diejenigen sprachlichen diskursiven Elemente in linguistischem Sinn beschrieben, die mehreren Einzeldiskursen gemeinsam sind; parallele serielle sprachliche Einheiten, die die Diskurse transzendieren bzw. zueinander in Beziehung setzen. Jürgen Link beschreibt „Kollektivsymbole“ als solche ‚Interdiskurseffekte‘⁴⁵, Dietrich Busse nennt sie „diskursive Grundfiguren“ (Busse 1997).

Als dritte Kategorie möchte ich ‚Intradiskursivität‘ einführen. Sie beschreibt die zwischen den vier genannten Ordnungselementen Kohärenz schaffenden Phänomene – es wurde oben verschiedentlich auf die entsprechenden Relationen hingewiesen. ‚Intradiskursivität‘ ist eine auf Einzeldiskurse bezogene Kategorie. Sie beschreibt Thema, Diskursbeteiligte, Texte und Lexik (und/oder Phänomene auf anderen Sprachebenen wie Grammatik oder Stilistik) insofern als Elemente der Kohärenz eines Einzeldiskurses, als sie das Bedingungsverhältnis der vier Ordnungselemente zueinander darstellt. Intradiskursivität beschreibt die binnendiskursiven Abhängigkeiten von Diskursthemen, der Zusammensetzung der Diskursbeteiligten und der textuellen und lexikalischen (grammatischen, stilistischen) Manifestationen.

Am Beispiel des Diskurses zu den Notstandsgesetzen der Jahre 1967/68: Die Notstandsgesetze (Thema) werden (nicht nur, aber) dominant von Studierenden (Diskursbeteiligte) thematisiert. Eine diesen Beteiligten entsprechende Textform ist das Flugblatt (Texte), auf denen die Beteiligten ihre Haltung zu dem Thema ihnen gemäß mit Elementen aus dem Wortschatzbereich ‚Widerstand und Protest‘ (Lexik) ausdrücken.

Während Intertextualität aus der Textperspektive beschrieben wird und sich Interdiskursivität auf Diskurse bezieht, richtet sich die Kategorie Intradiskursivität auf den Einzeldiskurs: Intertextualität ist Kohärenzfaktor auf Textebene, Intradiskursivität auf Einzeldiskursebene, Interdiskursivität auf der Ebene von Diskurskomplexen.

⁴⁴ Die Kategorie ‚Interdiskursivität‘ bezeichnet die zwischen Einzeldiskursen vermittelnde Sphäre und beschreibt die entsprechenden Phänomene als Interdiskurseffekte. Insofern Interdiskurseffekte als Kreuzungen und Verschränkungen von Diskursen in Aussagenserien darstellbar sind, lässt sich die vor allem von Jürgen Link (vgl. Link 1986, 1988, 2003) als literarisch-diskurstheoretisch ausgedeutete Kategorie der Interdiskursivität für die linguistische Diskursanalyse adaptieren. Kreuzungen und Verschränkungen als prinzipielle Indikatoren für Interdiskursivität sind linguistisch verifizierbar als die Einzeldiskurse transzendierende Serialität diskursiver Einheiten bzw. Elemente. Die Kategorie der Interdiskursivität erfährt somit eine auf sprachlicher Nachweisbarkeit beruhende Konkretion und Spezifizierung und eine auf Gebrauchstexte bezogene Erweiterung.

⁴⁵ Vgl. auch seinen Beitrag in diesem Band.

Viertes Ordnungselement: Lexik – „Formation der Begriffe“⁴⁶

Zentraler umbruchgeschichtlicher Untersuchungsgegenstand ist die lexikalische Dynamik. Reichmann (1992) verweist auf die „Empfindlichkeit des Lexikons als des offensten und auf kulturelle Veränderungen am unmittelbarsten reagierenden Teils der Sprache“ (Reichmann 1992, S. 368).⁴⁷ Insbesondere die kulturgeschichtliche Perspektive des externen Sprachwandels ist auf die Sprachebene der Lexik gerichtet, denn „Sprachwandel hinsichtlich des Repertoires der Lexeme und der ihrer Selektion zugrunde liegende Motivation hat außersprachliche gesellschaftlich-historische Gründe“ (Lüttke 1980, S. 234). Dabei richtet sich diese Fragestellung nicht nur auf die als sog. ‚politische Schlagwörter‘ erwartbaren meist substantivischen Leit- und Schlüsselwörter. In der Terminologie Busses (2006) und zurückführbar auf die Fillmoresche Formel „Wörter evozieren Wissensrahmen“ sind dies Chiffren, epistemische Einheiten, die als solche einem Wissensrahmen entsprechen. Diese Chiffren zeichnen sich dadurch aus, dass sie einen Diskurs hochgradig verdichten und ihn generieren – „Evokationspotenzial“ nennt Busse das.⁴⁸ Ein Diskurs also verdichtet sich nicht nur in solchen Chiffren, besteht nicht nur aus Schlag- und Schlüsselwörtern. Als mindestens ebenso diskurs- und umbruchrelevant möchte ich exemplarisch zum einen auf typische Wortbildungselemente verweisen. Der 68er-Diskurs lebt nicht zuletzt von solchen wie z. B. *gegen-lanti-* (*Gegenuniversität/lantiautoritär*), *pseudo-lschein-* (*pseudorevolutionär/Scheindemokratie*), *gesamt-* (*gesamtuniversitär/ gesamtgesellschaftlich*), *außer-linner-* (*außer-linnerorganisatorisch*) usw. – der analytisch-strukturalistische Anspruch der Protestbewegung findet in diesem Morpheminventar Ausdruck; zum andern verweise ich auf Temporaladverbien und -phrasen, wie z. B. *früher, einst, nie zuvor, wie noch nie*.⁴⁹ Man könnte vielleicht sagen: Ihre Eigenschaft, einen Diskurs zu verdichten, resultiert weniger aus einem topikalischen epistemischen Potenzial, sondern aus ihrer Funktion: die jeweiligen Diskurschiffren einer Zeitreferenz zuzuweisen und damit zu ordnen. Sie sind gleichsam die zeitreflexiven diskursiven Steuerungselemente.

Ein weiterer zentraler diskurslexikologischer Gegenstand ist der Nachweis von Kollokationsschüben und Brüchen von Formulierungstraditionen als Indikatoren eines sprachlichen Umbruchs. Sprachgebrauchsmuster – in der

⁴⁶ Nach Foucault 1973/1990, S. 83 ff.

⁴⁷ Um es nochmals zu betonen: Selbstverständlich ist die Lexik nicht die einzige Sprachebene umbruchartiger Veränderungen. Veränderungen im Bereich der Grammatik etwa oder der Stilistik sind ebenfalls umbruchindizierende Faktoren.

⁴⁸ Siehe auch seinen Beitrag in diesem Band.

⁴⁹ Vgl. Kämper 2005, z. B. S. 160 ff., S. 173 ff., S. 186 f. Sie entsprechen Ausdeutungen der Zeitkonzepte: Vergangenheit wird ggf. in konkurrierende Konzepte des Überkommenen oder des Besseren gefasst, Gegenwart u. U. in konkurrierende Konzepte der Wende oder des Stillstands, Zukunft entsprechend z. B. in konkurrierende Konzepte der Gefahr oder des Paradieses.

Formulierung Hartmut Schmidts „Traditionen der Kombination von Wörtern im Satz“ (Schmidt 1995, S. 131) – werden als diskursive Elemente verstanden, und sie sind Umbruchindikatoren, verifizierbar als Veränderungen von Kontextpartnern innerhalb eines untersuchten Zeitraums.

Kollokationsstudien dokumentieren mithin Veränderungen von Gebrauchsnormen, also Veränderungen hinsichtlich des (in der Terminologie Hausmanns 1984) Kollokators und/oder der Basis einer Kollokation.⁵⁰ Damit sind sie Umbruchindikatoren z. B. in Bezug auf Adjektiv-Substantiv-, auf Verb-Substantiv-, auf genitivische Verbindungen. So lassen sich etwa für den Umbruch vom Kaiserreich zur Weimarer Republik für den Kollokator *Republik* folgende Kollokationen nachweisen⁵¹:

- Adjektiv-Substantiv-Kollokationen
 - *sozialistische Republik*,
 - *deutsche Republik*,
 - *neue Republik*,
- Substantiv-Verb-Kollokationen
 - *die sozialistische Republik ist ausgerufen*,
 - *die Republik ist begründet*,
 - *Prinz Max von Baden hat die neue Republik verkündet*,
 - *Die Republik ist verkündet*,
- Verb-Substantiv-Kollokationen mit Akkusativ-Objekt
 - *Die Republik bringt ein dauerndes, unerwartetes und gewaltiges Neues*,
- genitivische Substantiv-Substantiv-Kollokationen
 - *Bürger einer Republik*,
- phraseologische Formeln
 - *Es lebe die Republik*,
 - „*Hoch die Republik*“

usw.⁵²

Ich habe mit diesen diskursanalytischen Perspektiven das Analyseprogramm einer sprachlichen Umbruchgeschichte dargelegt und möchte zusammenfassend die Frage stellen: „Was meint eigentlich Umbruch“? Sprachliche Verschiebungen, bevor sie sich allgemeinsprachlich stabilisieren, sind als Übergangsphänomene zu beschreiben. Jede sprachliche Neuerungsphase ist, nachdem das kollektive Ereignis der sprachlichen Abweichung stattgefunden

⁵⁰ Zu verweisen ist auch auf die Arbeiten von Kathrin Steyer (zuletzt Steyer/Lauer 2007).

⁵¹ Alle Beispiele aus „Aufzeichnung aus dem Tagebuch des jüdischen Fabrikanten Oskar Münsterberg (1865–1920) aus Berlin“, www.dhm.de/lemo/forum/kollektives_gedaechtnis/037/index.html.

⁵² Zu prüfen ist, ob an diesen diskursanalytischen Aspekt das Modell der Wissensrahmen, das Busse (2006) für die Diskurslinguistik stark gemacht hat, anschließbar ist. Mit diesem Modell weist er das evokative Potenzial kontextualisierter Chiffren nach, das dann dem Diskurs Dynamik verleiht, wenn diese Chiffren in eine bis dahin nicht mögliche prädikative Beziehung treten.

hat und bevor dieses Ereignis allgemein approbiert ist, eine transitorische Phase, in der das Alte und das Neue gleichermaßen gelten, Reinhart Koselleck hat das ‚Sattelzeit‘ genannt.⁵³ Dieses Prinzip, das für die *longue-durée*-Perspektive der Gesellschaftsgeschichte beschrieben wurde, gilt auch für sprachliche Umbruchphasen – wenngleich in wesentlich kürzeren Fristen. Insofern ist es auf die vier hier genannten Ordnungselemente des Diskurses übertragbar: Die thematische, die Beteiligten-, die textuelle und die lexikalisch-lexikologische Struktur von Diskursen in Umbruchzeiten kennzeichnet das plötzliche Aufkommen eines jeweils neuen Phänomens bzw. Ereignisses bei gleichzeitigem Fortbestand des Überkommenen. Z. B.: Lexikalischer Umbruch vollzieht sich etwa durch das Aufkommen eines neuen politisch-sozialen Wortschatzes bei gleichzeitigem Fortbestand des traditionellen Wortschatzes. In lexikalischer Hinsicht sind daher in sprachlichen Umbruchphasen insbesondere semantische Übergangs-, Beharrungs- und Neuerungsphänomene zu beschreiben, sowie semantische Kämpfe. Zu beschreiben ist m. a. W. lexikalisch-semantische Kontinuität und Diskontinuität der Diskurse vor dem Hintergrund der politisch-gesellschaftlichen Veränderungen. – Dieses Prinzip des Übergangs gilt für alle Ordnungselemente des Diskurses.⁵⁴

So werden auf der Ebene des zeitlichen Kontinuums des 20. Jahrhunderts die diskursiven Brüche innerhalb dieses zeitlichen Kontinuums als zeitlich komprimierte sprachliche Übergangsphasen im Sinn von Ablösungs- und Ersetzungsprozessen präzisier- und erklärbar. Es sei in diesem Zusammenhang nochmals die Arbeitshypothese vergegenwärtigt, die da lautet: Einer der durchgreifenden gesellschaftsverändernden Prozesse des 20. Jahrhunderts ist der der Demokratisierung (einschließlich ihrer Negation). Die Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts ist gekennzeichnet von phasenweise je spezifischen diskursiven Ausprägungen des Demokratisierungsprozesses. Die sprachlichen Verschiebungen des radikalsten Bruchs von 1933 ff. einer totalen Entdemokratisierung werden als Ablösungs- und Ersetzungsprozesse erst dann erkennbar, wenn sie mit denen der vorangegangenen und der nachfol-

⁵³ „Der heuristische Vorgriff [des Unternehmens ‚Geschichtliche Grundbegriffe‘] ... besteht in der Vermutung, daß sich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein tiefgreifender Bedeutungswandel klassischer *topoi* vollzogen, dass alte Worte neue Sinngehalten gewonnen haben, die mit Annäherung an unsere Gegenwart keiner Übersetzung mehr bedürftig sind. Der heuristische Vorgriff führt sozusagen eine ‚Sattelzeit‘ ein, in der sich die Herkunft zu unserer Präsenz wandelt. Entsprechende Begriffe tragen ein Janusgesicht: rückwärtsgewandt meinen sie soziale und politische Sachverhalte, die uns ohne kritischen Kommentar nicht mehr verständlich sind, vorwärts und uns zugewandt haben sie Bedeutungen gewonnen, die zwar erläutert werden können, die aber auch unmittelbar verständlich zu sein scheinen“ (Koselleck 1972, S. XV).

⁵⁴ Diese Kämpfe drücken sich ggf. auch in Sprachbewusstsein dokumentierenden metasprachlichen Verständigungen aus. Mattheier verweist darauf, dass in Umbruchzeiten „der Sprachgebrauch auch den Sprechern zum Problem wird, daß er Gegenstand von Auseinandersetzungen zwischen sprachlich modern und sprachlich konservativ handelnden Gruppen wird“ (Mattheier 1995, S. 13).

genden Phase kontrastiert werden, mit der von 1918 ff. und von 1945 ff. Die sprachlichen Neuerungen des radikalen gesellschaftlichen und politischen Wandels von 1945 ff. entsprechend erst im Verbund mit denen von 1933 ff. und von 1967 ff. und so weiter. In diese Konzeption aufzunehmen sind für 1945 ff. selbstverständlich die beiden Perspektiven der westlichen Besatzungszonen/BRD und der SBZ/DDR. Gerade in Bezug auf die gesellschaftlichen Demokratisierungsprozesse des 20. Jahrhunderts sind hier die beiden Perspektiven des Systems einer sozialistischen Demokratie (die von Zeitgenossen in ihren Grundzügen auch als Fortsetzung der Diktatur wahrgenommen werden konnte) und einer Demokratie der sozialen Marktwirtschaft zu unterscheiden.⁵⁵

Die Befunde solcher Kontrastierungen rechtfertigen die Rede vom Umbruch im eigentlichen Sinn: Umbruch ist sprachgeschichtlich eine kurze transitorische Phase, in der der sprachliche Bestand durch Innovationen ergänzt, abgelöst und ersetzt wird. Eine Geschichte sprachlicher Umbrüche beschreibt eben jenen *Zeit-Punkt* der Ergänzung, Ablösung und Ersetzung. Insofern ist Walther Dieckmann (1983) zu widersprechen. Er hält „sprachgeschichtliche Periodisierungsversuche, die kurzatmig mit fünf, zehn oder zwölf Jahreszeiträumen operieren und die Sprachepochen auch noch direkt an die Daten der politischen Geschichte binden, von vornherein [für] verfehlt“ (Dieckmann 1983, S. 92). Die Feststellung des *Zeit-Punkts*, an dem Veränderungen des Sprachgebrauchs eintreten, ist vielmehr angewiesen auf solch feine Granulierung.

4. Zusammenfassung: Überlegungen zu dem Modell eines sprachlichen Umbruchs

Ergebnis einer Umbruchgeschichte des 20. Jahrhunderts ist nicht nur die Darstellung sprachlicher Veränderungen auf den Diskursebenen, sondern sollte auch ein Modell des sprachlichen Umbruchs sein. In vortheoretischem Sinn lassen sich nach dem jetzigen Stand der Überlegungen Aspekte ausweisen, die ich als Elemente eines Modells sprachlicher Umbrüche für obligatorisch halte:

1. Ein sprachlicher Umbruch hat zur Voraussetzung umfassende und in kurzer Zeit sich vollziehende gesellschaftliche Veränderungen.
2. Ein sprachlicher Umbruch wird erkennbar im Diskurs, und zwar auf den Ebenen Thema, Beteiligte, Texte und Lexik.
3. Ein sprachlicher Umbruch ist kein Phänomen des zeitlichen Kontinuums, sondern ein zeitliches Ereignis.

⁵⁵ Als Beispiel für diese Differenzierung vgl. etwa Kämper (2005), wo die Darstellung vor allem im Hinblick auf die Projekte Frieden, Freiheit und Demokratie, die den Diskurs nach 1945 entscheidend bestimmten, nach den systemabhängigen Konzeptionen dieser Projekte unterschieden wurde.

4. Sprachliche Umbruchphänomene haben dann Sprachwandel zur Folge, wenn sie von kurzzeitigen Ereignissen zu dauerhaften Phänomenen des sprachhistorischen Kontinuums werden.

Das Forschungskonzept einer Geschichte sprachlicher Umbrüche ist ein integriertes sprachgeschichtliches Konzept: Es setzt Sprachumbruch und sonstigen Sprachwandel derart zueinander in Beziehung, dass es die etablierte Periodisierung der Sprachgeschichte nicht etwa ersetzen soll, sondern Periodengrenzen entwicklungsgeschichtlich präzisieren und Dynamiken innerhalb einer Periode erklären kann.

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1781): Über die Geschichte der deutschen Sprache, über deutsche Mundarten und deutsche Sprachlehre. Leipzig: Breitkopf.
- Auer, Peter/Hausendorf, Heiko (2000): Kommunikation in gesellschaftlichen Umbruchsituationen. Mikroanalytische Aspekte des sprachlichen und gesellschaftlichen Wandels in den Neuen Bundesländern. Tübingen: Niemeyer.
- Bär, Jochen A. (2000): Lexikographie und Begriffsgeschichte. Probleme, Paradigmen, Perspektiven. In: Wörterbücher in der Diskussion IV. Vorträge aus dem Heidelberger Lexikographischen Kolloquium. Herausgegeben von Herbert Ernst Wiegand. Tübingen: Niemeyer. S. 29–84.
- Bredel, Ursula (1999): Erzählen im Umbruch. Studie zur narrativen Verarbeitung der „Wende“ 1989. Tübingen: Stauffenburg.
- Burkhardt, Armin/Fritzsche, Peter K. (Hg.) (1992): Sprache im Umbruch. Politischer Sprachwandel im Zeichen von „Wende“ und „Vereinigung“. Berlin/New York: de Gruyter.
- Busch, Albert (2004): Diskurslexikologie und Sprachgeschichte der Computertechnologie. Tübingen: Niemeyer
- Busse, Dietrich (1997): Das Eigene und das Fremde. Zu Funktion und Wirkung einer diskurssemantischen Grundfigur. In: Jung, Matthias/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hg.): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 17–35.
- Busse, Dietrich (2003): Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie. In: Dutt, Carsten (Hg.): Herausforderungen der Begriffsgeschichte. Heidelberg: Universitätsverlag Winter. S. 17–38.
- Busse, Dietrich (2006): Diskurslinguistik als Epistemologie. Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand linguistischer Forschung. [Manuskript, dessen gekürzte Fassung auf dem 41. Linguistischen Kolloquium, Mannheim, 6.9.2006, Sektion „Methoden der Diskurslinguistik nach Foucault“, vorgetragen wurde].
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 10–28.
- Cherubim, Dieter (1998): Sprachgeschichte im Zeichen der linguistischen Pragmatik. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Herausgegeben von Werner Besch, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger. Berlin/New York: de Gruyter. 2. Aufl. S. 538–550.

- Coseriu, Eugenio (1974): Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels. München: Fink.
- Coseriu, Eugenio (1983): „Linguistic change does not exist.“ In: *Linguistica nuova ed antica. Rivista di linguistica classica medioevale e moderna*. (Galatina Congedo Editore). S. 51–63
- Dieckmann, Walther (1983): Diskontinuität? – Zur – unbefriedigenden – sprachkritischen und sprachwissenschaftlichen Behandlung der Nachkriegssprache in Deutschland 1945–1949. In: Hermand, Jost/Peitsch, Helmut/Scherpe, Klaus R. (Hg.): *Nachkriegsliteratur in Westdeutschland. Band 2: Autoren, Sprache, Traditionen*. Berlin: Argument. S. 89–100.
- Dittmar, Norbert (2000): Sozialer Umbruch und Sprachwandel am Beispiel der Modalpartikeln *halt* und *eben* in der Berliner Kommunikationsgemeinschaft nach der ‚Wende‘ In: Auer/Hausendorf (Hg.), S. 199–234.
- DWb: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig: Hirzel S. 1854 ff.
- Eggers, Hans (1986): Nachwort. Aus: *Deutsche Sprachgeschichte*. 4 Bände. Neubearbeitung. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt. Zitiert nach Roelcke (2001), S. 183–205.
- Fix, Ulla (1997): Sprachbiographien. Der deutsch-deutsche Sprachgebrauchswandel im Erinnern und Erleben von Zeitzeugen. In: Gamer-Wallert, I. (Hg.): *Nähe und Ferne. Erlebte Geschichte im geteilten und vereinigten Deutschland*. Tübingen: Narr. S. 78–95.
- Foucault, Michel (1973/1990): *Archäologie des Wissens*. 4. Auflage, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fraas, Claudia (1996): Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen. Die Konzepte IDENTITÄT und DEUTSCHE im Diskurs zur deutschen Einheit. Tübingen: Narr.
- Gabelentz, Georg von der (1901): *Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Durchgesehener Nachdruck der zweiten Auflage von 1901. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von G. Narr und U. Petersen sowie mit einem Aufsatz von E. Coseriu, G. v. d. Gabelentz et la linguistique synchronique. Tübingen: Narr 1969.
- Hausmann, Franz Josef (1984): Wortschatzlernen ist Kollokationslernen. Zum Lehren und Lernen französischer Wortverbindungen. In: *Praxis des neusprachlichen Unterrichts* 31, S. 395–406.
- Herberg, Dieter/Steffens, Doris/Tellenbach, Elke (1997): *Schlüsselwörter der Wendezeit. Wörter-Buch zum öffentlichen Sprachgebrauch 1989/90*. Berlin/New York: Verlag Walter de Gruyter.
- Hermanns, Fritz (1994): Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter. Zur Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen ‚politischen Semantik‘. Arbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 245 Sprache und Situation. Heidelberg/Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.
- Jäger, Ludwig (1984): Das Verhältnis von Synchronie und Diachronie in der Sprachgeschichtsforschung. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Hg. von Werner Besch, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger. Erster Halbband. Berlin, New York: de Gruyter. S. 711–720.
- Kämper, Heidrun (2005): *Der Schulddiskurs in der frühen Nachkriegszeit. Ein Beitrag zur Geschichte des sprachlichen Umbruchs nach 1945*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Kämper, Heidrun (2007): *Opfer – Täter – Nichttäter. Ein Wörterbuch zum Schulddiskurs 1945–1955*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.) (2001): *Hand-*

- buch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1. Theorien und Methoden. Opladen: Leske und Budrich.
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.) (2003): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis. Opladen: Leske und Budrich.
- Keller, Rudi (1994): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen u. a.: Francke.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik. In: Frank, Barbara/Haye, Thomas/Tophinke, Doris (Hg.): Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit. Tübingen: Narr. S. 43–79.
- Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin/New York: de Gruyter.
- Koselleck, Reinhart (1972): Einleitung. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (1972–1997) (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. 8 Bände in 9 Teilbänden. Stuttgart: Klett Cotta. Band I. S. XIII–XXVII.
- Link, Jürgen (1986): Noch einmal: Diskurs. Interdiskurs. Macht. In: kultuRRevolution 11, S. 4–7.
- Link, Jürgen (1988): Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik. In: Fohrmann, Jürgen/Müller, Harro (Hg.): Diskurstheorien und Literaturwissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 284–307.
- Link, Jürgen (2003): Kulturwissenschaft, Interdiskurs, Kulturrevolution. In: kultuRRevolution 45/46, S. 10–23.
- Lüdtke, Helmut (1980): Auf dem Weg zu einer Theorie des Sprachwandels. In: Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels. Hg. von Helmut Lüdtke. Berlin/New York: de Gruyter. S. 182–252.
- Marcuse, Herbert (1969): Versuch über die Befreiung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mattheier, Klaus J. (1995): Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hg.) (1995): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen: Niemeyer. S. 1–18.
- Moser, Hugo (1951): Probleme der Periodisierung des Deutschen. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 1, S. 296–308. Zitiert nach Roelcke (2001), S. 111–123.
- Objartel, Georg (1980): Sprachstadium. In: Althaus, Hans Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Lexikon der germanistischen Linguistik. 2. vollst. neu bearb. und erw. Aufl. Tübingen: Niemeyer. S. 557–563. Zitiert nach Roelcke (2002), S. 345–357.
- Oesterreicher, Wulf (1997): Zur Fundierung von Diskurstraditionen. In: Frank, Barbara/Haye, Thomas/Tophinke, Doris (Hg.): Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit. Tübingen: Narr. S. 19–41.
- Paul, Hermann (1920): Prinzipien der Sprachgeschichte. 9. unveränderte Auflage. Tübingen: Niemeyer 1975.
- Polenz, Peter von (1989): Das 19. Jahrhundert als sprachgeschichtliches Problem. In: Cherubim, Dieter/Mattheier, Klaus J.: Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Berlin/New York: de Gruyter. Zitiert nach Roelcke (2001), S. 285–305.
- Polenz, Peter von (1991): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, Band 1: Einführung, Grundbegriffe, Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit. Berlin/New York: de Gruyter.

- Polenz, Peter von (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York: de Gruyter.
- Polenz, Peter von (2002): Sprachgeschichte und Gesellschaftsgeschichte von Adelung bis heute. In: Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge. Herausgegeben von Dieter Cherubim, Karlheinz Jakob und Angelika Linke. Berlin/New York: de Gruyter. S. 1–23.
- Reichmann, Oskar (1992): Periodisierung und Raumgliederung des Deutschen. In: Ágel, Vilmos/Hessky, Regina (Hg.): Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik. Tübingen: Niemeyer. S. 177–201. Zitiert nach Roelcke (2001), S. 359–387.
- Roelcke, Thorsten (1995): Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. Grundlagen. Aus: Roelcke, Thorsten (1995): Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. Analysen und Tabellen. Berlin/New York: de Gruyter. Zitiert nach Roelcke (2001), S. 389–422.
- Roelcke, Thorsten (Hg.) (2001): Periodisierung. Die zeitliche Gliederung der deutschen Sprachgeschichte. Frankfurt u. a.: Peter Lang.
- Schank, Gerd (1984): Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf der Grundlage von Textsorten. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hg. von Werner Besch, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger. Erster Halbband. Berlin/New York: de Gruyter. S. 761–768
- Scharloth, Joachim (2005): Pragmatische Geschichte(n). Theorie der Sprachgeschichte und Erzählstrategien bei Adelung und dem soziopragmatischen Paradigma. In: Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft 15, S. 31–52.
- Schildt, Joachim (1980): Zu einigen Problemen der Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 33, S. 386–394. Zitiert nach Roelcke (2001), S. 207–218.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart u. a.: Kohlhammer.
- Schmidt, Hartmut (1995): Wörter im Kontakt. Plädoyer für historische Kollokationsuntersuchungen. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen: Niemeyer. S. 127–143.
- Sonderegger, Stefan (1979): Die Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. Aus: Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Band I: Einführung – Genealogie – Konstanten. Berlin/New York: de Gruyter. S. 169–194. Zitiert nach Roelcke (2001), S. 155–181.
- Steger, Hugo (1989): Sprache im Wandel. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 20, S. 3–31.
- Steyer, Kathrin/Meike Lauer (2007): „Corpus-Driven“: Linguistische Interpretation von Kookkurrenzbeziehungen. In: Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig M. (Hg.): Sprachperspektiven. Germanistische Linguistik und das Institut für Deutsche Sprache. Tübingen: Narr. S. 493–509.
- Stierle, Karlheinz (1979): Historische Semantik und die Geschichtlichkeit der Bedeutung. In: Koselleck, Reinhart (Hg.): Historische Semantik und Begriffsgeschichte. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 154–189.
- Warnke, Ingo (2002a): Texte in Texten – Poststrukturalistischer Diskursbegriff und Textlinguistik. In: Adamzik, Kirsten (Hg.): Texte. Diskurse. Interaktionsrollen. Analysen zur Kommunikation im öffentlichen Raum. Tübingen: Stauffenburg. S. 1–17.
- Warnke, Ingo (2002b): Adieu Text – bienvenue Diskurs? Über Sinn und Zweck einer poststrukturalistischen Entgrenzung des Textbegriffs. In: Fix, Ulla/Adamzik, Kirsten/

- Antos, Gerd/Klemm, Michael (Hg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang. S. 125–141.
- Wichter, Sigurd (1999): Gespräch, Diskurs und Stereotypie. In: ZGL 27.3, S. 261–284.
- ZGL 34/2006: Zeitschrift für germanistische Linguistik. 34. 2006.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Band I. Berlin/New York: de Gruyter.

Internetadressen:

„Aufzeichnung aus dem Tagebuch des jüdischen Fabrikanten Oskar Münsterberg (1865–1920) aus Berlin“, www.dhm.de/lemo/forum/kollektives_gedaechtnis/037/index.html

www.ids-mannheim.de/II/Zeitreflexion68/

ARNULF DEPPERMAN

Verstehen im Gespräch

Abstract

Die Hermeneutik und die empirisch-psychologische Textrezeptionsforschung haben sich damit befasst, wie Leser Texten Sinn zuschreiben. Sozialphilosophen (wie Weber, Schütz, Mead, Habermas) sehen in Prozessen der symbolvermittelten Verständigung das alltagsweltliche Fundament der sozialen Welt und der Möglichkeit gesellschaftlicher Integration. Wie aber verhalten sich diese, aus der Textanalyse und der zeichen- und sozialtheoretischen Reflexion entstandenen Konzeptionen des Verstehens zum alltagsweltlichen Verstehen im Gespräch? Ist hier eigentlich vom gleichen Vorgang die Rede? Sind mentalistische, normative und leserbezogene Konzepte des Verstehens brauchbar für die Analyse beobachtbarer Prozesse der Herstellung von Intersubjektivität in Gesprächen?

Dieser Aufsatz umreißt zunächst kurz den wissenschaftlichen Diskussionskontext, innerhalb dessen Verstehen zum Gegenstand geworden ist (1). Kontrastiv dazu werden die Prämissen einer Untersuchung von Verstehen in Gesprächen bestimmt, die sich aus den spezifischen Situationsparametern mündlicher Interaktion ergeben (2). Den Hauptteil der Abhandlung bildet der Aufweis der elementaren sequenziellen Organisationsform und typischer sprachlicher Manifestationen der Dokumentation und der Verhandlung von Verstehen im Gespräch (3). Abschließend werden einige allgemeine Eigenschaften resümiert, die die Dokumentation von Verstehen in Gesprächen auszuzeichnen scheinen (4).¹

1. ‚Verstehen‘ als Thema der Wissenschaft: Gegenstand und Methode

Um das Erkenntnisinteresse der Untersuchung von Verstehen im Gespräch klarer zu fassen, stelle ich es vor dem Hintergrund der drei gängigen wissenschaftlichen Diskussionskontexte dar, die Verstehen zum Thema gemacht haben: Sozial- und Bewusstseinstheorie, Hermeneutik und Kognitionspsychologie.

1.1 Sozial- und Bewusstseinstheorie

Seit Weber (2001[1922]) und Schütz (1974[1932]) stellt die Sozialphilosophie den Begriff des ‚Verstehens‘ ins Zentrum der Reflexion auf das, was Gesellschaft und das soziale Handeln in ihr ausmachen. Die Welt des Menschen ist

¹ Ich danke Hardarik Blühdorn für Hinweise und kritische Anmerkungen zu einer früheren Version des Textes.

eine soziale, deren Objektivität darin beruht, dass sie uns als intersubjektive Welt gilt (Husserl 1977[1929], § 42 ff.; Berger/Luckmann 1966). Intersubjektivität besteht im Wesentlichen darin, dass Kategorisierungen, Deutungen, Wertungen, Erwartungen und Handlungsweisen wechselseitig akzeptiert werden. Sie bezieht sich also auf zeichenkonstituierte, sinnhafte Prozesse, hinsichtlich derer Erwartungserwartungen bestehen (Luhmann 1984, S. 411 ff.). Einander zu verstehen ist damit konstitutiv für die soziale Welt als solche (Schütz 1974[1932]): die Welt ist „immer schon“ eine sinnstrukturierte Welt (Heidegger 1927), die aber nur dann und in dem Maße eine soziale, geteilte Welt wird, wie die Akteure hinsichtlich der Deutung der Welt und ihrer Handlungen in ihr wechselseitige Verständigung herstellen können. Verstehen ist somit eine essentielle, nicht bloß kontingente Struktur, auf die gesellschaftliches Handeln ausgerichtet ist, potenzielle Verständlichkeit ist gewissermaßen eine Grenzbestimmung dessen, was überhaupt als Handeln gelten kann. Die philosophischen und sozialtheoretischen Konzepte des Verstehens haben sich oft gar nicht auf eine spezifische Kommunikationssituation und die dadurch gegebenen Bedingungen und Möglichkeiten des Verstehens bezogen. Auch wenn sie von der *face-to-face*-Situation ausgegangen sind, haben sie sich doch eher mit den subjektiven Leistungen der Sinnkonstitution (Schütz 1974[1932]) oder mit einer groben Konzeption von Handlungsabfolgen (Mead 1968[1934]), nicht aber mit den detaillierten, nur empirisch zu erfassenden Prozessen mündlicher Interaktion befasst.

1.2 Hermeneutik

Die Hermeneutik hat sich als wissenschaftliche Methode, als Kunst der Textauslegung entwickelt (s. Scholz 1999). Als Methodologie zielt sie auf die Begründung einer Interpretationslehre, die sich vom intuitiven Alltagsverstehen unterscheidet und dessen Begrenzungen und Willkür überwindet (Schleiermacher 1977[1838] S. 69–238, Frank 1990). Ihre Ausgangspunkte sind die Interpretation des Strittigen (z. B. Gesetzestexte), des historisch Entfernten (Bibelauslegung, Literatur früherer Epochen), des irreduzibel Individuellen und des kulturell Fremden. Mit Straub (1999, S. 211 ff.) können wir feststellen, dass sich wissenschaftliches Interpretieren vom Alltagsverstehen dadurch abgrenzt, dass es explizit, systematisch und methodisch kontrolliert vorgeht und seine Resultate sachlich und methodisch begründet. Die Interpretation richtet sich dabei entweder gerade auf Unklares und Unverständliches, das das Alltagsverstehen nicht zu klären vermochte, oder sie befragt genau gegenläufig dazu die Selbstverständlichkeiten und Gewissheiten des Alltagsverstehens auf ihre Konstitutionsgründe und ihre Gültigkeit, indem sie eine Haltung der methodischen Fremdheit einnimmt und das lebensweltliche „Immer-schon-verstanden-Haben“ einklammert. Dabei verweist die methodische Frage nach den Verfahren der Textauslegung auf die gegenstandstheoretische Frage nach der Sinnkonstitution in Texten und damit letztlich auf den hand-

lungs- und bewusstseinstheoretischen Diskussionskontext (vgl. Scholz 1999). Konsequenterweise stellt sich die Hermeneutik die Frage nach ihrem Gegenstand und ihrem Ziel: Geht es um ein Autorenverstehen im Sinne einer Intensionsrekonstruktion (Hirsch 1972), um die historische Aneignung, Selbstverständigung und „Horizontverschmelzung“ im Rahmen eines je gegenwärtigen Fragehorizonts (Gadamer 1960), um die Rekonstruktion objektiver, latenter Sinnstrukturen jenseits der Autorenabsicht (Oevermann et al. 1979) oder um eine kreative, approximative Divination des individuellen Sinnes (Frank 1977)?

1.3 Kognitionspsychologie

In der Kognitionspsychologie (z. B. Kintsch 1998) geht es darum, wie Leser Texte verstehen (im Überblick: Schnotz 2006, Strohnner 2006). Das Interesse richtet sich hier auf die Interpretationsstrategien, die Leser benutzen, um Kohärenz in Texten zu entdecken und auf Textintentionen oder implizite Sachverhalte zu schließen. Verstehen wird als mentaler Prozess konzeptualisiert, der sich wohl an bestimmten empirischen Handlungen (z. B. Antworten auf Fragen zum Text) messen lässt, doch letzten Endes interessieren die kognitiven Prozesse. Adäquates Verstehen und damit hergestellte intersubjektive Verständlichkeit besteht demnach in gemeinsam geteilten, d. h., identischen, mentalen Repräsentationen, bzw. Verstehen generell in einer Meta-Repräsentation der vermuteten mentalen Repräsentation von *alter*. Verstehen wird, und dies ist für die folgenden Überlegungen als Abgrenzung wichtig, kognitiv (und nicht handlungspraktisch) und essentialistisch, im Sinne einer inhaltlichen Identität der Repräsentationen von *ego* und *alter*, definiert.

2. Verstehen im Gespräch vs. Verstehen von Texten

Eine Reflexion auf die Unterschiede zwischen mündlicher Interaktion und der Produktion und Rezeption von Texten bzw. massenmedialen Kommunikationen, wie sie bspw. als ‚konzeptionelle Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit‘ (Koch/Oesterreicher 1986; s. a. Fiehler et al. 2004, S. 11–98) erfasst werden, zeigt, dass mit einem ganz anderen Gegenstand zu rechnen ist, wenn man nach ‚Verstehen im Gespräch‘ und nicht nach dem ‚Verstehen von Texten‘ fragt. Dies beruht auf vier grundlegenden Unterscheidungsmerkmalen von mündlicher Interaktion und massenmedialer bzw. textueller Kommunikation: Interaktivität, Situationsbezug, Materialität und pragmatischer Rahmung.

2.1 Interaktivität

In der massenmedialen, schriftlichen Kommunikation findet zwischen Text und Leser keine Interaktion statt: Das zu verstehende Produkt ist fixiert, unabhängig von Rezipientenreaktionen. In Gesprächen findet dagegen mit der Möglichkeit des Sprecherwechsels ein regelmäßiger Tausch von Produzenten-

und Rezipientenrolle statt. Der Rezipient kann also nicht nur unmittelbar reagieren und sein Verstehen aufzeigen – es wird in der Regel auch von ihm erwartet. Im Unterschied zur Literatur- und Medienrezeption muss der Adressat die Resultate seiner Verstehensakte dem Produzenten selbst beobachtbar und in für ihn verständlicher Form dokumentieren (s. Abschn. 3.1). Umgekehrt kann und muss der Produzent des ursprünglichen Turns zu den Rezipientenreaktionen Stellung nehmen und zeigen, ob er sich richtig verstanden sieht bzw. Missverständnisse aufklären (s. Abschn. 3.2). Rezipienten von massenmedialer Kommunikation sind dagegen dem Textproduzenten für ihr Verstehen weder anzeige- noch rechenschaftspflichtig – dies konstituiert ganz wesentlich die Offenheit, Kreativität und Selektivität der Rezeption von Texten, aber auch die Unmöglichkeit, das Verständnis von Leser und Autor abzugleichen. In der mündlichen Interaktion ist der Gegenstand des Verstehens dagegen kein abgeschlossenes, dem Rezipienten grundsätzlich äußerliches und fremdes Produkt, sondern ein Sinngebilde, das im Prozess einer gemeinsamen Hervorbringung, Aushandlung und Klärung der Interaktionsbeteiligten spezifiziert wird.

2.2 Situationsbezug

Dem Autor literarischer und massenmedialer Texte ist der Kreis seiner Rezipienten prinzipiell unbekannt und sie sind in Bezug auf ihre Verstehensvoraussetzungen sehr heterogen. Der Adressat ist notgedrungen eher eine idealisierende Konstruktion des Autors. Umgekehrt ist den Rezipienten der Autor oft nur über den Text bekannt. Es besteht eine „zerdehnte“ Kommunikationssituation (Ehlich 1984): Zwischen Produktion und Rezeption können Zeiträume bis zu Jahrtausenden liegen. Produzent und Rezipient verfügen über keinen gemeinsamen Wahrnehmungsraum. In der *face-to-face*-Interaktion sind dagegen Produzent und Rezipient in der gleichen raumzeitlichen Situation kopräsent und sie kennen einander oft schon aus früheren gemeinsamen Interaktionen. Im Gespräch besteht daher nicht die Notwendigkeit zur Verschmelzung unterschiedlicher historischer Verstehenshorizonte, die etwa für das literarische und das theologische Verstehen konstitutiv ist. Das Gespräch kann auf die Evidenz und den Referenzrahmen des gemeinsam Wahrnehmbaren zurückgreifen, Annahmen über den Adressaten können permanent aufgrund seiner Reaktionen adjustiert werden. Das spezifische, bekannte bzw. unterstellbare Vorwissen des Partners kann und muss bei Produktion und Rezeption von Turns im Gespräch daher spezifischer in Rechnung gestellt werden.

2.3 Materialität

In schriftlicher Kommunikation ist die Verbalität aufgrund der textuellen Medialität dominant. Hinzu kommen Typographie und oft Bild als semiotische Modalitäten. In der Mündlichkeit aber ist Verbalität nur eine semiotische

Modalität unter vielen. Dazu kommen paraverbale Hinweise, Mimik, Gestik, Proxemik, Blickkontakt, Körperbewegung und -postur sowie gegenständliches Handeln. Produktion und Verstehen von Kommunikationsbeiträgen unterscheiden sich deshalb nach ihrer multimodalen Konstitutionsweise: Es gibt andere Signalisierungssysteme und Wahrnehmungskanäle, die Sprache muss in anderer Weise mit anderen semiotischen Modalitäten koordiniert werden, kann in anderer Weise unterstützt und ersetzt werden (Schmitt 2007). So gibt es in der mündlichen Interaktion teilweise ganz andere Verstehensgegenstände als beim Textverstehen: Gibt der aktuelle Sprecher den Turn ab oder will er weiter sprechen? Warum schaut er wohin? Texte sind fixiert. Deshalb besteht neben dem immediaten Verstehen die Möglichkeit zur extensiven, beliebig oft wiederholten, vergleichenden etc. Auslegung – *idealiter* „ohne Handlungsdruck“. In der mündlichen Interaktion aber muss der Adressat unmittelbar anschließend an die Produktion eines Turns sein Verständnis bilden und zum Ausdruck bringen. Das Gesprochene ist flüchtig – ein späterer Rückgriff auf das Original zur vertiefenden Auslegung ist nicht möglich. Damit wird für das dialogische Verstehen die hermeneutische Unterscheidung zwischen Verstehen und Auslegen/Interpretieren hinfällig.

2.4 Pragmatische Rahmung

In massenmedialer Kommunikation agieren Produzent und Rezipient nicht innerhalb eines geteilten pragmatischen Zielbezugs, sie müssen insbesondere keine Interaktion als gemeinsames Projekt (*joint project*: Clark 1996, S. 191 ff.; Linell 1998, Kap. 11) realisieren. Ein Gespräch ist dagegen nur auf Basis eines geteilten Aufmerksamkeitsfokus und meistens eines gemeinsamen pragmatischen Zweck- bzw. Aufgabenbezugs möglich (*focused interaction*: Goffman 1963). Über die Produktion von verstehbaren Beiträgen und über das individuelle Textverstehen hinaus ist im Gespräch daher die Bildung von intersubjektivität eine Basisaufgabe für die Kommunikationsteilnehmer: Wechselseitige Verständigung mit einigermaßen verlässlichen gemeinsamen Resultaten, nicht nur einseitiges Verstehen, ist unabdingbar für die Realisierung eines gemeinsamen Ziel- und Aufgabenbezugs.

Diese knappe Übersicht zeigt, dass mündliche Interaktionen und massenmediale bzw. literarische Produkte ganz andere Möglichkeiten, aber auch Zwänge für das Verstehen, dessen Manifestation und Aushandlung mit sich bringen. Aufgrund dieser gravierenden Unterschiede erscheint es fast *irreführend*, „Verstehen“ als einheitlichen Begriff zu betrachten, der in gleicher Weise auf beide Kommunikationsformen anzuwenden ist. Was an Gemeinsamem bleibt, ist letzten Endes fast nur, dass es in jedem Falle um die Interpretation von Zeichen geht, die bestimmte, aber eben auch schon sehr unterschiedliche Wissensbestände und Strategien erfordert.

3. Die Dokumentation von Verstehen im Gespräch

Wenden wir uns der Untersuchung von Verstehen im Gespräch zu. Solange Verstehensprozesse als mentale Prozesse konzeptualisiert werden, muss ihnen kein empirisch beobachtbarer Ausdruck bzw. Handeln korrespondieren. Es fragt sich dann aber, wie der Gegenstand ‚Verstehen‘ als Objekt einer empirischen Wissenschaft konstituiert werden kann. Die empirische Psychologie tut dies durch experimentelle Anordnungen, in denen Verstehen an Reaktionen gemessen wird, oder durch (nachträgliche) Befragungen. Beide Untersuchungsmethoden behandeln Verstehen letztlich als *privates*, mentales Ereignis. Soll aber untersucht werden, welche Rolle Verstehen in der sozialen Interaktion spielt, dann interessieren beobachtbar artikuliert, interaktiv organisierte Prozesse des Ausdrucks von Verstehen und der Herstellung von Verständigung als integralem Teil des gemeinsamen Handelns in Gesprächen. Im Einzelnen fragt sich, wie Verstehen verdeutlicht wird, welche sprachlichen und kommunikativen Verfahren dazu benutzt werden, welche sozialen Erwartungen und Regeln in Bezug auf die Konstitution von Intersubjektivität bestehen, wie Probleme und Störungen behandelt werden und welche Konsequenzen und Funktionen Ausdruck und Thematisierung von Verstehen im Gespräch haben.

Empirischer Ausgangspunkt ist daher nicht der mentale Verstehensakt, sondern die ‚*Verstehensdokumentation*‘. Gemeint ist damit jegliche beobachtbare Aktivität, die in Bezug auf eine andere anzeigt bzw. erschließen lässt, wie diese verstanden wurde bzw. zu verstehen ist. Verstehensdokumentationen können explizit oder implizit sein, d. h.: Eine Handlung A kann ein Verstehen eines ‚*Verstehensobjekts*‘ B (einer Handlung, eines Sachverhalts einer Einstellung etc.) explizit formulieren oder aber implizit erschließen lassen (s. u.). Eine spezielle Art der Verstehensdokumentation ist die ‚*Verstehensthematisierung*‘. Mit ihr wird der Akt des Verstehens bzw. sein Ergebnis selbst thematisiert. I. d. R. werden dazu metakognitive Verben (v. a.: *verstehen*, *meinen*, *wissen*) benutzt. Im Unterschied zur Psychologie interessieren also aus einer konversationsanalytischen Sicht nicht die mentalen Vorgänge; vielmehr geht es darum, wie Verstehensdokumentationen sprachlich-kommunikativ im Gesprächsprozess organisiert sind und wie Verstehensthematisierungen im Gespräch eingesetzt werden (vgl. Potter/te Molder 2006). Die Untersuchung hat trotzdem durchaus Berührungspunkte mit psychologischen Fragestellungen, denn sie zielt z. B. darauf ab, die Relevanz von Schlussfolgerungen und geteiltem Wissen für Gesprächsprozesse oder das alltagsweltliche Konzept ‚Verstehen‘ zu rekonstruieren.

Die Vielfalt der Formen lässt sich wohl am Besten interaktionstheoretisch durchdringen, wenn man sich vergegenwärtigt, welche allgemeinsten formalstrukturellen und prozessualen Aufgaben sich Interaktionsteilnehmern für die Dokumentation von Verstehen und die Herstellung von Intersubjektivität im Gespräch stellen. Sie erfordern von jedem Interaktionsteilnehmer drei basale Grundoperationen:

- a) *ego* muss einen Gesprächsbeitrag konstruieren, der für *alter* vermutlich hinreichend verständlich ist;²
- b) *alter* muss dokumentieren, wie *alter ego* verstanden hat;
- c) *ego* muss anzeigen, ob *ego* sich durch *alter* hinreichend verstanden fühlt.

Diesen drei Grundoperationen der Verstehensdokumentation entspricht eine basale temporale und strukturelle Organisation von Gesprächssequenzen in drei verstehenssystematisch unabdingbaren Positionen von Gesprächsbeiträgen (vgl. Schegloff 1992). Jeder Gesprächsbeitrag konstituiert ein potenzielles Verstehensobjekt (a). Dieses Verstehensobjekt stellt in Bezug auf die darauf bezogenen Verstehensdokumentationen eine erste Position, ein Interpretandum/Verstehensobjekt dar. *Alters* darauf folgende Verstehensdokumentation bildet dazu die zweite Position (b): In der zweiten Position wird dokumentiert, wie die erste Position, das Verstehensobjekt, verstanden wurde. Intersubjektivität hinsichtlich des Verstehensobjekts kann aber erst dann hergestellt werden, wenn dessen Produzent einen weiteren, auf *alters* zweite Position reagierenden Beitrag produziert, in dem er zu *alters* Verstehensdokumentation Stellung nimmt (c). Im positiven Falle ratifiziert *ego* *alters* Verständnis von *egos* Beitrag in erster Position – *alters* Verständnis kann dann als intersubjektiv geteilt und gültig gelten. Im negativen Falle korrigiert³ *ego* – und konstituiert damit ein neues Verstehensobjekt und den Beginn einer weiteren dreischrittigen Sequenz. Diese dreischrittige Struktur kann in verschiedener Weise expandiert werden, und es gibt natürlich auch die Möglichkeit von späteren Verstehensrevisionen.

Die erste basale Aufgabe für jeden Gesprächsteilnehmer besteht also darin, Beiträge so zu konstruieren, dass sie im Kontext für die Adressaten verständlich werden können. Hier geht es um Fragen der kontextsensitiven Gestaltung, des *recipient design* oder von Selbstkorrekturen, die bereits vor erkennbaren Verstehensdokumentationen der Adressaten vorgenommen werden. Ich möchte diesen Fragen hier nicht nachgehen und stattdessen die elementaren Operationen der Verstehensdokumentation und -verhandlung betrachten, d. h., die Verstehensdokumentation in der zweiten und der dritten Position. Im Folgenden werde ich auf typische linguistische Realisierungsverfahren eingehen und die jeweilige unhintergehbare Relevanz dieser Positionen für den Verständigungsprozess herauszuarbeiten versuchen.

² ‚*Ego*‘ steht für den Interaktionsteilnehmer, der einen Verstehensgegenstand produziert hat, ‚*alter*‘ für denjenigen, der auf diesen reagiert und damit ein bestimmtes Verstehen dokumentiert.

³ Die gängige Rede von ‚Korrektur‘ bzw. ‚Reparatur‘ (z. B. Schegloff et al. 1977, Egbert 2004) ist problematisch, da sie suggeriert, *ego* könne unilateral *alters* Missverstehen korrigieren. Genau genommen kann *ego* natürlich nicht mehr als eine Korrektur zu versuchen. Ob dies zur Modifikation von *alters* Verstehen führt und welche Modifikation durch die Korrektur resultiert, ist durch sie selbst natürlich nicht determiniert.

3.1 Verstehensdokumentationen in der zweiten Position

Beginnen wir damit, wie Verstehensdokumentationen bei der Erfüllung einer grundlegenden Struktur der Gesprächsorganisation, der sog. konditionellen Relevanz (Schegloff 1968), *en passant* mitvollzogen werden. Konditionell relevant sind solche Aktivitäten eines zweiten Sprechers, die durch einen Turn eines ersten Sprechers als unmittelbar relevante Folge projiziert werden. Konditionelle Relevanz ist der Mechanismus, durch den Paarsequenzen wie Frage-Antwort, Gruß-Gegengruß oder Einladung-Annahme/Ablehnung entstehen. Hier ist ein Beispiel aus der Eröffnungsphase eines Gesprächs zwischen einer Ärztin und einer Patientin.

#1 *schlafl-austral DIDA 1402.5*

01 AR: SO und weswegen komm sie denn heute hierher?
((lacht))

02 PA: **ja ich hab eben schon einmal überl↑Egt**

03 **wegen allgeMEINbefinden könnte man so sagen- (.)**

Die Patientin antwortet auf die Frage der Ärztin mit einer ersten, sehr allgemeinen Angabe eines Grundes. Dass dies eine, wenn auch nicht sehr informative, so doch grundsätzlich passende Antwort auf diese Frage ist, ist evident. Verstehenstheoretisch auffällig ist nun aber, dass die Patientin die Ärztin wohl auf eine bestimmte Weise verstanden hat, nämlich als Frage nach dem Grund für den Arztbesuch, dieses Verständnis selbst aber nicht explizit macht. Vielmehr legt sie es der eigenen Handlung stillschweigend zugrunde. Diese Lautlosigkeit des Verstehens – es wird nicht eigens explizit thematisiert – kennzeichnet wohl den allergrößten Teil unserer Gesprächspraxis. In Gesprächen herrscht eine *Präferenz für Handlungs- und Darstellungsprogressivität*: Wenn ein gegenwärtiger Gesprächsbeitrag eine Handlungserwartung für einen folgenden Gesprächsbeitrag eines nächsten Sprechers konstituiert, dann besteht für den nächsten Sprecher die Präferenz, seine Folgehandlung umstandslos zu vollziehen und nicht zuerst abzusichern, dass er die Redention des vorangehenden Sprechers und dessen Folgerwartung richtig verstanden hat. Führt der zweite Sprecher eine für den initialen Sprecher akzeptable Folgehandlung aus, dann gilt diesem dies gleichzeitig als hinreichendes Indiz dafür, dass der zweite Sprecher seine initiale Handlung verstanden hat, bzw. genauer gesagt: dann wird durch die Erfüllung der vorrangigen Relevanz der Produktion einer akzeptablen Handlung die Frage des adäquaten Verstehens hinfällig. Verstehen ist in Relation zum Handeln gewissermaßen, um mit Wittgenstein (1984[1916], § 6.54) zu sprechen, die Leiter, die man wegwerfen kann, wenn man die erstrebte höhere Ebene erreicht hat. Allerdings ist dies eine Idealisierung. Sie kann sich als falsch erweisen, wenn sich nämlich herausstellt, dass auf falscher Verstehensbasis gehandelt wurde.

Beispiel #1 legt einen weiteren Grund nahe, warum Verstehen zumeist lautlos bleibt. Die Interaktion würde mit unnötiger, selbstreferenzieller Redun-

danz belastet, wenn das Verstehen eines jeden Beitrags erst vom Folgesprecher expliziert werden sollte, bevor er seine darauf aufbauende Handlung vollzieht. Wenn auf stabile intersubjektive Interpretationserwartungen gebaut werden kann, wäre es hochgradig ineffizient, Verstehen eigens zu thematisieren. Verstehen wird in der Regel vielmehr präsuppositional, d. h., der Folgehandlung zugrunde liegend und damit aus ihr selbst erschließbar dokumentiert. Das Verstehen der Patientin zeigt aber dennoch seine linguistische Spur an der Äußerungsoberfläche durch ein kommunikatives Verfahren. Im #1 ist es die *Formulierungsübernahme* (Goodwin 1990: *format-tying*) des Lexems *wegen* (**weswegen – wegen allgemeinbefinden**), die zeigt, dass die Patientin eine Frage nach einem Grund verstanden hat. Eine solche Spur darf freilich nicht mit einer expliziten Thematisierung verwechselt werden.

Der zumeist präsuppositionale Charakter des Verstehens wird sehr viel deutlicher in Fällen, in denen ein Gesprächsbeitrag nur dann angemessen und motiviert erscheint, wenn man voraussetzt, dass der Sprecher den vorangegangenen in einer bestimmten Weise verstanden hat. Dies sehen wir im Ausschnitt #2 aus einem sog. Hilfeplangespräch. Die Mutter MU hatte erklärt, dass sie ihre Tochter nie von der Schule abholt, das mache die Großmutter. Die Sozialarbeiterin SO regte daraufhin an, die Mutter könne doch ihren jüngeren Sohn mitnehmen, um die Tochter abzuholen, und fragt die Mutter:

#2 Murken Hilfeplan

- 01 SO: ja und gehn se net ma mit dem spaziErn? (.)
 02 MU: nö:.. (-)
 03 SO: des wär doch ne SÜper gelegen[heit;
 04 MU: [nö:..
 05 SO: <<f> sie gehen mit ihm kle:nen NICH spazieren?>
 (.)
 06 MU: <<all> **ich misshandel den kleinen ich schlag den kleinen**
 07 SO: [ja deswegen
 08 MU: **[er verhungert bei mir.>**

Wie können wir uns die sarkastische Reaktion der Mutter erklären? Die Reaktion der Mutter ist nur angemessen und verständlich, wenn wir annehmen, dass sie die Frage der Sozialarbeiterin als Vorwurf, ihren Sohn zu vernachlässigen, verstanden hat. In der Tat erscheint die sarkastische Selbstbezeichnung (**ich misshandel den kleinen ...**) als eine hyperbolische Explikation dieses wahrgenommenen Vorwurfs, die diesen zurückweist, indem sie ihn ironisch bestätigt und dabei ins Absurde steigert. Das Verständnis der Mutter, ihre implizite Zuschreibung an die Sozialarbeiterin, wird also deutlich durch ihre Reaktion auf diese vermeinte Zuschreibung, denn die Handlung der Mutter ist nur unter Voraussetzung dieser Zuschreibung, eben als Reaktion auf sie, verständlich.

Die sequenzielle Analyse von Gesprächsbeiträgen lässt annehmen, dass Verstehensaktivitäten meistens eine notwendige Bedingung für die Produktion von Gesprächsbeiträgen sind: Um die eigenen Beiträge kontextspezifisch anzupassen und angemessen zu reagieren, ist es für *ego* notwendig, zumindest *alters* aktuellen Gesprächsbeitrag zu verstehen und seine Reaktion auf das erreichte Verständnis zu gründen. Wenn ich nicht verstanden habe, was *alter* gemeint hat, weiß ich nicht, was von mir erwartet wird, und ich weiß nicht, was ich bei *alter* an Wissen, Intentionen, Einstellungen etc. voraussetzen muss. *Egos* Beitrags liegt (sprechakttheoretisch gesprochen) als Gelingensbedingung ein bestimmtes Verständnis von *alters* Beitrag zu Grunde; unter dessen Voraussetzung kann *egos* Beitrag eine bestimmte, eben auf *alter* situationssensitiv bezogene Funktion erfüllen. Hat jedoch *ego* *alter* missverstanden, dann ist oftmals auch *egos* Anschlusshandlung unpassend.

Angeichts dieser konstitutiven und folgenreichen Rolle des Verstehens für die Handlungskonstitution mag es denn doch überraschen, wie selten Verstehen im Gespräch explizit thematisiert wird. Gesprächsteilnehmer benutzen jedoch verschiedene sprachliche Verfahren, mit denen sie Verstehen andeuten. Auf die Formulierungsübernahme habe ich schon hingewiesen. Ein anderes Verfahren sind *Turnfortführungen*: Der zweite Sprecher produziert einen Turn, der syntaktisch auf dem Turn des Vorgängers aufbaut (vgl. Bublitz 1988; Lerner 1991). Ein spezieller Fall sind *Turnergänzungen* (vgl. Lerner 2004), bei denen ein Turn des aktuellen Sprechers, der offensichtlich unvollendet bleibt, d. h., abgebrochen wird, bevor ein turn-übergaberelevanter Punkt (vgl. Sacks et al. 1974) erreicht ist. Dies sehen wir im folgenden Fall, der aus einem Gespräch eines Jugendgruppenleiters (Alex) mit Jugendlichen stammt, die die Musikauswahl für eine Radiosendung planen.

#3 JuK 4: *Coolio*

01 Alex: NU:R was ich fragen wollte is::- (.)

02 coolio äh::: was weiß ich- (.)

03 is n schwarzer ja; äh aus amerika ja? (.) un
die onkels sinn(--)

04 Nadi: <<f> dEutsche. >

05 Mich: deutsche.

06 Alex: =deutsche die:: ziemlich rechten rock machen
ja?

Nadine und Michi ergänzen hier das Objekt, das in Alex' offenbar unvollständigen Turn fehlt. Das Beispiel zeigt, wie mit der Produktion unvollständiger Turns die Turnergänzung für pädagogische Zwecke elizitiert werden kann, um das Verständnis der Pädagogisierten zu prüfen bzw. sie zur Reflexion anzuleiten.⁴ Eine Turnfortführung sehen wir auch in #4, in dem der

⁴ Dabei sehen wir in #3, dass für Alex die Ergänzung **deutsche** noch kein hinreichendes Verstehensresultat dokumentiert, denn er führt seinerseits die bis dahin gemeinsam her-

Interviewer die Darstellung der Erzählerin um eine Zeitangabe (**nach diesem** [Unfall]) ergänzt:

#4 *Angstkorpus BI: Frau Leininger*

- 01 ER: <<p> ja (ich hatte da so) angst,
 02 jetzt GEht=s wieder, aber> angst über die
 03 STRA::sse zu gehen; ne? (1.5)
 04 s war ganz SCHLIMM die ersten (--) ersten WOCHen;
 ne? (-)
 05 i=ich wusste nich wie ich über de STRasse kommen
 sollte;
 06 IN: **nach diesem::** [(a::)
 07 ER: [ja, jetzt seitDEM ich HIER bin, ne?
 (---)
 08 IN: ach so; ich dachte DAmals seit diesem unfall;

Ein anderes syntaktisches Fortsetzungsverfahren ist die Anknüpfung mit einer syntaktisch dependenten klausalen Konstruktion:

#5 *Angstkorpus- BI: Herr Wolf*

- 01 PA: ich hab (-) kein FERNsehn in limburg, (0.7)
 02 dafür SPIEL ich halt n bisschen mehr compÜter,
 (1.7)
 03 das kann ich (dann) auch fe kann ich dann AUCH
 knicken, (-)
 04 weil das auch so=n (so) ne REIZung is, (-)
 05 das anfälle hervORrufen kann; dadurch (2.4)
 06 TH: **wenn sie compÜter spielen?**
 07 PA: ja;

Solche kollaborativen Turnkonstruktionen sind besonders geeignet zur Darstellung von Verstehen, da sie eine gemeinsame dependente und kohäsive Struktur schaffen: Der Folgesprecher produziert keinen syntaktisch und semantisch selbständigen Beitrag, er baut auf dem Beitrag des vorangehenden Sprechers auf. Intersubjektivität wird damit durch eine gemeinsame Struktur dargestellt, die eine einstimmige Bedeutung hat. Die Ergänzung wird eingeführt als expliziter machende Darstellung der Redeabsicht des initialen Sprechers, sie prätendiert eine Vervollständigung in seinem Sinne. Wie die Beispiele zeigen, dienen die Turnfortführungen nicht nur der Verstehensdoku-

gestellte Satzstruktur mit dem Relativsatz **deutsche die:: ziemlich rechten rock machen** fort. Erst damit wird der relevante Gegensatz zwischen der Kategorie ‚Ausländer‘, die durch Coolio kontextualisiert wird, und der Kategorie ‚Ausländerfeindlichkeit‘, die sich mit den Böhsen Onkelz verbindet, als pragmatische Pointe der didaktischen Frage deutlich (vgl. Deppermann 2007).

mentation, sondern zugleich auch der Verstehensprüfung: Sie bieten die Vervollständigung zur Ratifikation durch den vervollständigten Sprecher dar, dieser hat die Gelegenheit, Missverständnisse zu korrigieren (s. Ausschnitt #3, Z.07–08).

Während Turnfortsetzungen die sprachliche Oberfläche, d. h., die Formulierung des initialen Sprechers unangetastet lassen und diese nur expandieren, wird mit *Reformulierungen* eine Ersetzung vorgenommen. Hier dokumentiert der zweite Sprecher sein Verstehen mit einer eigenständigen Formulierung. Er präsentiert damit als Verstehensdokumentation einen selbst formulierten Kandidaten. Beispiel #6 zeigt Turnfortsetzung und Reformulierung als zwei Optionen, die nahezu gleichzeitig von zwei Folgesprechern zur Verstehensbekundung und damit gleichzeitig zur gemeinsamen chorischen Ausgestaltung eines Szenarios benutzt werden (vgl. Schwitalla 1993; Lerner 2002). In dem Fall unterhalten sich mehrere Jugendliche darüber, warum der dunkelhäutige Sänger Roberto Blanco für das Waschmittel Visir Ultra wirbt.

#6 JuK 20: Roberto Blanco

- 01 MR: die wollten dass mer mit dem gedAnken spielen odE?
(.)
- 02 dass dann Irgendwann de robErdo blanco in WEIß dA-
steht;
- 03 FR: ((lacht))
- 04 MR: oder warum ham se grad dEn genommen; (.)
- 05 PE: <<len> robErto blAnco> kuck ma; (.)
- 06 MR: <<f> ja und dann vorher noch>
[so rum w w(ien)ert]
- 07 WU: [<<len, mechanisch> alles blank->]
- 08 MR: emm (.) des neue visir ultra is jetzt nOch besser
un=so e; (.)
- 09 AL: **wässt noch**
[<<lachend>wäscht> [noch weißer j weißer ()]
- 10 WE: [mit der Ultra weiß [formel sowas]
- 11 MR: [wäscht noch weißer ja] ja.] (.)
- 12 AL: **wäscht noch weißer.**

MRs Äußerung *des neue visir ultra is jetzt nOch besser un=so e* (Z. 08) wird von AL durch **wässt noch <<lachend>wäscht> noch weißer j weißer** (Z. 09) reformuliert. Dabei knüpft er elliptisch an: Er übernimmt das Subjekt (*des neue visir ultra*) und ersetzt nur das Prädikat (*is jetzt noch besser* → **wäscht noch weißer**). WE hingegen setzt MRs Turn mit der Ergänzung **mit der Ultra weiß formel sowas** (Z. 11) fort. Kollaborative Produktionen sind eine Praxis, in welcher sich das kognitive Verstehen der Äußerungen des Anderen besonders eng mit dem Einander-Verstehen in gemeinsam geteilten Praxisformen, dem Aufeinander-Eingespielt-Sein, verknüpft: Dass man das vom anderen

Gemeinte versteht, wird hier dadurch dokumentiert, dass man eine Aktivität so vollzieht wie sie der Partner selbst auch hätte vollziehen können.

Verstehen dokumentierende Reformulierungen gehen oft weit über eine Paraphrase hinaus. So beschränkt sich die Formulierung des Verstandenen oft nicht auf eine Explikation der Semantik der Bezugsäußerung, sondern es werden in der Bezugsäußerung vermutete, latente Absichten, Gründe, Anspielungen etc. rekonstruiert. In #1 sehen wir, dass die Ärztin ihr Verständnis der Patientin durch eine Reformulierung dokumentiert, die eine *Schlussfolgerung über die Intention* der Patientin ausdrückt.

#1 IDS schlaf1-austral DIDA 1402.5

01 AR: SO und weswegen komm sie denn heute hierher?
(lacht))

02 PA: ja ich hab eben schon einmal überl↑egt

03 wegen allgeMEINbefinden könnte man so sagen-
(.)

04 AR: sie wollten mal einen- (---)

05 PA: <<all> ich ich->

06 AR: neuen hausarzt. (-)

07 PA: erstmal DAS. (-)

08 und dann [eben }die letzte zeit- (.)

09 AR: [jaha?]

10 PA: werd ich Urplötzlich wenn ich abends nach hause
komme dann bin ich-

11 TODmüde; (-) dann könnt ich EINSchlafen;

12 AR: =jaha? (.)

13 PA: und leichte Übelkeit hab ich auch oft. (1)

Die Ärztin äußert in Z. 04/06 eine schlussfolgernde Interpretation des Beitrags der Patientin: Sie wendet den Fokus von deren Andeutung eines möglichen gesundheitlichen Problembereichs (**allgeMEINbefinden**) zur von ihr erschlossenen Intention, die Patientin suche („nur“?) einen neuen Hausarzt; aus dem gesundheitlichen wird hier also ein beziehungsbezogenes Motiv. Wie kommt die Ärztin dazu? Die Kategorisierung **allgeMEINbefinden** benennt kein spezielles gesundheitliches Problem, das das Aufsuchen eines Arztes rechtfertigt. Um das Anliegen der Patientin dennoch als rational zu verstehen, sieht sich die Ärztin offenbar genötigt, den Grund nicht in dieser Kategorisierung zu suchen, sondern in einer Information, die die Patientin zu Gesprächsbeginn mitgeteilt hatte: Ihr bisheriger Hausarzt habe seine Praxis aufgegeben und sie habe ihre Krankenakte dabei. Zusammen mit dieser früheren Information benutzt die Ärztin den vorgebrachten Grund **wegen allgeMEINbefinden**, welcher als kategoriengebundene Zuständigkeit (vgl. Sacks 1972) mit der professionellen Kategorie **hausarzt** verknüpft ist, zur Schlussfolgerung auf ein „eigentliches Motiv“ (**sie wollten**) der Patientin, die Suche nach einem neuen Hausarzt. Die Formulierung einer Schlussfolgerung ist ein Verfahren der

Dokumentation von Verstehen, das vermutlich eingesetzt wird, um den lokal relevanten Sinngehalt der Bezugsäußerung dann explizit zu machen, wenn dieser aus Sicht des zweiten Sprechers mit der Bezugsäußerung nicht hinreichend verdeutlicht wurde. Hier handelt es sich um die Ausdeutung der Bezugsäußerung im Hinblick auf die pragmatische Relevanz der Eingangsfrage: Es ist für die handlungsschematische Ausrichtung des Gesprächs von großer Relevanz, wie das Anliegen der Patientin kategorisiert wird. Geht es im Gespräch darum, eine neue Arzt-Patient-Beziehung zu begründen, dann projiziert dies andere folgende Handlungsschritte als wenn es darum geht, ein spezifisches gesundheitliches Problem zu behandeln. Das Explizitmachen des relevanten Sinngehalts kann sowohl der Verständnisprüfung dienen (der erste Sprecher hat die Möglichkeit, die inferierte Deutung zu bestätigen oder zu korrigieren) als auch der Aufklärung des ersten Sprechers über sich selbst, d. h., über den ihm vielleicht selbst nicht hinreichend offenbaren Sinn seiner Äußerung.⁵ In jedem Fall wird damit eine für die weitere Interaktion relevante, d. h., als *common ground* (Clark 1996, S. 92ff.) zu berücksichtigende Interpretation der Bezugsäußerung vorgeschlagen, die die Grundlage für die weiteren praktischen und kognitiven Operationen der Interaktanten bildet. Die Explikation geht also über eine bloße Exothese von Schlussfolgerungsprozessen aus, indem sie die Verstehensschlussfolgerung selbst als den fortan intersubjektiv verbindlichen, handlungsrelevanten und potenziell konsequenzenreichen Gehalt der Bezugsäußerung festschreibt.

Das Beispiel **sie wollten mal einen neuen hausarzt** zeigt auch, dass Verstehen im Gespräch keine punktuelle, bloß turnbezogene Angelegenheit ist, sondern natürlich oft größere Interaktionszusammenhänge in Betracht zieht, um Bedeutung und Intentionen zuzuschreiben. In diesem Falle sehen wir, wie gerade schlussfolgernde verstehensbezogene Aktivitäten im Gespräch eine *Rekontextualisierung* von Bezugsäußerungen vornehmen können, indem sie Kohärenzen zwischen Äußerungen im Gespräch herstellen – Kohärenzen, die eventuell bisher so weder durch Gesprächsaktivitäten hergestellt wurden noch überhaupt so von anderen Gesprächsteilnehmern akzeptiert werden. In unserem Falle: Der Verstehensgegenstand, die Anliegensformulierung der Patientin, wird rekontextualisiert, indem er vor dem Hintergrund der früheren Information über den „verlorenen Hausarzt“ verstanden und dadurch auf ein durch diese geliefertes „eigentliches Motiv“ transzendiert wird. Die Verstehensdokumentation qua Schlussfolgerung führt damit zugleich zu einer Neuherstellung einer (erklärenden) Kohärenz zwischen Segmenten der lau-

⁵ Dies ist genau die Funktion von Schlussfolgerungen mit Interventionscharakter, die Psychotherapeuten als Verstehensrückmeldungen geben: Sie dienen dem Patienten als „Spiegel“, machen durch schlussfolgernde Explikation die (aus Sicht des Therapeuten) latent gebliebenen Sinngehalte manifest und ermöglichen so die reflexive Aneignung des unbewussten Sinns durch den Patienten. Explizierende Verstehensschlussfolgerungen sind also ein wichtiges Instrument des Therapeuten, getreu der Freudschen Maxime „Wo Es war, soll Ich werden“ zu handeln.

fenden Interaktion, die bis dahin nicht in ein Kohärenzverhältnis gestellt wurden. Wir sehen hier, wie (retrospektive) verstehensbezogene Aktivitäten emergente, d. h., im ursprünglichen sequenziellen Handlungskonstitutionsprozess von den Akteuren selbst nicht hergestellte Kohärenzen erzeugen. Sie stellen ein zweites, nämlich retrospektives Prinzip der Sequenz- und Kohärenzbildung bereit, welches in Interaktionen neben dem prospektiv ausgerichteten Prinzip der Projektivität wirksam ist.⁶

Im Fall **hausarzt** zieht die Ärztin eine Schlussfolgerung gewissermaßen „ungedeckt“ (sie legt nicht deren Basis offen) und unmarkiert (sie zeigt sie nicht als solche an). Das Ziehen von Verstehensschlussfolgerungen ist aber eine grundsätzlich heikle Aktivität. Sie führt in ein für den Sprecher ungesichertes Territorium, das dem Interaktionspartner selbst gehört: den Bereich seiner autoepistemischen Autorität (d. h., der Selbstverfügung über seine eigenen Kognitionen und Motive).⁷ Respekt vor dieser selbstbezogenen Autorität des Partners und Vorsicht hinsichtlich der (v. a. deshalb) fraglichen Geltung der Schlussfolgerung werden mit *expliziten Verstehensthematisierungen* zum Ausdruck gebracht, durch die die Verstehensschlussfolgerung als eine konditionale, von der Zustimmung des Produzenten der Bezugsäußerung abhängige Deutung angeboten wird. Derartige Verstehensthematisierungen finden wir besonders (aber nicht nur) bei Moderatoren in medialen Situationen.

#7 IDS GF 4050-220 Kapitalismus

- 01 MO: DA haben sie <<len> **wenn ich das richtig verstehe**>
 02 aus eigenem- (-) antrieb?
 03 HG: ja.
 04 MO: das handtuch geschmissen [danach.]
 05 HG: [ja.] (.)
 06 MO: <<f> **auch wenn man ihr buch liest**> ist es ohnehin so- (.)
 07 <<all> **wenn sie mir diesen interpretatorischen eindruck gestatten**>
 08 dass sie äh schon in der zeit irgendwie bemerkt haben zu hause
 09 äh äh klemmt=s und kneift=s? (.)
 10 <<len> u:nd so richtig läuft der laden nich mehr.>
 11 HG: aber natürlich [das wusste wohl jeder.]
 12 MO: [ne? muss man auch blind sein
 denk ich-]

⁶ Letzteres ist idealtypisch im Mechanismus der konditionellen Relevanz verkörpert.

⁷ Wird diese epistemische Autorität infragegestellt (z. B. in Eltern-Kind oder Führer-Gefolgschafts-Konstellationen), ist dies hochgradig indikativ für eine zumeist auch sozialstrukturell abgestützte, grundlegende Asymmetrie der Anerkennungsverhältnisse und Beteiligungsrechte in der Interaktion.

Der Moderator (MO) bezieht sich zurück auf frühere Äußerungen von HG. Mit der idiomatischen Konstruktion⁸ **wenn ich das richtig verstehe** rahmt er eine folgende konditionale Formulierung einer Position, die er HG zuschreibt. Dies ist keine Redewiedergabe, sondern MO formuliert eine Inferenz auf Gemeintes bzw. Zuschreibbares. Mit **wenn ich das richtig verstehe** operiert MO mit der Differenz zwischen Sagen und Meinen, indem er anzeigt, dass er etwas formuliert, das selbst nicht das Gesagte ist, jedoch aufgrund des Gesagten erschließbar ist, dabei allerdings (weil es nicht gesagt, d. h., faktisch produziert wurde) der expliziten Bestätigung des Adressaten, dem es zugeschrieben wird, bedarf. Im Unterschied zum Gewissheitsanspruch, der (v. a. auch paraverbal inszenatorisch) bei Redewiedergaben erhoben wird (vgl. Deppermann 1997, S. 123ff.; Günthner 2002), wird hier gerade die fallible Subjektivität der Erschließung des Meinens hervorgehoben. Verstandenes ist also nicht in gleicher Weise objektiv und intersubjektiver Besitz wie Gesagtes. Damit wird zugleich Respekt vor der epistemischen Autorität und der daraus folgenden interaktiven Selbstverfügung des Adressaten über sein Meinen demonstriert. Die Formel zeigt, dass die interaktive Gültigkeit des Verstandenen von dessen Ratifikation abhängt, und entlastet den Sprecher selbst präventiv vom Vorwurf einer (absichtlichen, böswilligen, fahrlässigen etc.) Fehlrepräsentation des Partners. MO benutzt zwei weitere konditionale metakommunikative Rahmungen **auch wenn man ihr buch liest** und **wenn sie mir diesen interpretatorischen eindruck gestatten**, die einerseits die unverbindliche Subjektivität seiner Zuschreibung an HG verdeutlichen, andererseits aber anzeigen, dass sie in faktischen Äußerungen des Adressaten begründet ist.

Die Formel **wenn ich das richtig verstehe** projiziert eine pointierende Reformulierung in Bezug auf einen bestimmten Relevanzkontext (eine Quaestio, eine Entscheidungsaufgabe etc.; vgl. Heritage/Watson 1979: *upshot*). Dies ist insbesondere für die Zuschauer von Belang, deren Aufmerksamkeit so auf eine Zusammenfassung eines relevanten Punkts orientiert wird. Die konditionalen Verstehensthematisierungen sind geeignet zur Bearbeitung von heiklen Zuschreibungen (hier geht es um politische Einschätzungen eines früheren DDR-Diplomaten), die konflikträchtig oder folgenreich sind und deshalb unter verschärften Präzisionskriterien stehen. Mit ihnen sichert sich der Sprecher ab, dass er selbst für die heiklen Inhalte keine Verantwortung übernimmt; für sie ist der Adressat verantwortlich, sobald er sie ratifiziert. Darüber hinaus zeigt der Moderator eine professionelle Interpretation der eignen Beteiligungsrolle an: Er demonstriert Sorgfalt und Neutralität (vgl. Clayman/Heritage 2002). Er vertritt selbst keine Position, weder hinsichtlich

⁸ Idiomatisch ist die Formel, weil *richtig* und *verstehen* nur sehr eingeschränkt durch synonyme Ausdrücke ersetzt werden können. Der grammatikalisierte Charakter zeigt sich auch syntaktisch: Nur in den seltensten Fällen folgt auf *wenn ich sie/das richtig verstehe* eine metakommunikative Apodosis (vom Typ *dann meinen sie*). Die zugeschriebene Redeintention wird vielmehr direkt, ohne *dann*-Anschluss formuliert.

der besprochenen Sachverhalte, noch bezüglich des Meinens seines Gesprächspartners. Vielmehr demonstriert er mit den konditionalen Zuschreibungen, dass er sich sorgfältig um die richtige Repräsentation der Position des Adressaten bemüht, die er aber nicht um ihrer selbst willen wiedergibt, sondern um zu ihr expandierende Stellungnahmen zu elizitieren.

Verstehensdokumentationen wie Turnfortsetzungen, Reformulierungen und Verstehensthematisierungen zeigen nicht nur Verstehen an, sondern sie prüfen dieses, indem sie *alters* Verständnis *ego* zur Ratifikation anbieten. Diese Anforderung kann durch eine Frageintonation in den Vordergrund gestellt werden (vgl. #5, Z.06: **wenn sie comPUter spielen?**). Damit legt *alter* ein aus seiner Sicht wahrscheinliches Verständnis dar, denn diese Formen der Verstehensdokumentation projizieren präferenziell Ratifikation. Oft genug aber manifestiert *alter* Verstehensprobleme. *Alter* kann dann eine *Korrekturinitiierung* (*next turn repair initiator*, Schegloff et al. 1977) vornehmen, mit der er anzeigt, dass er den vorangegangenen Turn nicht verstanden hat. Fast immer geschieht dies durch *Nachfragen*, die zugleich die Problemquelle für das Verstehen des vorangehenden Turns bestimmen (vgl. Selting 1987; Egbert 2004, Kap. 4; Rost-Roth 2006): Echofragen, Fragen, die den gesamten Turn (*Was? Hä? Wie meinst du das?*), einzelne Konstituenten (*Wen meinst du denn?*) oder verschiedene pragmatische Relevanzen wie Redeintention (*Worauf willst du da hinaus?*), lokale Kohärenz (*Was hat das mit X zu tun?*) etc. betreffen. Korrekturen können auch in deklarativer Form initiiert werden (*Ich verstehe nicht, warum du...*). Mit der Korrekturinitiierung wird eine auf die Sicherung von Verständigung spezialisierte Reparatursequenz initiiert. #8 zeigt eine solche Sequenz:

#8 Juk 17: *Hawacks*

01 Denis: du hast ja auch <<len> v0ll die k0:mischen
hAwacks

02 bei dir in de gruppe ey, > (-)

03 Knut: **ja wer bei mIr?**

04 Denis: =äh also in de kl:- (.) in de klAsse, (-)

05 Knut: isch hab kein: hAwack-

Die Korrekturinitiierung **ja wer bei mir?** (Z. 03) richtet sich spezifisch auf den sozialen Kontext, den Denis angesprochen hat (**bei dir in de gruppe**, Z. 02). Denis korrigiert, indem er **in de gruppe** nach einem Korrekturindikator **also** durch die Kategorisierung **in de klAsse** ersetzt.

In zweiter Position wird also eine Spannweite von impliziten bis zu expliziten Verfahren der Verstehensdokumentation benutzt, wobei sich letztere mit expliziten Verstehensthematisierungen verbinden können. Explizite Verfahren (Turnfortführungen, Reformulierungen, zuschreibende Schlussfolgerungen) dienen der Verstehensprüfung und -sicherung. Man kann daher annehmen, dass sie einer Störung der Reziprozitätskonstitution vorbeugen sollen bzw. anzeigen, dass der Reziprozitätskonstitutionsprozess *in nuce* schon gestört ist, da

es für *alter* nicht schlechthin alternativlos evident ist, was *ego* gemeint haben könnte. Aber die expliziten Formen haben auch andere, manchmal gleichzeitig relevante interaktionssteuernde und rhetorische Verwendungen: z. B. die Herstellung von Gemeinsamkeit durch die Demonstration von „Gedankenlesen“, Kritik an kryptischer oder für die Handlungsbelange unzulänglicher Ausdrucksweise, die Formulierungskorrektur im Sinne des „den Autor besser verstehen als er sich selbst versteht“ (vgl. Schleiermacher 1977, S. 94) bis hin zur Rivalität um die beste Formulierung oder die interpretative Autorität.

3.2 Verstehensdokumentationen in der dritten Position

Hat *alter* sein Verstehen von *egos* Beitrag in der zweiten Position dokumentiert, so ist damit noch keine Intersubjektivität hergestellt. *Ego* kann anhand von *alters* Verstehensdokumentation beobachten, wie *alter* das von *ego* in der ersten Position produzierte Interpretandum verstanden hat und insbesondere, ob er es so verstanden hat, wie dies für *ego* akzeptabel ist. Das kann die Frage beinhalten, ob *ego* so verstanden wurde, wie *ego* dies intendiert hat. Allerdings ist *egos* Akzeptanz von *alters* Verstehensdokumentationen nicht unbedingt abhängig davon, ob *alter* *egos* ursprüngliche Redeintention trifft (vgl. Billes 1992):

- Intentionen sind oft sehr vage, so dass sie selbst (und nicht nur die durch sie motivierte Äußerung) Interpretationsspielräume offenlassen (und dies auch oft sollen, als Aushandlungsangebot an *alter*).
- Auch wenn *alter* durchaus ein zutreffendes Verstehen von *egos* Redeintention dokumentiert, kann *ego* dies als unzutreffend zurückweisen, z. B. weil *ego* erkennt, dass dies bei *alter* zu unliebsamen Bewertungen, Reaktionen etc. führt.
- *alter* kann *ego* zwischenzeitlich von der Richtigkeit einer anderen Sachverhaltssicht überzeugt haben etc.
- *alter* kann aus *egos* Turn Sinngehalte schlussfolgern, die *ego* vielleicht nicht intendiert hat, die er jedoch bereitwillig als gültige Interpretation des Verstehensobjekts akzeptiert (vgl. oben: „den Autor besser verstehen als dieser sich selbst“).

In jedem Falle steht *ego* vor der Aufgabe zu dokumentieren, ob er mit *alters* Verstehensdokumentation des Verstehensobjekts einverstanden ist (vgl. Schneider 2004, S. 317 ff.). Dies geschieht im Anschluss an *alters* Dokumentation in der dritten Position.⁹ Ähnlich wie im Falle der Erfüllung konditioneller Rele-

⁹ Hier werden nur Beispiele betrachtet, in denen die drei für die Dokumentation von Verstehen zentralen Positionen durch aufeinander folgende Turns realisiert werden. Dies muss keineswegs so sein. So kann eine Verstehensdokumentation in zweiter Position auch nach intermittierenden Turns kommen, die (aus welchen Gründen auch immer) kein Verstehen des Turns an erster Position dokumentieren. Oder es kommt zu späteren Revisionen von Verstehensresultaten, die auch interaktiv dokumentiert und verhandelt werden.

vanzen erfolgt dies häufig durch keine auf die Dokumentation von Verstehen spezialisierte Äußerung. Vielmehr wird direkt eine Anschlusshandlung, die bspw. durch *alters* Turn in der zweiten Position projiziert wurde oder, wie in #9, auf den semantischen und pragmatischen Gehalten von *alters* Turn aufbaut, vollzogen:

#9 *magen*, DIDA 1402.01

01 AR: was sa:cht ER denn dazu?

02 PA: <<p> naja ich sollte ä zum arzt gehen ma;>

03 AR: ja ja sicher nich? (-) SO geht das doch gar nich.

Die Ärztin (AR) bestätigt die Antwort der Patientin (PA) auf ihre Frage. Obwohl AR in keiner Weise direkt verdeutlicht, ob sie ihre Frage von PA hinreichend verstanden sieht, akzeptiert sie faktisch PAs Verständnis ihrer Frage als angemessen. Es wird zum Teil des gemeinsamen Wissens (*common ground*). Es besteht also ein praktisches Implikationsverhältnis: Indem der vorangegangene Partner-Turn akzeptiert wird, wird folglich auch dessen Basis, das Verstehen des eigenen Turns in erster Position, der dem Partner-Turn in zweiter Position voranging und dessen Interpretation Handlungsgrundlage für die Formulierung des Partner-Turns war, akzeptiert. Auch hier sehen wir wieder, wie im Falle der konditionellen Relevanz, die Wirkungsweise der Präferenz für Progressivität: Wenn thematisch oder pragmatisch voranschreitende Anschlüsse möglich sind, da hinreichendes Verstehen gesichert ist, bedarf es keiner spezialisierten Verstehensbekundungen, sondern dieses Handeln kann umstandslos realisiert werden – was seinerseits reflexiv anzeigt, dass angenommen wird, hinreichendes Verstehen sei gegeben.

Ego kann aber auch *alters* Verstehen durch spezialisierte Verstehensdokumentationen ratifizieren. Dies erfolgt z. B., wenn sie durch *alter* in der zweiten Position eingefordert wurden (z. B. durch Rückversicherungspartikeln) oder wenn *alter* selbst eine Reformulierung des Verstehensobjekts produziert hatte. Ein Beispiel dafür finden wir in #5.

#5 *JuK 20: Roberto Blanco*

08 MR: emm (.) des neue visir ultra is jetzt nOch besser
un=so e; (.)

09 AL: wässt noch [<<lachend>wäscht> [noch weißer
j weißer ()]

10 WE: [mit der Ultra weiß [formel sowas]

11 MR: [wäscht noch weißer ja]
ja.] (.)

12 AL: wäscht noch weißer.

Martins (MR) Turn **des neue visir ultra is jetzt nOch besser** (Z. 09) wird von Alex (AL) mit **wäscht noch weißer** (Z. 09) reformuliert. Dies bestätigt Martin in Z. 11 durch die Wiederholung von Alex Formulierung. Diese Fälle werden

hier nicht weiter besprochen. Es sei nur angemerkt, dass ein *Ökonomieprinzip der Verstehensratifikation* gilt: In der Regel fällt die Ratifikation unaufwändiger aus als der Verstehensgegenstand (vgl. Clark/Schaeffer 1989): kürzer, prosodisch weniger markiert, syntaktisch und artikulatorisch weniger komplex etc.; prototypisch sind Interjektionen. Dieses Ökonomieprinzip ist die systematische Konsequenz der Präferenz für Handlungsprogressivität. Die Ratifikation qua Vollzug einer pragmatisch oder semantisch aufbauenden Anschlusshandlung (Spranz-Fogasy 1986) stellt den Grenzfall der Minimierung dar – oberflächenstrukturell wird hier gar kein Ratifikationsindikator mehr produziert, die Ratifikation ergibt sich allein aus der (pragmatischen Voraussetzungslogik der) Progression der Handlungsstruktur.

Wenden wir uns nun den Fällen zu, in denen *ego* *alters* Verstehensdokumentation nicht akzeptiert. In diesem Falle zeigt *ego* in der dritten Position an, dass er *alters* Reaktion in der zweiten Position als Dokument eines Missverständnisses ansieht (vgl. Hinnenkamp 1998). Solange *ego* weiterhin an der Herstellung von Intersubjektivität interessiert ist, muss *ego* dieses wahrgenommene Missverständnis korrigieren.¹⁰ Tut *ego* dies nicht, dann riskiert *ego*, dass *alter* sein folgendes Handeln auf diesem, von *ego* nicht akzeptierten Verständnis aufbaut. Allein diese Tatsache der drohenden Akkumulation von Missverstehen und weiteren, daraus folgenden, für *ego* inakzeptablen Schlussfolgerungen, Reaktionen etc. seitens *alter* macht es für *ego* erforderlich, erkennbare Missverständnisse nicht passieren zu lassen, sondern in der dritten Position zu berichtigen. Die dritte Position ist daher die interaktionsstrukturell, d. h. aufgrund der zeitlichen, sequenziellen Organisation des Gesprächs verbürgte, systematische Position der Absicherung von Intersubjektivität (Schegloff 1992). Das Missverständnis wird (fast immer) durch eine *Selbst-Reformulierung der ersten Position* verdeutlicht und zugleich bearbeitet.¹¹ *Ego* korrigiert *alters* Missverständnis dagegen (fast) nie nur dadurch, dass *ego* die

¹⁰ Korrekterweise muss von einem „wahrgenommenen Missverständnis“ die Rede sein. Prinzipiell gilt für Verstehensdokumentationen in zweiter oder dritter Position das Gleiche wie für den Verstehensgegenstand in erster Position: Auch sie sind Interpretanda, und die Gesprächspartner müssen anzeigen, wie sie sie verstanden haben. Dies ist ja genau der Witz der dritten Position in Relation zur zweiten: sie ist selbst eine Verstehensdokumentation in Bezug auf die zweite Position, so wie diese es in Bezug auf die erste ist. Es sollen hier nicht weiter die Komplexitäten verfolgt werden, die sich aus der Tatsache ergeben, dass im Prinzip jeder Turn im Gespräch (abgesehen vom allerersten und vom allerletzten) zugleich in Bezug auf einen folgenden zumindest potenziell eine erste Position und in Bezug auf einen vorangehenden eine zweite Position konstituiert, sowie in Bezug auf den vorangegangenen Turn desselben Sprechers eine dritte Position. Clark/Schaeffer (1989) meinen, dass jeder Turn eine *presentation phase* (er initiiert etwas, im hier relevanten Sinne ist er ein Verstehensobjekt) und eine *acceptance phase* (er reagiert auf Vorgängiges, im hier relevanten Sinne ist er eine Verstehensdokumentation) habe.

¹¹ ‚Reformulierung‘ wird hier als Oberbegriff für Verfahren der Verdeutlichung, Wiederholung und Selbstkorrektur eines vorangegangenen Turns des gleichen Sprechers benutzt (vgl. Gülich/Kotschi 1996).

nicht akzeptierte Interpretation zurückweist (*das hab ich nicht gemeint*). Eine erste Sichtung von ca. 100 Fällen von Reparaturen in dritter Position zeigt, dass es nahezu keine Fälle gibt, die nur eine Fremdkorrektur beinhalten. Stattdessen finden wir zwei andere Verfahren:

- Die Verknüpfung von *Fremdkorrektur und Selbst-Reformulierung*. In diesem Falle macht *ego* das *alter* unterstellte Missverständnis mehr oder weniger explizit, negiert es und ersetzt es durch eine korrekte Formulierung. Prototypisch wird dies durch eine antithetische Konstruktion ausgedrückt: *Ich meinte nicht X, sondern Y*.
- Weitaus häufiger in den gesichteten Daten ist die *bloße Selbst-Reformulierung*: *Ego* reformuliert den Turn aus der ersten Position, ohne *alters*, von *ego* nicht akzeptierte Interpretation explizit zu machen.¹²

Im Folgenden beschränke ich mich auf den letzten Fall. In #10 geschieht dies durch die Reformulierung einer Nachfrage:

#10 Angst-BI: Frau Haas

01 I: bei welcher gelegenheit is das denn geWesen?

02 (0.9)

03 L: jna: als ich mir die fotos angekuckt hab.

04 I: was für fotos denn?

05 L: na von <<len> früher> halt.

06 I: WAS für fotos [von früher.]

07 L: [ach so]nja das sin- (1.8)
jetzt grad halt

08 L: irgendwelche fotos <p> wo mein papi und ich so drauf sind ().>

09 I: aha.

Mit der definiten Nominalphrase **die fotos** (Z. 03) zeigt die Interviewte an, dass sie annimmt, dass der Interviewer die Referenz rekonstruieren kann.¹³ Dies ist aber nicht der Fall, denn er fragt nach: **was für fotos denn?** (Z. 04). Die Interviewte spezifiziert daraufhin zeitlich (**von früher**, Z. 05). Der Interviewer reagiert nun in dritter Position zu seiner Nachfrage mit einer Selbst-Reformulierung (Z. 06). Er wiederholt die Frage mit verändertem Betonungsmuster: Er akzentuiert das Fragepronomen **WAS** und verdeutlicht damit, dass es ihm darum geht, was auf den Fotos abgebildet ist. Die Interviewte quittiert dies mit einer den veränderten bzw. korrigierten Erkenntnisstatus signalisie-

¹² Im Unterschied zu Schegloff (1992) zähle ich auch bloße Selbst-Reformulierungen ohne Korrekturinitiation und ohne Zurückweisungskomponente zu „Reparaturen in dritter Position“. Dies rechtfertigt sich durch ihre sequenzielle Funktion, die u. a. oft darin besteht, eine Fremdkorrektur *alters* in vierter Position zu initiieren (s. u.).

13 Auch die Einleitung ihrer Antwort auf die Nachfrage des Interviewers mit der Partikel *na* in Z.05 zeigt, dass die Befragte davon ausgeht, dass für den Interviewer die Referenz evident sein müsste.

renden Interjektion (**ach so**, Z. 07) und liefert nun eine Information, die offenbar den Fragefokus des Interviewers trifft (**fotos wo mein papi und ich so drauf sind**). Dieser signalisiert dies wiederum mit einer Interjektion (**aha**, Z. 09), die den Gewinn neuer Erkenntnis anzeigt.

Selbst wenn (wie in #10) Turns in dritter Position ohne explizite metakommunikative Einbettung realisiert sind, verkörpern sie aufgrund ihrer sequenziellen Position (und *nur* deshalb!) die Darstellung einer *triadischen Zuschreibung*: Mit ihnen dokumentiert *ego*, wie *ego* versteht, wie *alter* verstanden hat, was *ego* meinte. Es handelt sich also selbst bei Turns, die manifest nur eine Redeintention ausdrücken und gar kein Verstehen formulieren, sowohl um die Dokumentation eines Verstehens erster Ordnung als auch um die eines Verstehens zweiter Ordnung. Die Basis dafür ist die sequenzielle, schrittweise Realisierung der für Intersubjektivität konstitutiven triadischen Zuschreibungsstruktur:

- In der ersten Position produziert *ego* ein Verstehensobjekt A_{ego} ;
- in zweiter Position dokumentiert *alter* das Verstehen_{alter}(A_{ego}) erster Ordnung;
- in dritter Position demonstriert *ego* sein Verstehen_{ego}(Verstehen_{alter}(A_{ego})).

Die triadische Zuschreibungsstruktur, die von Sprachphilosophen wie Mead (1968), Grice (1979), Habermas (1984) in unterschiedlichen Varianten formuliert¹⁴ und als verstehenstheoretische Basis der Intersubjektivität postuliert wurde, enthüllt sich hier in ihrem Kern als sequenziell konstituiert. Genauer gesagt: die einzelnen Ebenen der in der triadischen Zuschreibung reflexiv bzw. rekursiv *gleichzeitig* miteinander verschränkten Perspektiven der Interaktionsteilnehmer werden im sequenziellen Prozess *sukzessive* realisiert. Diese sukzessive Realisierung besteht aber nicht einfach in einer additiven Abfolge von *ego*- und *alter*-Perspektiven (im Sinne von aufeinander folgenden *ich meine x*). Vielmehr hat jede nächste Position die vorangehende zu ihrem Verstehensgegenstand, die Abfolge ist somit rekursiv: *alter* zeigt in zweiter Position wie *alter egos* erste verstanden hat, und *ego* wiederum zeigt in der dritten Position, wie *ego alters* Verständnis von *egos* ursprünglichem Turn versteht. Drei grundlegende Strukturmerkmale von Gesprächen ermöglichen also die sukzessive, aufeinander bezogene, rekursive Herstellung von Intersubjektivität:

¹⁴ Eine Formulierung ist bspw.: A weiß, dass B weiß, dass A weiß, dass A und B wissen, dass „X“, „Y“ bedeutet. In der Literatur wurde ausgiebig diskutiert, wie genau bzw. für welche verschiedenen Fälle des Meinens und Verstehens diese Formel ausgearbeitet werden muss und wie viele Rekursionsebenen nötig sind, um tatsächlich die notwendigen und hinreichenden Bedingungen für einen Zustand von Intersubjektivität zu erfassen. Inzwischen scheint es wohl unstrittig, dass der Rekurs auf die Annahme von „geteiltem Wissen“ notwendig und hinreichend ist, um die infinite Rekursion zu vermeiden.

- die unhintergehbare Zeitlichkeit/Prozessualität von Interaktion (eine Aktion folgt auf die andere),
- die Interaktivität in Form des Sprecherwechsels, durch die *alter* und *ego* aufeinander verstehend reagieren und wieder-reagieren können,
- das Interpretationsprinzip der lokalen Kohärenz, das qua *default* anleitet, den jeweils folgenden Turn als Verstehensdokumentation des vorangehenden aufzufassen – und zwar unabhängig davon, ob irgendein Verstehen explizit gemacht wird!

Zeitlichkeit, Interaktivität qua Sprecherwechsel und das Prinzip der lokalen Kohärenz sind drei konstitutive Kernsachverhalte, die begründen, warum Verstehen in der mündlichen Interaktion anders funktioniert als beim Textverstehen.¹⁵

Wenn wir nicht den Verlauf der Interaktionssequenz, sondern die interpretativen Bezüge der einzelnen Turns betrachten, dann wird klar, dass viele Turns simultan alle drei für die Verstehensdokumentation systematischen Positionen einnehmen. Ein Gesprächs-Turn ist also gleichzeitig:

- eine Handlung, die selbst ein neues Verstehensobjekt konstituiert (und u. a. auch eine Erwartung für Anschlusshandlungen projiziert);
- eine Dokumentation des Verstehens von *alter* durch *ego*,
- eine Dokumentation des Verstehens 2. Ordnung, d. h., wie *ego* sich durch *alter* verstanden sieht.

Gehen wir dazu nochmals zurück zu #10:

#10 *Angst-BI: Frau Haas*

04 I: was für fotos denn?

05 L: na von <<len> früher> halt.

06 I: **WAS für fotos von früher.**

Die Selbst-Reformulierung des Interviewers in dritter Position (Z. 06) dokumentiert zugleich,

- dass er von der Befragten wissen will, was auf den Fotos, die die Befragte angeschaut hat, abgebildet war;
- wie der Interviewer die Befragte verstanden hat (Verstehen 1. Ordnung: dass sie nämlich **fotos von früher** angesehen hat),
- dass sie mit diesem Verständnis nicht seine ursprüngliche Frageintention erfüllt hat (Verstehen 2. Ordnung).

¹⁵ Sie begründen auch, warum ‚Leser-Text-Interaktion‘ bestenfalls eine irreführende Metapher ist: Material fixierte Texte weisen eben gerade nicht diese zeitlich situierte Responsivität auf, die für Interaktion konstitutiv ist und die die Möglichkeiten (und auch Zwänge) des Verstehensprozesses und seine semiotischen Ressourcen unweigerlich prägt. Begriffe wie ‚Intersubjektivität‘ oder gar ‚Verständigung‘ sind für das Textverstehen als solches (d. h., bevor man mit anderen über den Text kommuniziert) ziemlich sinnlos und weitgehend unanwendbar.

Der Turn ist also *dreifach bedeutungsvoll*: Er ist zugleich eine Handlung und dokumentiert ein Verstehen erster und ein Verstehen zweiter Ordnung. Die sequenzielle Positionierung von Turns, ihre dadurch konstituierte Qualität und die darauf zugeschnittene Gestaltung als Verstehensdokumentation zeigt sich somit als systematische Quelle der Indexikalität von Gesprächsbeiträgen – umso mehr, als die Verstehen dokumentierenden Sinngehalte in der Regel implizit bleiben. Man kann davon ausgehen, dass ein großer Teil der Turns in Gesprächen diese dreifache Indexikalität aufweist. Allerdings sollte man dies nicht vorschnell deduktiv aus einer Sequenzierungslogik von Gesprächen ableiten. So ist bspw. in Mehrpersonengesprächen oftmals die Realisierung von Aktivitäten dritter Position, d. h., die Dokumentation von Verstehen 2. Ordnung nicht möglich. Je nach Position eines Turns in der Handlungsstruktur von Interaktionen bestehen ebenso Unterschiede. Sequenzeröffnende Turns wie Fragen oder Angebote dokumentieren manchmal reichhaltige Verständnisse erster und zweiter Ordnung, doch zeigen sie hinsichtlich des vorangegangenen Handlungs- oder Themenkomplexes oft auch nicht viel mehr an als dass dieser als hinreichend abgeschlossen behandelt wird, nicht aber, wie er im einzelnen verstanden wurde. Primär reaktive Aktivitäten dagegen (wie z. B. Zustimmungen oder Gegengrüße) sind zwar als Verstehensdokumentationen aufschlussreich, doch sind sie oft kein Objekt eines ihrerseits auf sie erkennbar bezogenen Verständnisses erster oder gar zweiter Ordnung, das durch Folgehandlungen angezeigt werden würde. Es wären also genauere Untersuchungen nötig, um zu bestimmen, wie sich bestimmte Typen von Turns darin unterscheiden, welche retrospektive wie projektive Reichweite und Spezifik sie für die Dokumentation von Verstehen haben. Dies beinhaltet auch, in Bezug auf welche Handlungen Erwartungen der Verstehensdokumentation bestehen, wie spezifisch Verstehenserwartungen sind und welche Realisierungsformen und welcher Realisierungsaufwand erwartet wird.

Der Turn **WAS für fotos von früher** (Z. 06) zeigt an, dass die Interviewte nicht die erwünschte Antwort geliefert hat. Das Defizit wird vom Interviewer aber nicht etwa in mangelndem Wissen der Interviewten (= sie kann die Antwort nicht geben), sondern in einem Missverständnis seiner Frageintention gesucht. Mit der Selbst-Reformulierung übernimmt er faktisch die *Mitverantwortung* für die Bereinigung des Missverständnisses: Indem er die gleiche Handlung nochmals, nun aber in veränderter Formulierung vollzieht (hier handelt es sich um eine den Fokus verdeutlichende prosodische Variation), zeigt er, dass er die Quelle des Missverständnisses zumindest auch bei sich selbst ansiedelt. Er verdeutlicht, dass er über mindestens eine andere, nämlich die als Reformulierung realisierte Möglichkeit verfügt, ein besser an die Adressatin adaptiertes *recipient design* für seine Handlung zu wählen. „Mitverantwortung“ ist hier weder ursächlich noch moralisch zu verstehen. Der Produzent der dritten Position mag durchaus überzeugt sein, dass der Adressat die ursprünglich produzierte Formulierung hätte verstehen müssen, und insofern *alter* und nicht sich selbst die Schuld für das Missverständnis

zuschreiben. Mitverantwortung wird dennoch durch das Engagement für die gemeinsam herzustellende Ermöglichung von Verstehen übernommen, da nicht nur eine Reziprozitätsstörung diagnostiziert wird, sondern zugleich auch ein Lösungskandidat zu ihrer Überwindung angeboten wird. In diesem Verfahren zeigt sich also die Ausrichtung auf die kooperative Lösung von Verständigungsproblemen, indem der Produzent des Verstehensgegenstands ohne weitere Ursachenverhandlung einen zweiten Anlauf unternimmt Inter-subjektivität herzustellen. So bleibt die Unterbrechung der Handlungsprogression durch die Reziprozitätsstörung im günstigen Falle minimal: Gelingt die Selbstkorrektur in der dritten Position, dann führt sie in der vierten Position zu einer für *ego* akzeptablen Verstehensdokumentation, und die Handlungsprogression kann danach wieder aufgenommen werden. Diese auf Ersetzung der ersten Position beruhende Option in der dritten Position scheint in Interaktionen allgemein präferiert zu werden gegenüber umfanglicheren Aushandlungen, die die Missverständnisquelle intersubjektiv zu klären versuchen.¹⁶

Die Selbst-Reformulierung in dritter Position ist mit Bezug auf die Interaktionsentwicklung eine *Retraktion* (zum Begriff: Auer 1991): Das Verfließen der Interaktionszeit wird gewissermaßen rückgängig gemacht, die Interaktion wird an den Punkt der Formulierung der ersten Position zurückgesetzt. Die zwischenzeitliche Interaktionsentwicklung, insbesondere die Verstehensdokumentation in zweiter Position wird als handlungsrelevantes Faktum, genauer gesagt: als potenziell gültiger Teil des *common ground* gestrichen. Zum *common ground* sollte dagegen nunmehr als Implikation der Reparatur in dritter Position gehören, dass das in zweiter Position von *alter* dokumentierte Verständnis *nicht* zutrifft. Dies ist durchaus keine triviale Feststellung, denn gerade, aber nicht nur in konfliktären Gesprächen stellt sich oft genug heraus, dass *alter* in der Folge eben nicht von seinem Verständnis abrückt. Die Selbst-Reformulierungen sind deshalb nicht selbstgenügsam: *Ego* geht mit der Korrektur meist nicht davon aus, dass nun durch sie allein „alles klar“ ist. Sie sind Korrekturinitiatoren in Bezug auf *alters* nächsten Beitrag: Sie projizieren faktisch eine vierte Position, die die zweite Position korrigiert und das revidierte Verstehen *alters* und damit den Erfolg der Reparatur dokumentiert. Damit wird die gesamte Paar-Sequenz von erster und zweiter Position repariert. Wahrscheinlich wird in vierter Position im Vergleich zur zweiten Position sogar in erheblich höherem Maße ein spezialisiertes Verstehens-*display*

¹⁶ Dies erklärt vielleicht auch, warum die Variante ‚Fremdkorrektur + Selbst-Reformulierung‘ (*ich meinte nicht X sondern Y*) seltener als die bloße Selbst-Reformulierung vorkommt: Sie verlängert die Verhandlung des Verstehensproblems unnötig, denn die Explikation des von *ego* bei *alter* vermuteten Missverständnisses von *egos* ursprünglichem Turn trägt in den meisten Fällen nichts zur Aufklärung bei. Aufklärung kann dagegen (fast immer) nur eine Selbst-Reformulierung leisten. Es ist daher anzunehmen, dass eine explizite Zurückweisung (*ich meinte nicht X ...*) einen gesprächsrhetorischen Mehrwert hat, der über die reine Missverständnisklärung hinausgeht.

relevant: die Verständigung war ja schon einmal gestört und kann nun hinsichtlich des weiterhin relevanten Verstehensgegenstands nicht einfach prä-supponiert werden. Der häufige Gebrauch von Interjektionen wie *achso*, (vgl. etwa #10, Z.07), *a:h*, *oh*, die ein revidiertes Verständnis anzeigen („change of state-token“, Heritage 1984; 2006), in vierter Position ist ein solches *display* (s. Hinnenkamp 1998, S. 158 ff.). Weitere Verfahren sind bspw. zur Ratifikation angebotene Reformulierungen der dritten Position und damit des revidierten Verstehens (*achso du meinst X*), Bekenntnisse (*das hatte ich jetzt falsch verstanden; ich dachte du meinst Y*) oder Entschuldigungen für das Missverständnis.

Wie unterscheiden sich die in dritter Position realisierten Reparaturen von der ursprünglichen Formulierung? In der Regel werden größere Differenzen zur ersten Position hergestellt als im zuletzt untersuchten Fall, in nur eine Betonung variiert wird (**WAS für fotos von früher**). Die Reformulierung kann an spezifischen Aspekten des im zweiten Turn offenbar gewordenen (Miss-)Verständnisses von *alter* ansetzen. Häufig benutzt werden folgende Klärungsverfahren (vgl. a. Schegloff 1992):

- die (deutlichere, betonte etc.) *Wiederholung* der missverstandenen Äußerung wie in #10;
- *Konkretisierungen*, die in Relation zur ursprünglichen Formulierung anschaulicher, vertrauter oder konkreter sind (d. h. exemplarisch vs. abstrakt);
- *Explikationen* und *Präzisierungen*, die Sinngehalte (z. B. Referenzen), die implizit geblieben waren, explizit machen;
- *Erläuterungen* und *Begründungen*, die Hintergründe (Motive, Ziele, Intentionen, Gründe, Ursachen) angeben und den Verstehensgegenstand rahmen, indem sie Voraussetzungen, Nebenbedingungen, den epistemischen Modus (z. B. Spaß vs. Ernst) etc. verdeutlichen.

Ausschnitt #11 zeigt eine Erläuterung in dritter Position. Er stammt aus einer Diskussion über die Ehe. S3 behauptet, **bei intellektuellen menschen** könne man dem Ehepartner gegenüber durchaus **feststellen (...) ihre körperlichen und ihre äußerlichen reize die sprechen mich nicht mehr an**. Als S1 diese Aussage heftig angreift, reagiert S3 mit einer explikativen Selbstkorrektur.

#11 IDS-FR 030: Über die Ehe

- 01 S3 und da meine ich dass es eben bei intellektuellen menschen
 02 besonders ja? (-) die das gespräch ist (--)
 03 wo man die missverständnisse oder dieses müdesein klären kann.
 04 S2 mhm.
 05 S3 und zum andern nicht nur klären kann
 06 sondern zum anderen auch feststellen kann (--)
 07 schön äh ihre körperlichen und ihre äußerlichen reize

- 08 die sprechen mich nicht mehr an (--) aber
 [sie hat immerhin schon]
 09 S1 [hm sag das mal deiner]
 10 S1 frau (-) da is se intellektuell oder nich (-)
 11 du da biste für immer erledigt. (-)
 12 ich glaub du verstehst
 [überhaupt nichts da äh von.]
 13 S3 [du missverstehst mich (-)]
 14 ich meine dass es eben dass es eben für solche mo-
 mente
 15 eben wichtig ist dass eben nicht äh
 16 allein auf solcher basis die ehe gegründet ist
 17 S1 [gut aber-]
 18 S3 [dass auch] gewisse äh gewisse geistigen interes-
 sen
 19 S1 ja
 20 S3 notwendig sind um dann in der krise die ehe zu über-
 brücken

S1 bescheinigt S3 Weltfremdheit (Z. 09–12) und spricht ihm die Kompetenz ab, die zwischenmenschlichen Relevanzen in einer Ehe richtig einzuschätzen. S3 widerspricht S1 **du missverstehst mich** und produziert eine umfangreiche Selbst-Korrektur (**ich meine ...**, Z. 13–20). S3 verdeutlicht, dass es ihm um eine Relevanzgewichtung ging: Die Ehe solle nicht **allein auf solcher basis** – gemeint sind hier **ihre äußerlichen reize** – gegründet sein, sondern auf **geistigen interessen**. Die Korrektur ist nicht mit einer Zurückweisung bzw. einem Widersprechensakt zu verwechseln: S3 bestreitet mit **du missverstehst mich** nicht die Wahrheit der Äußerung des Opponenten, sondern ihre Relevanz als Reaktion auf die eigene vorangegangene Äußerung. **du missverstehst mich** weist die Verstehenspräsupposition zurück, unter deren Bedingung der Widerspruch von S1 angemessen ist. S3 stellt also nicht infrage, dass der Widerspruch berechtigt wäre, wenn S3 gemeint hätte, was S1 von S3 verstanden hat; er behandelt den Widerspruch nur als nicht einschlägig, da er auf einer Fehlannahme beruhe. Dass es sich bei der Selbstkorrektur um eine Erläuterung von für S3 selbstverständlichen, vielleicht sogar als *common ground* auch S1 unterstellten Wissensgehalten handelt, indiziert S3 durch die vierfache Verwendung der epistemischen Modalpartikel **eben** (Z. 14–15). Die Erläuterung wird als Explikation von etwas Evidentem gerahmt. S3 zieht mit der Selbstkorrektur seine inkriminierte Formulierung (Z. 06–08) zwar nicht *expressis verbis* zurück, doch für den Analytiker wie anscheinend auch für S1 (vgl. Z. 17: **na gut aber**) ist S3s Erläuterung nicht besonders überzeugend. Darüber hinaus scheint sie nicht nur eine formulatorische Korrektur, sondern stillschweigend auch ein inhaltlicher Rückzieher zu sein, da S3 nun nicht mehr davon spricht, der Partnerin zu sagen, dass sie unattraktiv geworden sei.

Angeichts der beiden anderen, hier handlungsstrukturell nahe liegenden Optionen ‚Konflikt‘ und ‚Rückzug von einer Position‘ zeigt sich, dass Selbst-Reformulierungen in dritter Position weitaus mehr bzw. anderes leisten können als die Aufklärung eines Verständigungsproblems. Mit der Selbst-korrektur wird die Zurückweisung im zweiten Zug als Resultat eines *Missverständnisses*, nicht aber als *Dissens* kategorisiert. Damit wird die zutage getretene Divergenz der Gesprächspartner nicht als *Akzeptanzproblem* (Konflikt) behandelt, sondern als *Verstehensproblem*. Die Differenz zwischen Sagen, Meinen und Verstehen wird als Ressource genutzt, um eine Reziprozitätsstörung als Resultat unterschiedlicher Zeichen-Bedeutungs-Zuordnungen bei gleicher Sachauffassung zu interpretieren, nicht aber – was die Alternative wäre – als Resultat unterschiedlicher Sachauffassungen bei gleichen Zeichen-Bedeutungs-Zuordnungen. Grundsätzlich stehen beide Optionen offen, um eine manifeste Diskrepanz in artikulierten Einschätzungen zu deuten. Was motiviert dann die Wahl der Kategorisierung als Missverständnis, welchen gesprächs rhetorischen Mehrwert hat sie gegenüber der Kategorisierung als Dissens? Die Divergenz wird entmoralisiert, divergente Züge erscheinen nicht mehr als intendierte Angriffe sondern als kontingente Produkte unterschiedlicher Zeicheninterpretationen und die Interaktion (und damit die Sozialbeziehung) wird von der Frage entlastet, wer sich im Dissens durchsetzt und wer sein Gesicht verliert.

Diese Verwendung einer manifest verstehensbezogenen Aktivität als verdeckte Form der Austragung eines latenten bzw. möglichen Konflikts wird uns auch in #12 wieder begegnen. Hier wird eine explizite Verstehensthematisierung als Verfahren des Insistierens eingesetzt. Der Ausschnitt stammt aus einer deutsch-kubanischen Arbeitsbesprechung, die gedolmetscht wird (s. Martini 2008). Der deutsche Projektleiter (DPL) spricht über die Aufgabenverteilung der Mitarbeiter seines Instituts und deklariert diese dann als Vorbild für die kubanische Institution. Der kubanische Ingenieur K1 widerspricht, DPL akzeptiert den Widerspruch aber nicht. (KPL und SM agieren hier als Sprachmittler.)

#12 Martini: Kuba 04-01-T3

- 01 DPL nur wenn diese SCHNITTstellen EINdeutig definiert sind-
- 02 geht (.) die (.) arbeit (.) gemeinsam (.) GUT.
- 03 KPL pero eh la garantía para un buen(o) funcionamiento
aber die Garantie für ein gutes Funktionieren
- 04 de todos los labores (.) ES- (-)
aller Arbeiten ist
- 05 que se define muy bien claro ((räuspert sich)) los límites

- ist dass man definiert sehr gut deutlich die Grenzen*
- 06 SM hm
- 07 KPL de sus (.) de las responsabilidades <<all> para cada uno
seiner der Verantwortlichkeiten für jeden Einzelnen
- 08 DPL nach [dieser Ordnung arbeiten bei uns[:
- 09 KPL [()
- 10 SM ((auf Frage von KPL)) [<p> enlaces hm?>
- 11 DPL *zweiun dreiundzwanzig mann zusammen; (.)*
- 12 KPL según este sistema (.) eh trabajamo(s) aquí en un colectivo
nach diesem System eh arbeiten wir hier in einem Kollektiv
- 13 de veintitres veinticuatro personas (.)
- 14 <p> en este instituto.>
von dreiundzwanzig vierundzwanzig Personen in diesem Institut
- 15 DPL und das muss auch- (--) IN KUba funktionieren. (-)
- 16 KPL y así: pensamos que:- (-) (debe) que funcionar
und so denken wir dass muss funktionieren
- 17 la sistema también en la universidad de palmeras
das System auch in der Universität von Palmeras
- 18 KI ((K1 blickt SM an)) .hh dile (.) que nosotros (.)
sag ihm dass wir
- 19 pensa- (.) <<all> que nosotros pensamos también>
denk wir denken auch
- 20 que debe funcionar así (--)
dass es soll funktionieren so
- 21 pero en cuba es muy distinta
aber in Kuba ist sehr unterschiedlich
- 22 la forma en la que se organiza la dirección.>
(.)<p>o s(ea)>
die Form in der organisiert ist die Leitung (das heißt)
- 23 SM mhm .hh also er denkt' (.)

- 24 das das soll schon so funktionieren aber es ist
eben' (.)
- 25 sehr unterschiedlich die:- (-)
- 26 'art miteinander zu arbeiten und die stufen'(.)
äh die da'(.)
- 27 (auf der) <<dim> hierarchieleiter- (.) sind-
> .hh
- 28 DPL **deswegen müssen auch diese <<h>.SPIELregeln, (.)
die muss man
erst selber verSTehen,> (.) eh man sie durc
setzen kann.**
- 30 SM por estos eh por eso (.) estas normas de este
juego;=no? (.)
deshalb diese Regeln von diesem Spiel =nicht?
- 31 entre comillas. (.) .h hay que establecerlas;
=no? (.)
*in Anführungszeichen man muss sie aufstellen
=nicht?*
- 32 antes de:- (--) <<lachend> introducir[las>
(.) si.
bevor man sie einführt
- 33 K1 [((lacht leise))
- 34 DPL und das ist ein TEIL, (--)
- 35 DER aufgabe die SIE !HIER! erkennen sollen- (.)
- 36 wie WIR das tun. (.)

DPL stellt dar, wie im deutschen Institut die Verantwortlichkeiten verteilt sind (Z. 01–14) und formuliert als Ziel, diese Organisationsstruktur auch in Kuba zu realisieren: **das muss auch- (-) IN Kuba funktionieren** (Z. 15). K1 konzediert daraufhin, dass dieses Ziel wünschenswert sei, verweist aber darauf, dass die hierarchischen Strukturen in Kuba anders seien, und deutet damit an, dass er Probleme der Übertragbarkeit des Modells sieht (Z. 18–27). DPL zieht dagegen aus diesem Einwand in Z. 28–29 die Konsequenz (**deswegen**) seine eigene Zielsetzung zu bekräftigen: **deswegen müssen auch diese <<h>↑SPIELregeln, (.) die muss man erst selber verSTehen,> (.) eh man sie durchsetzen kann**. DPL zeigt damit (qua 2. Quantitätsimplikatur im Sinne von Grice 1979, Levinson 2000) an,

- dass er davon ausgeht, dass K1 die von DPL empfohlene Regelung noch nicht hinreichend verstanden hat,
- dass K1 erst dann das Recht zu einer Stellungnahme hat, wenn er DPLs Ausführungen hinreichend verstanden hat,
- dass er eine profundere Auseinandersetzung von K1 mit den von ihm empfohlenen Regelungen erwartet, damit K1 mit Kompetenz und Überzeugung diese Regelungen durchsetzen kann.

DPLs Verstehensthematisierung ist also ein Dokument des Verstehens 2. Ordnung, denn sie involviert einen Vergleich des K1 zugeschriebenen Verständnisses mit dem ursprünglichen Verstehensobjekt, DPLs Botschaft. DPLs Turn betrifft die Handlungsgrundlage der Äußerung von K1. Der Schluss auf dessen Verstehen ist dabei abduktiv: DPL behandelt den Einwand von K1, der für ihn inakzeptabel ist, so, als sei er nur rational erklärbar („verständlich“) aufgrund eines unzureichenden Verstehens seiner eigenen vorangegangenen Ausführungen (vgl. Schneider 2004, S. 329 ff.). DPL hat hier – und dies ist ganz allgemein in erhöhtem Maße so, wenn die Verstehensdokumentation in zweiter Position implizit ist – keinen direkten Zugriff darauf, wie K1 ihn versteht. Mangelndes Verstehen wird vielmehr anhand einer erwartungsinkongruenten Äußerung als deren Ursache diagnostiziert. Die Verstehensthematisierung zeigt einen charakteristisch *kognitiv-normativen Doppelcharakter* der Konzeptualisierung von Verstehen durch Interaktionsteilnehmer: Mangelndes Verstehen macht inakzeptable Handlungen rational erklärbar (d. h.: sie sind rational angesichts unzulänglicher Wissensvoraussetzungen), und es ist zugleich die Begründungsbasis dafür, warum man diese Handlungen ablehnt. Diese Relevanz von Verstehen für die Interpretation und Bewertung von Handlungen gründet sich in einem impliziten alltagsweltlichen *Modell der Handlungskonstitution*, welches in DPLs Turn erkennbar wird. Demnach sind Partnerverstehen und Sachverstehen (hier ist beides involviert) situative Voraussetzungen für rationales kommunikatives Handeln. Dieser Verstehensthematisierung wie auch anderen Missverständnisreparaturen in der dritten Position liegt eine *Idealisierung und Präsumption rationalen Handelns* zu Grunde. Dieses ist operational definiert in Termini von Angemessenheits- und Realisierungsrelationen, die zwischen Verstehen und Handlungen bestehen. Diese Angemessenheits-Relationen werden nicht thematisiert, sondern selbstverständlich vorausgesetzt. Konkret heißt dies etwa im vorliegenden Falle: DPL geht nicht davon aus, dass der Einwand von K1 auch dann berechtigt sein könnte, wenn er DPLs Darstellung nicht verstanden hat; er zieht auch nicht in Erwägung, dass K1 DPL schon hinreichend verstanden haben könnte und gerade deshalb den Einwand produziert. Inakzeptable Handlungen werden nach diesem Handlungskonstitutionsmodell aber nicht einfach als irrational und unverständlich kategorisiert, sondern sie werden als rational unter unzureichenden Umständen behandelt, konkret: auf mangelnde Wissens-/Verstehensvoraussetzungen zurückgeführt. An der Idealisierung des rationalen, nachvollziehbaren Handelns aus einsichtigen Gründen wird also auch im Falle inakzeptabler Handlungen festgehalten. Die Handlungsgründe und -voraussetzungen, nicht aber die Methode der Handlungskonstitution werden als Problem ausgemacht.¹⁷ Gehen wir von dieser allgemeinen Ratio-

¹⁷ Wie die Garfinkelschen Krisenexperimente (Garfinkel 1967) zeigen, gilt dies zumindest „solange wie möglich“, d. h., solange es gelingt, situative Gründe für Abweichungen von erwartbarem und akzeptablem Handeln zu finden. Die Methode der Handlungskonsti-

nalitätsunterstellung aus und haben wir zudem einen Akteur vor Augen, der idealisierend-egozentrisch seine eigenen Relevanzsetzungen dem Adressaten normativ unterstellt, dann besteht für *ego* regelrecht eine Präferenz, *alter* ein Missverständnis zu unterstellen, wenn er dessen Handlung nicht akzeptiert – zumindest solange, wie *ego* einen „geteilten Hintergrundkonsens“ (Habermas 1984) von Wert- und Handlungsorientierungen präsupponiert.

Dieses Modell der rationalen Handlungskonstitution und der zentralen Rolle, die Verstehen dabei als Angemessenheitsvoraussetzung spielt, liegt dem Potenzial der Verstehensthematisierung als *gesprächsrhetorischer und argumentativer Ressource des Insistierens* zu Grunde. Die Verstehensthematisierung kann auf Grundlage dieses Modells Störungen der Konsensbildung in der Interaktion erklären, ihre Verursachung dem Partner, der so dargestellt wird, als verstünde er nicht, zuschreiben und damit benutzt werden, um auf der eigenen Position zu insistieren. Das gesprächssteuernde Insistenzpotenzial der Verstehensthematisierung beruht dabei auf ihrer retrahierenden Funktion: Eine zwischenzeitliche Interaktionsentwicklung, die mit der Verstehensthematisierung als auf mangelndem Verständnis beruhend diskreditiert wird, wird als ungültig ausgeklammert, der Sprecher kehrt zu seiner eigenen letzten Äußerung als relevantem Bezugspunkt für die Interaktionsfortsetzung zurück. Die Verstehensthematisierung beinhaltet die Verpflichtung, Widerspruch (zunächst einmal) zu unterlassen.

In #12 weist DPL K1 die Aufgabe zu, seine Position besser verstehen zu lernen. Dass die Verstehensthematisierung als relativ harte Diskreditierung des Adressaten wahrgenommen wird, zeigt die anschließende Übertragung durch SM. Sie ist durch vielfältige Merkmale von Dispräferiertheit gekennzeichnet: Abbruch und Reformulierung (Z. 30: **por estos eh por eso**), mehrfache Rückversicherungspartikel **no?**, eine zögerliche Sprechweise und eine abmildernde Vagheitsmarkierung (Z. 31: **entre comillas**). Insbesondere überträgt sie den Ausdruck **verSTehen** (Z. 29) nicht direkt, sondern dolmetscht das Begriffspaar ‚**verSTehen-durchsetzen**‘ (Z. 29) mit ‚**establecer-introducir**‘ (Z. 31–32). Diese Variante fokussiert weniger das Defizit des Adressaten und schwächt die starke Asymmetrie der Lehrer-Schüler-Positionierung aus DPLs Beitrag ab. Diese Modifikationen in der Dolmetschung gegenüber dem Original zeigen, wie gesichtsbedrohlich für die Sprachmittlerin die Zuschreibung von mangelndem Verständnis ist und wie sie systematisch weniger asymmetrische und Kompetenzdefizit zuschreibende Formulierungen als in DPLs Ausgangsbeitrag wählt (vgl. Martini 2008).

tution und damit die Rationalität des Handelns werden erst in Frage gestellt, wenn es nicht mehr gelingt, Gründe nachzuvollziehen oder wenn keinerlei Konsistenz des Handelns zu entdecken ist. Dann wird Handeln als psychotisch kategorisiert; oder es erscheint neurotisch, wenn die Gründe zwar begrifflich und konsistent sind, aber als nicht realitätsangemessen wahrgenommen werden (vgl. z. B. Smith 1978).

4. Fazit in fünf Punkten

- 1) Die *sequenzielle Organisation von Gesprächen* in der rekursiven, dreischrittigen Struktur von ‚Handeln (1. Position) – Verstehensdokumentation (2. Position) – Dokumentation des Verstehens 2. Ordnung (3. Position)‘ bildet eine *soziokognitive Infrastruktur* für die Dokumentation von Verstehen und die Entfaltung und Sicherstellung von Intersubjektivität in Zyklen reziproken Aufzeigehandeln (vgl. Schegloff 1992). Intersubjektivität ist ein punktuelles Prozessphänomen, das grundsätzlich pragmatisch bestimmt und prekär, d. h., nie sicher vor Zusammenbrüchen, Erwartungsenttäuschungen und Revisionen ist. Absicherung und Reparatur von Verstehen geschehen routiniert und weitgehend unauffällig.
- 2) Verstehensdokumentationen geschehen meist lautlos, d. h., *en passant*. Spezialisierte *Formen der Dokumentation von Verstehen* sind bspw. Formulierungsaufnahmen, Turnvervollständigungen und -fortführungen, Reformulierungen und Inferenzformulierungen, Selbst- und Fremd-Korrekturen und bestimmte Interjektionen.
- 3) Verstehensthematisierungen sind *explizit metakognitiv* und *implizit meta-kommunikativ*: Explizit wird über kognitive Prozesse gesprochen; deren Thematisierung und Zuschreibung geht aber *inferenziell* von kommunikativen Aktivitäten aus, die als Dokument eines bestimmten (unzureichenden etc.) Verständnisses gedeutet werden. Verstehenszuschreibungen beruhen auf der *Erfüllung bzw. Nicht-Erfüllung von Handlungserwartungen* nach einem Rationalitäts-Schema: *alter* handelt in einer bestimmten Weise; *alter* kennt Standards akzeptablen Handelns und wendet sie an; also handelt *alter* auf Basis eines bestimmten Verständnisses (von *ego* oder anderen). Verstehen zuzuschreiben heißt, Handeln nicht nur deuten zu können, sondern auch Erwartungen an folgendes Handeln zu konstituieren. Umgekehrt gilt: Handelt *alter* erwartungsinkongruent, dann wird präferenziell die Ursache darin gesucht, dass *alter* nicht über die von *ego* als notwendig erachtete Verstehensgrundlage verfügt. ‚Verstehen‘ ist (neben ‚Intention‘) die wesentliche Ressource für die Vorhersage und Erklärung von Handlungen in Gesprächen. Während die Intensionszuschreibung und damit das Verstehen 1. Ordnung den Zielbezug des Verhaltens erklärt (Umzu-Motiv im Sinne von Schütz 1974[1932], S. 115 ff.), erklärt die Verstehenszuschreibung (= was *alter* von *ego* oder Dritten verstanden hat) und damit das Verstehen 2. Ordnung einen Teil der Gründe für sein Verhalten (Weil-Motiv, Schütz 1974 [1932], S. 122 ff.). Handlungen sind für die Interaktanten argumentativ konstituiert, d. h., sie sind verständlich *und* akzeptabel, wenn gute Gründe vorliegen (vgl. Habermas 1988). Adäquates Partnerverständnis ist einer dieser Gründe.
- 4) Verstehen wird fast nie als kognitiver Selbstzweck (im Sinne möglichst genauen Verstehens) angesprochen, sondern nur soweit verdeutlicht und bearbeitet, wie es *Belange der Handlungssteuerung, -koordination und -pro-*

gression erfordern. Verstehen ist konstitutiv für Handeln, diesem aber untergeordnet. Die Dokumentation von Verstehen richtet sich daher kaum einmal auf die offene und umfassende Rekonstruktion von Konzeptualisierungen und Intentionen des Gesprächspartners. Verstehensdokumentationen sind vielmehr *pragmatisch motiviert selektiv*. Im Extremfall bedeutet dies, dass sich Verstehen „nur“ auf die erwartungsbasierte, binäre Kategorisierung des Partnerhandelns als ‚akzeptabel‘ vs. ‚inakzeptabel‘ beschränkt bzw. dass sich Verstehen 2. Ordnung auf die Alternative ‚ich fühle mich richtig verstanden‘ vs. ‚ich fühle mich falsch verstanden‘ reduziert.

- 5) Verstehensdokumentationen und -thematisierungen sind meist nicht nur retrospektiv, sondern sie erzeugen *Projektionen* (Erwartungen) für Anschlusshandlungen. Verstehensdokumentationen haben deshalb auch *rhetorische Potenziale*: Sie tun oft noch ganz andere Dinge im Gespräch als Verstehensfragen zu behandeln. Verstehensthematisierungen werden eingesetzt, um auf Handlungsinitiativen zu insistieren und ihre Akzeptanz zu erwirken oder aber nicht akzeptiertes Handeln zurückzuweisen. Diese spezifischen Potenziale sind durch den *retrospektiven Index* von Verstehensdokumentationen, die ja einen früheren Interaktionsstand refokussieren, mitbedingt. Sie erzeugen das Potenzial, zwischenzeitliche Interaktionsentwicklungen als ungültig (da auf nicht hinreichender Verstehensbasis entstanden) zu kategorisieren und das gemeinsame Handeln anderen Bahnen als dem zwischenzeitlich faktisch eingetretenen Interaktionsverlauf folgen zu lassen. Das rhetorische Potenzial dockt an der *kommunikationsideologisch hohen Wertigkeit* von Verstehen an: Verstehen hat einen kaum in Zweifel zu ziehenden Wert, der durch historisch gewachsene Normvorstellungen von gelungener und ethisch anzustrebender Kommunikation weiter gestützt wird (vgl. Linke in diesem Band).¹⁸ Nur in extrem machtheregulierten Interaktionen scheint es möglich zu sein, offen zu vertreten, dass bspw. Entscheidungen durchgesetzt werden, obwohl sie die Betroffenen nicht verstehen. Umgekehrt ist ‚etwas nicht verstehen‘ eine ebenso mächtige persuasive Ressource der Ablehnung wie ‚etwas verständlich machen‘ eine hochgradig legitime Ressource des Insistierens ist.

¹⁸ Es sprengt den Rahmen dieses Beitrags, auf die Legitimationsfiguren und die Leitbilder von Kommunikation einzugehen, die Verstehen einen zentralen kommunikationsethischen Stellenwert einräumen. Es ist aber klar, dass seit der Aufklärungshermeneutik ‚Verstehen‘ als Schlüssel zur Selbstaufklärung des Individuums (vgl. Heideggers und Gadammers Hermeneutik) und zur echten, d. h. individualbiographisch gegründeten zwischenmenschlichen Beziehung (vgl. Bubers Ich-Du-Dialog) avanciert ist und die unabdingbare Basis jeder egalitären, transparenten und geltungskritisch regulierten Interaktion (vgl. Habermas’ Diskursethik) abgeben soll. Diese Vorstellungen sind sowohl vielfältig (psychologisierend) popularisiert worden als auch zum Gründungsmanifest von angewandten Kommunikationswissenschaften wie der Interkulturellen Kommunikation geworden, die bspw. das ‚Verstehen des Fremden‘ als Schlüssel zur Lösung interkultureller und sozialintegrativer Probleme ansetzt.

5. Transkriptionskonventionen GAT

[]	Überlappungen und Simultansprechen
=	unmittelbarer Anschluss neuer Beiträge
(.)	Mikropause
(-), (--), (---)	kurze, mittlere, längere Pausen bis ca. 1 Sek.
(2.0)	Pause von mehr als 1 Sek. Dauer
un=äh	Verschleifungen
;; ::, :::	Dehnung je nach Dauer
'	Glottalverschluss
haha hehe hihi	silbisches Lachen
?	hoch steigender Grenzton
,	mittel steigender Grenzton
-	gleich bleibende Grenzintonation
;	mittel fallender Grenzton
.	tief fallender Grenzton
((hustet))	para-/außersprachliche Handlungen/Ereignisse
<<hustend> >	sprachbegleitende para- und außersprachliche Handlungen
(solche)	vermuteter Wortlaut
akZENT	Primär- bzw. Hauptakzent
	Tonhöehensprung nach oben
<<h> >	hohes Tonhöhenregister
<<f> >	<i>forte</i> , laut
<<p> >	<i>piano</i> , leise
<<all> >	<i>allegro</i> , schnell
<<len> >	<i>lento</i> , langsam
.h, .hh, .hhh	Einatmen, je nach Dauer
h, hh, hhh	Ausatmen, je nach Dauer

6. Literatur

- Auer, Peter (1991): Vom Ende deutscher Sätze. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 19, 2, S. 139–157.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1966): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main.
- Bilmes, Jack (1992): Mishearings. In: Watson, Graham/Seiler, Robert M. (Hg.): Text in Context. London. S. 79–98.
- Bublitz, W. (1988): Supportive fellow speakers and cooperative conversations. Amsterdam.
- Clark, Herbert H. (1992): Arenas of language use. Chicago IL.
- Clark, Herbert H. (1996): Using language. Cambridge.
- Clark, Herbert H./Schaefer, Edward F. (1989): Contributing to discourse. In: Cognitive Science 13, S. 259–294.
- Clayman, Steven E./Heritage, John (2002): The news interview. Cambridge.
- Deppermann, Arnulf (1997): Glaubwürdigkeit im Konflikt. Frankfurt am Main.
- Deppermann, Arnulf (2007): Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht. Berlin.

- Egbert, Maria (2004): Einführung in den Reparatur-Mechanismus in deutschen und interkulturellen Gesprächen. Oldenburg.
- Ehlich, Konrad (1984): Zum Textbegriff. In: Rothkegel, Amely/Sandig, Barbara (Hg.): Text – Textsorten – Semantik. Hamburg. S. 9–25.
- Fiehler, Reinhard/Barden, Birgit/Elstermann, Mechthild/Kraft, Barbara (2004): Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen.
- Frank, Manfred (1977): Das individuelle Allgemeine. Frankfurt am Main.
- Frank, Manfred (1990): Was ist ein literarischer Text und was heißt es, ihn zu verstehen? In: Ders.: Das Sagbare und das Unsagbare. Frankfurt am Main. S. 121–195.
- Gadamer, Hans-Georg (1960): Wahrheit und Methode. Tübingen.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, NJ.
- Goffman, Erving (1963): Behaviour in public places. Glencoe IL.
- Goodwin, Marjorie H. (1990): He said she said. Bloomington IN.
- Grice, Herbert Paul (1979): Intendieren, Meinen, Bedeuten. In: Meggle, Georg (Hg.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt am Main. S. 2–15.
- Gülich, Elisabeth/Kotschi, Thomas (1996): Textherstellungsverfahren in mündlicher Kommunikation. In: Motsch, Wolfgang (Hg.): Ebenen der Textstruktur. Tübingen. S. 37–80.
- Günthner, Susanne (2002): Stimmenvielfalt im Diskurs. In: Gesprächsforschung 3, 59–80, verfügbar unter <www.gespraechsforschung-ozs.de>.
- Habermas, Jürgen (1984): Was ist Universalpragmatik? In: Ders.: Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main. S. 353–440.
- Habermas, Jürgen (1988): Zur Kritik der Bedeutungstheorie. In: Ders.: Nachmetaphysisches Denken. Frankfurt am Main. S. 105–135.
- Heidegger, Martin (1927): Sein und Zeit. Tübingen.
- Heritage, John (1984): A change-of-state token and aspects of its sequential placement. In: Atkinson, John M./Heritage, John (Hg.): Structures of social action. Cambridge. S. 299–345.
- Heritage, John (2006): Cognition in discourse. In: te Molder, Hedwig/Potter, Jonathan (Hg.): Conversation and cognition. Cambridge. S. 184–202.
- Heritage, John/Watson, D. Rod (1979): Formulations as conversational objects. In: Psathas, George (Hg.): Everyday language. New York. S. 123–162.
- Hinnenkamp, Volker (1998): Missverständnisse in Gesprächen. Wiesbaden.
- Hirsch, Eric D. (1972): Prinzipien der Interpretation. München.
- Husserl, Edmund (1977[1929]): Cartesianische Meditationen. Hamburg.
- Kintsch, Walter (1998): Comprehension: A paradigm for cognition. New York.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1986): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, S. 15–43.
- Lerner, Gene H. (1991): On the syntax of sentences in progress. In: Language in Society 20, S. 441–458.
- Lerner, Gene H. (2002): Turn-sharing: the choral co-production of talk-in-interaction. In: Ford, Cecilia/Fox, Barbara/Thompson, Sandra (Hg.): The Language of Turn and Sequence. Oxford. S. 225–256.
- Lerner, Gene H. (2004): The place of linguistic resources in the organization of talk-in-interaction: Grammar as action in prompting a speaker to elaborate. In: Research on Language and Social Interaction 37, 2, S. 151–184.
- Linke, Angelika (in diesem Band): Vergesellschaftung – Was Sprache, Gesellschaft und Kultur miteinander zu tun haben.
- Levinson, Steven C. (2000): Presumptive meanings. Cambridge.

- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Frankfurt am Main.
- Martini, Mareike (2008): Gesprächsanalyse deutsch-kubanischer Arbeitsbesprechungen. Tübingen.
- Mead, George Herbert (1968[1934]): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt am Main.
- Oevermann, Ulrich et al. (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart. S. 352–434.
- Potter, Jonathan/te Molder, Hedwig (2006): Talking cognition: Mapping and making the terrain. In: te Molder, Hedwig/Potter, Jonathan (Hg.): Conversation and cognition. Cambridge. S. 1–54.
- Rost-Roth, Martina (2006): Nachfragen. Berlin.
- Sacks, Harvey (1972): On the analyzability of stories by children. In: Gumperz, John J./Hymes, Dell (Hg.): Directions in sociolinguistics. New York. S. 325–345.
- Sacks, Harvey/Schegloff, Emmanuel A./Jefferson, Gail (1974): A simplest systematics for the organisation of turn-taking in conversation. In: Language 50, 4, S. 696–735.
- Schegloff, Emmanuel A. (1968): Sequencing in conversational opening. In: American Anthropologist 70, S. 1075–1095.
- Schegloff, Emmanuel A. (1992a): Repair after next turn: The last structurally provided defense of intersubjectivity in conversation. In: American Journal of Sociology 97, 5, S. 1295–1345.
- Schegloff, Emmanuel A./Jefferson, Gail/Sacks, Harvey (1977): The preference for self-correction in the organization of repair in conversation. In: Language 53, S. 361–382.
- Schleiermacher, Friedrich D. E. (1977[1838]): Hermeneutik und Kritik. Frankfurt am Main.
- Schmitt, Reinhold (Hg.) (2007): Koordination. Tübingen.
- Schneider, Wolfgang Ludwig (2004): Grundlagen der soziologischen Theorie. Band 3. Wiesbaden.
- Schnotz, Wolfgang (2006): Was geschieht im Kopf des Lesers? Mentale Konstruktionsprozesse beim Textverstehen aus der Sicht der Psychologie und der kognitiven Linguistik. In: Blühdorn, Hardarik/Breindl, Eva/Waßner, Ulrich H. (Hg.): Text – Verstehen. Berlin. S. 222–238.
- Scholz, Oliver R. (1999): Verstehen und Rationalität. Frankfurt am Main.
- Schütz, Alfred (1974[1932]): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt am Main.
- Schwitalla, Johannes (1993): Über einige Weisen des gemeinsamen Sprechens. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 11, 1, S. 68–98.
- Selting, Margret (1987): Verständigungsprobleme. Tübingen.
- Smith, Dorothy (1978): „K is mentally ill“: The anatomy of a factual account. In: Sociology 12, S. 23–53.
- Spanz-Fogasy, Thomas (1986): Widersprechen. Tübingen.
- Straub, Jürgen (1999): Handlung, Interpretation, Kritik. Berlin.
- Strohner, Hans (2006): Textverstehen aus psycholinguistischer Sicht. In: Blühdorn, Hardarik/Breindl, Eva/Waßner, Ulrich H. (Hg.): Text – Verstehen. Berlin. S. 187–204.
- Weber, Max (2001[1922]): Wirtschaft und Gesellschaft. Gesamtausgabe Band 22/1. Tübingen.
- Wittgenstein, Ludwig (1984[1916]): Tractatus logico-philosophicus. Frankfurt am Main.

BERND ULRICH BIERE

Sprachwissenschaft als verstehende Wissenschaft

Abstract

Der Beitrag zeigt auf, dass eine bestimmte Perspektive auf Sprache und Kommunikation notwendig auf verstehende Methoden rekurren muss, um die Dynamik sprachlich-kommunikativen Handelns angemessen zur Geltung bringen zu können. Wer sprachliche Kommunikation „beschreiben“ will, muss verstehen, was die Partner tun und er muss (ex post) verstehen, wie sich die Partner in der Situation verstehen: er muss ‚Verstehen‘ verstehen.

Analog zu einem solchen *parole*-bezogenen analytischen Vorgehen im Sinn einer *linguistischen Hermeneutik* wird als sprachtheoretischer Bezugspunkt eine *hermeneutische Linguistik* vorgestellt. Aus deren Einordnung in die Tradition der Aufklärungshermeneutik wie der romantischen Hermeneutik, sowie aus Bezügen zu kognitivistischen, konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Theorieansätzen wird die Idee einer „radikalen Hermeneutik“ entwickelt, die im Zusammenspiel mit Dialektik und Rhetorik den theoretisch-methodischen Rahmen für ein breites Spektrum zentraler linguistischer Fragestellungen abzugeben vermag.

Verstehende Wissenschaft und Verstehenswissenschaft

Die Frage nach angemessenen Methoden linguistischen Arbeitens ist nicht zuletzt eine Frage danach, in welcher Weise wir unsere Gegenstände auffassen, also theoretisch konzeptualisieren. Je nachdem, ob ich Sprache auffasse als ein System generativer Regeln, oder ob ich Sprache auffasse als ein nicht nur Welt repräsentierendes, sondern konstituierendes Medium; je nachdem, wie ich den Begriff des sprachlichen Zeichens oder den Zusammenhang von *langue* und *parole* verstehe, ob ich einen statischen oder einen dynamischen Zeichen- und Sprachbegriff zugrunde lege, ob Sprache mich als historisches Phänomen, als soziales oder systemhaftes Gebilde, als individueller Sprachbesitz oder als überindividuelles Medium der Kommunikation interessiert, immer ist es eine bestimmte Sicht auf den Gegenstand Sprache: Eine Sicht oder Perspektive, unter der der scheinbar objektiv gegebene und identische Gegenstand jeweils in einem anderen Licht erscheint, im Licht der jeweiligen Sprachauffassung, der jeweiligen Theorie, unter der ich ihn betrachte, im Licht des jeweiligen (Erkenntnis-)Interesses.

Ein solcher „Perspektivismus“ verweist auf „Unterschiede“, macht sie sichtbar: Alterität, Pluralität, Heterogenität – wir verfügen über ein ganzes Feld von Begriffen, um ‚Differenz‘ sichtbar zu machen und in unterschied-

lichen theoretischen Perspektiven zur Geltung zu bringen, aber auch praktisch damit umzugehen vom interkulturellen Lernen bis hin zum ‚diversity management‘ (vgl. Liebert 2003). Auch die Frage nach dem Verstehen lässt sich in diesem begrifflichen Kontext, im Spannungsfeld von Differenz und Identität, verorten. Wenn ich den weit gespannten Diskussionszusammenhang, in dem die Beziehung von Identität und Differenz philosophiegeschichtlich thematisch wird, hier auch nur andeuten kann, so möchte ich doch die Frage, wie Sprachwissenschaft auf der methodischen Ebene als „verstehende Wissenschaft“ und auf der Gegenstandsebene als „Wissenschaft vom (sprachlichen) Verstehen“, als „Sprachverstehenswissenschaft“, zu begreifen ist, in eben diesem Diskussionszusammenhang zu behandeln versuchen, und damit für die Linguistik einmal mehr den Versuch unternehmen, „am Verstehensdiskurs anderer Verstehenswissenschaften verstärkt teilzunehmen“, wie Hermanns/Holly (2006, S. 491) in ihrer Zusammenfassung der Sektion „Linguistische Hermeneutik“ des Münchener Germanistentages 2004 fordern. Dabei geht es mir nicht um eine linguistische Neuauflage des „Positivismusstreits“, der in der deutschen Soziologie in den 60-er Jahren des 20. Jahrhunderts als Streit zwischen Neopositivisten/Kritischen Rationalisten auf der einen und Vertretern der Frankfurter Schule, der „Kritischen Theorie“ auf der anderen Seite diskursiv inszeniert worden ist, sondern schlicht darum zu zeigen, dass Sprache und Kommunikation in einer bestimmten Perspektive Gegenstände sprach- und kommunikationswissenschaftlicher Forschung sind, über die wir in einer „Linguistik des Sinns“ (Coseriu 1980) nur dann etwas Bedeutsames sagen können, wenn wir uns ihnen (i) mit verstehenden Methoden zuwenden und (ii) das Sprachverstehen der an einer Kommunikation Beteiligten wie unser je eigenes Sprach- bzw. Sinnverstehen als *Sinn-Konstruktionen* thematisieren und kritisch reflektieren.

Im ersten Sinn ist die Linguistik eine „verstehende Wissenschaft“, im zweiten Sinn ist sie eine Wissenschaft vom Verstehen, genauer: vom „Sprachverstehen“ (Hermanns/Holly 2006, S. 491). Und „das Verstehen ist das A und O von Sprache“ (ebd., S. 3).

Sisyphos

Das Verstehen und Interpretieren (von Texten) hat eine lange, eher literatur- als sprachwissenschaftliche Tradition, nämlich in der Hermeneutik. Und seit einigen Jahrzehnten ist das Sprachverstehen bzw. das Verstehen von Texten, wenn auch nicht in einem historisch-hermeneutischen, philologischen Kontext, fast zu so etwas wie einem Forschungsprogramm geworden: in den Kognitionswissenschaften und in der Künstlichen Intelligenz-Forschung, in einer konstruktivistischen oder auch de-konstruktivistischen Deutung von Verstehensprozessen, und schließlich auch im Kontext interkultureller Verständigung. – „Ein weites Feld“ also. Oder gar eine „unendliche Geschichte“? Mindestens eine „unendliche Aufgabe“. Als solche nämlich hat Friedrich D. Schleiermacher im 19. Jahrhundert das Verstehen charakterisiert. Ob es uns

gefällt oder nicht, wir fangen immer wieder neu, wenn nicht von vorn damit an. Heißt das aber, wir erreichen nie das Ziel? Und wäre das Verstehen dann nicht eine Sisyphe-Arbeit? Oder ist es überhaupt keine „Arbeit“, „geschieht“ es uns einfach (vgl. Wittgenstein 1967, § 150 ff.)? – Lassen wir uns nicht entmutigen: Wir nähern uns dem Ziel durchaus immer mehr an, ohne es allerdings jemals definitiv zu erreichen. Jedes Verstehen ist „approximativ“. Aber das reicht ja vielleicht schon. Albert Camus schreibt in seinem Sisyphe-Essay: „Wir müssen uns Sisyphe als einen glücklichen Menschen vorstellen“ (Camus 1960, S. 158).

Ob dies die Basis einer Philosophie des Scheiterns, des Absurden oder des Glücks ist, was hat das mit Sprachwissenschaft zu tun? Nun: Unsere linguistisch-hermeneutische Frage ist, wie wir es schaffen können, die „unendliche Aufgabe“, nicht nur Sprache zu verstehen, sondern auch noch ‚Verstehen‘ zu verstehen, zu bewältigen. – Brauchen wir dazu eine „linguistische Hermeneutik“ als neue linguistische Teildisziplin, wie es Hermanns (2003) gefordert hat oder brauchen wir eine „hermeneutische Linguistik“, für die bereits Jäger (1975) eingetreten ist, oder brauchen wir beides im Kontext einer „radikalen Hermeneutik“ im Verbund mit Rhetorik und Dialektik, wofür ich plädiere (s. Biere 2006, S. 505 f.).

Da ein solches Programm theoretisch bzw. historisch nicht voraussetzungslos ist, müssen wir uns natürlich auch fragen, aus welchen Strängen der sprachphilosophischen und hermeneutischen Tradition heraus sich ein solches Programm (historisch) begründen ließe?

Meinen und Verstehen

Wenn wir verstehen wollen, was Menschen meinen, wenn sie etwas Bestimmtes sagen, etwas auf diese oder jene Art ausdrücken, dann kommen wir mit deduktiven Verfahren nicht weit, weil es zwar Regelhaftes sein mag, aber nichts Natur-Gesetzmäßiges, dem Menschen in ihrem (auch sprachlichen) Handeln folgen, wohl auch nicht den „Gesetzen“ der menschlichen Natur. Wir hören oder lesen, was Menschen sagen oder schreiben und wir glauben zu wissen, was damit gemeint ist, d. h. wir glauben es (richtig) zu verstehen. In der Regel ziehen wir Schlüsse, bilden Inferenzen oder Analogien. Und auch dabei haben wir durchaus das Gefühl, etwas zu verstehen, zumindest das Nötigste, um unsere kommunikativen Ziele auch unter widrigen Umständen einigermaßen adäquat erreichen zu können. Das gilt in der Regel auch dort, wo wir uns in einer fremden Sprache und Kultur bewegen, in der wir ohne *wenn* und *aber*, jedoch mit *bitte* und *danke* und *ja* und *nein* erstaunlich gut klar kommen, auch wenn wieder einmal niemand Deutsch spricht, wir also offensichtlich nicht auf Mallorca sind.

Wenn ich in Polen ein Bier, *piwo*, bestelle, weiß die Bedienung zwar sofort, was ich will (auch wenn sie vielleicht meine polnische Aussprache etwas seltsam findet), aber es gibt weiteren Klärungsbedarf. Welche Marke? Ver-

stehe ich nicht? Sie nennt eine. Verstehe ich. *Zywiec, tak*. Was jetzt noch? Kopfschütteln. Versteh ich nicht. Sie zeigt es mit den Händen. Aha, ein großes oder kleines. Das bekomme ich geregelt, ohne irgendetwas von dem „verstanden“ zu haben, was die Bedienung gesagt hat. Ich habe es *geraten*:

Wer in ein fremdes Land kommt, wird manchmal die Sprache der Einheimischen durch hinweisende Erklärungen lernen, die sie ihm geben; und er wird die Deutung dieser Erklärungen oft *raten* müssen und manchmal richtig raten, manchmal falsch raten (Wittgenstein 1967, § 32).

Aber ich habe auch „verstanden“, dass es Fragen waren, auf die die Bedienung eine Antwort erwartete, um die Bestellung zu meiner Zufriedenheit ausführen zu können. Die (Schein?-) kommunikation funktioniert, weil wir das Skript kennen für die in der Fremdsprache zunächst sehr komplex erscheinende (sprachliche) Handlungsfolge ‚ein Bier bestellen‘. Aber es ist nicht der Bestellvorgang an sich, der besonders komplex wäre. „Komplex“ ist letztlich auch nicht die im engeren Sinn sprachliche Realisierung. Sie erscheint uns nur dann als komplex, wenn wir die betreffende Sprache nicht beherrschen, sie uns ‚fremd‘ ist. Aber vielleicht müssen wir nicht unbedingt die Wörter verstehen. (Bei den Durchsagen auf deutschen Bahnhöfen verstehe ich meistens auch nicht viel mehr als auf polnischen.) Vielleicht habe ich also gerade in dem Moment „verstanden“, in dem mir klar wurde, dass ich nicht die Wörter „verstehen“ musste, um kommunikativ erfolgreich zu sein. Ich musste verstehen, nach welchem Muster oder Skript eine bestimmte Art von Kommunikation abläuft. Wenn das Skript ähnlich ist, wie das uns für diese Art von Situation bekannte, dann klappt es, wenn es uns zudem noch gelingt, die Frage-Antwort-Kommunikation auf Entscheidungsfragen zu beschränken, wir also nur mit *ja* oder *nein* antworten müssen.

‚Verstehen‘ verstehen

Wollen wir linguistisch beschreiben, wie es einem Partner in einer fremden Sprache und Kultur gelingt, ein Bier zu bestellen, wie es ihm gelingt, sein kommunikatives Ziel zu erreichen, obwohl er kaum ein Wort in der fremden Sprache spricht und versteht, so fragen wir uns als Beobachter, wie die Kommunikationspartner – hier also (muttersprachige) Bedienung und (fremdsprachiger) Gast – ihre kommunikativen Züge wechselseitig verstehen, welche Verstehenshypothesen sie machen und wie sie „unter diesen Hypothesen“ welche weiteren Handlungsschritte anschließen. Wir sehen aber vielleicht auch, wo sie sich eventuell nicht verstehen oder missverstehen, und versuchen auch dies zu beschreiben. Wir versuchen also ihr, wie ich es nennen möchte, „Partnerverstehen“ zu rekonstruieren. Genau dies ist ein wesentlicher Aspekt der Beschreibung von Kommunikationen: zu verstehen, wie sich die Partner verstehen, ‚Verstehen‘ zu verstehen.

Unbeteiligt-Sein ist dabei zwar einerseits entlastend und scheint fast der Garant für so etwas wie „Objektivität“ zu sein, andererseits schränkt es

unseren „Zugang“ zum Partnerverstehen aber auch erheblich ein. Allerdings können wir als Beobachter und Beschreibende die kommunikativen Züge ex post besser überblicken als die in die Kommunikationssituation eingebundenen Partner. Wir können retrospektiv voraus schauen, d. h. wir wissen, wie es weitergeht bzw. weitergegangen ist, „sehen“ also ex post mehr, sind aber trotzdem oft unsicher, wie wir es verstehen sollen, d. h. was das überhaupt ist, was wir sehen. So sind wir in gewisser Weise „klüger“ und in gewisser Weise „dümmer“ als die Beteiligten. Und dies wohl auch dann, wenn wir uns auf verschiedene Verfahren der teilnehmenden Beobachtung einlassen. Die Aufgabe bleibt letztlich immer, „die Rede zuerst ebenso gut und dann besser zu verstehen als ihr Urheber“ (Schleiermacher 1838; 1977, S. 94). Der Beobachter und Interpret einer Kommunikation versteht „ebenso gut“ wie die Partner, wenn er ihr Partnerverstehen (richtig) versteht, und dann „besser“, wenn er sein Beobachterverstehen versteht, d. h. dieses begründen und kritisch reflektieren kann. Dazu muss er in der Regel noch einen weiteren methodischen Schritt tun. Er muss für den Zweck der Analyse jene Voraussetzung schaffen, die schon Dilthey (1900) als Bedingung für eine wissenschaftliche Analyse gefordert hat, denn erst wenn die zu verstehende „Lebensäußerung fixiert ist und wir so immer zu ihr zurückkehren können“, könne von „Auslegung oder Interpretation“ gesprochen werden, d. h. von einem „kunstmäßige[n] Vorgang, in dem ein kontrollierbarer Grad von Objektivität erreicht wird“ (Dilthey 1900; 1974, S. 319). Der Beobachter muss die beobachtete Kommunikation also dokumentieren, sie aufzeichnen, transkribieren, damit er schließlich das tun kann, was den Ausgangspunkt des hermeneutischen Geschäfts bildet: Texte lesen.

Erst wenn wir in diesem Sinn wieder Texte *lesen* können, sind wir als Beobachter tatsächlich in einer besseren Situation als die Interaktionspartner, erst dann haben wir ein Stück weit jenen Überblick, der den Interaktionspartnern im Eingebundensein in die Kommunikationssituation zwangsläufig fehlt.

Abduktion und Divination

Wer eine solche verstehensorientierte linguistische Analyse von Gesprächen in Angriff nehmen will, hat methodisch sicherlich nicht die Möglichkeit, sein Verständnis einfach aus einer Gesetzhypothese zu deduzieren. Aber ihm bleiben induktive oder genauer (wie Charles S. Peirce es genannt hat), abduktive Möglichkeiten des Schließens, bei denen gleichermaßen, ja gleichzeitig, induktiv (in der Konstruktion der Regel) und deduktiv (im Akt der Subsumption des Falls unter die Regel) geschlossen wird. Das erscheint zirkulär und ist es auch, im Sinn eben jenes Schlussverfahrens, das Peirce „Abduktion“ nennt:

Abduction is the process of forming an explanatory hypothesis. It is the only logical operation which introduces any new idea; for induction does nothing but determine a

value, and deduction merely evolves the necessary consequences of a pure hypothesis. Deduction proves that something *must* be; Induction shows that something *actually* is operative; Abduction merely suggests that something *may* be (Peirce 1965, 5.171).

Es ist gleichermaßen zirkulär in dem Sinn, in dem wir vom „hermeneutischen Zirkel“ sprechen. Auch aus diesem Zirkel scheint es für Sisyphos keinen Ausweg zu geben. Aber vielleicht eine Art „Ausbruch“. Am Anfang (eines Textes) bedarf es in der Tat jenes „kühnen Entwurfs“, der nach Schleiermacher das „divinatorische“ Moment jedes Verstehens kennzeichnet: Um zu verstehen, was das, was uns zunächst als Einzelnes erscheint als Teil eines Ganzen bedeuten könnte, das wir aber noch nicht kennen, müssen wir dieses Ganze gewissermaßen „erahnen“, hypothetisch antizipieren, „konstruieren“. Daraus leiten wir dann – wiederum hypothetisch konstruierend – ein mögliches Verständnis einer einzelnen Textstelle ab. Auch im Kontext des Divinationsbegriffs bilden wir also die Regelhypothese im gleichen Moment, in dem wir eine Äußerung, eine Textstelle (als Fall dieser Regel) unter sie ‚subsumieren‘. In diesem Sinn reflektieren die Begriffe ‚Abduktion‘ und ‚Divination‘ das gleiche Problem und auch Peirce umschreibt den Begriff der Abduktion als „divining“ und als „guesses“ (Peirce 1965, 5.173). Wenn wir diesen divinatorischen Aspekt des Verstehens, letztlich also „Urteilkraft“ im Kantschen Sinne, in Rechnung stellen, sehen wir, dass weder das (Er)finden der Regel, jener „kühne Entwurf“, noch die Anwendung der Regel auf den Fall eine schlichte „Technik“ ist. Es ist, wie ich unter Bezug auf F. Schleiermacher zu zeigen versucht habe, in einem bestimmten Sinne „Kunst“.

Hermeneutische Tradition

Aus dem Begriff der Divination und dem Moment der Kunstmäßigkeit leitet sich allerdings nicht nur die Staigersche, aufgrund des Moments kongenialen Nachvollzugs der Unwissenschaftlichkeit verdächtige „Kunst der Interpretation“ (Staiger 1951) ab, sondern etwas Substantielleres, das Manfred Frank (1977) in seiner Schleiermacher-Interpretation als das sprachtheoretische Substrat romantischer Hermeneutik freizulegen versucht hat.

Doch nicht nur die romantische Hermeneutik, sondern auch die Aufklärungshermeneutik des 18. Jahrhunderts, ebenso wie die philosophische Hermeneutik des 20. Jahrhunderts, sowie aktuelle konstruktivistische und dekonstruktivistische Ansätze könnten – unter je spezifischen Aspekten – Anknüpfungspunkte für eine verstehende Sprachwissenschaft bzw. für eine Sprachwissenschaft als Verstehenswissenschaft bieten. Werfen wir daher einen kurzen Blick auf die Geschichte der Hermeneutik seit dem 18. Jahrhundert:

Johann M. Chladenius, auf den ich mich als Vertreter der Aufklärungshermeneutik beziehe, hält identisches Verstehen prinzipiell für möglich. Nur einzelne Textstellen, sog. „dunkle Stellen“, sind für einige Leser schwer verständlich, weil ihnen die zum „wahren Verstand“ dieser Stellen notwendigen

„Begriffe“ fehlen. Unter „Begriffen“ versteht Chladenius hier das notwendige (enzyklopädische) Wissen, also z. B. historisches Wissen, das vorausgesetzt werden muss, damit man eine Stelle richtig verstehen kann. Fehlt dieses Wissen, tritt der Ausleger auf den Plan: er bringt den betreffenden Lesern die fehlenden Begriffe, das erforderliche Sachwissen also, bei und führt die Leser damit zum „wahren Verstand“ dieser Stellen. In diesem Sinn lässt sich die Aufklärungshermeneutik auch als „Stellenhermeneutik“ charakterisieren. Der Ausleger macht die „dunklen Stellen“ verständlich, indem er diese für bestimmte Leser „auslegt“. Das Auslegen ist somit eine genuin didaktische, am jeweiligen Wissen bzw. Nicht-Wissen des Lesers (Schülers!) orientierte Aufgabe der Vermittlung von Wissen, was nicht zuletzt zur Konsequenz hat, dass man sich „bey der Auslegung nach der Einsicht des Schülers richten, und nach dessen seiner Unwissenheit bald diese bald jene Auslegung gebrauchen“ müsse (Chladenius 1742, § 182).

Friedrich D. Schleiermacher als Vertreter der romantischen Hermeneutik sieht die hermeneutische Aufgabe dagegen primär darin, die grundsätzliche Problematik des Verstehens zu klären, gleichwohl aber auch Anleitung zur (grammatischen wie psychologischen) Auslegung zu geben. Somit ist die Aufgabe der Hermeneutik nunmehr eine doppelte: positiv zum Verstehen anzuleiten, dies aber in der „Analysis des Verstehens“ zugleich als eine „unendliche“ Aufgabe zu erweisen. Als solche ist das Verstehen nun weder beschränkt auf Schrift, noch auf *kunstmäßige* Rede, erst recht nicht auf einzelne Stellen, Verstehen ist „universal“. Und es hat den Charakter einer „Kunst“, weil es trotz positiver hermeneutischer „Regeln“, die gegeben werden können, nicht auf „Technik“ reduzierbar ist, aus dem schlichten Grund, dass „mit den Regeln nicht auch die Anwendung gegeben ist, d. i. nicht mechanisiert werden kann“ (Schleiermacher 1838; 1977, S. 81).

Der Auslegungsbegriff, zumindest im didaktischen Sinn des Chladenius, gehört für Schleiermacher nun nicht mehr in die Hermeneutik, sondern in die Rhetorik, denn als adressatenorientierte Vermittlung erzeugt das Auslegen seinerseits wieder rhetorische verfasste Rede. Nur in einem anderen – nicht-rhetorischen, eher epistemologischen Sinn – hat der Begriff des Auslegens noch Platz in der Hermeneutik, nämlich in dem, den H.-G. Gadamer (1965, S. 380) später auf die prägnante Formel bringt: „Alles Verstehen *ist* Auslegen“.

Hans-Georg Gadamer als Vertreter der philosophischen Hermeneutik des 20. Jahrhunderts begreift das Verstehen *seiner Struktur nach* als ‚Auslegen‘: Etwas als etwas zu verstehen, heißt stets, es als etwas auszulegen, indem man es in den gegenwärtigen „Horizont“ einrückt. Alles andere wäre ein historisches Missverständnis. Wir können den zeitgenössischen Horizont (eines Textes) nicht unter völliger Absehung von unserem jeweiligen aktuellen Interesse rekonstruieren, weil uns die Gegenwart prägt und uns ihre Perspektive ein Stück weit „aufzwingt“.

Gerade in dem Maße, in dem sich Verstehen hier der aufklärerischen Idee prinzipiell möglicher identischer Konstruktion entzieht, wird es tendenziell

„konstruktiv“. – Wären dann kognitivistisch-konstruktivistische Theorieansätze vielleicht nur eine (freilich in einer anderen Tradition begründete und dementsprechend anders akzentuierte) Spielart der Hermeneutik? – Für die *kognitive Psychologie* liefert zunächst der Begriff der Informations- bzw. Textverarbeitung das Grundmodell für „die geistigen Prozesse des Menschen“ (Hoppe-Graff 1984, S. 15). Solange solche „Textverarbeitungsprozesse“ jedoch weiterhin als Encodier-, Speicherungs- und Abrufprozesse konzeptualisiert werden (s. ebd.), ist von einer das behavioristische Paradigma ablösenden „kognitiven Wende“ noch wenig zu spüren. Solange Begriffe wie ‚repräsentieren‘ und ‚abbilden‘ Grundbegriffe einer (orthodoxen) Kognitionswissenschaft darstellen, darf man durchaus Zweifel hegen, ob die „Vorstellung einer starren Beziehung zwischen Text und Bedeutung“ (Engelkamp 1983, S. 32) wirklich aufgegeben worden ist. Zumindest die orthodoxe Kognitionswissenschaft ist von ihren Denkmustern zunächst einmal repräsentationistisch. Erst im Rahmen holistischer Konzeptionen wird Verstehen als „ganzheitlicher mentaler Konstruktionsakt“ (Schnotz 1985, S. 16) gesehen. Und aus konstruktivistischer Perspektive schlägt Varela (1993) schließlich vor, Kommunikation nicht mehr als „Übertragung von Information vom Sender zum Empfänger“ zu begreifen, sondern „als wechselseitige Gestaltung und Formung einer gemeinsamen Welt durch gemeinsames Handeln“: Somit ist das „Netzwerk von Sprechakten [...] kein Werkzeug der Kommunikation, sondern das Netzwerk, durch welches wir uns als Individuen selbst definieren“ (Varela 1993, S. 113). Dementsprechend weist auch S. J. Schmidt (1994) die „alltagshermeneutische“ Vorstellung zurück, „Verstehen sei Bedeutungsentnahme aus einem Text (bzw. anderen Medienangeboten), und der bedeutungstragende Text determiniere den Verstehensvorgang“ (Schmidt 1994, S. 123).

Damit erscheint die Vorstellung einer (quasi authentischen) Rekonstruktion der „Autorintention“ auf der Basis einer vermeintlich objektiven Textbedeutung (s. Hirsch 1972) aus konstruktivistischer Sicht ebenso inadäquat wie aus radikal-hermeneutischer.

Identität und Differenz

Die poststrukturalistische oder dekonstruktivistische Perspektive schließlich geht noch einen Schritt weiter. Sie sucht keine „Ausgleichung“ mehr zwischen Individuellem und Allgemeinem, zwischen Differenz und Identität, sondern setzt die Differenz primär, wenn nicht absolut, indem sie in der Qualifizierung jedes Verstehens als Missverstehen die Möglichkeit (richtigen) Verstehens grundsätzlich in Frage stellt. ‚Verstehen‘ heißt ‚anders verstehen‘. Eine vergleichbare Konsequenz hatte allerdings bereits Schleiermacher gezogen, als er im Gegensatz zur Aufklärungshermeneutik das Missverstehen als den Regelfall und das Verstehen als ein immer neu zu suchendes, immer nur approximativ zu erreichendes betrachtete. Mit der Unterscheidung einer „laxeren Praxis in der Kunst“ und einer „strengere(n) Praxis“ (Schleiermacher

1838; 1977, S. 92) gesteht er jedoch immerhin zu, dass es im alltäglichen Verstehen, in der sog. „laxeren Praxis“ ein vormethodisch gewisses, d. h. ein seiner selbst sicheres Verständnis gibt (und wohl auch geben muss). Die „strengere Praxis“ allerdings kann sich nicht mehr damit zufrieden geben, „Mißverstand“ zu vermeiden, sie muss vielmehr davon ausgehen, „daß sich das Mißverstehen von selbst ergibt und das Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden“ (ebd.). Der Unterschied zwischen diesen beiden Praktiken ist darauf zurück zu führen, dass die „laxere Praxis“ von der „Identität der Sprache und der Kombinationsweise in Redenden und Hörenden“ ausgeht, während die „strengere Praxis“ „von der Differenz der Sprache und der Kombinationsweise aus(geht)“ (ebd.). Aber auch das Ausgehen von der Differenz „(muss) auf der Identität ruhen (...)“, auch wenn diese nur „das Geringere“ ist. Genau dies – dass die Identität „nur das Geringere ist“ – entgeht der „kunstlosen Praxis“.

Eine grundsätzliche „Kritik des identifizierenden Denkens“ ist dies jedoch nicht. Schleiermachers Denken zielt durchaus auf das Identische ab, wenn es auch nicht mehr unproblematisch vorausgesetzt wird, wie noch in der Aufklärungshermeneutik. Dagegen zielt das Denken der Differenz „auf das Verschiedene“ ab, das „nicht zurück(zu)föhren (ist) auf dasselbe und das Gleichartige“, wie Kimmerle (1992, S. 15) mit Bezug auf Adornos „Negative Dialektik“ (s. Adorno 1982, S. 16–18, S. 34 f.) hervorhebt. Wenn das begriffliche Denken „von sich aus identifizierend“ ist, so „(muss) das Besondere, Nicht-identische (...) durch die Raster dieses Denkens fallen“ (Kimmerle 1992, S. 16). Adornos Versuch, das identitätsphilosophische Denken zu überwinden, gibt sich freilich dialektisch in dem weiterhin als ‚Philosophie‘ gedachten Versuch, „durch den Begriff über den Begriff hinauszugelangen“ (Adorno 1982, S. 27). Erst Derrida ist nicht mehr – so Kimmerle – „bereit, die traditionelle Begrifflichkeit als etwas Unentrinnbares hinzunehmen“ (Kimmerle 1992, S. 17). Begrifflos scheint allerdings keine „Philosophie“ mehr möglich, auch keine der Differenz. So kann es nur noch eine Praxis des differenten Denkens geben, eine Praxis der dekonstruktiven Arbeit mit und an Texten.

Ist diese Praxis aber im Ergebnis etwas anderes als eine hermeneutische? Macht Derrida denn z. B. in seiner Rousseau-Interpretation unter der Leitfrage „Was sagt Rousseau, ohne es zu sagen?“ (1967; dt. 1983, S. 371) etwas anderes als Schleiermacher, wenn dieser die Aufgabe des „objektive(n) und subjektiven Nachkonstruieren(s) der gegebenen Rede“ (Schleiermacher 1838; 1977, S. 93) als die Aufgabe beschreibt, „die Rede erst ebenso gut und dann besser zu verstehen als ihr Urheber“ (ebd., S. 94)? Auch wenn Derridas Ziel nicht mehr ein „Verstehen im Sinne einer Verschmelzung der Horizonte, sondern das Herausarbeiten der Unterschiede (ist), die nicht erneut in eine Einheit zusammengenommen werden“ (Kimmerle 1992, S. 52), so sind diese Unterschiede doch nur „Differenzen“ im Hinblick auf etwas identisch Ge-setztes, selbst wenn dies „nur“ ein differentiell System ist, in dem alles (negativ bestimmt) seinen „Wert“, seinen Platz im „Spiel der Differenzen“ hat.

Aber auch dies ist eben doch ein bestimmbarer Platz, weil in der Sprache – so scheint Schleiermacher bereits de Saussure zu antizipieren – „jedes Element auf eine besondere Weise bestimmbar ist durch die übrigen“ (Schleiermacher 1838; 1977, S. 80).

Dies muss Sprachwandel keineswegs ausschließen. Was konstant bleibt, ist lediglich das, was von den Kommunikationspartnern und/oder vom Beobachter jeweils als identisch gesetzt, also konstant gehalten wird, wie z. B. jene kontrafaktische Voraussetzung „*intersubjektiv identischer Bedeutungszuschreibungen*“ (Habermas 1988, S. 233). Was Habermas hier benennt, ist bei Schleiermacher (in der „Dialektik“) bereits präsent als die idealisierende Unterstellung „eines (wie immer unerreichbaren) Wissens-Ideals“, ohne die es ebensowenig eine „Gewähr für die Intersubjektivität der jeweils diskursiv erzielten Übereinkünfte“ gäbe, wie für die Identität eines Gegenstandes mit sich selbst. Damit wir zumindest glauben zu wissen, wovon wir reden und wovon unsere Partner reden, muss die „Selbigkeit des Gegenstandes, dem divergierende Prädikate zugesprochen werden“ (Frank 1990, S. 11) unterstellt werden.

Identität muss also in Hermeneutik wie Dialektik in einem je spezifischen Sinn „vorausgesetzt“, damit aber auch „gesetzt“ werden: einmal im Habermasschen Sinn als „*intersubjektiv identische Bedeutungszuschreibungen*“ und dann im Schleiermacherschen Sinn als eine gemeinschaftliche Vorstellung von einem „Ding als Einheit“, das wir gleichwohl von unterschiedlichen Standpunkten betrachten können, ohne dass dies seine Einheit in Frage stellt. Im Gegenteil: Die verschiedenen Perspektiven sind geradezu konstitutiv für die Einheit eines Dinges, denn

wenn kein Ding als Einheit anders als in der Totalität seiner Relationen zu verstehen ist, diese sich aber anders gestalten müssen, je nachdem die Position des Menschen gegen die Natur eine andere ist, so müssen auf entgegengesetzten Punkten auch verschiedene Systeme der Erkenntnis stattfinden (Schleiermacher 1812/13; 1977, S. 383).

In diesem Sinn lässt sich Differenz als eine aus der jeweiligen Perspektive auf den (mit sich selbst) identischen Gegenstand resultierende begreifen, auch wenn diesem in „verschiedene(n) Systeme(n) der Erkenntnis“ divergierende Prädikate zugesprochen werden.

Radikale Hermeneutik

Die Einheit des zu verstehenden oder auszulegenden Gegenstandes, seine Identität, erscheint also in irgendeinem Sinn immer „konstruiert“. Entweder vom Beobachter oder von den Beobachteten im Feld selbst. Dabei müssen diese „Konstruktionen“ nicht wirklich identisch sein: es sind idealisierende, kommunikativ notwendige wechselseitige Unterstellungen, tentative Sinn-Konstrukte, die gleichwohl aus unterschiedlichen Deutungsperspektiven gewonnen worden sein können.

Diese Einsicht vermittelt uns allerdings nicht erst eine konstruktivistische oder dekonstruktivistische Perspektive auf das Verstehen, sie ist vielmehr

bereits angelegt in hermeneutischen Denkweisen, die ich unter dem Begriff einer „radikalen Hermeneutik“ zusammenfassen möchte. Eine solche radikal-hermeneutische Position finden wir noch nicht in der Aufklärungshermeneutik, obwohl gerade Chladenius in seiner Geschichtstheorie den Begriff der Perspektive wohl das erste Mal auf die Wahrnehmung und Deutung historischer Ereignisse bezieht, deren „Einheit“ oder Identität nunmehr, wie ich zu argumentieren versucht habe, in der Vielfalt differenter Perspektiven auf diese Ereignisse immer wieder neu konstruiert werden muss.

In der Hermeneutik Schleiermachers dagegen lässt sich eine radikal-hermeneutische Idee des Verstehens finden, die einen großen Teil dessen vorwegnimmt, was konstruktivistisch oder kognitivistisch als Konstruktion mentaler Modelle vorgestellt wird. Hermeneutisch fließt diese Vorstellung im Begriff jenes „kühnen Entwurfs“ zusammen, mit dem das Verstehen seinen divinatorischen Anfang nimmt (s. o.). Ein Entwurf, der ein Ganzes vorwegnehmen muss, um die sukzessiv zu verstehenden Teile auf eine Idee projizieren zu können, von der aus diese Teile einen möglichen Sinn als Teile eines hypostasierten Ganzen erhalten – und sei dieses Ganze nur ein einzelner Satz. Was ist dies anderes als die Vorstellung einer ständigen Wechselwirkung von top-down und bottom-up Prozessen? „Unendlichkeit“ und Approximativität des Verstehens lassen es zu einer ständigen Probe werden, wie weit sich ein Verständnis als kommunikativ tragfähig erweist. Und was wir da immer wieder auf die Probe (und damit auch zur Disposition) stellen, sind eben unsere „Konstruktionen“ eines Sinns, der in der Materialität des Textes als Möglichkeit aufgehoben scheint. Konstruktionen also eines virtuellen Sinns, den wir nicht schlicht „dechiffrieren“ im Sinne der gerade in didaktischen Kontexten gängigen Vorstellung einer „Sinn-Entnahme“, sondern den wir immer wieder neu konstruieren. Eine Zeit lang mögen solche Sinn-Konstruktionen durchaus als „identisch“ wahrgenommen werden, solange wir uns in einem gemeinsamen Diskurs zu bewegen glauben bzw. uns und andere dies glauben machen wollen. Radikal hermeneutisch ist das Verstehen unabgeschlossen, nicht abschließbar, also konstruktiv. Und so lässt sich Friedrich Schleiermacher auch in der Dialektik-Vorlesung von 1822 einmal mehr konstruktivistisch bzw. „radikal hermeneutisch“ lesen:

Alle Mitteilung über äußere Gegenstände ist ein beständiges Fortsetzen der Probe, ob alle Menschen ihre Vorstellungen identisch konstruieren (Schleiermacher 1977, S. 460).

Im Kontext des Unendlichkeits- und Approximativitätstopos, im „beständige(n) Fortsetzen der Probe“, bleibt die hypostasierte Identität genau das, was sie ist: eine kontrafaktische (gleichwohl kommunikativ notwendige) idealisierende Annahme. Wir halten voller Hoffnung inne, und in diesem Moment des Innehaltens scheint nicht nur die romantische Sehnsucht auf, das individuelle Bewusstsein des Anderen irgendwann doch noch verstehend erreichen zu können, sondern auch die Verzweiflung, es niemals zu schaffen. „Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen“. Ge-

nau dieser Moment des Innehaltens, in dem er begreift, dass die Hoffnung eitel ist, „vollendet gleichzeitig seinen Sieg“ (Camus 1960, S. 156). Was wir sprachlich letztlich „aushalten“ müssen, ist eben diese Einsicht, dass das „Wesen“ von Sprache sich uns in ihrer doppelten, scheinbar paradoxen Charakterisierung als „individuelles Allgemeines“ (Frank 1977) erschließt und zugleich entzieht. So

(entsteht) von Seiten der Sprache (...) die technische Disziplin der *Hermeneutik* daraus, daß jede Rede nur als objektive Darstellung gelten kann, inwiefern sie aus der Sprache genommen und aus ihr zu begreifen ist,

auf der anderen Seite kann sie aber

nur entstehen (...) als Aktion eines Einzelnen, und als solche, wenn sie auch ihrem Gehalt nach analytisch ist, doch von ihren minder wesentlichen Elementen aus freie Synthesis in sich trägt. Die Ausgleicheung beider Momente macht das Verstehen und Auslegen zur Kunst (Schleiermacher, Entwürfe zu einem System der Sittenlehre. In: Schleiermacher 1977, S. 384).

Eine solchermaßen „radikale Hermeneutik“, die sich zu ihrem Kunstcharakter bekennt und doch nicht den Anspruch von Wissenschaftlichkeit aufgibt, sollte m. E. der theoretische und methodische Ausgangspunkt einer hermeneutischen Linguistik bzw. einer linguistischen Hermeneutik sein, die es erlaubt, Sprachwissenschaft gleichermaßen als verstehende Wissenschaft wie als (Sprach)verstehenswissenschaft zu charakterisieren.

Hermeneutik, Rhetorik, Dialektik

Im Kontext des hier angedeuteten historisch-hermeneutischen, aber auch aktuellen theoretischen Diskurses sollten wir auch die Diskussion um eine linguistische Hermeneutik ansiedeln und sie nicht im Interesse einer vermeintlichen disziplinären Einheit der Germanistik aus methodenkritischen transdisziplinären Diskursen herauszuhalten versuchen. Das disziplinäre Profil der Germanistik oder auch das einer germanistischen Sprachwissenschaft ist letztlich nicht gewonnen worden – und heute erst recht nicht zu gewinnen – durch einheitswissenschaftliche Reduktion und Normierung, sondern durch die Vielfalt (auch methodischer) Perspektiven auf einen als identisch gesetzten Gegenstand. Zu einer Zeit, wo wir uns jenseits disziplinärer und nationaler Diskurse auf so etwas wie einen neuen kulturwissenschaftlichen und auch transkulturellen Diskurs einzustellen beginnen, muss die germanistische Linguistik keineswegs befürchten, in einem solchen neuen kultur- und geisteswissenschaftlichen Gesamtdiskurs unterzugehen. Im Gegenteil: Als „Philologie“ ist sie – freilich jenseits der aus der Idee der Nationalphilologien geborenen „Deutschen Philologie“ – immer schon Teil eines kulturwissenschaftlichen Diskurses (s. Biere 2005). Sie wird sich in diesem Diskurs allerdings auf Fragestellungen einlassen müssen, die die Grenzen der Einzelphilologie ebenso überschreiten, wie die Grenze zwischen Muttersprachen- und Fremd-

sprachenphilologie; auf Fragestellungen, die Kognition und Kommunikation aufeinander zu beziehen, wenn nicht zu integrieren in der Lage sind, auf Fragestellungen, die nicht nur an die Tradition der Hermeneutik, sondern ebenso an die Traditionen von Rhetorik und Dialektik anknüpfen und einen integrativen Blick auf produktive wie rezeptive Prozesse erlauben, auf Fragestellungen, die ebenso auf die (sprachliche) Konstituierung und Organisation von Wissen, wie auf die (sprachliche) Vermittlung von Wissen bezogen sind, und dies in je unterschiedlichen, sich wandelnden und sich wechselseitig beeinflussenden kulturellen und transkulturellen Kontexten.

Schon in der Aufklärungshermeneutik ist die Vorstellung von der Wissensbasiertheit oder Wissensbezogenheit des Verstehens präsent. Denn die beizubringenden „Begriffe“, von denen Chladenius spricht, sind nichts anderes als fehlendes (z. B. historisches) Sachwissen. Auch im Kontext romantischer Hermeneutik ist der Begriff des Wissens weiterhin präsent. In seiner Abhängigkeit von Rhetorik und Hermeneutik (Reden und Verstehen) kann der Begriff des Wissens in der Dialektik Schleiermachers allerdings neu akzentuiert werden. Eingebettet in Prozesse des Redens und Verstehens ist Dialektik nunmehr als „Werden des Wissens“ (Schleiermacher 1838; 1977, S. 76) ebenfalls prozesshaft zu begreifen.

Erweitert um wissensorientierte, also dialektische Modelle und um vermittlungsorientierte, also rhetorische Modelle könnte eine in verstehensorientierten hermeneutischen Modellen begründete hermeneutische Linguistik und ihr methodologischer Reflex einer linguistischen Hermeneutik in der Lage sein, alle relevanten Aspekte linguistisch analysierbarer sprachlich-kognitiver wie kommunikativer Prozesse zu erschließen. Somit plädiere ich abschließend für eine doppelte bzw. dreifache Integration:

(i) für die Integration einer linguistischen Hermeneutik in den sprachtheoretischen Kontext einer radikal-hermeneutisch verstandenen hermeneutischen Linguistik und

(ii) für die Integration hermeneutischer, dialektischer und rhetorischer Aspekte linguistischer Analyse, woraus sich zugleich

(iii) eine integrative Sicht auf kognitive und kommunikative wie auf rezeptive und produktive Prozesse ergibt.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1966): *Negative Dialektik*. Frankfurt/M.
- Betti, Emilio (1962): *Die Hermeneutik als allgemeine Methodik der Geisteswissenschaften*. Tübingen (2. durchges. Auflage 1972).
- Biere, Bernd Ulrich (1989): *Verständlich-Machen. Hermeneutische Tradition – Historische Praxis – Sprachtheoretische Begründung*. Tübingen.
- Biere, Bernd Ulrich (2005): *Verständlich-Machen – Plädoyer für eine neue Einheit von Literaturwissenschaft und Linguistik*. In: Merten, Stephan/Pohl, Inge (Hg): *Texte. Spielräume interpretativer Näherung*. Festschrift für Gerhard Fieguth. Landau. S. 15–31.

- Biere, Bernd Ulrich (2006): Linguistische Hermeneutik und hermeneutische Linguistik. In: Germanistik in und für Europa. Texte des Münchener Germanistentages 2004. Hg. von K. Ehlich. Bielefeld. S. 493–509.
- Camus, Albert (1960): Der Mythos von Sisyphe. In: Ders., Der Mythos von Sisyphe. Ein Versuch über das Absurde. Düsseldorf. S. 153–158.
- Chladenius, Johann. M. (1742): Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften. Leipzig (repr. mit einer Einleitung von Lutz Geldsetzer, Düsseldorf 1969).
- Coseriu, Eugenio (1980): Textlinguistik: Eine Einführung, hrsg. u. bearb. von J. Albrecht. 2. durchges. Aufl. Tübingen.
- Derrida, Jacques (1967; dt. 1983): Grammatologie. Frankfurt/M.
- Dilthey, Wilhelm (1900): Die Entstehung der Hermeneutik. In: Gesammelte Schriften V. Bd., 6. unveränderte Auflage, Stuttgart/Göttingen 1974. S. 317–338.
- Engelkamp, Johannes (1984): Sprachverstehen als Informationsverarbeitung. In: Engelkamp, J. (Hg.): Psychologische Aspekte des Textverstehens. Berlin/Heidelberg/New York. S. 31–53.
- Frank, Manfred (1977): Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und -interpretation nach Schleiermacher. Frankfurt/M.
- Frank, Manfred (1990): Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie. Frankfurt/M.
- Gadamer, Hans Georg (1965): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 2. Aufl. Tübingen.
- Habermas, Jürgen (1968): Erkenntnis und Interesse. In: Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘. Frankfurt/M. S. 146–168.
- Habermas, Jürgen (1985; 1988): Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt/M.
- Hermanns, Fritz (2003): Linguistische Hermeneutik. Überlegungen zur überfälligen Einrichtung eines bislang in der Linguistik fehlenden Teilfaches. In: Linke, A./Ortner, H./Portmann-Tselikas, P.R. (Hg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der Praxis. Tübingen. S. 126–163.
- Hermanns, Fritz/Holly, Werner (2006): Linguistische Hermeneutik – Sektionsbericht. In: Germanistik in und für Europa. Texte des Münchener Germanistentages 2004. Hg. von K. Ehlich. Bielefeld. S. 487–491.
- Hermanns, Fritz/Holly, Werner (Hg.) (2007): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen.
- Hirsch, Eric D. (1967; dt. 1972): Prinzipien der Interpretation. München.
- Hoppe-Graff, Siegfried (1984): Verstehen als kognitiver Prozess. Psychologische Beiträge zum Textverstehen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi) 50, S. 10–37.
- Jäger, Ludwig. (1975): Zu einer historischen Rekonstruktion der authentischen Sprachidee F. de Saussures. Diss. Düsseldorf.
- Kimmerle, Heinz (1988; 1992): Derrida zur Einführung. Hamburg.
- Kimmerle, Heinz (1991): Gadamer, Derrida und kein Ende. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 16, S. 59–69.
- Liebert, Wolf-Andreas (2003): Verständigung in der Vielfalt. Eine Erörterung über Differenz als Grundlage menschlicher Kommunikation. In: Wächter, H./Vedder, G./Führing, M. (Hg.): Personelle Vielfalt in Organisationen. München/Mering. S. 29–44.
- Peirce, Charles S. (1965): Collected Papers of Charles Sanders Peirce, ed. by Charles Hartshorne and Paul Weiss and Arthur W. Burks. Vol. 1–8. Cambridge, Mass.
- Schleiermacher, Friedrich D. (1838; 1977): Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang

- sprachphilosophischer Texte Schleiermachers. Hg. und eingel. von M. Frank. Frankfurt/M.
- Schleiermacher, Friedrich D. (1942; 1977): Dialektik. Im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften aufgrund bisher unveröffentlichten Materials hrsg. von R. Odebrecht. Leipzig 1942. Auszugsweise in: Schleiermacher, F.D. (1838; 1977). S. 412–467.
- Schleiermacher, Friedrich D. (1812/13; 1977): Ethik. Auszugsweise in: Schleiermacher, F. D. (1838; 1977). S. 371–386.
- Schmidt, Siegfried J. (1994): Kognitive Autonomie und soziale Ordnung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur. Frankfurt/M.
- Schnotz, Werner (1985): Elementaristische und holistische Theorieansätze zum Textverstehen. Tübingen. (Forschungsbericht Nr. 35 des Deutschen Instituts für Fernstudien).
- Staiger, Emil (1951): Die Kunst der Interpretation. In: Ders.: Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte. Zürich 1963. S. 9–33.
- Varela, Francisco J. (1990; ³1993): Kognitionswissenschaft – Kognitionstechnik. Eine Skizze aktueller Perspektiven. Frankfurt/M.
- Wittgenstein, Ludwig (1967): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/M.

MONIKA SCHWARZ-FRIESEL

Sprache, Kognition und Emotion: Neue Wege in der Kognitionswissenschaft

Abstract

Den traditionellen Konzeptualisierungen von EMOTION (als einem für die Erklärung der menschlichen Kognition irrelevanten Phänomenkomplex) wird ein integrativer Ansatz gegenübergestellt, demzufolge Kognition und Emotion als zwei mentale Systeme interagieren und sowohl repräsentational als auch prozedural relevante Schnittstellen haben. Emotionen werden als Kenntnis- und Bewertungssysteme, Gefühle als kognitiv erfahrbare Emotionen, definiert. Es wird anhand exemplarischer Beispiele erörtert, inwiefern kognitive Gedanken und emotionale Gefühle (entgegen der vorherrschenden Auffassung) mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede aufweisen.

1. Einleitung: Zur Relevanz von Emotionen

Emotionen sind nicht nur für das menschliche Leben und Erleben konstitutive Phänomene, sie sind auch – wie die Neurowissenschaften in den letzten Jahren überzeugend gezeigt haben¹ – für das Verständnis der menschlichen Kognition unerlässlich. Emotionen bestimmen einen Großteil unserer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsprozesse und spielen in nahezu allen Bereichen menschlicher Existenz Erfahrung eine wichtige Rolle. Mittels der Sprache drücken wir unsere Gefühle durch spezifische Repräsentationen aus. Mit sprachlichen Äußerungen werden Emotionen ausgedrückt und benannt, geweckt, intensiviert sowie konstituiert. Das Verhältnis von Kognition, Sprache und Emotion, von kognitivem Kenntnissystem und mentaler Gefühlswelt, ist einer der wichtigsten Phänomenbereiche, wenn man den menschlichen Geist umfassend erklären will.

Umso unverständlicher ist es, dass die sprach- und kognitionswissenschaftliche Erforschung der Emotionen so lange ein Schattendasein führte. Das Thema Sprache-und-Emotion war bislang in Kognitionswissenschaft² und

¹ S. u. a. Ledoux (1994), Damasio (2000), (2003), Roth (2001), (2003). Vgl. auch die Ausführungen in Punkt 6.

² Der sprachtheoretische Ansatz der Kognitiven Linguistik versteht sich als eine Subdisziplin der Kognitionswissenschaft (s. Schwarz 1996, 2004), und somit wird unter Kognitionswissenschaft diese linguistische Sprachtheorie subsumiert.

Linguistik³ ein eher exotisches Sonderthema mit einem Hauch Esoterik, das aus sprachtheoretischer Perspektive allenfalls als ein sehr marginales Gebiet der pragmatisch-funktional und lexikalisch ausgerichteten Ansätze betrachtet wurde.

Trotz mittlerweile zahlreicher Einzeluntersuchungen⁴ wurden grundlegende Fragen⁵ nach dem Verhältnis von Kognition, Sprache und Emotion bislang jedenfalls kaum aufgegriffen.

In der Kognitionswissenschaft⁶ gibt es bislang nur wenige Ansätze, die auf einer integrativen, emotionale Faktoren berücksichtigenden Kognitionstheorie

³ Ich beziehe mich hier auf die im Wissenschaftsparadigma dominante theoretische (und meist formalistisch ausgerichtete) Linguistik, die Sprache als ein von sozialen und emotionalen Faktoren losgelöstes System von spezifischen Regeln und Prinzipien betrachtet, die mittels formaler Modelle expliziert werden. Bei dieser Linguistik ist die philologische Einbettung der Disziplin oft komplett verloren gegangen. Formalistische Darstellungen bzw. bloße Formeln werden als Maßstab für Wissenschaftlichkeit postuliert, ohne jedoch die Phänomene dadurch wirklich erklären zu können, da es sich letztlich nur um formale Um- bzw. Übersetzungen, nicht aber um Erklärungen handelt. Diese Linguistik ist keine Geistes-Wissenschaft, sondern größtenteils nur eine Formel-Wissenschaft. Allerdings spielen emotionale Faktoren auch in der Psycholinguistik, die kognitiv plausible Modelle liefert, bislang noch keine bedeutende Rolle (s. hierzu Hiel-scher 2003a,b).

⁴ In den vergangenen 15 Jahren hat es zwar zahlreiche Analysen zu lexikalischen und syntaktischen Emotionsmanifestationen sowie pragmatisch-diskursorientierten Aspekten gegeben (s. u. a. Hermanns 1995, Niemeier/Dirven 1997, Wierzbicka 1999, Athanasiadou/Tabakowska 1998, Fiehler 2002, Drescher 2003, Weigand 2004, Stoeva-Holm 2005), doch die theoretische Linguistik blieb und bleibt bei ihren wesentlichen Grundannahmen zum Status von Sprache und Sprachverarbeitung bis heute einer Konzeptualisierung verhaftet, die die prinzipielle Autonomie dieses kognitiven Systems postuliert. In meinem Aufsatz geht es also nicht um die Beschreibung der bislang erbrachten (wichtigen und interessanten) Detailuntersuchungen, sondern um die allgemeine, grundlegende Frage, welchen Stellenwert Emotionen in Sprach- und Kognitionstheorien haben sollten.

⁵ Vgl. aber: „Emotionen sind also ... theoretische Beschreibungsgrößen der Linguistik. Die Beschreibungskategorie Emotionen erfasst bestimmte Aspekte der Äußerungsbedeutung von Sprechakten, das heißt in intentionalen Akten geäußerten sprachlichen Strukturen.“ (Fries 1996, S. 40). Vgl. auch Hermanns (1995), (2003). Die Kategorie der Emotion erfasst aber nicht nur Aspekte der Äußerungsbedeutung, sondern involviert alle Repräsentations- und Verarbeitungskomponenten von Sprache.

⁶ In der Psychologie gab es Anfang der 80er Jahre eine intensive Debatte zum Status von Emotionen und ihrer Relevanz für kognitive Aktivitäten (s. auch bereits Arnold 1960). Lazarus u. a. (1980) vertraten die Annahme, dass Emotion und Kognition interagieren: „Emotions not only involve an action impulse and somatic disturbances, but include as part of the emotional process and experience the cognitive appraisal on which they are based. Emotions and cognitions are thus inseparable, since appraisal comprises a part of the emotional reaction.“ (s. Lazarus et al. 1980, S. 198). Zajonc u. a. (1980) dagegen postulierten eine kognitionsunabhängige Emotion: „Preferences need no inferences ... Feelings come first.“ Vgl. auch Izard (1984, S. 24): „... emotion has no cognitive component.“ S. auch Clark/Fiske (1982).

Von kognitionswissenschaftlicher Seite jedoch wurde die wichtige Diskussion zum prä- oder postkognitiven Status von Emotionen vollständig ignoriert (s. Stillings et al. 1987, Gardner 1989, Habel et al. 1990, Strube/Wender 1993).

basieren, da Emotionen generell als für Kognitionstheorien irrelevante Faktoren erachtet werden.

„Der typische Kognitionswissenschaftler hegt nicht zwingend eine Abneigung gegen den affektiven Bereich ..., in der Praxis aber bemüht er sich, diese Elemente ... auszuschalten ...“ (Howard Gardner 1989, S. 11)

Zwar wiesen schon Oatley/Johnson-Laird 1987 darauf hin, dass

„... emotions, rather than being phenomena that are best left out of models of human thought, are central to the organization of cognitive processing“ (Oatley/Johnson-Laird 1987, S. 30).

Doch konnte sich diese Annahme nicht durchsetzen oder einen Wechsel in der Kognitionswissenschaft hervorrufen: Die vorherrschende Paradigmenkonzeptualisierung von einer autonomen Kognition war nach der sogenannten kognitiven Wende zu stark (s. hierzu auch Schwarz 1996, S. 13 ff).

„Die ‚kognitive Wende‘ hat ein paradoxes Menschenbild geschaffen. Einerseits wird das Bewusstsein voll rehabilitiert ...; andererseits und gleichzeitig wird die Person-Umwelt-Beziehung um eine wesentliche Dimension beschnitten, nämlich die ... des Erlebens von Gefühlen.“ (Ulrich 1982, S. 74)

In der Linguistik sind in den letzten Jahren mehrere Arbeiten publiziert worden, die sich mit der Frage beschäftigen, wie sprachliche Repräsentationen benutzt werden, um auf die inneren Gefühlszustände und -prozesse des Menschen zu referieren (vgl. z. B. Foolen 1997, Athanasiadou/Tabakowska 1998, Wierzbicka 1999, Kövecses 1999, Fries 2000, Hermanns 2003, Weigand 2004). Lexikalisch-semantische Untersuchungen zum Gefühlswortschatz von Sprachen, kontrastive Analysen zum Emotionsvokabular sowie Einzelanalysen zu Lexemen und Metaphern, stehen hier im Vordergrund. Funktional-pragmatisch orientierte Ansätze haben zudem Emotionen als das Sprechen begleitende und/oder beeinflussende Phänomene empirisch untersucht (vgl. z. B. die Analyse von Konflikt-, Streit- oder Beratungsgesprächen; s. u. a. Günther (1996), Fiehler (2002), Drescher (2003)). Insgesamt hat sich die linguistische Forschung bislang eher auf Detailanalysen konzentriert und kaum grundlegende Fragen zur Kognition-Emotion-Interaktion erörtert, die für die Theoriebildung relevant sind.

Nicht die sozial bestimmten, variablen Manifestationsformen und/oder lexikalischen Repräsentationen von Emotionen sind aber in erster Linie für eine Sprachtheorie relevant, sondern die Erklärung der Verankerung von Emotion im mentalen Gesamtsystem des Menschen. Wir brauchen eine Konzeptualisierung von EMOTION, die sich in theoretische Ansätze integrieren lässt, mit der man wissenschaftlich arbeiten kann, die es erlaubt, präzise Hypothesen zur Interaktion von Sprache und Emotion aufzustellen. Benötigt wird dabei eine integrative Theorie, die nicht nur alle Komponenten der Sprache einbezieht, sondern auch systematisch emotionale, kognitive und sprachliche Aspekte aufeinander bezieht und in ihren Schnittstellen erklärt.

In diesem Aufsatz werde ich die Grundannahmen eines solchen theoretischen Ansatzes skizzieren.

Zunächst sollte allerdings kurz reflektiert werden, warum Emotionen bislang in den meisten Sprach- und Kognitionstheorien so wenig Beachtung gefunden haben.

2. Traditionelle Konzeptualisierungen von Emotionen

Wir stoßen auf eine auffällige Diskrepanz zwischen der unumstrittenen großen Bedeutung von Emotionen für das menschliche (Er-)Leben einerseits und der geringen Relevanz von Emotionen in vielen wissenschaftlichen Theorien und Modellen, insbesondere der Sprachwissenschaft, andererseits.

Warum war und ist es z. T. noch geradezu verpönt, emotionale Faktoren in kognitivistische Sprachtheorien und psycholinguistische Modellansätze integrieren zu wollen? Warum sind Emotionen aus der wissenschaftlichen Analyse so lange ausgeklammert⁷ (und teilweise bis zum heutigen Tag nicht berücksichtigt) worden?

Die Trennung von Kognition und Emotion, von Denken und Fühlen hat eine sehr lange kulturelle Tradition: Das gesamte neuzeitliche, abendländische Menschenbild ist durch einen tiefgreifenden Dualismus hinsichtlich Geist und Körper sowie Verstand und Gefühl geprägt. Besonders seit Descartes zeichnen sich philosophische, philologische und kognitionswissenschaftliche Forschung, aber auch die Alltagskonzeptualisierungen dadurch aus, dass eine Trennung von Geist und Körper, Trennung von Emotion und Kognition postuliert wird.

In der alltagsweltlichen und sprachlichen Konzeptualisierung von Emotion und Kognition spiegelt sich diese Auffassung in Äußerungen wie der folgenden wieder:

- (1) „Sind Sie denn noch beim Fühlen oder schon beim Denken?“ (Sandra Maischberger, ntv, 16.9.2001, Frage an Richard von Weizsäcker zu den Terroranschlägen des 11. September in den USA)

Gefühle werden in (1) offensichtlich als elementare Basisreaktionen betrachtet (die quasi aus dem Bauch heraus entstehen), während Denkprozesse als dem Fühlen über- und nachgeordnete, reflektierende und bewusste Komponenten enthaltene Vorgänge gesehen werden. Der Äußerung (1) liegt eine Emotionskonzeptualisierung⁸ zugrunde, die von einer prinzipiellen Andersartigkeit von Emotion und Kognition ausgeht.

⁷ S. hierzu auch die Ausführungen von Fiehler (1990).

⁸ S. hierzu Zajonc (1980): „Eight reasons why affect and cognition should be seen as separate systems: ... 1. Affective reactions are primary. (‘‘Feelings come first,’’ cognition follows.), 2. Affect is basic. (Phylogenetically, emotional responding comes before cognition.), 3. Affective reactions are inescapable., 4. Affective judgements tend to be irrevocable., 5. Affective judgements implicate the self., 6. Affective reactions are difficult to verbalize., 7. Affective reactions need not depend on cognition., 8. Affective reactions may become separated from content.“ (vgl. auch Cornelius 1996, S. 129 f.).

Die im Alltagsdiskurs und in der Kognitionswissenschaft verankerten Konzeptualisierungen⁹ von EMOTION, die dieser Dichotomie zugrunde liegen, lassen sich folgendermaßen beschreiben:

- Emotion und Kognition sind grundsätzlich verschieden.
- Emotionen sind unabhängig von der Kognition.
- Emotionen sind unwichtig für die Kognition.
- Emotionen sind Störfaktoren.
- Emotionen sind wissenschaftlich nicht präzise erfassbar.¹⁰

Wenn Emotionen überhaupt ein Einfluss auf kognitive Prozesse zugesprochen wird, dann wird die desorganisierende oder dysfunktionale Wirkung von Emotionen betont. Emotionen haben also in Alltags- und Wissenschaftskonzeptualisierungen den Status irrelevanter Begleiterscheinungen, marginaler Nebeneffekte, oder, negativ konzeptualisiert, den irrational funktionierender Störfaktoren. Während die menschliche Kognition prinzipiell als rational klassifiziert wird, spricht man der Emotion kontrastiv und sehr pauschal das Merkmal der Irrationalität¹¹ zu. So konstatiert Vester 1991:¹²

„Die Scheu ... vor dem Reich der Emotionen und die Ausgrenzung des Emotionalen aus dem Gralsbezirk eines eng gefaßten Rationalitätsbegriffs überlassen das Terrain der Emotionen vor-, wenn nicht gar antiwissenschaftlichen Romantizismen und Mythen. Der Irrationalismusverdacht gegenüber dem Emotionalen erscheint somit selbst als irrationale Erkenntnisstrategie“ (H. G. Vester 1991, S. 13)

Dass kognitive Prozesse maßgeblich auch positiv von emotionalen Faktoren beeinflusst werden, ist dabei längst auf breiter empirisch-experimenteller Basis nachgewiesen und gut dokumentiert (s. z. B. Damasio 1997, 2000; Roth 2003, Isen 2004, Salovey 2004). Dennoch hält sich hartnäckig das Vorurteil, dass die Kognition (und die Sprache als kognitives Teilsystem und Prozessor) unabhängig von emotiven Komponenten zu konzeptualisieren ist, dass Sprach-

⁹ Fiehler (1990) hatte bereits Alltags- und Wissenschaftskonzeptualisierungen der Kategorie EMOTION gegenübergestellt, dabei aber eine pragmatische Perspektive eingenommen und somit die Relevanz der sozialen Manifestations- und Interaktionsformen von Emotionen betont.

¹⁰ Diese Annahme findet sich teilweise sogar in psychologischen Nachschlagewerken. Vgl. z. B. Dorsch (1996, S. 270). „Der Begriff Gefühl oder Emotion lässt sich nicht definieren, sondern nur umschreiben, da sich Gefühle auf nichts anderes zurückführen lassen.“ Eine sehr ähnliche Konzeptualisierung fand sich in Bezug auf die semantische Komponente unserer Sprache noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts.

¹¹ Diese Konzeptualisierung findet sich nicht nur in den wissenschaftlichen Abhandlungen, sie spiegelt sich auch in den alltäglichen Äußerungen im Sprachgebrauch wider: *Sie ist sehr gefühlvoll, viel Verstand besitzt sie nicht./Er reagiert immer emotional, immer aus dem Bauch heraus, nie rational./Ihr Verhalten ist völlig irrational. Pure Emotionalität.*

¹² Dieser Irrationalismusverdacht bestimmt auch heute noch weite Teile der Kognitions-wissenschaft. In einem jüngst erschienenen Sammelband zu grundlegenden Problemen der Disziplin findet sich kein einziger Aufsatz zur Emotion-Kognition-Interaktion (s. Stainton 2006).

verarbeitung und kognitive Prozesse autonome, von Gefühlen nicht, oder nicht wesentlich bestimmte Phänomene sind.

Würden Emotionen als für die Erklärung der menschlichen Kognition relevante Faktoren erachtet, könnte man sie nicht mit der Konsequenz ausschalten, wie dies in den letzten Jahrzehnten geschehen ist. Wir stoßen auf das Paradigmenstereotyp *EMOTIONEN SIND IRRELEVANT FÜR KOGNITIVE PHÄNOMENE*, das über die Manifestationsformen der Sprache teilweise bewusst-intentional, teils unreflektiert seit Jahrzehnten weitergegeben wird, als Teil eines grundlegenden Kodierungssystems. Die theoretisch verankerten Axiome dieses Systems verhalten sich dabei wie Vorurteile: sie sind ausgesprochen resistent gegenüber empirischen Fakten. Ihre Nicht-Falsifizierbarkeit basiert auf der Kontinuität kulturell kodierter Kommunikations- und Denkschemata¹³ im Wissenschaftsbereich.

3. Die emotive Wende

Seit einigen Jahren zeichnet sich eine „emotionale Wende“ in weiten Teilen der Wissenschaften ab, insbesondere in der Psychologie und der Neurowissenschaft. Auch die moderne Philosophie hat die lange verpönten Gefühle als wichtigen Untersuchungsgegenstand (wieder)entdeckt (vgl. z. B. Hartmann 2005).

„Ich fühle, also bin ich!“ lautet der Titel eines Buches von Damasio (2000). Betont wird hier die Relevanz der Emotion nicht nur allgemein für ein umfassendes Verständnis von der menschlichen Wesensart, sondern auch für die kognitiven Leistungen und rationalen Handlungen (s. Damasio 1997, 2000, 2003; Roth 1998, 2001, 2003). Die Befunde und Erkenntnisse der Gehirnforschung haben maßgeblich dazu beigetragen, die Konzeptualisierung einer autonomen Kognition zu relativieren. So konnte nachgewiesen werden, dass das limbische System (das für die emotionale Verarbeitung von Informationen zuständig ist) und die kortikalen Areale des Gehirns wesentlich stärker miteinander interagieren, als noch bis vor einigen Jahren angenommen wurde (s. hierzu z. B. Adolphs 2003, Roth 2003).

Emotionen werden mittlerweile in den meisten psychologischen Theorien als konstitutive bzw. determinierende Bestandteile kognitiver Zustände und Prozesse betrachtet und analysiert (vgl. z. B. Dalgleish/Power 1999, Manstead et al. 2004).

Auch die negative Konzeption von Gefühlen, als Ausdruck von purer Irrationalität, von unkontrollierbaren Affektprogrammen, die dem Verstand

¹³ Ich selber war Jahre lang davon überzeugt, dass die menschliche Kognition ein von kulturellen und emotionalen Faktoren weitgehend unabhängiges Kenntnissystem sei (s. z. B. Schwarz 1992, 1996, 1997). Erst meine Beschäftigung mit sprachlichen Emotionsmanifestationen sowie die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der kognitiven Neurowissenschaft brachten diese traditionell verankerte Konzeptualisierung zum Wanken.

konträr gegenübersteht, verändert sich zugunsten einer Gefühlskonzeption, die auch die positiven Funktionen der Emotionalität für den Menschen beachtet (s. z. B. Isen 2004, Salovey et al. 2004).

„... emotions often serve adaptive, purposeful, and helpful functions It is the emotional system, in this view, that focuses attention, organizes memory, helps us to interpret social situations, and motivates relevant behavior. Accordingly, it makes little sense to place emotions in opposition to reason and rationality“ (Salovey et al. 2004, S. 186)

Viele sprach- und kognitionswissenschaftliche Ansätze und Theorien bleiben von diesem tiefgreifenden Wandel jedoch noch immer unberührt. Theoretische Linguistik¹⁴ und experimentelle Psycholinguistik verschließen sich in weiten Teilen der Notwendigkeit, der dominanten Rolle der Emotion bei Sprachanalysen und Verarbeitungsmodellen gerecht zu werden.

Im Folgenden werde ich nun eine Konzeption von EMOTION skizzieren, die für Sprach- und Kognitionstheorien relevant und integrierbar ist.

4. Zu einer Konzeption von EMOTION: Emotionen als mentale Kenntnissysteme

Als William James (1890, S. 1064) seine Übersicht über die Forschungsliteratur zur Psychologie von Emotionen abgeschlossen hatte, gab er an, er wolle lieber Beschreibungen über die Gestalt der Steine auf einer New Hampshire Farm lesen, als sich noch einmal durch den Dschungel der Emotionsliteratur zu kämpfen. In der Tat stößt man auf ein Dickicht von verschiedenen Ansätzen: Nicht nur über die Zugangsweisen, Methoden und Vorannahmen herrscht Uneinigkeit, vielmehr existiert auch keine einheitliche Terminologie. Bislang gibt es auch keine konsensfähige Emotionstheorie (wenngleich sich Tendenzen zu Multi-Komponenten-Modellen abzeichnen (vgl. Otto et al. 2000, Davidson et al. 2003, Scherer 2004)).

Je nach Ansatz werden Emotionen als affektive oder kognitive, als psychophysiologische oder motivationale, als situative oder syndromische, als expressive, disruptive oder adaptive Phänomene beschrieben (s. Schwarz-Friesel 2007, Kap. 3). Die folgenden Textstellen zeigen, wie heterogen und vage Emotionen teilweise noch immer definiert werden:

„Emotions are a basic component of human experience, but their exact nature has been elusive and difficult to specify.“ (Encyclopedia of Psychology 1994, S. 478).

„Emotion ... ein qualitativ näher beschreibbarer Zustand, der mit Veränderungen auf einer oder mehrerer der folgenden Ebenen einhergeht: Gefühl, körperlicher Zustand und Ausdruck.“ Schmidt-Atzert (1996, S. 21)

¹⁴ In der frühen Phase des Kognitiven Paradigmas hatte gerade die Linguistik eine dominante Rolle bei der Etablierung der Kognitionswissenschaft inne (s. z. B. Stillings et al. 1987, Habel 1990). Heute hinkt sie als Disziplin den Erkenntnissen der Kognitiven Neurowissenschaften eher nach.

„There is still little consensus on what emotion is or is not.“ (Feldman-Barrett 1998)

„Emotionen ... körperlich-seelische Reaktionen, durch die ein Umweltereignis aufgenommen, verarbeitet, klassifiziert und interpretiert wird, wobei eine Bewertung stattfindet.“ (Hülshoff 1999, S. 14)

„... bioregulatory reactions that aim at promoting, directly or indirectly, the sort of physiological states that secure not just survival but survival regulated into the range that we, conscious and thinking creatures, identify with well-being.“ (Damasio 2004, S. 50)

Was sind Emotionen für Phänomene? Wie können wir sie so definieren, dass das bisher konstatierte Nebulöse, Vage und Heterogene aufgelöst wird? Ich formuliere eine wesentliche Basisannahme:

- Emotionen sind mentale Kenntnis- und Bewertungssysteme.

Analog zu den kognitiven Kenntnissystemen wird die Emotionalität eines Menschen von mir als ein intern, also mental¹⁵ verankertes System betrachtet, dessen erfassbare Einheiten als Evaluationskonzepte modellierbar sind, die Einfluss auf verschiedene Ebenen körperbezogener, kognitiver wie psychischer Befindlichkeit nehmen können.

Gehen wir davon aus, dass der menschliche Organismus ein komplexes System darstellt, das bestimmte Mechanismen besitzt, die für sein Überleben und sein Wohlbefinden wichtig sind, dann gehören Emotionen zu den internen Bewertungsinstanzen dieses Systems, die wesentlich für die Regulation dieser Mechanismen ist. Emotionen stellen permanent verankerte, interne Kenntniszustände im menschlichen Organismus dar, die repräsentationale und prozedurale Aspekte involvieren und die als Bewertungsinstanzen sowohl auf die eigene Ich-Befindlichkeit, als auch auf externe Befindlichkeiten im Gesamtkomplex menschlichen Lebens und Erlebens bezogen sind.

Emotionale Informationen¹⁶ sind intern repräsentierte, mehrdimensional verankerte Syndromkategorien, d. h. sie involvieren (weitgehend unbeeinflussbare) Affektprogramme ebenso, wie bewusst aktivierbare Konzeptknoten und sie können regulativ bewusst oder unbewusst auf den Menschen einwirken.¹⁷

¹⁵ Die Termini mental und kognitiv werden in der kognitionswissenschaftlichen Literatur fast durchgängig wie Synonyme benutzt. Streng genommen aber sollte oder könnte eine Differenzierung getroffen werden, um den Unterschied zwischen systeminternen (also mentalen) und systeminternen, spezifisch kognitiven Repräsentationen besser fassen und erklären zu können.

¹⁶ Emotionen artikulieren sich auf der Ebene des wahrnehmbaren Ausdrucks über unterschiedliche Realisierungsformen: körperliche Zustände (Blutdruck, Schwitzen, Zittern), non-verbale Ausdrucksmanifestationen (Mimik und Gestik), paraverbale Aspekte (wie Prosodie) und verbale Repräsentationen auf Wort-, Satz- und Textebene.

¹⁷ So kann z. B. die Emotion FURCHT (als Schutzmechanismus des Organismus, um sich vor riskanten Situationen zu schützen) in einer bestimmten Situation spezifisch aktiviert werden und zu Reaktionen auf verschiedenen Ebenen des Erlebens und Verhaltens führen: Wir sehen einen großen, zähnefletschenden Hund und der Körper reagiert mit Zittern, beschleunigtem Pulsschlag etc. Wir wechseln die Straßenseite. Gleichzeitig

Kennzeichnend für emotionale Informationen, Zustände und Aktivierungen ist, dass es sich hierbei um auf innere und äußere Komponenten bezogene (positive oder negative) Bewertungen¹⁸ handelt. Jede Emotion lässt sich prinzipiell als ein bestimmter Typ T (Primär- oder Sekundäremotion) mit den Qualitätseigenschaften positiv (+) oder negativ (–), auf einer Skala zwischen intensiv (+) oder nicht intensiv (–), sowie hinsichtlich der Dauer (permanent) oder (nicht permanent) beschreiben.¹⁹

Ein Teil der emotionalen Informationen kann formal wie kognitives Wissen in Form konzeptueller Netzwerke oder Schemata dargestellt werden. Insbesondere die emotionalen Einstellungen²⁰, als dauerhaft gespeicherte Bewertungsrepräsentationen zu bestimmten Referenzdomänen, spielen bei allen aktuellen Wahrnehmungs- und Sprachverarbeitungsprozessen eine entscheidende Rolle. Viele Satzbedeutungen lassen sich nur als Doppelpropositionen des Typs EP (P) beschreiben (s. hierzu ausführlich Schwarz-Friesel 2007, Kap. 5):

(2) Ich bin traurig, dass du gehst.

(3) Ich bedaure sehr, dass er das Angebot nicht angenommen hat.

Kodiert wird hier eine emotionale Einstellung zu einem referenziellen Sachverhalt. Dies führt zu einer weiteren Grundannahme:

- Kognitive und besonders sprachliche Repräsentationen beinhalten oft emotional gesteuerte Bewertungen.

Zwei grundlegende Funktionen von Emotionen lassen sich zusammenfassend unterscheiden:

Als Kenntnissysteme speichern Emotionskategorien teils universale, angeborene Empfindens- und Verhaltensmuster (Affektprogramme/Instinktprogramme), teils sozial gesteuerte und individuelle Erlebens- und Erfahrungswerte. Als Bewertungssysteme werden sie (teils bewusst, teils unbewusst) benutzt, um innere und äußere Sachverhalte je nach Situation einzuschätzen und Urteile zu treffen. Zugleich erfüllen sie Regulationsfunktionen.²¹

haben wir das Gefühl der Furcht als angstvolle Antizipation des Gebissenwerdens. Diese Antizipation basiert auf einer Evaluation und ist bereits auf der kognitiven Repräsentationsebene verankert.

¹⁸ Die Prozesse der Bewertung betreffen Einschätzungen, mit denen ein Individuum entweder sein eigenes Körperbefinden, seine Handlungsimpulse, seine kognitiven Denkinhalte oder allgemein Umweltsituationen (im weitesten Sinne) beurteilt.

¹⁹ Positive oder negative emotionale Zustände bzw. Prozesse können hinsichtlich ihres zeitlichen Verlaufs sowie hinsichtlich des Grads ihrer Aktiviertheit im Sinne der Intensität variieren. Dies ist bei kognitiven Phänomenen genauso.

²⁰ Die Interaktion von emotionaler Einstellung und kognitiver Repräsentation zeigt sich z. B. im rassistischen Diskurs besonders stark ausgeprägt (s. Schwarz-Friesel/Braune 2007).

²¹ Regulier- bzw. kontrollierbar und intentional steuerbar sind jedoch nur bestimmte Komponenten, z. B. Ausdrucksmanifestationen verbaler wie non-verbaler Art in der sozialen Interaktion. Affektive Körperprogramme dagegen laufen wie Reflexe ab. Die

Relevant für kognitive Sprachtheorien ist nun vor allem die Ebene von Emotion, die bewusst als mentaler Zustand erfahrbare und sprachlich mitteilbar ist. Dies führt uns zu einer weiteren Basisannahme:

- Gefühle sind kognitiv erfahrbare Emotionen.

Es wird also eine konzeptuelle und terminologische Unterscheidung zwischen *Emotion* und *Gefühl* (die in den meisten Ansätzen und Abhandlungen wie Synonyme benutzt werden) getroffen, die im Folgenden genauer expliziert wird.

5. Gefühle: kognitive Emotion

Nach meinem Verständnis sind Gefühle spezifische Bewusstseinszustände einer Emotion, oder anders ausgedrückt: Gefühle sind subjektiv erlebte Bewusstseinszustände mit einem bewertenden Inhalt. Gefühle sind somit mental erlebte Emotionen, d. h. subjektiv empfundene Zustände der inneren Befindlichkeit, die bewusste Erfahrung des eigenen emotionalen Zustandes.²²

Durch diese Bewusstheit erfolgt das Gefühl im Rahmen einer kognitiven Aktivität: die durch die Sprache kodierte Selbstbeschreibung und wertende Einschätzung des eigenen emotionalen Zustandes.

- (4) Ich fühle mich traurig/glücklich.
- (5) Ich bin wütend/böse.
- (6) Ich fühle Mitleid/Zorn/Ekel/Furcht.

Das in solchen Äußerungen ausgedrückte Selbsterleben und die damit verbundene Selbstbeschreibung enthält stets eine (be)wertende Komponente, die semantisch durch die jeweilige Lexembedeutung determiniert wird. In (7)

- (7) Ich liebe.

kognitive Unbeeinflussbarkeit bestimmter emotionaler Prozesse zeigt sich jedoch nicht nur bei Affektprogrammen, sondern auch bei den bewusst erlebten Gefühlen: Obgleich wir kognitiv wissen, dass etwas unmöglich ist, fühlen wir dennoch unkontrollierbar. Menschen ängstigen sich z. B. bei Horrorfilmen, obwohl sie sicher auf dem Sofa sitzen und ihnen kognitiv bewusst ist, dass der Serienmörder nicht den Fernseher verlassen kann, Menschen verlieben sich, obgleich sie wissen, dass das Objekt der Begierde unerreichbar ist.

²² Ich empfinde z. B. mental die Emotion Angst nur, wenn sie aktuell als Gefühl aktiviert ist, nicht aber, wenn sie latent bleibt, d. h. nicht bewusst präsent ist. Dies gilt auch für die sogenannten „unbewussten Gefühle“. S. hierzu bereits die Aussage Freuds (1975, S. 136), dass „zum Wesen eines Gefühls gehört ..., daß es verspürt, also dem Bewusstsein bekannt wird“ (vgl. hierzu auch die Ausführungen von Hartmann 2005). „Unbewusste Gefühle“ sind somit nicht als *Gefühle* zu benennen, sondern als emotionale Zustände. Es handelt sich um nicht aktivierte, aber durchaus relevante Emotionszustände, die verschiedene Ebenen des menschlichen Organismus affizieren können. Für Freud (1975, S. 137) handelt es sich um eine „Ansatzmöglichkeit, die nicht zur Entfaltung kommen durfte“. Kognitionswissenschaftlich ausgedrückt handelt es sich um eine Syndromebene von Emotion, die nicht fokussiert aktiviert und bewusst repräsentiert ist (zu den verschiedenen Aktivierungsstufen mentaler Repräsentationen s. z. B. Schwarz 2000, S. 137 f.).

wird dem Gefühl das semantische Type-Konzept LIEBE zugeordnet. X zu lieben, heißt, X auf liebende Weise zu konzeptualisieren, d. h. kognitiv zu repräsentieren. Gefühle beinhalten somit, wenn sie kodiert werden, stets eine semantisch-konzeptuell manifestierte Beurteilung.²³

Gefühle sind somit untrennbar an kognitive Bewusstseinszustände gekoppelt. Damit kann die oben getroffene Aussage zum kognitiven Status von Gefühlen präziser gefasst werden:

- Gefühle sind kognitiv vermittelt.

Im Aktivierungs- und Kodierungszustand sind Gefühle stets sprachlich kategorisierte Konzeptrepräsentationen²⁴.

Gefühle stellen die introspektiv erfahrbare Ebene dar, die das subjektive Erleben von Emotionen betrifft. Gefühle sind Bewertungen bewusst wahrgenommener Emotionszustände. Damit diese Zustände subjektiv überhaupt erfasst werden können, müssen sie bewusst als Repräsentationen erlebbar sein. Die bewusste Repräsentation setzt wiederum voraus, dass eine Form der Konzeptualisierung stattgefunden hat, und damit handelt es sich bei Gefühlen zwangsläufig um kognitiv beeinflusste Zustände. Wenn wir über spezifische Gefühle wie Angst, Freude, Liebe, oder Sehnsucht sprechen, kodieren wir bewusst empfundene Gefühlszustände mittels verbaler Ausdrucksrepräsentationen und vermitteln somit das intern Gefühlte als extern wahrnehmbar für Andere.

Die für die Sprache und Sprachverwendung²⁵ relevanten emotionalen Funktionen sind genau die Bewertungen, die sich in den sprachlichen Äußerungen als Gefühle widerspiegeln.

Ich komme zu einer weiteren Annahme.

- Denken besteht zu einem großen Teil aus emotional determinierten Bewertungen.

Viele unserer kognitiven Erlebenszustände sind nicht „neutral“, sondern subjektiv bezogen auf unseren Ich-Zustand bzw. durch emotionale Konzepte affiziert. Pöppel (1987) zufolge gibt es keine „neutralen“ Gedanken, keine rein

²³ Dass Überzeugungen, Urteile oder Wertungen als kognitive Elemente wesentliche Bestandteile von Gefühlen sind, wird auch von Vertretern der kognitivistischen Emotionstheorie angenommen (vgl. insbesondere Solomon 1993 und Nussbaum 2001).

²⁴ Amodales Bewusstsein ist für das menschliche Verarbeitungssystem nicht möglich. Sobald eine mentale Repräsentation auf der höchsten Aktivierungsstufe der Informationsverarbeitung repräsentiert wird, ist sie modalitätsspezifisch (d. h. an ein bestimmtes Repräsentationsformat wie die Sprache oder das perzeptuelle System) gekoppelt (s. hierzu Schwarz 1992, S. 48, 103 ff.).

²⁵ Die mittels Sprache ausgedrückten Bewertungen sind das Resultat einer Interaktion von konzeptuellen und sprachlichen Prozessen in der Sprachverarbeitung. Die (der Formulierung vorgeschaltete) Konzeptualisierung im Sprachproduktionsprozess wird maßgeblich von emotionalen Faktoren (als Teile des emotionalen Gesamtsystems) beeinflusst.

kognitiven Bewusstseinsinhalte, die nicht durch emotionale Bewertungen affiziert sind:

„Jedes Erlebnis, jeder Bewusstseinsinhalt ist von vornherein immer auch angenehm oder unangenehm, interessant oder langweilig, erfreulich oder unerfreulich, mit anderen Worten: durch unsere Gefühle gefärbt.“ (Pöppel 1987², S. 126)

„Reines Denken“ ist demzufolge eine Fiktion. Dies muss bezweifelt werden: mathematische Gleichungen, logische Schlussfolgerungen und Implikaturen etc. können sicherlich ohne affektiven Gehalt oder emotionale Zuschaltung prozessiert und repräsentiert sein. Emotionale Einstellungen spielen aber bei vielen anderen kognitiven Prozessen²⁶ eine wichtige Rolle: Kategorisierungs- und Entscheidungsprozesse können, positiv wie negativ, maßgeblich von Emotionen beeinflusst werden (s. Punkt 6).

6. Kognition und Emotion

Welchen Stellenwert besitzen Emotionen bei unseren kognitiven Verarbeitungs-, Denk- und Entscheidungsprozessen? Interagieren sie mit kognitiven Aktivitäten, begleiten und/oder determinieren sie diese? Sind Emotionen lediglich Reaktionen von kognitiven Prozessen oder können sie Auslöser für kognitive Prozesse sein? Sind sie prä- oder postkognitiv? Die Relation zwischen kognitiven und emotionalen Repräsentationen und Prozessen lässt sich nur erörtern, wenn zuvor geklärt worden ist, wofür *Kognition* als Sammelbegriff in der Kognitionswissenschaft eigentlich steht (s. Rickheit/Strohner 1993, Schwarz 1996, Strube/Wenders 1993, Carruthers 2006).

Die wesentlichen Grundannahmen zur menschlichen Kognition lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

Zur Kognition gehören zunächst allgemein alle Prozesse der Speicherung, Aufnahme, Wiederverarbeitung von Informationen. Diesen Prozessen kann das Bewusstsein zugeschaltet sein oder nicht.

Makrostrukturell lassen sich verschiedene Kenntnissysteme (wie sprachliches, perzeptuelles, motorisches, olfaktorisches etc.) voneinander abgrenzen, die jeweils zuständig für bestimmte sensorische Reize und deren Weiterverarbeitung sind.

Kognitives Verhalten basiert auf den mentalen Repräsentationen dieser (modular organisierten) Kenntnissysteme. Es existieren sowohl modalitätsspezifische als auch modalitätsunspezifische, konzeptuelle Repräsentationen, die je nach Anforderung selektiv aktiviert und abgerufen werden können.

Es gibt verschiedene Ebenen der fokussierten und latenten Aktivierung. Aktivierungen können bewusst oder unbewusst ablaufen. Kognitive Prozesse lassen sich zudem in automatische und kontrollierte Vorgänge einteilen.

²⁶ Mentale Konzeptualisierung und kognitive Stereotypisierung sind Prozesse, die oft maßgeblich von emotionalen Faktoren gelenkt und geprägt werden. Dies kann man z. B. beim Phänomen des Antisemitismus sehen (vgl. ausführlich hierzu Schwarz-Friesel 2007, Kap. 11).

Hinsichtlich der Emotion-Kognition-Relation sind folgende Positionen möglich:

- Emotion und Kognition stellen zwei autonome Systeme dar, die unabhängig voneinander funktionieren. Es gibt keine Interaktionen.²⁷
- Emotion und Kognition stellen zwei autonome Systeme dar, die jedoch nicht unabhängig voneinander arbeiten, sondern zahlreiche, wechselseitige Interaktionen aufweisen.²⁸
- Emotion und Kognition basieren auf gemeinsamen Prinzipien, sind also nicht strikt zu trennen.²⁹
- Kognition und Emotion stehen in einem Abhängigkeitsverhältnis derart, dass kognitive Komponenten emotionale Zustände und Prozesse determinieren, also auslösen und modulieren.³⁰
- Kognition und Emotion stehen in einem Abhängigkeitsverhältnis derart, dass emotionale Komponenten kognitive Zustände und Prozesse determinieren, also auslösen und modulieren.³¹

Wie sieht die empirische Datenlage aus: Gibt es Evidenz für die eine oder andere Position? Ich beschränke mich im Folgenden auf die Skizzierung einiger wesentlicher, gut dokumentierter Forschungsergebnisse (ausführlich s. Schwarz-Friesel 2007, Kap. 4).

Emotionen spielen offensichtlich bei kognitiven Prozessen, wie Kategorisierungen und Schlussfolgerungen, eine wichtige Rolle und können bei der Organisation der Informationsverarbeitung wesentliche strategische Funktionen³² einnehmen. Positive Emotionen erleichtern, beschleunigen und optimieren Lern- und Denkprozesse, insbesondere Problemlöseprozesse, fördern, verbessern den flexiblen und kreativen Umgang mit Situationen und erleichtern Gedächtnisleistungen durch effektivere Wissensorganisation und

²⁷ Dies ist die bislang überwiegend vertretene Position in den Kognitionswissenschaften (s. z. B. Stillings 1987, Gardner 1989, Stainton 2006).

²⁸ Ich werde im folgenden für diese Position argumentieren.

²⁹ Vgl. z. B. Isen (2004).

³⁰ Für Mandl/Huber (1983, S. 7) z. B. sind kognitive Prozesse unabhängige Variablen und entscheiden über emotionale Erlebnisse als abhängige Variablen, als kognitionsabhängige Prozessgrößen. Ohne kognitive Prozesse gibt es keine Emotionen. Emotion ist somit als postkognitiv zu charakterisieren.

³¹ Izard (1981, 1986, 1992) vertritt z. B. eine solche Position: Primär ist bei ihm das Emotionssystem; kognitive Zustände und Prozesse sind diesem als abhängige Variablen nachgeordnet. Emotion ist präkognitiv. Izard sieht Emotion dabei allerdings als ein autonomes System an, das keine kognitiven Elemente enthält. (Vgl. entsprechend schon Zajonc 1980) „Eight reasons why affect and cognition should be seen as separate systems“ (Cornelius 1996, S. 129 f.).

³² „Thus, it is important to recognize that affect, cognition, and motivation occur together and have mutual influence on one another.“ (Isen 2004, S. 265). Insbesondere die von Damasio (1997, 2000, 2003) erörterte These, wonach rationale Entscheidungen oft ganz maßgeblich auf Gefühlen beruhen, hat die Diskussion diesbezüglich nachhaltig stimuliert.

schnellere Aktivierungen. Dass Emotionen in besonderem Maße die Steuerung spontaner Entscheidungsprozesse leiten³³, zeigen zahlreiche Untersuchungen (s. z. B. die Arbeiten in Davidson et al. 2003, Manstead et al. 2004, Glöckner 2006, Seifert/Seifert 2006).

Es hat sich zudem in neurowissenschaftlichen Studien gezeigt, dass dieselben neuronalen Gebiete³⁴ aktiv bei positiven Emotionen und kognitiven Denkprozessen, wie z. B. Kategorisierungsleistungen und Wortassoziationsprozessen, sind (s. Clark/Fiske 1982, Salovey et al. 2004, Isen 2004).

Sprachverarbeitungsprozesse produktiver wie rezeptiver Art unterliegen hemmenden und beschleunigenden Einflüssen emotionaler Faktoren. Hänzel/Hesse (1993) konnten beispielsweise in ihrer Priming-Untersuchung zeigen, dass es emotionale Einflüsse auf den semantischen Aktivierungsausbreitungsprozess gibt und zwar derart, dass die Aktivierungsausbreitung im mentalen Lexikon durch gute Stimmung vereinfacht wird. Die Untersuchungen von Bock (1997) stützen zudem die Annahme, dass emotionale Informationen von Wortbedeutungen aktiviert werden können, bevor die Identifizierung semantisch-konzeptueller Informationen abgeschlossen worden ist. Emotionale Gedächtniskomponenten von Lexikoneinträgen werden offenbar sehr schnell und automatisch aktiviert (vgl. auch Dalgleish/Power 1999, Dahl 2003). Hierfür sprechen auch neurophysiologische Befunde, die zeigen, dass Sinnesreize vom limbischen System verarbeitet werden können, bevor sie im Cortex klassifiziert worden sind (s. z. B. Damasio 2004, Panksepp 2004).

All diese Ergebnisse bestätigen Damasio's auf neurowissenschaftlichen Fallstudien basierte These, dass Emotionen nicht nur maßgeblich für die soziale Intelligenz sind, d. h. den rationalen, konfliktfreien Umgang mit seinen Mitmenschen, sowie dem adäquaten Verhalten in sozialen Situationen, sondern auch für kognitive Prozesse (s. u. a. Damasio 1997, S. 74 ff., 227 f.). Der Fall Elliot verdeutlicht, welche Auswirkungen eine Störung des präfrontalen Cortex (der für emotionale Verarbeitung verantwortlich ist) haben kann: Elliot, ein kluger, vernünftiger Mensch, einfühlsamer Vater und Ehemann, geschätzter, verantwortungsbewusster Kollege im Berufsleben, musste sich einer operativen Entfernung eines Gehirntumors unterziehen, bei der Gewebe des Stirnlappens zerstört wurde. Motorik, Wahrnehmung und Kognition (im Sinne von Informationsverarbeitung und Kategorisierung) waren nach der Operation intakt³⁵, aber trotz seiner intakt gebliebenen intellektuellen Fähig-

³³ Emotionale Bewertungen zeigen in der Regel eine Wirkung, bevor kognitive Einschätzungen möglich sind.

³⁴ Unbewusste Signale werden vom emotionalen Gedächtnis, das neurophysiologisch betrachtet u. a. im Stirnhirn lokalisierbar ist, bei kognitiven Prozessen miterzeugt und beeinflussen wesentlich die Entscheidungsfindung in komplexen Situationen. Je mehr eine Entscheidung von intuitiven Einschätzungen abhängt, desto aktiver ist das Stirnhirn (s. Ledoux 1994, Panksepp 1998, 2004).

³⁵ Diese Dissoziation spricht für die Modularitätshypothese in Bezug auf bestimmte kognitive und emotionale Fähigkeiten. Beide interagieren normalerweise, sind aber als

keiten war Elliot nicht mehr Elliot (s. Damasio 1997, S. 66). Er war bei hoher Intelligenz unfähig, sich nach sozialen Regeln zu richten, Handlungsabläufe zu planen und zu bewerten. Sein Entscheidungsvermögen erwies sich als so beeinträchtigt, dass er nicht mehr rational handeln konnte und weder zu moralischer Bewertung noch zu Einfühlungsvermögen fähig war.

Diese Dissoziation spricht für die Modularitätshypothese³⁶ in Bezug auf bestimmte kognitive und emotionale Fähigkeiten. Beide interagieren normalerweise, sind aber als Kenntnis- und Verarbeitungssysteme, durch eigene Gesetzmäßigkeiten und unabhängige Verarbeitungsabläufe, gekennzeichnet.

Insgesamt sind alle hier genannten Ergebnisse Evidenz gegen die traditionelle Auffassung, dass Emotion und Kognition sich konträr gegenüber stehen und sich in ihrer Funktionsweise ausschließen.

Hinsichtlich der Positionen zur Emotion-Kognition-Relation wird entsprechend von mir ein interaktiver theoretischer Ansatz vertreten, mit der Annahme, dass beide Komponenten zwei verschiedene Systeme darstellen, die jedoch nicht unabhängig voneinander arbeiten, sondern zahlreiche, wechselseitige Interaktionen aufweisen. Kognition und Emotion interagieren bei vielen Informationsverarbeitungsprozessen.

- Emotion ist prä- und post-kognitiv.
- Kognition ist prä- und post-emotional.

Als Kenntnis- und Bewertungssystemen kommen Emotionen prä-, post- und metakognitive evaluative Funktionen zu: Emotionale Informationen können Denkprozesse initiieren oder durch kognitive Prozesse ausgelöst werden. Zudem werden kognitive Aktivitäten oft (meta-kognitiv) von bewertenden emotionalen Prozessen begleitet. Bei der Produktion, Aufnahme und Verarbeitung von Informationen sind neben den kognitiven Strukturelementen also auch emotionale Informationen zu berücksichtigen, die die Strategien und Regulationen kognitiver Vorgänge begleiten und/oder determinieren.

7. Gedanken und Gefühle: Gemeinsamkeiten

Konstatiert werden müssen somit vor allem die Gemeinsamkeiten der beiden (traditionell bis heute strikt voneinander abgegrenzten) Phänomenbereiche: Beide lassen sich als Kenntnissysteme, die intern im Menschen verankert sind, beschreiben, beide sind mehrdimensional strukturiert, beide weisen verschiedene Prozessebenen (von automatisch ablaufenden Prozessen bis bewusst erfahrbaren und reflektierbaren Vorgängen) auf.

Detailliert betrachten werde ich nun, aus kognitionslinguistischer Perspektive, die beiden bewusst erfahrbaren Komponenten beider Systeme, Gedan-

Kenntnis- und Verarbeitungssysteme durch eigene Gesetzmäßigkeiten und unabhängige Verarbeitungsabläufe gekennzeichnet.

³⁶ Diese Hypothese bedarf aber noch weiterer Fallstudien.

ken und Gefühle, und diese hinsichtlich spezifischer Kriterien, die als typisch für kognitive Repräsentationen erachtet werden, miteinander vergleichen.

Ein Gedanke ist eine kognitive, bewusst erfahrbare Informationsrepräsentation³⁷, also ein mentaler Bewusstseinsinhalt, der mittels sprachlicher Symbolstrukturen³⁸ kodiert wird. Das Kriterium des Bewusstseins ist also für die Definition von Gedanken unerlässlich (wie sich in den folgenden, nicht-akzeptablen Beispielen zeigt):

- (8) ?? Ich denke an dich, aber ich bin mir dessen nicht bewusst./?? Er dachte sehr intensiv, aber ohne Bewusstsein darüber nach.

Ein Gefühl ist ebenfalls intern gespeichert und subjektiv erfahrbar, also auch eine mentale, bewusst erlebte Repräsentationseinheit.

- (9) ?? Ich fühlte etwas, war mir dessen aber nicht bewusst./Ich bin traurig. ?? Aber ich habe kein Bewusstsein davon./Ich hasse dich. ?? Mir ist das aber nicht bewusst (s. hierzu Fußnote 22!).

Wie sieht es mit den Kriterien der Intentionalität und Kontrollierbarkeit aus?

Gedanken sind intentional konstruierbare kognitive Repräsentationen: dadurch sind sie prinzipiell kontrollierbar. Wir können Teile von Gedanken selektiv fokussieren und sie verändern.

- (10) Sie wog in ihren Überlegungen sorgfältig den Gedanken ab, ob sie die Entscheidung verschieben sollte./Er machte sich besonders über seinen Bruder Gedanken./Er konzentrierte sich ausschließlich auf diesen Aspekt./In ihrem Gedankenspiel fokussierte sie die Formseite des Problems.

Wir können uns intentional „Gedanken machen“ derart, dass wir mittels gezielter kognitiver Aktivität unsere Aufmerksamkeit auf eine mentale Konstruktion (z. B. auf den Gedanken GEFÜHLE STELLEN BEWUSSTE MENTALE REPRÄSENTATIONEN DAR) lenken und diese kontrolliert verändern, erweitern, eingrenzen etc. (z. B. GEFÜHLE SIND MENTALE REPRÄSENTATIONEN, DIE AUF EINER BEWERTUNG BASIEREN). Wir können mentale Repräsentationen nicht nur bewusst aktivieren und deaktivieren, sondern sie auch gezielt und intentional manipulieren. Die umgangssprachlich als Gedankenspiele bezeichneten Prozesse verdeutlichen dies gut.

³⁷ Nicht alle mentalen Repräsentationen sind dem Bewusstsein zugänglich oder werden, wenngleich in einem kognitiven Prozess involviert, bewusst aktiviert.

³⁸ Ob es eine sprachunabhängige „Sprache der Gedanken“, eine sogenannte Mentalese gibt, ist umstritten. Bewusst wahrnehmen und analysieren jedenfalls lassen sich Gedanken immer nur modalitätsspezifisch, also sprachlich kodiert. Es gibt keine amodalen Bewusstseinsinhalte. Auch wenn Gedanken propositional dargestellt werden, bleibt die sprachliche Modalitätsrepräsentation erhalten.

Gedanken können aber auch, wie Reflexe, unkontrolliert in unser Bewusstsein kommen. Die folgenden Beispielsätze beschreiben dieses prozedurale Phänomen:

- (11) Ein seltsamer Gedanke tauchte plötzlich in ihm auf./Wie ein Blitz durchzuckte ihn, aus heiterem Himmel, ein furchtbarer Gedanke.

Trotz aller bewussten Anstrengung und kognitiven Fokussierung können Gedanken manchmal auch nur schwer beiseite gedrängt werden bzw. de-aktiviert werden:

- (12) Der Gedanke verfolgte ihn./Die quälenden Gedanken ließen sich nicht verdrängen/beiseite schieben./Er unterdrückt diesen Gedanken nur mit Mühe./Er zwang sich, an etwas anderes zu denken, aber es war umsonst.

Wie Gedanken können auch Gefühle unerwartet und nicht-intentional aktiv werden und sich zudem als ausgesprochen resistent gegenüber kognitiven Kontrollversuchen erweisen.

- (13) Ein seltsames Gefühl kam plötzlich in ihm hoch./Er konnte das Gefühl einfach nicht loswerden./Die Gefühle ließen sich nicht verdrängen/beiseite schieben.

Wir können aber nicht gezielt genuine Gefühle „machen“, d. h. intentional evozieren oder als subjektive Erlebensformen konstruieren. Es gibt keine intentional aktivierbaren, bewusst und situativ passend einsetzbaren Gefühle.³⁹ Emotionale Zustände oder Prozesse lassen sich nicht eigenständig und kontrolliert aktivieren, wie wir dies mit Gedanken, also bewussten kognitiven Repräsentationen, tun können. Die Nicht-Kontrollierbarkeit (s. hierzu auch Fußnote 21) und nicht intentionale Evozierbarkeit von Gefühlen ist ein Unterscheidungskriterium zwischen Gefühlen und Gedanken.

- (14) Er war einfach nicht in der Lage, sie weiter zu lieben./Sie wollte ihn hassen, verachten, aber sie konnte es nicht./Sie konnte sich über ihren großen Erfolg einfach nicht freuen./Sie versuchte, Glück zu empfinden, aber sie fühlte sich nur leer.

³⁹ Einige (sehr begrenzte) Ausnahmen lassen sich hier erwähnen. Zum einen gibt es reaktive Gefühlskomponenten, die durch emotionsauslösende Reize (z. B. blutige Gewaltvideos) gezielt ausgelöst werden (können), zum anderen lassen sich Menschen über bewusst herbeigeführte Gesichtsausdrucksmuster (zu einem bestimmten Ausmaß) in positive oder negative Stimmung versetzen: So führt ein kontinuierliches Lächeln zu positiven emotionalen Empfindungen. S. hierzu die kritische Abhandlung zur „Facial Feedback Hypothesis“ bei Cornelius (1996, S. 106 ff.). Schließlich gibt es interaktiv herbeigeführte „Inszenierungen“ von Gefühlen (S. hierzu zur Empörung im Gespräch Christmann/Günther 1996). Vgl. auch Ekman (2004). Prinzipiell jedoch besteht ein wesentlicher Unterschied hinsichtlich der bewusst intentionalen Aktivier- und Steuerbarkeit von Gedanken und (genuinen) Gefühlen. Wir sind nicht in der Lage, uns selber zielorientiert (nicht-reaktiv) dazu zu bringen, genuine Freude, Liebe, Furcht oder Hass zu empfinden.

Betrachten wir das Kriterium der Informativität: Gedanken lassen sich propositional repräsentieren, sie basieren auf konzeptuellen Inhalten, die wir semantisch beschreiben und analytisch zerlegen können. Der sprachlich kodierte Gedanke

(15) Ich will intensiv lernen.

lässt sich in die Komponenten (*WOLLEN (ICH, LERNEN, INTENSIV)*) aufteilen und unter Umständen weiter in elementare Merkmale dekomponieren (z. B. *LERNEN* in *GEISTIGE HANDLUNG MIT DEM ZIEL WISSENS-ERWERB*).

(16) Er zerlegte seine Gedanken in ihre Bestandteile./Sie überprüfte genau jeden Schritt ihres Gedankengangs./Der Gedanke ließ sich präzise beschreiben./Sie widerlegte seinen Gedankengang Stück für Stück.

Da Gedanken als Verbalrepräsentationen in unserem Bewusstsein fokussiert werden, lassen sie sich in spezifische semantische Bausteine zerlegen, was bei Gefühlen in dieser Form nicht möglich bzw. ungleich schwieriger ist. Gefühle analytisch beschreiben kann man nur auf einer Meta-Gefühlsebene⁴⁰ und zwar primär mit Hilfe der in Pkt. 4 genannten Emotionsparameter der Bewertung, der Dauer und der Intensität.

(17) Das Gefühl der Liebe empfinde ich als schön/furchtbar/berauschend, erfüllend, atemraubend etc./Meine Liebe ist stabil/dauerhaft/nicht sehr langlebig./Mein Hass ist intensiv/heftig/hält sich in Grenzen.

Wir können mittels der Emotionsparameter bestimmte Dimensionen angeben (z. B. Liebe: +intensiv, +angenehm, +dauerhaft), aber dies sind nur relative Wertangaben in Bezug auf das Gefühl selber und keine eigenen Inhalte. Haben also Gefühle keine Inhalte? Vgl. auch:

(18) ?? Sie zerlegte ihr Gefühl in seine Bestandteile./?? Ihr Gefühl ließ sich präzise mittels der Elemente „intensiv und positiv“ beschreiben./?? Das Gefühl der Liebe besteht aus der Information DAUERHAFT, INTENSIV und POSITIV.

Sind Gefühle informationell leer, obgleich wir sie als so erfüllend empfinden?

Leere Bewusstseinsinhalte anzunehmen, ergibt einen Widerspruch, der sich aus den Eigenschaften des Bewusstseins ergibt: Bewusstes ist immer bezogen auf etwas. Ich habe zudem betont, dass ein Gefühl, als bewussten emotionalen Zustand oder Prozess zu erleben bedeutet, die Emotion zu empfinden und gleichzeitig diese Emotion als konzeptuell klassifizierte Emotion zu erfahren. Wenn ich Liebe empfinde, ist automatisch das Gefühl als *LIEBE* kategori-

⁴⁰ Die Dekompositions- und Schema-Analysen von Wierzbicka (1999) u. a. betreffen somit nicht die Primärebene von Gefühlen, sondern nur eine Sekundärebene der Beschreibung der Primärebene.

siert. Damit ist die Rekonstruierbarkeit eines Gefühls, wie der Gedanke auch, an die Sprache gekoppelt. Dennoch lassen sich hinsichtlich der Informativität präzisere Darstellungen zu den Gedanken machen.

Gedanken sind allerdings nicht immer als mentale Repräsentationen klar strukturiert und eindeutig als Verbalmanifestationen beschreibbar:

- (19) Der noch vage Gedanke spukte in seinem Hinterkopf herum./Nur langsam konturierte sich aus dem Wust von Gedanken eine klare Vorstellung./Er konnte keinen klaren Gedanken fassen./Er versuchte, in das Chaos seiner Gedanken Ordnung zu bringen./Er hatte einen wichtigen Gedanken im Hinterkopf, aber er konnte ihn noch nicht klar artikulieren.⁴¹

Auch Gefühle lassen sich nicht immer präzise als ein bestimmter Typ kategorisieren:

- (20) Ein diffuses Gefühl stieg in ihm hoch./Er konnte sein Gefühl noch nicht recht einordnen./Ich habe so ein seltsames Gefühl in mir, es ist nicht Furcht, es ist nicht Trauer, vielleicht eine Art Weltschmerz.

Überprüfen wir nun das Kriterium der Bewertung: Bei einem Gefühl ist eine Bewertung konstitutiver Bestandteil. Es gibt keine neutralen Gefühle. Gefühle lassen sich gemäß des Emotionsparameters der Wertung/Qualität stets als angenehm oder unangenehm klassifizieren (s. aber (20)).

Aber auch viele Gedanken⁴² enthalten bewertende Inhalte, die emotional als angenehm oder unangenehm empfunden werden.

- (21) Dieses angenehme/unangenehme Gefühl blieb./Das schöne/schreckliche Gefühl beeinflusste ihn erheblich.
- (22) Dieser schöne Gedanke erfüllte ihn mit unsagbarem Glück./Dieser unangenehme Gedanke bedrückte ihn den ganzen Tag.

Werfen wir nun einen Blick auf das Kriterium der Interaktivität bezüglich der Frage, in welcher Relation Denken und Fühlen stehen. Gibt es eine monokausale Richtung hinsichtlich der Beeinflussbarkeit?

In Beispielsätzen, wie den folgenden, manifestiert sich die destruktive wie konstruktive Kraft der Emotionen und Gefühle auf unsere kognitiven Leistungen:⁴³

⁴¹ Kognitive Repräsentationen lassen sich prinzipiell auf einem Kontinuum von deaktivierten über nur latent aktivierten bis hin zu fokussierten Komponenten anordnen und gemäß ihres Aktivierungsstatus beschreiben (s. für den Bereich des Textverstehens z. B. Schwarz 2000, S. 137 ff.).

⁴² Dieses Merkmal wird von einigen Wissenschaftlern sogar allen kognitiven Bewusstseinsinhalten zugesprochen, s. Pöppel (1987).

⁴³ Sprachverarbeitungsprozesse können maßgeblich von emotionalen Faktoren beeinflusst werden. Vgl. Schwarz-Friesel (2007, Kap. 4).

- (23) Er konnte vor Wut keinen klaren Gedanken fassen./In seiner Angst konnte er nicht mehr klar denken./Die Liebe beflügelte ihn auch wissenschaftlich auf eine noch nie erfahrene Weise./Die Trauer inspirierte ihn zu seinen schönsten Gedichten.

Ein Blick auf die folgenden Beispiele zeigt, dass in diesen umgekehrt der Einfluss kognitiver Bewusstseinsinhalte auf Gefühle kodiert wird.

- (24) Dieser Gedanke löste bei ihm heftige Gefühle aus./Die Gedanken machten sie traurig./Der Gedanke an ihn war so schmerzhaft, dass sie anfang zu weinen.

Das für bewusste kognitive Aktivitäten unumstrittene Prinzip der Reflexivität, also der Bezug des erkennenden Subjektes auf den kognitiven Erkenntnisakt an sich und auf sich selbst, hat ebenfalls eine Entsprechung im emotionalen Bereich, und zwar nicht nur derart, dass die eigenen Gefühle, ebenso wie Gedanken zum Gegenstand eigener Erkenntnis gemacht werden können, sondern auch derart, dass Menschen emotional selbstreflexiv auf Gefühle reagieren. Beispielsweise kann man Reue oder Scham empfinden, als Reaktion auf den Neid oder die Missgunst, die man in einer Situation empfand, oder über das Nicht-Empfinden, das Ausbleiben von Gefühlen reflektieren.

- (25) Ich schäme mich, weil ich Neid empfand./Ich gönne ihm das nicht. Ich fühle mich deshalb ziemlich mies./Ich sollte sehr glücklich sein, aber ich bin es nicht.

Die beiden Bewusstseinsinhalte Gedanken (die der Kognition zugerechnet werden) und Gefühle (die als Komponenten der Emotion betrachtet werden) weisen mehr Gemeinsamkeiten, als Unterschiede, auf. Wenn man sich vor Augen führt, mit welcher unhinterfragten Selbstverständlichkeit seit Jahrhunderten der prinzipielle Unterschied sowie die oppositionelle Kontrastrelation der beiden Komponenten unterstellt und in allen wissenschaftlichen und alltäglichen Diskursen impliziert werden, ist dies ein erstaunliches Fazit.

8. Schlussbemerkung

„Glück ... ist der Gedanke, der ganz Gefühl, ist das Gefühl, das ganz Gedanke zu werden vermag.“ (Thomas Mann)

Viele Fragen sind noch offen: So muss z. B. geklärt werden, welcher Art emotionale Information ist, wie sie gespeichert und abgerufen wird, welchen Informationsgehalt und welches Repräsentationsformat Gefühle haben. Kann man den Inhalt von Gefühlen überhaupt unter den für die Definition von Kognition zentralen Informationsbegriff fassen? Oder bedarf es einer grundlegenden Revision einiger traditioneller Grundbegriffe und Grundannahmen in Bezug auf unsere Kognitionskonzeptualisierung, um eine angemessene und integrative Emotions-Kognitions-Theorie des menschlichen Geistes erstellen zu können?

Das kognitionswissenschaftliche Konzept von *KOGNITION*, als einem autonomen Repräsentations- und Prozessorsystem, muss jedenfalls revidiert werden: Kognitionswissenschaft und theoretische Linguistik müssen (an)erkennen, dass die lange als marginal erachteten Emotionen maßgeblichen Einfluss auf die kognitiven Fähigkeiten und sprachlichen Leistungen des Menschen haben und die strikte Trennung von Geist und Gefühl obsolet ist. Wir benötigen einen integrativen Ansatz, der die prozedurale Interaktion von Emotion und Kognition berücksichtigt und die diversen Schnittstellen beider Systeme erfassen kann.

Will man den menschlichen Geist und seine Funktionsweise umfassend und adäquat verstehen, muss man sich aus den etablierten, hergebrachten Denkmustern lösen und in der Tat neue Wege in der Kognitionswissenschaft beschreiten.

Literatur

- Adolphs, R. (2003): Physiologie und Anatomie der Emotionen. In: Karnath, H.-O./Thier, P. (eds.), *Neuropsychologie*. Berlin [u. a.]: Springer. S. 569–580.
- Arnold, M. B. (1960): *Emotion and personality: Vol. 1. Psychological aspects*. New York: Columbia University Press.
- Athanasiadou, A./Tabakowska, E. (eds.) (1998): *Speaking of emotions. Conceptualisation and expression*. Berlin [u. a.]: de Gruyter. (= Cognitive linguistics research 10).
- Bock, M. (1997): Emotion und semantisches Gedächtnis. In: Gather, A./Werner, H. (eds.) (1997): *Semiotische Prozesse und natürliche Sprache: Festschrift für Udo L. Figge zum 60. Geburtstag*. Stuttgart: Steiner. S. 75–87.
- Carruthers, P. (2006): The Case for Massively Modular Models of Mind. In: Stainton, R. J. (ed.) (2006): *Contemporary Debates in Cognitive Science*. Malden [u. a.]: Blackwell Publishing. S. 3–21.
- Christmann, G.B./Günthner, S. (1996): Sprache und Affekt. Die Inszenierung von Entwürfungen im Gespräch. In: *Deutsche Sprache* 24.1, S. 1–33.
- Clark, M./Fiske, S. (eds.) (1982): *Affect and Cognition. The Seventeenth Annual Carnegie Symposium on Cognition*. Hillsdale: Erlbaum.
- Cornelius, R. R. (1996): *The Science of Emotion. Research and Tradition in the Psychology of Emotions*. Upper Saddle River: Prentice Hall.
- Dahl, R. (2003): *Emotional Learning*. New York, London: McGraw-Hill.
- Dalgleish, T./Power, M. (eds.) (1999): *Handbook of cognition and emotion*. Chichester: Wiley.
- Damasio, A. (1997³): *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. München [u. a.]: List.
- Damasio, A. (2000): *Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins*. Berlin: List.
- Damasio, A. (2003): *Looking for Spinoza. Joy, Sorrow, and the Feeling Brain*. New York [u. a.]: Harcourt.
- Damasio, A. (2004): Emotions and Feelings: A Neurobiological Perspective. In: Manstead, A./Frijda, N./Fischer, A. (eds.) (2004): *Feelings and Emotions. The Amsterdam Symposium*. Cambridge: Cambridge Univ. Press. (= Studies in emotion and social interaction: series 2). S. 49–57.
- Davidson, R./Scherer, K./Goldsmith, H. (eds.) (2003): *Handbook of affective sciences*. Oxford [u. a.]: Oxford Univ. Press.

- Dorsch, F. (ed.) (1996¹²): Psychologisches Wörterbuch. Bern [u. a.]: Huber.
- Drescher, M. (2003): Sprachliche Affektivität. Darstellung emotionaler Beteiligung am Beispiel von Gesprächen aus dem Französischen. Tübingen: Niemeyer.
- Ekman, P. (2004): What We Become Emotional About. In: Manstead, A./Frijda, N./Fischer, A. (eds.) (2004): Feelings and Emotions. The Amsterdam Symposium. Cambridge: Cambridge Univ. Press. (= Studies in emotion and social interaction: series 2). S. 119–135.
- Feldman-Barrett, L. (1998): The future emotion research. In: *The Affect Scientist* 12/2, S. 6–8.
- Fiehler, R. (1990): Kommunikation und Emotion. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen. Berlin: de Gruyter.
- Fiehler, R. (2002): How to Do Emotions With Words: Emotionality in Conversations. In: Fussell, S. R. (ed.) (2002): The verbal communication of emotion. Interdisciplinary perspectives. Mahwah [u. a.]: Lawrence Erlbaum Associates. S. 79–106.
- Foolen, A. (1997): The expressive function of language. Towards a cognitive semantic approach. In: Niemeier, S./Dirven, R. (eds.) (1997): The language of emotions: conceptualization, expression, and theoretical foundation. Amsterdam: John Benjamins. S. 15–32.
- Freud, S. (1940–1987): Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. 19 Bde. London: Imago.
- Fries, N. (1996): Grammatik und Emotionen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. LiLi* 26, S. 37–69.
- Fries, N. (2000): Sprache und Emotionen: Ausführungen zum besseren Verständnis; Anregungen zum Nachdenken. Bergisch Gladbach: BLT.
- Gardner, H. (1989): Dem Denken auf der Spur. Der Weg der Kognitionswissenschaft. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Glöckner, A. (2006): Automatische Prozesse bei Entscheidungen: das dominierende Prinzip menschlicher Entscheidungen: Intuition, komplex-rationale Analyse oder Reduktion? Hamburg: Kovač. (= Schriften zur Sozialpsychologie; 9).
- Habel, C./Kanngießer, S./Strube, G. (1990): Editorial. In: *Kognitionswissenschaft* 1(1), S. 1–3.
- Hänze, M./Hesse, F. (1993): Emotional influences on semantic priming. In: *Cognition and Emotion* 7/2, S. 195–205.
- Harkins, J./Wierzbicka, A. (eds.) (2001): Emotions in crosslinguistic perspective. Berlin [u. a.]: de Gruyter.
- Hartmann, M. (2005): Gefühle. Wie die Wissenschaften sie erklären. Frankfurt a.M.: Campus.
- Hermanns, F. (1995): Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik. In: Harras, Gisela (Hg.) (1995): Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen. Berlin/New York. De Gruyter. (= Jahrbuch 1993 des Instituts für Deutsche Sprache). S. 138–178.
- Hermanns, F. (2002): Dimension der Bedeutung: Aspekte der Emotion. In: Cruse, D. A. et al. (eds.) (2002): *Lexikologie/Lexicology*. HSK. Bd. 1. Berlin [u. a.]: de Gruyter. S. 356–362.
- Hielscher, M. (2003a): Sprachrezeption und emotionale Bewertung. In: Rickheit, G. et al. (eds.) (2003): *Psycholinguistik. Ein internationales Handbuch*. Berlin [u. a.]: de Gruyter. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 24). S. 677–707.
- Hielscher, M. (2003b): Emotion und Sprachproduktion. In: Rickheit, G. et al. (eds.) (2003): *Psycholinguistik. Ein internationales Handbuch*. Berlin [u. a.]: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 24). S. 468–490.

- Hülshoff, T. (1999): Emotionen. Eine Einführung für beratende, therapeutische, pädagogische und soziale Berufe. München [u. a.]: Reinhardt. (= UTB für Wissenschaft: Mittlere Reihe; 2051).
- Isen, A. (2004): Some Perspectives on Positive Feelings and Emotions: Positive Affect Facilitates Thinking and Problem Solving. In: Manstead, A./Frijda, N./Fischer, A. (eds.) (2004): Feelings and Emotions. The Amsterdam Symposium. Cambridge: Cambridge Univ. Press (= Studies in emotion and social interaction: series 2). S. 263–281.
- Izard, C. (1981): Die Emotionen des Menschen. Eine Einführung in die Grundlagen der Emotionspsychologie. Weinheim [u. a.]: Beltz.
- Izard, C. E. (1992): Basic emotions, relations among emotions, and emotion-cognition relations. In: Psychological Review 99, S. 561–565.
- James, W. (1890): The Principles of Psychology, Vol. II. New York: Macmillan.
- Kövecses, Z. (1999): Metaphor and Emotion. Language, Culture and Body in Human Feeling. Cambridge: Cambridge Univ. Press. (= Studies in emotion and social interaction, series 2).
- Lazarus, R. S. (1982): Thoughts on the relations between emotion and cognition. In: American Psychologist, 37, S. 1019–1024.
- Lazarus, R. S. (1991): Emotion and adaptation. New York: Oxford University Press.
- Lazarus, R. S./Kanner, A. D./Folkman, S. (1980): Emotions: A cognitive-phenomenological analysis. In: Plutchik R.; Kellerman, H. (eds.) (1980): Theories of emotion. Vol. 1: Emotion: Theory, research, and experience. New York: Academic Press. S. 189–217.
- LeDoux, J. E. (1989): Cognitive-emotional interactions in the brain. In: Cognition and Emotion 3, S. 267–289.
- LeDoux, J. E., 1994. Mind and brain: dialogues in cognitive neuroscience. Cambridge [u. a.]: Cambridge Univ. Press.
- Lewis, M./Haviland, J. (eds.) (2004²): Handbook of Emotions. New York [u. a.]: Guilford.
- Mandl, H./Huber, G. (eds.) (1983): Emotion und Kognition. München [u. a.]: Urban/Schwarzenberg.
- Mandler, G. (1979): Denken und Fühlen. Zu einer kognitiven Theorie emotionaler Prozesse. Paderborn: Junfermann. (engl. Orig.: Mandler, G., 1975, Mind and emotion. New York: Wiley.).
- Manstead, A./Frijda, N./Fischer, A. (eds.) (2004): Feelings and Emotions: the Amsterdam Symposium. Cambridge: Cambridge Univ. Press. (= Studies in emotion and social interaction: series 2).
- Niemeier, S./Dirven, R. (eds.) (1997): The Language of Emotions. Conceptualization, Expression, and theoretical Foundation. Amsterdam [u. a.]: Benjamins.
- Nussbaum, M. C. (2001): Upheavals of thought: the intelligence of emotions. Cambridge [u. a.]: Cambridge Univ. Press.
- Oatley, K./Johnson-Laird, P. (1987): Towards a cognitive theory of emotions. In: Cognition and Emotion 1, S. 29–50.
- Otto, J./Euler, H./Mandl, H. (eds.) (2000): Emotionspsychologie. Ein Handbuch. Weinheim: Beltz.
- Panksepp, J. (1998): Affective neuroscience. The foundations of human and animal emotions. New York: [u. a.]: Oxford Univ. Press.
- Panksepp, J. (2004): Basic Affects and the Instinctual Emotional Systems of the Brain: The Primordial Sources of Sadness, Joy, and Seeking. In: Manstead, A./Frijda, N./Fischer, A. (eds.) (2004): Feelings and Emotions. The Amsterdam Symposium. Cambridge: Cambridge Univ. Press. (= Studies in emotion and social interaction: series 2). S. 174–193.

- Pöppel, E. (1987): Grenzen des Bewusstseins. Über Wirklichkeit und Welterfahrung. München: dtv.
- Rickheit, G./Strohner, H. (1993): Grundlagen der kognitiven Sprachverarbeitung: Modelle, Methoden, Ergebnisse. Tübingen [u. a.]: Francke (UTB für Wissenschaft 1735).
- Roth, G. (1998²): Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Roth, G. (2001): Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Roth, G. (2003): Aus Sicht des Gehirns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Salovey, P. et al. (2004) : Emotional Intelligence: What Do We Know? In: Manstead, A./Frijda, N./Fischer, A. (eds.) (2004): Feelings and Emotions. The Amsterdam Symposium. Cambridge: Cambridge Univ. Press. (= Studies in emotion and social interaction: series 2). S. 321–340.
- Scherer, K. (2004): Feelings Integrate the Central Representation of Appraisal-driven Response Organization in Emotion. In: Manstead, A./Frijda, N./Fischer, A. (eds.) (2004): Feelings and Emotions. The Amsterdam Symposium. Cambridge: Cambridge Univ. Press. (= Studies in emotion and social interaction: series 2).
- Schmidt-Atzert, L. (1996): Lehrbuch der Emotionspsychologie. Stuttgart [u. a.]: Kohlhammer.
- Schwarz, M. (1992): Kognitive Semantiktheorie und neuropsychologische Realität. Repräsentationale und prozedurale Aspekte der semantischen Kompetenz. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 273).
- Schwarz, M. (1996²): Einführung in die kognitive Linguistik. Tübingen: Francke. (= UTB 1636).
- Schwarz, M. (1997): Kognitive Linguistik? Eine Straße in den Geist! In: Kertesz, A. (ed.) (1997): Metalinguistik im Wandel. Frankfurt: Lang.
- Schwarz, M. (2000): Indirekte Anaphern in Texten. Studien zur domänenengebundenen Referenz und Kohärenz im Deutschen. Tübingen: Niemeyer. (= Linguistische Arbeiten 413).
- Schwarz, M. (2004): Kognitive Linguistik heute. Metaphernverstehen als Fallbeispiel. In: Deutsch als Fremdsprache 41/2, S. 83–89.
- Schwarz-Friesel, M. (2007): Sprache und Emotion. Tübingen: Francke (UTB).
- Schwarz-Friesel, M./Braune, H. (2007): Geschlossene Textwelten. Konzeptualisierungsmuster in aktuellen antisemitischen Texten. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik, 2007.
- Seifert, A. L./Seifert, T. (2006): Intuition – die innere Stimme. Düsseldorf: Walter.
- Solomon, R. C. (1993): The passions: emotions and the meaning of life. Indianapolis [u. a.]: Hackett. (deutsche Fassung: Solomon, R., 2000. Gefühle und der Sinn des Lebens. Frankfurt a. M.: Zweitausendeins.)
- Stainton, R. J. (ed.) (2006): Contemporary Debates in Cognitive Science. Malden [u. a.]: Blackwell Publishing.
- Stillings, N. A. et al. (1987): Cognitive science: an introduction. Cambridge [u. a.]: MIT Press (= A Bradford book).
- Stoeva-Holm, D. (2005): Zeit für Gefühle. Eine linguistische Analyse zur Emotionsthematisierung in deutschen Schlagern. Tübingen: Narr.
- Strube, G./Wender, K.-F. (eds.) (1993): The cognitive psychology of knowledge. Amsterdam [u. a.]: North-Holland. (= Advances in psychology; 101).
- Ulrich, D. (1982): Das Gefühl: eine Einführung in die Emotionspsychologie. München [u. a.]: Urban u. Schwarzenberg (= U & S Psychologie).

- Vester, H.-G. (1991): *Emotion, Gesellschaft und Kultur. Grundzüge einer soziologischen Theorie der Emotionen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Weigand, E. (ed.) (2004): *Emotion in dialogic interaction. Advances in the complex*. Amsterdam: Benjamins. (= current issues in linguistic theory).
- Wierzbicka, A. (1999): *Emotions across languages and cultures. Diversity and universals*. Cambridge [u. a.]: Cambridge Univ. Press.
- Wierzbicka, A./Harkins, J. (2001): Introduction. In: Harkins, J./Wierzbicka, A. (eds.) (2001): *Emotions in crosslinguistic perspective*. Berlin [u. a.]: de Gruyter. S. 1–34.
- Zajonc, R. (1980): Feeling and thinking. Preferences need no inferences. In: *American Psychologist* 35, S. 151–175.

DMITRIJ DOBROVOL'SKIJ

Idiom-Modifikationen aus kognitiver Perspektive

Abstract

Idiom-Modifikationen aus kognitiver Perspektive zu beschreiben heißt in erster Linie, die allgemeinen Mechanismen, die die betreffenden Variationsmöglichkeiten bzw. -restriktionen steuern, aufzudecken. Ich gehe von der Hypothese aus, dass die Durchführung jeder konkreten Modifikation der Idiomstruktur nur dann zu standardmäßig akzeptablen Ergebnissen führt, wenn bestimmte Bedingungen eingehalten werden. Bei der Verletzung dieser Bedingungen entstehen entweder fehlerhafte Ausdrücke oder innovative, oft wortspielerische Abwandlungen des betreffenden Idioms. Das Modifikationsverhalten der Idiome richtet sich also nicht ausschließlich nach dem Usus, sondern stellt ein in hohem Grade regelgeleitetes semantisch basiertes Phänomen dar. Die entsprechenden Restriktionen sind folglich nicht völlig arbiträr, sondern in bestimmtem Maße prognostizierbar. Dies schließt jedoch nicht aus, dass in manchen Fällen nur der Usus über die Akzeptabilität der jeweiligen Modifikation entscheidet. Diese vor allem in der Tradition der kognitiven Phraseologieforschung postulierten Prinzipien wurden hier am Beispiel des Adjektiv-Einschubs überprüft und fanden ihre Bestätigung.

1. Idiom-Modifikationen als linguistisches Problem

Idiom-Modifikationen aus kognitiver Perspektive zu beschreiben heißt in erster Linie, die allgemeinen Mechanismen, die die betreffenden Variationsmöglichkeiten bzw. -restriktionen steuern, aufzudecken. Die Annahme, dass die Sprecherinnen und Sprecher jede konkrete Idiom-Modifikation als einen besonderen Lexikoneintrag memorieren, erscheint eher unwahrscheinlich. Eine alternative Erklärung verlangt die Hinwendung zur formalen und semantischen Struktur des Idioms, u. a. zur Struktur der zugrunde liegenden Metapher. Mit anderen Worten, ich gehe eher von der Hypothese aus, dass die Durchführung jeder konkreten Modifikation der Idiomstruktur nur dann zu standardmäßig akzeptablen Ergebnissen führt, wenn bestimmte Bedingungen eingehalten werden. Bei der Verletzung dieser Bedingungen entstehen entweder fehlerhafte Ausdrücke oder innovative, oft wortspielerische Abwandlungen des betreffenden Idioms. Eine wichtige Aufgabe der Theorie der Phraseologie besteht darin, diese Bedingungen aufzudecken und in Form von Regeln zu formulieren. Im Zusammenhang mit dem theoretischen Status solcher Regeln sei an die in der *Construction Grammar* entwickelte Gegenüberstellung von „Prägung“ (coining) und „Generierung“ (generating) erinnert.

We can distinguish two kinds of "creativity" in language. In one case there is the ability of speakers, using existing resources in the language, to produce and understand novel expressions. In the other case, the one for which we use the term coining, a speaker uses existing patterns in the language for creating new resources. <...> Since the ability to create new words, using non-productive processes, is clearly a linguistic ability, it is my opinion that a grammar of a language needs to identify constructions that exist for "coining" purposes as well. (Fillmore 2006, S. 4)

Während unter dem Begriff der „Generierung“ alle produktiven Regeln subsumiert werden, die es dem Sprecher ermöglichen, neue Äußerungen zu produzieren und zu verstehen, wird unter der „Prägung“ die Erzeugung bestimmter Konstruktionen verstanden, die einem vorgegebenen Muster folgt.¹ Wenn hier von Regeln, die gewissen Idiom-Modifikationen zugrunde liegen, die Rede ist, handelt es sich ausschließlich um Regeln der „Prägung“, d. h. sie helfen bei der Aufdeckung der kognitiven Schemata, auf denen diese sprachlichen Phänomene basieren, und sind nicht im produktiven Sinne zu interpretieren.

Für die Formulierung solcher Regeln ist es entscheidend, zwischen standardmäßigen und vom Usus abweichenden Idiom-Modifikationen zu unterscheiden, weil die letzteren ihre besondere semantische und/oder pragmatische Leistung eben der Tatsache verdanken, dass bei ihrer Erzeugung bestimmte Regeln verletzt worden sind. Wenn es gelingt, Regeln dieser Art aufzudecken, wird dies ermöglichen, nicht nur die Mechanismen der standardsprachlichen Idiomvariation, sondern auch semantische und pragmatische Effekte der kreativen Modifikationen zu beschreiben.

Aus der Notwendigkeit der Identifizierung des Standardmäßigen im Bereich der Idiom-Modifikationen ergibt sich die Frage nach relevanten Kriterien. Weiter unten gehe ich darauf etwas näher ein, hier sei nur vermerkt, dass diese Notwendigkeit in der Phraseologieforschung schon früh erkannt wurde. Eine bekannte Tradition in der Erforschung der phraseologischen Variation basiert auf der Forderung, zwischen den *usuellen* und den *okkasionellen* Idiom-Varianten zu unterscheiden (Černyševa 1970, S. 98–99; Burger 1998, S. 25–27; 2002, S. 396–397). Die letzteren werden oft auch als *Modifikationen* bezeichnet (Burger/Buhofer/Sialm 1982, S. 68 ff.; Barz 1986; Wotjak 1992, S. 5 ff.).² Operative Unterscheidungskriterien sind meines Wissens nie vorge schlagen worden.

Im Ganzen zeichneten sich dabei zwei entgegengesetzte Tendenzen ab. Zum einen handelt es sich um eine eher lexikographische Orientierung, wobei die

¹ Vgl. in diesem Zusammenhang auch das in der Moskauer Semantischen Schule entwickelte Konzept der „lexikographischen Erwartungen“, die im Unterschied zu produktiven Regeln keine prognostizierende Kraft besitzen (Apresjan 2005).

² Hier gebrauche ich den Terminus *Modifikation* in einem etwas anderen Sinn: Erstens werden Modifikationen eher prozedural verstanden, d. h. vor allem als Alternierungen der Idiomstruktur, und zweitens können sie sowohl zu standardsprachlich akzeptablen als auch zu okkasionellen Ergebnissen führen.

Varianten, die in den einschlägigen Wörterbüchern verzeichnet sind, als usuell und alle anderen als okkasionell eingestuft werden. Diese Sicht ist für die frühen Entwicklungsstadien der Phraseologieforschung typisch. Zum anderen findet sich eine corpuslinguistisch orientierte Sicht der Dinge, die eher für moderne Arbeiten zur phraseologischen Variation charakteristisch ist. In diesen Arbeiten wird betont, dass die Untersuchung des Modifikationsverhaltens der Idiome vom realen Diskurs und nicht von ihren systemimmanenten Potenzen ausgehen soll (vgl. z. B. Moon 1998), wobei die Unterscheidung zwischen den usuellen und okkasionellen Idiom-Modifikationen kaum in Betracht gezogen wird (vgl. z. B. Fellbaum/Kramer/Neumann 2006).³ Eine für die weitere Darstellung sehr wichtige Schlussfolgerung, die aus den corpusorientierten Studien der Idiom-Modifikationen gezogen werden kann, besteht darin, dass sich im realen Diskurs sehr viele Varianten finden, die lexikographisch nicht fixiert sind, jedoch keineswegs besonders auffällige Verletzungen des usuellen Sprachgebrauchs aufweisen. Das heißt, dass die lexikographischen Kriterien hier kaum greifen. Die Corpusarbeit zeigt ferner, dass die Grenze zwischen den standardmäßigen und vom sprachlichen Standard abweichenden Idiom-Modifikationen vage ist und dass es fließende Übergänge gibt. Andererseits ist dies kein Argument, zwischen diesen Modifikationstypen nicht zu unterscheiden. Denn der Verzicht auf eine derartige Unterscheidung wäre mit dem Verzicht auf die prinzipielle Möglichkeit gleichzusetzen, Mechanismen zu entdecken, die es dem Sprecher erlauben, ein Idiom zu modifizieren, ohne die Normen des Usus zu verletzen.

Versuche, in diesem Bereich Kriterien zu finden, gab es schon im Rahmen des sog. lexikographischen Herangehens, wobei die lexikographische Fixierung einer bestimmten Variante als Beweis ihrer Usualisierung, d. h. ihrer Normentsprechung betrachtet wurde. Alle „grammatischen“ Varianten eines Idioms, die seinen lexikalischen Bestand nicht betreffen, werden in dieser Forschungstradition als *strukturelle Varianten* bezeichnet (vgl. z. B. Černyševa 1986, S. 201) und als usualisierte Modifikationen des gleichen Idioms betrachtet. Dazu zählen z. B. die Variationen im Numerus der substantivischen Konstituente (*jmdm. den Daumen / die Daumen halten, etw. aus dem Auge / aus den Augen verlieren, die Faust / die Fäuste in der Tasche ballen*), im Gebrauch von Determinierern (*bis über die / über beide Ohren verliebt sein; alle / beide Hände voll zu tun haben*), in der morphologischen Struktur einer Konstituente (*Daumen / Däumchen drehen*), Variation in der Art der Negation (*nicht um ein Haar / um kein Haar*) oder in der Wortfolge (*Milch und Blut = Blut und Milch*). Alle Veränderungen des lexikalischen Bestandes des Idioms oder seiner semantischen Struktur werden dagegen primär als okkasionelle Modifikationen betrachtet, es sei denn, es handelt sich um Fälle des vom Usus sank-

³ Manche kognitivlinguistischen Studien gehen in dieser Frage so weit, dass sie de facto das Kriterium der lexikalischen Stabilität der Idiome relativieren (vgl. z. B. Gibbs/Colston 2007).

tionierten und lexikographisch kodifizierten Alternierens wie *eine beleidigte Leberwurst* = (seltener) *eine gekränkte Leberwurst* oder des Einschubs fakultativer Konstituenten wie *etw. mit dem kleinen Finger (der linken Hand) machen; (festen) Fuß fassen, eine (dickel/große) Lippe riskieren, jmdn. um den (kleinen) Finger wickeln, etw. an den (fünf / zehn) Fingern abzählen* (Beispiele aus Mellado Blanco 1997, S. 139). Diese eher seltenen Fälle wurden gelegentlich als *strukturelle Synonyme* (Kunin 1972; Černyševa 1980, S. 75; 1986, S. 200) oder *lexikalische Varianten* (Barz 1992; Mellado Blanco 1997) bezeichnet. Theoretische Wurzeln eines solchen Herangehens sind vor allem in der strukturalistischen Betrachtungsweise zu sehen, die Idiome als lexikalisch starre Einheiten qualifiziert hat. Wenn man jedes Idiom wirklich als ein festes, starres Gebilde sieht, ist es logisch anzunehmen, dass nur kleine, „nichtlexikalische“ Veränderungen seiner Struktur als ususell akzeptabel sind. Alle stärkeren Modifikationen müssten dann per definitionem außerhalb der normgerechten Sprachverwendung liegen.

Die empirischen Daten sprechen deutlich dafür, dass es nicht möglich ist, die Opposition „ususell vs. okkasionell“ an die Art der Variation zu binden. Es finden sich sowohl in der „grammatischen“ Domäne Beispiele für Modifikationen, die semantische Konsequenzen haben und folglich nicht als rein strukturelle Varianten charakterisiert werden können, als auch Belege für relativ gravierende Veränderungen der Idiomstruktur, die sich im Rahmen des Usus vollziehen. So ist z. B. die Variation im Gebrauch des Determinierers beim Idiom *den/leinen Stein ins Rollen bringen* semantisch relevant (vgl. (1)). In den Fällen, in denen der Determinierer nicht fixiert ist, hat die entsprechende NP (wie in freien Wortkombinationen, in denen je nach Kontext und Sprecherintention die Wahl des Determinierers variiert) einen selbständigen referentiellen Status und folglich eine relativ autonome Bedeutung.

- (1) a. Der Alcatel-Konzern, der im vergangenen Jahr selbst durch eine Anzeige gegen zwei frühere Manager *den Stein ins Rollen gebracht hatte*, bestreitet betrügerische Absichten. (Mannheimer Morgen, 24.11.1994)
- b. In Moskau geht man unterdessen offensichtlich davon aus, daß „*der Stein ins Rollen gebracht wird*“ mit dem baldigen Rücktritt Honeckers. (Süddeutsche Zeitung, 18.10.1989)
- c. Doch der GSoA geht es vielmehr darum, *einen Stein ins Rollen gebracht zu haben*. „Der GSoA-Aktivist ist ein Maulwurf, der die politisch versteinerte und vergreiste Schweiz der Gnomen und Obristen etwas durchlüftet“, ergänzt Vorstandsmitglied Peter Siegerist. (Mannheimer Morgen, 18.11.1989)
- d. In seiner Zeit im Stadtrat *brachte* er außerdem in verschiedenen Ausschüssen *so manchen Stein ins Rollen*. (Mannheimer Morgen, 30.12.1989)

Es handelt sich hier also um eine Modifikation mit inhaltlichen Folgen und nicht um eine sog. strukturelle Variante. Modifikationen dieser Art hängen

mit der semantischen Teilbarkeit des Idioms zusammen (mehr dazu weiter unten). Wenn die Konstituente *Stein* keinen eigenen semantischen Wert hat bzw. nicht einmal ein Wort ist (wie dies in der Phraseologieforschung der 60er–70er Jahre oft angenommen wurde), wie kann man dann die Tatsache erklären, dass sie z. B. durch *so manchen* auf eine sinnvolle Weise modifiziert werden kann? In diesem Fall wäre eine Konzeption intuitiv überzeugender und mit den diskursiven Daten eher konsistent, die es erlauben würde, Konstituenten wie *Stein* selbständige semantische Repräsentationen zuzuordnen. Unabhängig davon, dass das Idiom *den Stein ins Rollen bringen* eine Lexikoneinheit darstellt und als solche als semantisches Ganzes verfügbar ist, (d. h. es hat eine lexikalische Bedeutung, die in Duden (2002, S. 729) approximativ mit ‚eine Angelegenheit in Gang bringen‘ paraphrasiert wird), ist zumindest eine seiner Konstituenten in semantischer Hinsicht relativ autonom. So bereitet die Analyse des Satzes *brachte er so manchen Stein ins Rollen* keine Probleme, wenn dem Wort *Stein* eine semantische Interpretation (so etwas wie ‚Angelegenheit‘, ‚Initiative‘) zugeordnet wird. Wenn dieses Wort dagegen als bedeutungslos eingestuft wird, muss der Satz *brachte er so manchen Stein ins Rollen* aus (1d) entweder als nicht normgerecht d. h. sprachspielerisch-okkasionell verworfen werden, was der semantischen Kompetenz der Sprachteilhaber widersprechen würde, oder seine Analyse bedarf eines äußerst komplizierten Erklärungsapparates, dessen mögliche Beschaffenheit auf dem heutigen Entwicklungsstand der Phraseologieforschung unklar bleibt.

Wenn man aber die Fähigkeit der nominalen Konstituente mit einem selbständigen referentiellen Status, den jeweiligen Artikel je nach kommunikativem Bedarf zu variieren, verallgemeinern und als eine generell geltende produktive Regel auf alle Idiome dieser Art ausweiten würde, stieße man auf eine Reihe von Gegenbeispielen, die entweder als konventionalisierte Ausnahmen oder als durch andere Regeln geleitete Phänomene behandelt werden müssten. So wird die Konstituente *Bock* im Idiom *den Bock zum Gärtner machen*, obwohl sie ähnlich wie *Stein* in den oben angeführten Kontexten ihren referentiellen Bezug im Hinblick auf die Kategorie der Bestimmtheit variieren kann, in usuellen Kontexten immer mit dem bestimmten Artikel gebraucht. Kontexte wie (2) haben eindeutig okkasionellen Charakter und verletzen somit die Normen des Usus.

- (2) Als Mitarbeiter einer Security-Firma wurden ihnen wertvolle Waren zur Sicherung anvertraut. Doch mit den Wachleuten *waren Böcke zu Gärtnern gemacht worden*: Die Männer bedienten sich ungeniert, täuschten Einbrüche vor und verhöckerten die Beute im großen Stil. (Westfälische Nachrichten, 17. 08. 2000)

Im Zusammenhang mit diesem Kontext kann ferner auf die Variierung im Numerus der nominalen Konstituente als eine Modifikation der Idiomstruktur hingewiesen werden. Auch diese Modifikationsart ist in bestimmten Fällen usuell zulässig und in anderen okkasionell. Zusammenfassend kann

noch einmal darauf hingewiesen werden, dass die sog. „grammatische“ bzw. morphosyntaktische Variation des Idiombestandes aus kommunikativer Sicht sehr unterschiedliche Konsequenzen haben kann, darunter auch zur Entstehung nonstandardmäßiger Idiom-Realisierungen führen kann.

Andererseits finden sich Belege für relativ gravierende Veränderungen der Idiomstruktur, die grundsätzlich als Verwendungsweisen akzeptiert werden, die die Normen des Usus nicht verletzen. Vgl. eine usuell zulässige Topikalisierung in (3), Beispiele der Relativsatz-Transformation wie in (4) und Nominalisierungen wie (5).

- (3) *Auf die Palme bringt* die deutschen Länderfürsten vor allem eines: Nach den EU-Plänen dürfen sie künftig selbst mit eigenem Geld nur noch da helfen, wo auch Europamittel fließen. (Focus, 12/1998)
- (4) Über die anderen Details der E-Klasse wurde hinlänglich geschrieben, Ausstattung hat man oder kann sie dazukaufen, beim Thema innere und aktive Sicherheit sowie Qualität redet man eigentlich nur von den *Eulen, die wieder mal nach Athen getragen werden*. (Mannheimer Morgen, 27. 03. 1996)
- (5) a. Es ist nicht die ganz breite Zustimmung, die sich die Regierung angesichts *des Überschreitens des Rubikons* gewünscht hätte. (Mannheimer Morgen, 01. 07. 1995)
- b. *Der Tanz auf zwei Hochzeiten* darf kein Dauerzustand sein. (Mannheimer Morgen, 12. 08. 1989)

Ein und dieselbe Modifikationsart kann also sehr unterschiedliche semantische und/oder pragmatische Effekte haben. Sie reicht von völlig unauffälligen bis hin zu unverständlichen Idiom-Realisierungen. Vgl. die Kontexte (6) und (7).

- (6) Als ein *finanzieller Schlag ins Wasser* erwies sich die Eigenproduktion der „Aida“ in der Ebert-Halle. (Mannheimer Morgen, 26. 09. 1989)
- (7) Bremerhavens SPD-Chef, Häfensenator Uwe Beckmeyer, nannte die Niederlage seiner Partei einen „*mächtigen Schlag ins Kontor*“. (Mannheimer Morgen, 25. 09. 1995)

In beiden Kontexten handelt es sich um ein und dieselbe Modifikation der Idiomstruktur, und zwar um eine adjektivische Erweiterung. Der Ähnlichkeitseindruck wird ferner dadurch verstärkt, dass diese Kontexte quasisynonymische Idiome enthalten: *ein Schlag ins Wasser* und *ein Schlag ins Kontor*. Trotzdem ist es intuitiv klar, dass es sich hier um grundsätzlich unterschiedliche Modifikationen handelt, und zwar ist ein *finanzieller Schlag ins Wasser* eine vom Standard abweichende Abwandlung der Idiomstruktur, d. h. eine „okkasionelle Variation“, während ein *mächtiger Schlag ins Kontor* eine usuell zulässige adjektivische Erweiterung des Konstituentenbestandes darstellt, die beim Rezipieren des Kontextes kaum auffällt.

Aus der Gegenüberstellung dieser Kontexte ergibt sich eine Reihe von Fragen. Wie können die Sprecher bestimmen, in welchen Fällen es sich um kreative Modifikationen und in welchen Fällen um standardmäßige usuelle Modifikationen handelt? Bemerken sie diese Unterschiede überhaupt? Gibt es in der semantischen und/oder lexikalischen Struktur der betreffenden Idiome bestimmte Merkmale, an denen relevante Unterschiede in der Einschätzung der Modifikationseffekte festgemacht werden können? Weisen die modifizierenden Elemente (wie die Adjektive *finanziell* und *mächtig* in Kontexten (6) und (7)) semantische Besonderheiten auf, die das Modifikationsergebnis voraussagen? Auf einige dieser Fragen werde ich im Folgenden kurz eingehen.

2. Typologie der Idiom-Modifikationen

Eine theoretische Auseinandersetzung mit dieser Problematik verlangt zunächst eine linguistisch plausible und klare Typologisierung von Modifikationen der Idiomstruktur. Dabei handelt es sich um verschiedene, voneinander grundsätzlich unabhängige Parameter, die streng auseinander zu halten sind.

1. Im ersten Schritt sollen die Idiom-Modifikationen auf Grund *formaler* Merkmale typologisiert werden.

Jede Idiomvariante soll zunächst rein „technisch“ klassifiziert und beschrieben werden, ohne Bezug zu inhaltlichen (d. h. zu semantischen, stilistischen, pragmatischen, diskursiven u. ä.) Besonderheiten der zu vergleichenden Varianten. Mit anderen Worten, als erstes ist die Frage zu beantworten, wie die Form des Idioms modifiziert, d. h. was genau in seinem Ausdrucksplan verändert wurde. Hier können zwei Oppositionstypen unterschieden werden: einerseits die Gegenüberstellung verschiedener *Variationstypen* und andererseits die Gegenüberstellung konkreter *Variationstechniken*.

1.1. Unter *Variationstypen* sind zunächst morphologische, lexikalische oder syntaktische Modifikationen der Idiomstruktur zu verstehen.

Zu den erstgenannten gehören rein morphologische Alternativen wie Variationen im Numerus der substantivischen Konstituente. Lexikalische Variationen setzen eine Veränderung des Konstituentenbestandes voraus, wobei unterschiedliche Variationstechniken denkbar sind. Es finden sich auch morpholexikalische Variationen wie der Ersatz der substantivischen Konstituente durch ihre Diminutivform. Zu syntaktischen Modifikationen werden u. a. Topikalisierung, Passivierung, Nominalisierung von Verbalphrasen (darunter auch Substantivierung der Verb-Konstituente), Adjektivierung von Verbalphrasen, Attribut-Relativsatz-Transformation, Anaphorisierung, Bildung von Fragesätzen, von imperativischen Sätzen u. Ä. gezählt.

Syntaktische Modifikationen zeichnen sich dadurch aus, dass sie in vielen Fällen (jedoch nicht immer) regelgeleitet sind (vgl. Opposition 4). Ferner unterscheiden sich die syntaktischen Modifikationen von den lexikalischen

vor allem dadurch, dass sie nicht die Bedeutung des Idioms als einer Lexikoneinheit verändern. Terminologisch können sie von den übrigen Modifikationen dadurch abgesetzt werden, dass sie auch als *Transformationen* bezeichnet werden. Ferner finden sich gemischte lexikalisch-syntaktische Modifikationen wie Relativsatz-Einschub oder Adjektiv-Einschub. Sie kombinieren eine Veränderung der syntaktischen Struktur mit der Modifikation der lexikalischen Bedeutung.

1.2. Zu *Variationstechniken* werden formale Veränderungen der Idiomstruktur wie Einschub, Substitution oder Eliminierung von Konstituenten gezählt. Jede dieser Modifikationen hat verschiedene konkrete Ausprägungen mit unterschiedlichen semantischen und pragmatischen Folgen (vgl. z. B. die Substitution der nominalen Konstituente durch ihr Antonym vs. die Substitution des bestimmten durch den unbestimmten Artikel).

2. Eine von 1 grundsätzlich unabhängige Opposition bildet die Gegenüberstellung von *standardmäßigen* (unauffälligen, normgerechten, usuellen) und *nonstandardmäßigen* (d. h. normabweichenden) Modifikationen. Diese Unterscheidung erfolgt auf der Ebene des Lexikons, d. h. entscheidend ist die Frage, ob die betreffende Modifikation die für das entsprechende Idiom im Lexikon festgelegten Grenzen der Variationsfreiheit verletzt oder nicht.

2.1. Unter den *nonstandardmäßigen* Modifikation sind ferner „gelungene“ (d. h. durch Kontext und Situation gerechtfertigte, kreative) und „nicht gelungene“ (d. h. als fehlerhaft zu beurteilende) Modifikationen zu unterscheiden. Diese Unterscheidung ist bis zu einem gewissen Grad subjektiv, weil sie die Sicht des urteilenden Produzenten bzw. Rezipienten involviert.

2.2. Die unter 2.1 genannte Opposition hängt mit der Gegenüberstellung der *Produzenten-* und der *Rezipientensicht* zusammen, d. h. die aus der Produzentensicht als „gelungen“ empfundenen Modifikationen können aus der Rezipientensicht als „nicht gelungen“ beurteilt werden. Als Grundlage für die Einschätzung dienen die semantischen und pragmatischen Effekte, die die Modifikation auslöst. Im Grunde kann jede Modifikation unter den entsprechenden Bedingungen als „gelungen“ eingestuft werden. „Es gibt kaum eine Veränderung eines Phraseologismus, die in irgendeinem Kontext nicht möglich und durchaus sinnvoll wäre“ (Burger/Buhofer/Sialm 1982, S. 68).

2.3. Unter den kreativen *nonstandardmäßigen* Modifikationen hebt sich als eine besondere Modifikationsart die *nonstandardmäßige inhaltliche Anpassung* des Idioms an den jeweiligen Kontext ab. Während die übrigen *nonstandardmäßigen* Modifikationen eher die poetische Funktion der Sprache (im Sinne von Jakobson 1960) realisieren, d. h. sprachliche Ausdrücke entstehen lassen, die auf sich selbst verweisen, wird die inhaltliche Anpassung des Idioms vorgenommen, um es an die konzeptuelle Domäne zu binden, die an der betreffenden Textstelle thematisiert wird (vgl. dazu auch Burger 1998, S. 151; Sabban 1998, S. 150). In Abschnitt 3 gehe ich darauf ausführlicher ein.

3. Eine weitere Opposition beruht ebenfalls auf den semantischen und pragmatischen Effekten der Idiom-Aktualisierungen. Es handelt sich um die

Gegenüberstellung einer sprachspielerischen Gebrauchsweise von Idiomen und ihrer „ernsten“ Verwendung.

Wichtig ist dabei, dass die Opposition *Spiel* vs. *Nicht-Spiel* mit der Modifikation der Idiomstruktur nur partiell zusammenhängt. Eine sprachspielerische Gebrauchsweise eines Idioms kann erfolgen, ohne dass seine Struktur in irgendeiner Weise verändert wird (zu sprachspielerischen Idiom-Abwandlungen finden sich zahlreiche Untersuchungen; vgl. z. B. Koller 1977; Schweizer 1978; Gréciano 1987a, S. 200–204; 1987b; Dittgen 1989; Burger 1991; 2002; im Druck; Wotjak 1992; 1999; Sabban 1998; Langlotz 2006a; 2006b; Kramer 2006). Die Einbettung des Idioms in einen spezifischen Kontext reicht oft allein für die Entstehung relevanter pragmatischer Effekte aus. Dazu einige Beispiele aus der Rubrik „HOHLSPIEGEL“, in der sprachlich auffallende, u. a. misslungene Texte u. a. der Tagespresse festgehalten werden, (8):

- (8) a. Entsorgung: Abwassergebühren – *ein Fass ohne Boden*. (Saarbrücker Zeitung) (Der Spiegel, 1/2007)
- b. Kinderohren *machten Augen*: Fredrik Vahle und Ensemble gestern Nachmittag im Kino „Traumstern“. (Gießener Allgemeine) (Der Spiegel, 1/2007)
- c. Gammelfleisch *in aller Munde*. (Weinheimer Nachrichten) (Der Spiegel, 40/2006)
- d. Nachdem *die Augen des Gesetzes* genug gehört hatten, gaben sie sich den völlig Überraschten als solche zu erkennen. (Allgäuer Zeitung) (Der Spiegel, 32/2006)
- e. Drei-Mann-Gespräch *unter vier Augen* (Aachener Zeitung) (Der Spiegel, 45/2005)
- f. Auf keinen Fall sollte man Nackenschmerzen *auf die leichte Schulter nehmen*. (Bild-Woche) (Der Spiegel, 36/2005)
- g. Das Ötzi-Museum in Bozen öffnete seine Kühlkammer. Die Eismumie *erhitzt immer noch die Gemüter*. (Hörzu) (Der Spiegel, 44/2004)
- h. Der neue Bahnhof *kommt endlich ins Rollen*. (Rhein-Neckar-Zeitung) (Der Spiegel, 21/2004)
- i. Bauch- und Leistenbruch *sind heute kein Beinbruch mehr* (Anzeige im Stadt-Spiegel) (Der Spiegel, 22/2004)

Der wortspielerische Effekt basiert in diesen Fällen auf der Aktualisierung bestimmter Komponenten der wörtlichen Lesart des Idioms. Dabei spielt es keine Rolle, ob die betreffenden Effekte intendiert sind oder nicht. Eventuelle Unterschiede manifestieren sich eher im Grad des Absurden bei der Wiederbelebung der Metapher. In diesem Zusammenhang sei an die Gegenüberstellung von *Produzenten-* vs. *Rezipientensicht* erinnert. In der Fachliteratur wird die Aktualisierung bestimmter Komponenten der wörtlichen Lesart des Idioms bzw. die Wiederbelebung der zugrunde liegenden Metapher auch Resemantisierung, Ambiguierung, Literalisierung oder Wörtlich-Nehmen

genannt. In den folgenden Belegen (9) basieren die wortspielerischen Effekte auf dem bewussten Gebrauch des Idioms *dümmer als die Polizei erlaubt* in Kontexten, in denen es sich um die Polizei bzw. um kriminelle Aktionen handelt.

- (9) a. Natürlich gehen Geiselnnehmer – wie überhaupt die Mehrzahl der vorsätzlichen Verbrecher – von der meist irrigen Annahme aus, daß sie eben nicht *dümmer sind, als die Polizei erlaubt*. (Mannheimer Morgen, 29.07.1995)
- b. „<...> oder wollt ihr, Mitbürger in Uniform, *dümmer sein, als die Polizei erlaubt?*“ (Die Zeit, 13.06.1986)

Oft wird dabei die aktuelle Bedeutung des Idioms völlig ignoriert, nur die wörtliche Lesart einer der Konstituenten oder der Wortverbindung im Ganzen wird durch den Kontext profiliert. Vgl. (10).

- (10) a. „*Nicht aufs Glatteis locken* ließ sich dieser Polarbär gestern im Berliner Zoo. Trotz nächtlicher Minustemperaturen von 14 Grad und einem lockenden Fleischstück traute sich das Pelztier nicht auf den gefrorenen Bärensee und verzichtete lieber auf den Leckerbissen.“ (Münstersche Zeitung, Nr. 298, 18.12.1997)
- b. Schon jetzt ein Renner ist die Neuerfindung „Get a Grip“, ein flüssiges High-Tech-Gel, das wie ein Haarspray in dem Moment trocknet, in dem man es aufträgt. Damit ist unzähligen Stylingmöglichkeiten Tür und Tor geöffnet. Egal wie man die Haare zwirbelt, zupft oder legt: „Get a Grip“ sorgt dafür, daß dieser Effekt bombensicher hält. Man kann damit sogar *die Haare im Nu zu Berge stehen* lassen, oder eine nicht zu bändigende Lockenpracht unter Kontrolle bringen. Selbst krause Locken werden glatt, und bleiben es auch nach dem Ausbürsten. Für's Auge bleibt das Produkt unsichtbar. (Salzburger Nachrichten, 30.05.1998)
- c. Nur *alle Tassen* hat der Verein *noch nicht im Schrank*, rund 40 (große) könnte er noch gebrauchen. (Mannheimer Morgen, 31.08.1995)

Dieses Verfahren wird sehr oft in der Werbung verwendet und wird meistens als geschmacklos empfunden; vgl. dazu Burger (im Druck). Das alles fällt sicher in den Bereich der sprachspielerischen Idiomverwendung, hat aber mit der Modifikation der Idiomstruktur nichts zu tun. Die Einbettung des Idioms in einen spezifischen Kontext hängt nicht unbedingt mit der Aktualisierung der bildlichen Bedeutungskomponente zusammen. Auch das Vorkommen zweier und mehrerer Idiome in einem Satz, besonders unmittelbar nebeneinander wird als Spiel mit der Sprache empfunden; vgl. (11).

- (11) Danach geht es *mit Volldampf zu neuen Ufern*, er *bricht alle Brücken hinter sich ab* und ist *mit Feuer und Flamme dabei*, *neue Türen zu öffnen*, bis es ihm *wie Schuppen von den Augen fällt*, dass er *eine neue Tonart anstimmen* muss, um allen *das Blaue vom Himmel zu versprechen*. *Hängt*

ihm dann der Himmel voller Geigen, trifft ihn die Stille vor dem Sturm wie ein Blitz aus heiterem Himmel und er muss Berge versetzen, um auf den Boden der Realität zurückzukommen, wo er auf grossem Fusse lebt und immer den Mund zu voll nimmt. Doch das sind zwei Paar Schuhe, die eine Nummer zu gross sind und er besinnt sich darauf, wo ihn der Schuh drückt, worauf ihm die Haare zu Berge stehen, während er alle Hände voll zu tun hat, nach der Taube auf dem Dach zu greifen. Schliesslich ist er nicht auf Rosen gebettet, kann aber auf den Lorbeeren ausruhen, während er den Gürtel enger schnallt. Doch zuletzt ist doch genug Heu drunten und Ende gut alles gut. (St. Galler Tagblatt, 17.04.1998)

Alle Fälle dieser Art subsumiert Burger (im Druck) unter *Unverträglichkeiten im Kontext*. Ferner zählt er zu den wichtigsten Verfahren, die für sprachspielerische Effekte sorgen können:

- interne Veränderung des Idiombestandes (vor allem durch lexikalische Substitution)
- Veränderung der externen Valenz des Idioms (abweichende Besetzung der Subjektstelle)
- Veränderung der unmittelbaren Umgebung des Idioms (Insertion von idiomfremden Elementen)
- Kontamination mit materiellem Bild, das die Semantik des Idioms beeinflusst (unter dem materiellen Bild versteht Burger das Dargestellte, für die visuelle Wahrnehmung Gedachte, sei es ein Bild in der Zeitschrift oder eine Szene im Fernsehen)
- Kontamination mit Ton (Geräusch, Musik), der die Semantik des Idioms beeinflusst.

Was uns hier primär interessiert, ist die *interne Veränderung des Idiombestandes*, wobei es sich in meinen weiteren Ausführungen nicht um lexikalische Substitutionen, sondern um eine lexikalische Insertion handeln wird. Zunächst aber einige Belege, die andere von Harald Burger genannte Verfahren illustrieren. In (12) haben wir es mit der Veränderung der kategorialen Zugehörigkeit des Bezugswortes und folglich mit der Veränderung der externen Valenz des Idioms (abweichenden Besetzung der Subjektstelle) zu tun.

- (12) a. Sein Blick verrät Selbstbehauptung und Würde, hellwach schweift er weit in die Ferne, als suche er dort die *von allen guten Geistern verlassene* Vernunft der Menschen. (Mannheimer Morgen, 18.11.1995)
- b. Ein solides, die Musik Mozarts ansprechend interpretierendes Orchester konnte die *von allen guten Geistern verlassene* Aufführung der „Zauberflöte“ nicht retten. (Mannheimer Morgen, 02.01.1996)

Im Standardfall bezieht sich das Idiom *von allen guten Geistern verlassen sein* auf die Bezeichnungen von belebten Wesen, vor allem von Menschen. Die

Umorientierung des Bezugs auf die Bezeichnungen abstrakter Entitäten sorgt für wortspielerische Effekte.

Das Nebeneinander von Idiom und Nicht-Idiom mit der parallelen Struktur und zusammenfallenden lexikalischen Teilen löst oft sprachspielerische Effekte aus. Es handelt sich dabei um eine Art der Veränderung der unmittelbaren Umgebung des Idioms. In (13) haben wir es mit einem darauf basierenden Zeugma zu tun.

- (13) Hrubesch ist diesmal im (richtigen) Bilde. Happel, dem nur so viel zu entlocken war, daß sich „die Spillers nicht in die Hose und ihr Spiel machen sollen“, ist Liverpool ein Dorn im Aug' (Die Presse, 27. 11. 1991)

In Kontext (14) ist der sprachspielerische Effekt eines solchen Nebeneinanders durch die Anaphorisierung einer Idiom-Konstituente verstärkt.

- (14) Man muß sich ernsthaft fragen, wes Geistes Kind eine Kultusministerin und ihre Bürokratie sind, daß sie sich mit so einer Marginalie beschäftigen und den Untergang des Abendlandes heraufbeschwören. Der kommt sowieso. Es ist bewundernswert, mit welcher Energie und Ausdauer es die Bürokratie immer wieder schafft, sich an so etwas festzubeißen und zu ereifern. Die einzige Frage, die sich hier bei Betrachten des Bildes der Lehrerin ergibt, ist: Steht's ihr oder nicht? Ich meine, es steht ihr. Übrigens: *besser ein Tuch um den Kopf als ein Brett davor*. (Das Kopftuch unterdrückt keine Frau. In: Süddeutsche Zeitung, 18./19. 07. 1998)

Ein weiteres Verfahren, das in Burger (im Druck) nicht erwähnt wird, das aber, ohne unbedingt witzig sein zu wollen, zu nonstandardmäßigen Verwendungsweisen von Idiomem zählt, ist der sog. *autonyme* Idiomgebrauch, d. h. das Idiom wird im Text gebraucht, nicht um einen Sachverhalt zu bezeichnen, sondern um als solches thematisiert zu werden.

- (15) Alle Liegeplätze verfügen über Strom- und Trinkwasseranschluß. Toiletten und Duschen sind vom Feinsten. Die Kacheln dafür wurden extra aus dem Schwarzwald herangekarrt, was gleichbedeutend ist mit „*Eulen nach Athen tragen*“. Aber die Erbauer hatten es sich nun mal in den Kopf gesetzt, die Marina optimal auszustatten. (boote 6/1987)

Vgl. ferner den folgenden Kontext aus „Blechtrommel“, in dem der autonome Idiomgebrauch mit seiner Literalisierung einhergeht (16):

- (16) Weil er, der eine Zeitlang die Flößerei aufgegeben, in einer Sägemühle bei Schetz gearbeitet, dort Streit mit dem Sägemeister wegen eines von Koljaiczeks Hand aufreizend weißbrot gestrichenen Zaunes bekommen hatte, gewiß um der Redensart recht zu geben, die da besagt, man könne *einen Streit vom Zaune brechen*, brach sich der Sägemeister je eine weiße und eine rote Latte aus dem Zaun, zerschlug die Latten auf Koljaiczeks Kaschuberrücken zu soviel weißbrotem Brennholz, daß der Geprügelte Anlaß genug fand, in der folgenden, sagen wir, sternklaren Nacht die

neuerbaute, weißgekälkte Sägemühle rotflammend zur Huldigung an ein zwar aufgeteiltes, doch gerade deshalb geeintes Polen werden zu lassen. (Grass, Blechtrommel)

Es sei noch darauf hingewiesen, dass Wortspiele gelegentlich usualisiert werden können (zur Untersuchung dieses Phänomens vgl. Piirainen 1999). So stellt das Idiom *das schlägt dem Fass die Krone ins Gesicht* ugs. 'jetzt ist es genug, das ist der Gipfel der Frechheit' (Duden 2002, S. 210) eine Kontamination von *das schlägt dem Fass den Boden aus* + *einer Sache die Krone aufsetzen* + *ein Schlag ins Gesicht* dar.

Um das Gesagte zusammenzufassen: Nicht jede sprachspielerische Idiom-Aktualisierung beruht auf der linguistischen Technik der Modifikation, und nicht jede Modifikation (selbst wenn sie nonstandardmäßig ist und als „gelungen“ beurteilt wird) führt zu sprachspielerischen Effekten. Die Opposition *Spiel* vs. *Nicht-Spiel* hängt mit der Problematik der Idiom-Modifikationen insofern zusammen, als Modifikationen der Idiomstruktur oft als Sprachspiel empfunden werden.

4. Als letzte Opposition ist die Kontroverse der *regelgeleiteten* und *idiosynkratischen* Modifikationen zu nennen. „Idiosynkratisch“ ist eine Modifikation, die sich nicht aus einer lexikalischen oder syntaktischen Regel ableiten lässt, sondern gesondert beim Lexem im Lexikon zu vermerken ist. Während also die idiosynkratischen Modifikationen als Listen erfasst werden müssen und in diesem Sinne für die Theorie der Phraseologie kaum von Interesse sind, bilden die regelgeleiteten Modifikationen den Gegenstand der sog. Grammatik der Idiome, die als eine Untermenge der Grammatik des Lexikons zu verstehen ist.

Die hier vorgeschlagene Typologie der Idiom-Modifikationen kann wie folgt zusammengefasst werden:

1. Typologie der Idiom-Modifikationen auf Grund formaler Merkmale: Variationstypen vs. Variationstechniken

1.1. Variationstypen: morphologische, lexikalische oder syntaktische Modifikationen der Idiomstruktur

1.2. Variationstechniken: formale Veränderungen der Idiomstruktur wie Einschub, Substitution oder Eliminierung von Konstituenten

2. standardmäßige (unauffällige, normgerechte, usuelle) vs. nonstandardmäßige (d. h. normabweichende) Modifikationen

2.1. nonstandardmäßige Modifikationen: „gelungene“ (d. h. durch Kontext und Situation gerechtfertigte, kreative) vs. „nicht gelungene“ (d. h. als fehlerhaft zu beurteilende) Modifikationen

2.2. Produzenten- vs. Rezipientensicht

2.3. nonstandardmäßige inhaltliche Anpassung des Idioms an den jeweiligen Kontext als eine besondere Modifikationsart vs. Aktualisierung des bildlichen Potentials

3. Spiel vs. Nicht-Spiel

4. regelgeleitete vs. idiosynkratische Modifikationen

Zwischen den genannten Parametern und Oppositionen können bestimmte Korrelationen bestehen, dies braucht aber nicht der Fall zu sein. Aus diesem Grund erscheint es plausibel, sie zunächst unabhängig voneinander zu betrachten. Jede konkrete Idiom-Modifikation kann gleichzeitig nach verschiedenen Parametern charakterisiert werden. Vgl. Kontext (17):

- (17) UNICEF, das Kinderhilfswerk der UNO, sagt: Seit dem Golfkrieg starben im Irak rund eine Million Menschen an den Folgen der UN-Sanktionen. Ein Drittel aller irakischer Kinder sind chronisch unterernährt. Vier- bis fünftausend verhungern jeden Monat. Ich bin ein glühender Pro-Amerikaner, und auch Clinton ist mir sympathisch. Aber da *stehen* mir *alle meine* humanistischen und demokratischen Haare zu Berge. (Neue Kronen-Zeitung, 27. 02. 1998)

Es handelt sich dabei um eine lexikalisch-syntaktische Modifikation (Variationstyp), und zwar um einen Adjektiv-Einschub (Variationstechnik). Ferner ist dies eindeutig eine nonstandardmäßige Modifikation, die als „gelungen“ (d. h. durch Kontext und Situation gerechtfertigt) eingestuft werden kann. Es handelt sich hier eindeutig um eine inhaltliche Anpassung des Idioms an den Kontext. Diese Modifikation wird vor allem aus dem Grund als kreativ empfunden, d. h. als eine Modifikation, die das Erzielen nichttrivialer semantischer und pragmatischer Effekte bewirkt, weil hier eine Regel des standardmäßigen Gebrauchs dieses Idioms verletzt wird. In diesem Sinn ist es eine regelgeleitete Modifikation.

3. Adjektiv-Einschub als Variationstechnik: kognitive und semantische Voraussetzungen

Es fragt sich, wie die betreffenden Regeln beschaffen sind, d. h. welche Bedingungen erfüllt werden müssen, damit ein Adjektiv-Einschub als standardmäßig empfunden wird. Grundsätzlich sind es zwei Bedingungen:

- (i) das Idiom muss semantisch teilbar (dekomponierbar) sein, d. h. die adjektivisch zu modifizierende Nominalphrase muss im Konstituentenbestand des Idioms eine gewisse semantische Selbständigkeit aufweisen, sonst ist ihre adjektivische Modifikation semantisch nicht ohne weiteres sinnvoll, und
- (ii) die betreffenden Adjektive müssen semantisch sowohl mit der aktuellen Bedeutung des Idioms als auch mit seiner wörtlichen Lesart, d. h. mit der zugrunde liegenden Metapher konsistent sein (ausführlicher dazu Dobrovol'skij 2000; 2001).

Aus der Verletzung dieser Regeln erklären sich die semantischen und pragmatischen Effekte der Idiom-Modifikation in Kontext (17). In diesem Beleg korrelieren die Adjektive *humanistisch* und *demokratisch* mit der aktuellen Bedeutung (der Autor ‚ist entsetzt‘ vor dem Hintergrund seiner *humanisti-*

schen und *demokratischen* Überzeugung), nicht aber mit der wörtlichen Lesart: *Haare* können weder *humanistisch* noch *demokratisch* sein. Folglich ist Bedingung (ii) nicht erfüllt. Auch Regel (i) wird in diesem Kontext verletzt. Die Konstituente *Haare* hat im Idiom *jmdm. stehen die Haare zu Berge* keine autonome Bedeutung, folglich ist ihre attributive Modifikation *alle meine humanistischen und demokratischen Haare* nur als ein Beispiel nonstandardmäßiger, kreativer Sprachverwendung zu interpretieren.

In diesem Abschnitt soll der Begriff der semantischen Teilbarkeit zunächst näher erläutert und vor dem Hintergrund der Forschungsergebnisse verschiedener linguistischer Richtungen kurz diskutiert werden.

Ganz allgemein hängt der Begriff der Teilbarkeit mit der Parallelität in der Gliederung der lexikalischen und semantischen Struktur des Idioms und somit mit dem semantischen Status einzelner Konstituenten zusammen (vgl. Rajchštejn 1980; 1981). Teilbar sind die Idiome, deren Konstituenten als Träger selbständiger Bedeutungen empfunden werden, d. h. die semantische Struktur dieser Idiome lässt sich in einer solchen Weise zergliedern, dass einzelne Konstituenten mit bestimmten Teilen der semantischen Struktur homomorph korrespondieren.⁴ Nicht teilbar sind dagegen die Idiome, deren Gliederung in lexikalische Konstituenten keine Parallelen mit der Gliederung ihrer semantischen Struktur aufweist. In diesem Fall sind einzelne Konstituenten des Idioms nicht als Träger selbständiger Bedeutungen interpretierbar.

Der Begriff der semantischen Teilbarkeit erweist sich als nützlich beim Erklärungsversuch, warum die adjektivische Erweiterung des Idiombestandes in ihrer Akzeptabilität so unterschiedlich sein kann.

Wie schon gesagt, hängt die erste Bedingung der usuellen Akzeptabilität mit der Teilbarkeit zusammen: Damit die adjektivische Erweiterung des Idiom-Konstituentenbestandes als eine usuell zulässige Modifikation empfunden wird, muss das betreffende Idiom eine semantisch autonome NP aufweisen. Das kann entweder das Idiom selbst oder ein Teil des Idioms sein (dazu auch Burger 1973, S. 88–89; Fleischer 1997, S. 52). Im ersten Fall braucht das Idiom nicht teilbar zu sein, denn das einzufügende Adjektiv bezieht sich dann auf das NP-Idiom als Ganzes (vgl. dazu Kontexte (6), (7) und (18)).

- (18) Ganz abgesehen davon, daß selbst die eifrigsten Knöllchen-Verteilerinnen (Politessen) nicht *den eigentlichen Stein des Anstoßes*, Park-Fläche blockierende Autos, von der Stelle bewegen. (Mannheimer Morgen, 24.07.1989)

Im zweiten Fall muss das Idiom teilbar sein, andernfalls kann die betreffende NP als eine semantisch autonome Einheit nicht ein Attribut sinnvoll an sich

⁴ Ich spreche hier im Unterschied zu Rajchštejn (1980) und zu meinen früheren Arbeiten (z. B. Dobrovol'skij 1995) nicht vom *Isomorphismus*, sondern vom *Homomorphismus* zwischen der Gliederung der lexikalischen und der semantischen Struktur, was das Wesen der hier diskutierten Erscheinung exakter zu treffen scheint (vgl. auch Nunberg/Sag/Wasow 1994).

binden; vgl. z. B. die NP *Bär* in *jmdm. einen großen Bären aufbinden*, die eine relativ autonome Bedeutung (so etwas wie ‚eine Lügengeschichte‘) aufweist. Dies macht die semantische Modifikation der NP durch das Adjektiv *groß* erst sinnvoll.⁵

Hier einige Beispiele für die Adjektiv-Einbettung im Rahmen des Usus.

- (19) a. <...> mit diesem Kanzlerkandidaten könne man „keinen großen Blumentopf bei uns gewinnen“, bemängeln Leipziger Sozialdemokraten, die sich mit Anke Fuchs in einem Saal des ehemaligen Staatssicherheitsgebäudes treffen. (Frankfurter Rundschau, 2. Hj. 1990)
- b. Hiersemann ist ein Produkt der Bedingungen, unter denen die bayerische SPD seit bald dreißig Jahren darum ringt, wenigstens auf einen kleinen grünen Zweig zu kommen. (Die Zeit, 03. 10. 1986)

In (19a) ist die Konstituente *Blumentopf* semantisch relativ autonom und bedeutet soviel wie ‚Vorteil, Erfolg‘. Deswegen ist es sinnvoll, diese Konstituente attributiv zu modifizieren: *ein großer Blumentopf* ist semantisch interpretierbar und assoziiert sich mit dem Inhalt ‚großer Vorteil/Erfolg‘. Außerdem erzeugt die Wortverbindung *ein großer Blumentopf* auch im Rahmen der zugrunde liegenden Metapher keinen konzeptuellen Widerspruch, d. h. *Blumentopf* als ‚Blumentopf‘ kann *groß* oder *klein* sein. Mit anderen Worten, das Ergebnis dieser adjektivischen Modifikation, die Wortverbindung *ein großer Blumentopf*, stellt sowohl aus der Perspektive der aktuellen Idiombedeutung als auch wörtlich verstanden einen semantisch sinnvollen und usuell zulässigen Ausdruck dar. Aus diesem Grund wird dieses Modifikationsergebnis als standardmäßig empfunden. Ähnlich verhält es sich mit der adjektivischen Modifikation in (19b). Im Vergleich zu (19a) kommt hier noch eine Operation hinzu, und zwar wird neben den Adjektiv-Einschub noch eine Negationseliminierung durchgeführt; vgl. die Nennform *auf keinen grünen Zweig kommen*.

Es fällt dabei auf, dass die meisten Adjektive, deren Einschub zu usuell akzeptablen Ergebnissen führt, eine allgemeine, abstrakte Bedeutung aufweisen. Oft sind das Intensivierer im weiten Sinne, also Ausdrücke der Lexikalischen Funktionen MAGN und ANTI-MAGN (in Termini der Meaning-Text-Theorie; vgl. Žolkovskij/Mel’čuk 1967), d. h. Wörter wie *groß*, *klein*, *mächtig*, *stark*, *bedeutend*. Dies ist kein Zufall und hängt mit der Bedingung (ii) der usuellen Akzeptabilität dieser Modifikation zusammen. Laut dieser Bedingung muss das Adjektiv sowohl mit der aktuellen Bedeutung als auch mit der bildlichen Bedeutungskomponente semantisch kompatibel sein. Die semantische Kompatibilität des einzusetzenden Adjektivs und der bildlichen

⁵ Diese Meinung vertritt auch Langlotz (2006b). Vgl. jedoch die Meinung von Abeillé (1995, S. 21–24), dass die Teilbarkeit des betreffenden Idioms für diese Modifikationsart irrelevant ist, weil die betreffenden adjektivischen Erweiterungen als semantische Modifikatoren des ganzen Idioms aufgefasst werden können; diese Interpretation ist aber nicht imstande, die hier diskutierten Unterschiede zu erklären. Aus Platzgründen kann auf diese Problematik hier nicht näher eingegangen werden.

Komponente der Idiombedeutung setzt voraus, dass das Substantiv, das durch das betreffende Adjektiv spezifiziert wird, dieses Adjektiv auch dann an sich binden kann, wenn das Substantiv in seiner literalen Lesart verstanden wird. Dies trifft verständlicherweise vor allem auf motivierte Idiome zu, in denen die wörtliche Bedeutung des Substantivs mit assoziiert wird. Die nicht-motivierten Idiome weisen bestimmte Abweichungen von diesem Prinzip auf. Adjektive, die sich mit den beiden Lesarten gut vertragen, sind in der Regel sehr abstrakt. Dies ist verständlich, weil die wörtliche Interpretation der zugrunde liegenden Metapher eine völlig andere quasivisuelle Vorstellung evoziert als die figurative Lesart, d. h. die aktuelle Bedeutung. Adjektive, die mit den beiden Vorstellungen konzeptuell und semantisch kompatibel sind, finden sich nicht oft und müssen eine sehr hohe kombinatorische Toleranz aufweisen, was mit dem Abstraktionsgrad zusammenhängt.

Wenden wir uns den Kontexten (6) und (7) mit den Ausdrücken *ein finanzieller Schlag ins Wasser* und *ein mächtiger Schlag ins Wasser* zu. In beiden Kontexten ist Bedingung (i) erfüllt. Bedingung (ii) dagegen ist nur in Kontext (7) erfüllt, denn *ein Schlag* kann sowohl in der literalen als auch in der figurativen Lesart *mächtig* sein. Deshalb wird diese Modifikation als usuell empfunden. Im erstgenannten Kontext wird das Idiom *ein Schlag ins Wasser* durch das Adjektiv *finanziell* modifiziert. Da sich dieses Attribut nicht auf die wörtliche Bedeutung von *Schlag* beziehen kann, wird es als Hinweis auf die thematische Domäne für die Interpretation des Idioms verstanden. Es geht hier also um die inhaltliche Anpassung an den Kontext. Diese Brücke zum Kontext sollte in neutraler Ausdrucksweise etwa so formuliert werden: *ein Schlag ins Wasser hinsichtlich der Finanzen*. Die Formulierung *ein finanzieller Schlag ins Wasser* verlangt beim Rezipieren eine zusätzliche kognitive Operation (etwa *ein finanzieller Schlag ins Wasser* → *ein Schlag ins Wasser hinsichtlich der Finanzen*) und wird daher als vom neutralen Standpunkt abweichend, d. h. als nonstandardmäßig empfunden.

Je nachdem, ob die beiden Bedingungen verletzt werden oder nur eine von ihnen, ob gegen die bildliche oder aktuell-semantische Konsistenz verstoßen wird, wird die Realisierung des Idioms als mehr oder weniger auffallend empfunden. Im folgenden Kontext werden beide Regeln verletzt.

- (20) *rasenmäher, sonntag / der die sekunden köpft / und das gras. / <...> / die freizeit mäset sich. / wir beißen geduldig / ins frische gras. (Enzensberger, freizeit)*

Das Idiom *ins Gras beißen* ist nicht teilbar, folglich hat das Nomen *Gras* keine selbständige wendungsinterne Bedeutung und kann nicht sinnvoll modifiziert werden. Das Adjektiv *frisch* ist zwar mit der wörtlichen Bedeutung von *Gras* konsistent, nicht aber mit der aktuellen Bedeutung des Idioms ‚sterben‘. Dies erzeugt den Eindruck einer in großem Maße nonstandardmäßigen, kreativen Aktualisierung des Idioms, die als kompliziertes Sprachspiel zu werten ist.

Generell führen Verstöße gegen die semantische Konsistenz mit der aktuellen Idiombedeutung zu einer stärkeren Abweichung vom Standard als Verstöße gegen die bildliche Konsistenz; vgl. Kontexte (21) einerseits und (22) andererseits. Das Fehlen des semantischen Zusammenhanges zwischen dem modifizierenden Adjektiv und der aktuellen Bedeutung des modifizierten Idioms führt nicht wie im erstgenannten Fall zur inhaltlichen Anpassung des Idioms an die betreffende thematische Domäne (21), sondern zur Wiederbelebung der zugrunde liegenden Metapher und folglich zu einer „doppelten Aktualisierung“ des Idioms, vgl. (22).

- (21) a. Herbert warf sich in Schale, das heißt, er ließ sich von Mutter Truczinski die blaue, oben enge, unten weite Hose mit kaltem Wasser ausbürsten, zwängte sich in seine Leisetreter, goß sich ins Jackett mit den Ankerknöpfen, bespritzte den weißen Seidenshawl, den er aus dem Freihafen hatte, mit Eau de Cologne, welches gleichfalls auf dem zollfreien Mist des Freihafens gewachsen war, und stand bald vierkant und steif unter der blauen Schirmmütze. (Grass, Blechtrommel)
- b. Die Pfarrer könnten vom Mundgeruch der Landwirte ein Kirchenlied singen. Manchem *hat es schon seine lateinische Rede verschlagen*. (Brandstetter, Überwindung der Blitzangst)
- c. Mag der Ärger des Investors über die in seinen Augen zögerlichen Politiker noch so verständlich sein – die Parlamentarier tun gut daran, sich nicht die Pistole auf die Brust setzen zu lassen. Das Bagno darf nur *mit planerischen Glacé-Handschuhen angefaßt werden*, sonst könnte es schnell vorbei sein mit seiner landschaftlichen Schönheit. (Steinfurter Kreisblatt, 11. 02. 1999)
- d. <...> einige *haben den volkseigenen Rubikon überschritten* (Rheinischer Merkur, 1. Hj. 1990)
- (22) Dieser Weihnachtsmarkt in Fußgönheim sucht in der Region seinesgleichen und konnte in den letzten Jahren mit Bastelanleitung und Selbstgemachtem schon vieler Betrachter Herz erweichen. Etliche bekannte Gesichter sind dabei wie die Mannheimer Kindergärtnerin und Puppenmacherin Roswitha Krassa, Alena Horejs aus der CSSR, die einem garantiert nur *selbstgefertigte Bären aufbinden will* <...> (Mannheimer Morgen, 09. 11. 1989)

4. Schlussbemerkungen

Das Modifikationsverhalten der Idiome richtet sich nicht ausschließlich nach dem Usus, sondern stellt ein in hohem Grade regelgeleitetes semantisch basiertes Phänomen dar. Die entsprechenden Restriktionen sind folglich nicht völlig arbiträr, sondern in bestimmtem Maße prognostizierbar. Dies schließt jedoch nicht aus, dass in manchen Fällen nur der Usus über die Akzeptabilität der jeweiligen Modifikation entscheidet.

Diese vor allem in der Tradition der kognitiven Phraseologieforschung postulierten Prinzipien wurden hier am Beispiel des Adjektiv-Einschubs überprüft und fanden ihre Bestätigung. Die Bedingungen, die erfüllt werden müssen, damit ein Adjektiv-Einschub als standardmäßig empfunden wird, basieren auf den vor allem im Rahmen der kognitiv orientierten Idiomforschung ausgearbeiteten Konzepten, und zwar einerseits auf der Annahme, dass bestimmte Idiome eine innere semantische Struktur aufweisen, die mit ihrer lexikalischen Struktur homomorph korrespondiert, d. h. dass die Idiome semantisch teilbar sind, und auf der Annahme, dass die bildliche Komponente des Idiom-Inhaltsplanes für die aktuelle Bedeutung und Verwendungsbesonderheiten des Idioms eine wesentliche Rolle spielt (vgl. dazu Dobrovol'skij/Piirainen 2005).

Wenn die entsprechenden Bedingungen eingehalten werden, heißt dies noch nicht, dass die genannten Modifikationen in jedem Fall möglich sind. Es handelt sich vielmehr darum, dass die Nichteinhaltung dieser Bedingungen diese Modifikationen im Bereich der standardmäßigen, usuellen Sprachverwendung ausschließt. Damit sie auch wirklich zustande kommen, müssen zusätzliche pragmatische Bedingungen erfüllt werden. Was traditionell als Unvorhersagbarkeit des Usus beschrieben wurde, ist aus pragmatischer Perspektive ein kommunikativ motiviertes Phänomen.

Der Adjektiv-Einschub wird häufig zur Erzielung nichttrivialer pragmatischer Effekte bewusst eingesetzt, auch „nicht gelungene“ (d. h. als fehlerhaft zu beurteilende) nonstandardmäßige Adjektiv-Erweiterungen sind in authentischen Texten nicht selten anzutreffen. Unter den „gelungenen“ Adjektiv-Modifikationen finden sich sowohl sprachspielerische kreative Verletzungen des Standards mit dem Ziel, die zugrunde liegende Metapher zu reaktivieren, als auch Beispiele der inhaltlichen Anpassung des Idioms an den jeweiligen Kontext.

Literatur

- Abeillé, Anne (1995): The flexibility of French idioms: a representation with Lexical Tree Adjoining Grammar. In: Everaert, Martin/Linden, Erik-Jan van der/Schenk, André/Schreuder, Rob (eds.) (1995): *Idioms: structural and psychological perspectives*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum. S. 15–42.
- Apresjan, Jurij D. (2005): O Moskovskoj semantičeskoj škole. In: *Voprosy jazykoznanija* 1, S. 3–30.
- Barz, Irmhild (1986): Probleme der phraseologischen Modifikation. In: *Deutsch als Fremdsprache* 23/6, S. 321–325.
- Barz, Irmhild (1992): Phraseologische Varianten. Begriff und Probleme. In: Földes, Csaba (Hg.) (1992): *Deutsche Phraseologie in Sprachsystem und Sprachverwendung*. Wien: Praesens. S. 25–47.
- Burger, Harald (1973): *Idiomatik des Deutschen*. Unter Mitarbeit von Jaksche, Harald. Tübingen: Niemeyer.
- Burger, Harald (1991): Phraseologie und Intertextualität. In: Palm, Christine (Hg.) (1991): *EUROPHRAS 90: Akten der internationalen Tagung der germanistischen Phraseo-*

- logieforschung, Aske/Schweden, 12.–15. Juni 1990. Uppsala: Almquist & Wiksell International. S. 13–27.
- Burger, Harald (1998): Phraseologie: eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin: Erich Schmidt.
- Burger, Harald (2002): Die Charakteristika phraseologischer Einheiten: Ein Überblick. In Cruse, D. Alan et al. (Hg.) (2002): *Lexikologie: ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter. S. 392–401.
- Burger, Harald (im Druck): Das idiomatische „Bild“ und seine Modifikationen durch materielle Bilder – theoretische und empirische Aspekte. In: Mellado Blanco, Carmen (Hg.) (2007): *Studien zur Phraseologie aus textueller Sicht*. Hamburg: Dr. Kovac Verlag.
- Burger, Harald/Buhofer, Annelies/Sialm, Ambros (1982): *Handbuch der Phraseologie*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Černyševa, Irina I. (1970): *Frazeologija sovremennogo nemeckogo jazyka*. Moskva: Vysšaja škola.
- Černyševa, Irina I. (1980): *Feste Wortkomplexe des Deutschen in Sprache und Rede*. Moskva: Vysšaja škola.
- Černyševa, Irina I. (1986): *Phraseologie*. In: Stepanova, Marija D./Černyševa, Irina I. (1986): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*. 2. Aufl. (1. Aufl. 1982). Moskva: Vysšaja škola. S. 175–230.
- Dittgen, Andrea Maria (1989): *Regeln für Abweichungen. Funktionale sprachspielerische Abweichungen in Zeitungüberschriften, Werbeschlagzeilen, Werbeslogans, Wandsprüchen und Titeln*. Frankfurt/M etc.: Lang.
- Dobrovol'skij, Dmitrij (1995): *Kognitive Aspekte der Idiom-Semantik. Studien zum Thesaurus deutscher Idiome*. Tübingen: Narr. (Eurogermanistik 8).
- Dobrovol'skij, Dmitrij (2000): *Zu semantischen und pragmatischen Effekten kreativer Idiom-Modifikationen*. In: Gréciano, Gertrud (ed.) (2000): *Micro- et macrolexèmes et leur figement discursif. Etudes de linguistique comparée français/allemand*. Louvain/Paris: Peeters. S. 217–230.
- Dobrovol'skij, Dmitrij (2001): *Idiome in der deutschen und russischen Presse – Aspekte der Variation*. In: Jakobs, Eva-Maria/Rothkegel, Annely (Hg.) (2001): *Perspektiven auf Stil*. Tübingen: Niemeyer. S. 247–265. (Germanistische Linguistik 126).
- Dobrovol'skij, Dmitrij/Piirainen, Elisabeth (2005): *Figurative language: cross-cultural and cross-linguistic perspectives*. Amsterdam etc.: Elsevier. (Current Research in the Semantics/Pragmatics Interface 13).
- Duden (2002): *Duden – Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik*. 2., neu bearb. und aktualisierte Auflage. Mannheim etc.: Dudenverlag. (Duden Bd. 11).
- Fellbaum, Christiane/Kramer, Undine/Neumann, Gerhard (2006): *Corpusbasierte lexikographische Erfassung und linguistische Analyse deutscher Idiome*. In: Häcki Buhofer, Annelies/Burger, Harald (Hg.) (2006): *Phraseology in motion I: Methoden und Kritik*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag. S. 43–56.
- Fillmore, Charles (2006): *Idiomatcity*. In: *Berkeley Construction Grammar*. <http://www.icsi.berkeley.edu/~kay/bcg/lec02.html>
- Fleischer, Wolfgang (1997): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. 2., durchgesehene und ergänzte Aufl. (1. Aufl. 1982). Tübingen: Niemeyer.
- Gibbs, Raymond W./Colston, Herbert L. (2007): *Psycholinguistic aspects of phraseology: American tradition*. In: Burger, Harald/Dobrovol'skij, Dmitrij/Kühn, Peter/Norrick, Neal R. (Hg.) (2007): *Handbuch Phraseologie = Handbook Phraseology*. Vol. 2. Berlin/New York: de Gruyter. S. 819–836.
- Gréciano, Gertrud (1987a): *Idiom und Text*. In: *Deutsche Sprache* 15, S. 193–208.

- Gréciano, Gertrud (1987b): Idiom und sprachspielerische Textkonstitution. In: Korhonen, Jarmo (Hg.) (1987): Beiträge zur allgemeinen und germanistischen Phraseologieforschung. Internationales Symposium in Oulu 13.–15. Juni 1986. Oulu. S. 193–206.
- Jakobson, Roman (1960): Linguistics and poetics. In: Sebeok, Thomas Albert (ed.) (1960): *Style in language*. Cambridge Mass.: MIT Press. S. 350–377.
- Koller, Werner (1977): Redensarten. Linguistische Aspekte, Vorkommensanalysen, Sprachspiel. Tübingen: Niemeyer.
- Kramer, Undine (2006): Linguistic Lightbulb Moments: Zeugma in Idioms. In: *International Journal of Lexicography* 19/4, S. 379–396.
- Kunin, Aleksandr V. (1972): Frazeologija sovremennogo anglijskogo jazyka. Opyt sistematizirovanogo opisanija. Moskva: Meždunarodnye otnošenija.
- Langlotz, Andreas (2006): Idiomatic creativity. A cognitive-linguistic model of idiom-representation and idiom-variation in English. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins. (Human Cognitive Processing 17).
- Langlotz, Andreas (2006b): Occasional adnominal idiom modification – a cognitive linguistic approach. In: *International journal of English studies* 6/1, S. 85–108. (= *New Advances in Phraseological Research*, ed. by Flor Mena-Martinez).
- Mellado Blanco, Carmen (1997): Usuelle Varianten der deutschen Phraseologismen. In: *Forum* 8, S. 133–144.
- Moon, Rosamund (1998): Frequencies and forms of phrasal lexemes in English. In: Cowie, A. P. (ed.) (1998): *Phraseology: theory, analysis, and applications*. Oxford: Clarendon Press. S. 79–100.
- Nunberg, Geoffrey/Sag, Ivan A./Wasow, Thomas (1994): Idioms. In: *Language* 70, S. 491–538.
- Piirainen, Elisabeth (1999): „Das geht durch Mark und Pfennig“. Usualisiertes Wortspiel in der deutschen Phraseologie. In: Baur, Rupprecht S./Chlosta, Christoph/Piirainen, Elisabeth (Hg.) (1999): *Wörter in Bildern – Bilder in Wörtern. Beiträge zur Phraseologie und Sprichwortforschung aus dem Westfälischen Arbeitskreis*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag. S. 263–282.
- Rajchštejn, Aleksandr D. (1980): Sopostavitel'nyj analiz nemeckoj i russkoj frazeologii. Moskva: Vysšaja škola.
- Rajchštejn, Aleksandr D. (1981): Teksty lekcij po frazeologii sovremennogo nemeckogo jazyka. Voprosy frazeologičeskoj semantiki. Moskva: MGPIIJa.
- Sabban, Annette (1998): Okkasionelle Variationen sprachlicher Schematismen. Eine Analyse französischer und deutscher Presse- und Werbetexte. Tübingen: Narr. (Romanica Monacensia 53).
- Schweizer, Blanche-Marie (1978): Sprachspiel mit Idiomen. Untersuchungen am Prosawerk von Günter Grass. Zürich: Juris.
- Wotjak, Barbara (1992): Verbale Phraseolexeme in System und Text. Tübingen: Niemeyer.
- Wotjak, Barbara (1999): Zu textuellen Vernetzungen von Phraseologismen am Beispiel von Sprachwitzen. In: Fernandez-Bravo, Nicole/Behr, Irmtraud/Rozier, Claire (Hg.) (1999): *Phraseme und typisierte Rede*. Tübingen: Stauffenburg. S. 51–62. (Eurogermanistik 14).
- Žolkovskij, Aleksandr K./Mel'čuk, Igor' A. (1967): O semantičeskom sinteze. In: *Problemy kibernetiki* 19, S. 177–238.

MANFRED BIERWISCH

Bedeutend die Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt?

Du kannst deine eigene Sprache
in deiner eigenen Sprache beschreiben:
aber nicht ganz.

Hans Magnus Enzensberger, Hommage à Gödel

Abstract

Die Sprachfähigkeit als Gattungsmerkmal des *homo sapiens* erzeugt Zeichen, durch die linear akustische Signale mit begrifflich strukturierten Umwelterfahrungen verbunden werden. Diese Verbindung beruht weder (ikonisch) auf Ähnlichkeit noch (indexikalisch) auf direktem Situationsbezug, sondern ist (symbolisch) konventionell begründet. Sie ermöglicht durch freie Kombination die Bildung komplexer Zeichen. Damit sind entscheidende Eigenschaften der Sprache gegeben. Einerseits sind sprachliche Ausdrücke über alle Erfahrungsbereiche möglich, natürliche Sprachen sind unbegrenzt und vollständig, andererseits sind sie zwangsläufig abstrakt, sie können nur den klassifizierend begrifflichen Aspekt der Erfahrungswelt wiedergeben. Diese Begrenztheit liegt innerhalb der Sprache selbst. Zugleich ist durch die Möglichkeit, über alles, also auch über Sprache zu sprechen, die Basis für Reflexion und explizite Bewusstheit, also Selbstbewusstsein gegeben. – Das Ineinandergreifen der verschiedenen Aspekte wird abschließend an Brentanos Wiegenlied demonstriert.

1. Einführung

Dass die Sprache Voraussetzung und Grundlage für die Gesamtheit menschlicher Vollzüge und kultureller Gestaltung ist, dieser Gedanke ist nicht erst in der sprach-analytischen Philosophie des 20. Jahrhunderts zum Thema geworden. Allerdings nimmt er hier mit der These von der Unhintergebarkeit der Sprache, also der Feststellung, dass nur in der Sprache die Grundlagen der Sprache behandelt und geklärt werden können, einen zentralen Platz ein. Aber die Reihe der Vorläufer ist lang. Herder etwa hatte befunden „Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft, und ohne Vernunft keine Sprache.“ (1772), und Heidegger hat in seiner raunenden Art die Sprache zum „Haus des Seins“ (1947) erklärt. Über die möglichen Grenzen dieses unhintergebaren Mediums haben auf sehr unterschiedliche Weise Ludwig Wittgenstein und Samuel Beckett gegrübelt. Die Titelfrage dieses Beitrags beruht auf Wittgensteins These 5. 6 in der *Logisch-philosophischen Abhandlung*:

Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.

Und in der Einleitung dieser Abhandlung heißt es:

Um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt).

Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.

Samuel Beckett, der wie kein anderer die Begrenztheit sprachlicher Mitteilbarkeit in seinen Stücken erkundet hat, schreibt 1937 an seinen Freund Axel Kaun:

And more and more my own language appears to me like a veil that must be torn apart to get at the things (or the Nothingness) behind it. ... As we cannot eliminate language all at once, we should at least leave nothing undone that might contribute to its falling in disrepute. To bore one hole after another in it, until what lurks behind it – be it something or nothing – begins to seep through; I cannot imagine a higher goal for a writer today.

(Und mehr und mehr erscheint mir meine eigene Sprache wie ein Schleier, der zerrissen werden muß, um heranzukommen an die Dinge (oder das Nichts) dahinter. ... Da wir die Sprache nicht auf einen Schlag auslöschen können, sollten wir zumindest nichts unversucht lassen, was dazu beitragen kann, sie in Verruf zu bringen. Ein Loch nach dem anderen hineinbohren, bis das, was dahinter lauert – sei es etwas oder nichts – durchzudringen beginnt; ich kann mir heute kein höheres Ziel für einen Autor denken.)

Allerdings ist in diesen wie in vielen anderen Erörterungen in diesem Umfeld keineswegs klar, ob es um die jeweils gegebene Einzelsprache oder um die generelle Sprachlichkeit des Menschen geht – eine Unterscheidung, die deutliche Folgen sowohl für Wittgensteins These wie für Becketts Intention hat. Deshalb geht es zunächst um die sachliche und terminologische Klarstellung, was mit Sprache und Sprachfähigkeit gemeint sein soll.

2. Phylogenetische Voraussetzungen der Sprachfähigkeit

In dem Bündel von Eigenschaften, das den Menschen von seinen biologischen Verwandten unterscheidet, ist die Sprachfähigkeit das zentrale Moment. Sofern sie, wie Schädelform oder aufrechter Gang, ein Gattungsmerkmal des *homo sapiens* ist, muss sie genetisch verankert sein, also zur biologischen Ausstattung der Spezies gehören.

Für diese genetisch fixierte Disposition sind mehrere Faktoren unabdingbar, die stammesgeschichtlich unterschiedliche „Vorgeschichten“ haben. Etwas provisorisch lassen sie sich folgendermaßen umschreiben:

(A) Verhaltenssteuerung durch ein internes Modell der Umwelt

Das meint die interne Repräsentation von Umweltaspekten, auf denen die Verhaltensregulation beruht. Die damit verbundenen komplexen Bedingungen bilden sich in vielen Stufen und Varianten der Phylogenese heraus. Mit ihnen entsteht die Möglichkeit intentionalen Verhaltens im Kontrast zu fixierten Reiz-Reaktions-Abläufen, und der Beginn der noch vor aller Reflexion liegenden „Innenansicht“ des Umweltbezugs.

(B) Erzeugen und Erkennen strukturierter Signale

Dieser jeweils artspezifische Aspekt des Verhaltens ist in der Stammesgeschichte in vielen Formen und sicher mehrfach unabhängig voneinander entstanden, von den Singvögeln bis zu den Meeressäugern, und auf ganz andere, höchst spezifische Weise bei der Honigbiene aber auch bei anderen Insekten. Da es dabei stets auf die Erzeugung wie auf die Erkennung strukturierter Signale ankommt, müssen Systeme der Signalerzeugung und -erkennung stabil miteinander verbunden sein.

(C) Rekursiv-hierarchische Organisation komplexer perzeptiver und motorischer Strukturen, die der Wahrnehmung und Verhaltensorganisation zugrunde liegen

Komplexe Verhaltenssteuerung, vom Nestbau und Vogelflug bis zum Problemlösen nicht nur bei den Primaten ist jeweils artspezifisch ausgeprägt und phylogenetisch weit verbreitet. Allein schon die Gliederung und Interpretation des Gesichtsfeldes ist notwendig mit der Projektion hierarchischer Strukturbildungen verbunden.

(D) Erwerb etikettierter Konzepte, d. h. klassifizierender Namen

Ob und wie weit diese Kapazität ohne Eingreifen des Menschen sich manifestiert, ist offen. Immerhin ist verlässlich beobachtet worden, dass Hunde es gegebenenfalls zum Verstehen von bis zu 200 Objektnamen bringen können (Kaminski et al. 2004). Auch wenn Erwerb und Gebrauch von Wörtern beim Menschen eine neue Qualität erreichten – das Prinzip der Benennung von Objekten und Eigenschaften hat Vorläufer.

(E) Leben in sozialen Gruppen mit entsprechenden Kommunikationsstrukturen

Auch die dafür nötigen Grundlagen existieren in zahllosen stammesgeschichtlichen Formen. Von Interesse ist hier natürlich vor allem das Sozialverhalten der Primaten, in dem die Koordination eigener Intentionen mit denen anderer Gruppenmitglieder gewährleistet wird.

Jede dieser Bedingungen ist im Erwerb und Gebrauch einer natürlichen Sprache involviert, keine von ihnen ist allein für die Sprachfähigkeit ausreichend. Außerdem müssen weitere Faktoren in die Betrachtung einbezogen werden, die ebenfalls Gattungsspezifika des Menschen sind und, obwohl sie die Sprachfähigkeit nicht direkt betreffen, am Gesamtgefüge teilhaben, in das

die Sprachfähigkeit gehört. Das gilt insbesondere für den aufrechten Gang und die Feinmotorik der Hand.

Der aufrechte Gang, der nicht nur anatomische Bedingungen hat, sondern auch ein entsprechendes Verhaltensprogramm, vergrößert die Orientierungsmöglichkeiten, erweitert, aber begrenzt auch den Lebensbereich, macht die Hände frei für neue Funktionen. Die Feinmotorik der Hand bildet – zusammen mit der Kontrolle des Vokaltraktes – den Bereich mit der größten Differenziertheit intentional kontrollierter, motorischer Aktivität. Im Vergleich zu anderen Primaten werden sowohl Gestik wie Artikulation mögliche Domänen differenzierter Signalerzeugung.

Damit lassen sich als notwendige Momente der menschlichen Sprachfähigkeit die folgenden Komponenten identifizieren:

- (1) (a) Signalerkennung und Signalerzeugung
- (b) Interne Repräsentation von (Aspekten der) Umwelt
- (c) Erwerb und Gebrauch von Symbolen
- (d) Bildung und Kontrolle komplexer Strukturen

Die Art, in der diese Komponenten zusammenwirken, lässt sich in einem ersten Schritt folgendermaßen schematisieren:

Was hinter diesem Schema steckt, ist im Folgenden etwas genauer zu bestimmen.

3. Zeichentypen

Eine erste Orientierung ergibt sich aus der Einsicht, dass Sprachen Zeichensysteme sind, gleichgültig ob sie der Kommunikation, der Kognition, der Erkenntnis, der Ästhetik oder welchen Wirkungsbereichen auch immer dienen. Die damit gegebenen Bedingungen sind in dem von Charles S. Pierce (1931 ff.) begründeten Rahmen der Semiotik zu klären. Die Grundbedingungen der Zeichenstruktur sind in folgendem Schema angegeben:

Der Interpretant ist ganz allgemein die Instanz, die eine Zeichenbeziehung zwischen dem (repräsentierenden) Signal und dem (repräsentierten) Objekt oder Sachverhalt herstellt. Das Signal verweist auf oder steht für das Objekt.

Das Schema umfasst damit auch die Grundbeziehung, die die Sprachfähigkeit herstellt: „Objekt“ ist eine Kurzform für das, was in (2) „Umwelt“ heißt. Nach der Art der Beziehung zwischen Signal und Objekt unterscheidet Peirce drei Typen von Zeichen: *indexikalische*, *ikonische* und *symbolische* Zeichen.

Indexikalische Zeichen beruhen auf direktem Situationszusammenhang zwischen Objekt und Signal. Als Sonderfall ist das Signal kausal mit dem Objekt verbunden, wie etwa Rauch als Anzeichen für Feuer oder errötetes Gesicht für Erregung. Auf Situationszusammenhang ohne kausale Bindung beruhen Zeigegesten für eine Richtung, aber auch Interjektionen, also sprachliche Äußerungen wie *oh!* für Erstaunen, *autsch* für Schmerz oder *igitt* für Ekel.

Ikonische Zeichen beruhen auf Ähnlichkeit, das heißt auf einem Aspekt, unter dem Objekt und Signal eine gemeinsame Struktur aufweisen. Beispiele sind Diagramme, Landkarten, Piktogramme, aber auch Gesten, die etwas vor- oder nachmachen, also Pantomime. Auch für analoge, auf Nachahmung beruhende Zeichen gibt es sprachliche Beispiele. Wörter wie *Kuckuck*, *Krach*, *summen*, *quietschen* und andere lautmalende oder synästhetische Elemente gehören hierher.

Symbolische Zeichen beruhen weder auf externer Situationsbindung noch auf interner Strukturgleichheit. Die Beziehung kommt allein durch Übereinkunft zustande. Das kann auf explizite Weise, nämlich durch Setzung oder Regelung geschehen, oder auf implizite Weise, das heißt durch Konvention und Gewohnheit. Beispiele für explizit festgelegte Symbole sind Verkehrszeichen, der Morsecode für Buchstaben, oder Flaggenzeichen. Beispiele für implizit entstandene Symbole sind die Ziffern und vor allem und ganz besonders die Wörter der natürlichen Sprachen.

Das Nebeneinander der drei Zeichentypen für den gleichen Sachverhalt machen drei unterschiedliche Arten der Uhr als Darstellungsformen der Zeit sichtbar: Indexikalisch gibt die Sonnenuhr und auf andere Weise die Sanduhr direkt und kausal den Zeitverlauf an. Ikonisch macht die Zeigerstellung auf dem Zifferblatt den Zeitverlauf sichtbar, wobei Stunden, Minuten und Sekunden die den Zeigern zugeordneten Aspekte der Analogie sind. Symbolisch ist schließlich die Zeitanzeige auf digitalen Uhren, wo Zeitintervalle in reine Zahlangaben umgesetzt werden.

Das Nebeneinander verschiedener Zeichentypen kann auch innerhalb eines Zeichensystems eintreten. Ein aufschlussreich komplexes Beispiel ist die (europäische) Musik-Notation, in der die Tonhöhe ikonisch (durch die Höhe im System der Notenlinien), die Tondauer aber gemischt symbolisch und ikonisch (durch die Notenform) angegeben werden. Tonstärke und Tempo werden durch Kennzeichen mit verbaler, also symbolischer Motivation hinzugefügt.

In der Sprache sind Kombinationen aller drei Zeichentypen nicht nur nebeneinander möglich, wie bei Interjektionen und Onomatopoetika erwähnt, son-

dern sie können auf charakteristische Weise in einem Zeichen verschränkt sein. So unterliegen auch ganz lautmalerische Verben wie *surren*, *brummen*, *blubbern* den strikt symbolischen Bedingungen der Grammatik – *es blubbert*, aber nicht *es blubbern*. Vor allem aber deiktische Elemente wie *ich*, *du*, *jetzt*, *hier* sind zwar Symbole, aber dennoch mit Bedingungen verknüpft, die direkt auf den Situationszusammenhang Bezug nehmen, nämlich auf Zeit, Ort, Sprecher, Adressat der Äußerung. Mit dem Wort *ich* ist – anders als etwa mit *Mond* oder *grün* – ein Objekt verbunden, das erst durch den Situationsbezug identifiziert wird.

Wesentlich ist nun, dass die Fähigkeit zur Bildung und Verwendung symbolischer Zeichen zentral für die menschliche Sprachfähigkeit ist. Ikonische und indexikalische Aspekte sind zwar in der angedeuteten Weise beteiligt, aber nicht konstitutiv. Wie weit die Symbolfähigkeit eine gattungsspezifische Disposition ist, ist eine offene Frage. Klar ist aber, dass der Umfang und die Zwanglosigkeit, die den spontanen Aufbau des Grundbestands an Wörtern in der Ontogenese kennzeichnen, durch ein epigenetisches Programm garantiert und insofern biologisch verankert ist. Diese Feststellung wird auch nicht relativiert durch die interessanten Befunde, die beim Symboltraining mit Individuen verschiedener Spezies erhoben worden sind und die zeigen, dass begrenzte Repertoire von Symbolen nicht nur von Menschen gelernt werden können.¹ Unabhängig von der Gattungsspezifität sind Symbole mit charakteristischen Voraussetzungen, Konsequenzen und Möglichkeiten verbunden, von denen vier hier kurz zu kommentieren sind.

Erstens sind Symbole, da sie im Prinzip nicht auf Ähnlichkeit oder direkt situativer Zuordnung beruhen, wesentlich lern- oder erfahrungsabhängig: Die Symbolbeziehung zwischen Signal und Objekt ist arbiträr und muss individuell erworben werden.

Das heißt zweitens, dass Symbole, sofern sie auf Übereinkunft beruhen, an eine entsprechende Gruppe von Zeichenbenutzern, gebunden sind, in der eben diese Übereinkunft gilt. Darin unterscheidet sich die Verfügung über Symbole z. B. von der Verfügung über geometrische Formen: Rechtwinkligkeit, Vertikalität, Kreisförmigkeit als Wahrnehmung und Konzepte sind ebenso wie Zahlen als mentale Operation oder Farben als Komponenten der Wahrnehmung nicht von anderen Individuen eines Konsoziums abhängig.²

¹ Es ist hier weder möglich noch notwendig, die kontroverse Debatte über vormenschlichen Symbolerwerb aufzugreifen. Aus Gründen, die im nächsten Abschnitt zu behandeln sind, ist der Erwerb speziell sprachlicher Symbole in jedem Fall an Bedingungen gebunden, die unzweifelhaft spezies-spezifisch sind.

² Die Wahrnehmungsbedingungen sind nicht zu verwechseln mit der Tatsache, dass die Zuordnung von Wortmarken zu Farb-, Form-, Lageunterscheidungen oder Mannigfaltigkeiten lernabhängig und einzelsprachlich bedingt ist, also von der Sprachgemeinschaft abhängt – allerdings im Rahmen genereller Bedingungen der Wahrnehmung und ihrer Konzeptualisierung. Für Farben haben das etwa Berlin und Kay (1969) eindrucksvoll gezeigt. Von der unüberschaubaren Mannigfaltigkeit denkbarer Zuordnungen zwischen Farben und Farbwörtern wird in den Sprachen der Welt nur ein sehr deutlich strukturierter Ausschnitt realisiert.

Drittens hat der Symbolcharakter zur Folge, dass Zeichen für Objekte, Sachverhalte und Eigenschaften in beliebigen Domänen möglich sind: Weder die direkte Situationsabhängigkeit noch strukturelle Beziehungen zur Form des Signals schränken den Bereich ein, auf den Zeichen verweisen können. Das hat eminente Konsequenzen für die Sprache als Symbolsystem gegenüber anderen Zeichensystemen: Alle Erfahrungsbereiche sind für Symbole zugänglich.

Viertens folgt daraus aber zugleich, dass die Eigenschaften sowohl der Signale wie der Objekte und Sachverhalte, auf denen die Zuordnung beruht, diskret, d. h. distinktiv abgegrenzt sein müssen. Die erwähnten Arten der Zeitdarstellung machen das deutlich: Wir erfahren die Zeit als Kontinuum, und dem entsprechen die Signale der Sonnen- und die Sanduhren, aber auch die Zeigerstellung auf dem Zifferblatt (falls sich der Zeiger nicht in diskreten Schritten bewegt). Die symbolische Digitalanzeige dagegen zerlegt zwangsläufig die Zeit in diskrete Einheiten.³

Diskret strukturiert wird dabei aber nicht nur der Objektbereich, sondern auch die Form der Signale. So beruht der Artikulationsvorgang auf kontinuierlichen Bewegungen des Vokaltrakts, und entsprechend variiert der dadurch modulierte Schallstrom. Dennoch ist der Übergang zwischen den zu unterscheidenden Signaleigenschaften diskret, etwa zwischen *fuhr* und *für* oder *Kunden* und *künden*, obwohl die Zungenstellung zwischen *u* und *ü* kontinuierlich variiert, und die distinktiven Unterschiede durchaus einen gewissen Spielraum zulassen.

Symbole bedingen, technisch gesprochen, die Digitalisierung der Signal- und Objektrepräsentation.

Die Beziehung von Signal und Objekt betrifft zunächst die einzelnen Zeichen. Für die Sprache sind das vor allem die Wörter. Bei der Illustration dieser Bedingung in (5) (a) und (b) wird das Objekt, das dem Signal zugeordnet ist, durch eine Figur vertreten, die ihrerseits als ikonisches Zeichen für ein „reales“ Objekt fungieren kann. In den Beispielen (c) und (d) ist das nicht möglich, die konzeptuellen Einheiten, die hier den Signalen zugeordnet sind, können nur durch ihrerseits symbolische Zeichen, in diesem Fall die Wörter GESUND und UND, angedeutet werden.

(5) (a) Kreis $\longleftrightarrow$

(b) Kreuz $\longleftrightarrow$

(c) gesund $\longleftrightarrow$ GESUND

(d) und $\longleftrightarrow$ UND

Die Zuordnung zwischen Signal und Objekt betrifft aber auch die Art, in der Zeichen kombiniert werden. Sie kann ihrerseits ikonisch oder symbolisch sein.

³ Die Sache ist in Wahrheit komplizierter, weil die Klassifikation durch Symbole ihrerseits durch graduelle Ähnlichkeitsbedingungen bestimmt sein kann. Wann z. B. etwas ein Kreis ist, wird durch einen gewissen Spielraum geregelt – ohne dass das Konzept „Kreis“ deshalb verschwommen ist.

Ikonische Kombinatorik ist die offensichtliche Grundlage von Landkarten, wo die Anordnung der Teilzeichen entsprechende Beziehungen der verzeichneten Objekte wiedergibt.

Sie wird aber auch benutzt z. B. im römischen Zahlssystem, wenn die Symbole I, X, C für eins, zehn und hundert aneinandergereiht werden zu II, III, XXX, CCCC etc.⁴

Symbolische Kombinatorik entsteht, wenn die Art, in der Signale verknüpft werden, ihrerseits symbolisch, also weder ikonisch noch indexikalisch ist. Ein sehr spezielles Beispiel symbolischer Kombinatorik ist die Zahlendarstellung im Dezimalsystem, auf der ja unter anderem die erwähnte digitale Zeitanzeige beruht. Die Ziffern 1 bis 9 sind den ersten neun natürlichen Zahlen als Grundsymbole zugeordnet (mit dem besonderen Element 0 für die „leere“ Einheit). Der linearen Verknüpfung der Ziffern entspricht dann die in (6) (b) angegebene arithmetische Operation, deren Komplexität uns kaum bewusst ist.

- (6) (a) $0 \longleftrightarrow \emptyset, 1 \longleftrightarrow \text{I}, 2 \longleftrightarrow \text{II}, 3 \longleftrightarrow \text{III}, 4 \longleftrightarrow \text{IIII}, \dots, 9 \longleftrightarrow \text{IIIIIIIIII}$
 (b) In einer Ziffernfolge $x_1 x_2 \dots x_n$ wird jedes x_i mit dem Faktor 10^i multipliziert.

Die Summe dieser Werte ist der Ziffernfolge als Ganzes zugeordnet.

Diese ingeniose Symbolkombinatorik ermöglicht die operative Effizienz des Dezimalsystems, wie der Vergleich mit dem römischen Zahlensystem schnell klar macht.

Voraussetzung für dies alles ist die Verfügbarkeit der natürlichen Sprache, um deren kombinatorischen Aspekt es nun geht.

4. Symbolkombinatorik als „Alleinstellungsmerkmal“

Symbole, so die bisherige Feststellung, sind lernabhängige Verbindungen interner Repräsentationen von Signalstrukturen einerseits und Objekten bzw. Sachverhalten andererseits. Damit sind symbolische Zeichen unabhängig vom direkten Situationsbezug wie auch vom Analogieprinzip. Die mit der Symbolbildung verbundene Digitalisierung der Signale und Objekte bringt die Notwendigkeit entsprechender Repräsentationen mit sich, so dass das semiotische Grundschema (3) etwa durch folgende Erweiterung zu ergänzen ist, wobei mit AS die Artikulationsstruktur und mit BS die auf die Umwelt bezogene Begriffsstruktur angedeutet ist – beides mentale, innere Repräsentationen:

⁴ Das ist ein vereinfachter Ausschnitt. Tatsächlich ist das römische Zahlssystem hybrid. IX, XI, XIV, XVI benutzen unterschiedliche arithmetische Operationen, um die lineare Abfolge zu interpretieren.

Es liegt in der Natur symbolischer Zeichen, dass durch die Konventionsbildung Repräsentationen aus zwei grundlegend verschieden strukturierten Bereichen verknüpft werden können. Was das bedeutet, wird klar, wenn man die mit AS und BS abgekürzten Bedingungen ein wenig aufschlüsselt.

Für die Signalseite heißt das zunächst, dass das Artikulationssystem die Signale erzeugt und die Perceptionssysteme deren relevante Struktur erkennen, wie bereits eingangs im Schema (2) angedeutet.

Die Modalität der Signalerzeugung und der Signalaufnahme ist zunächst offen. In der Phylogenese hat sich aus verschiedenen Gründen die Artikulation durch den Vokaltrakt mit entsprechend auditiver Perception als Grundmodalität etabliert. Wir wissen aber durch die Forschung der letzten Jahrzehnte, dass die Gebärdensprache der Gehörlosen ein gleichrangiger, vollständiger Sprachtyp ist, der die visuelle Wahrnehmung und die Feinmotorik der Hand nutzt. Die natürliche Sprache des Menschen kann sich also auf die Motorik des Vokaltraktes oder der Hand stützen. In jedem Fall aber beruhen Erzeugung und Perception der Signale auf eigenständigen Systemen, die jedoch eng aufeinander bezogen sind, denn die Artikulation wird durch die (Selbst-)Wahrnehmung kontrolliert, und die Perception wird automatisch von den möglichen Artikulationsmustern gesteuert.

Sowohl Erzeugung wie Perception der Signale sind zeitliche Abläufe, und die lineare Struktur der Zeit bildet damit auch die Basis für die Artikulationsstruktur AS. Damit ergibt sich für die Signalstruktur der Sprache als strukturelle Grundlage die Sequenz der Segmente und Silben im Wort, durch die sich etwa *Tor* von *Rot* oder *Gruben* von *Burgen* und *belagerer* von *lagererbe* unterscheidet. Das ist weder semiotisch selbstverständlich noch aufgrund der Signalverarbeitung unabdingbar. Sowohl Signale, die nicht linear, sondern zwei oder dreidimensional strukturiert sind, wie Verarbeitungsprozesse, die mehrdimensionale Abläufe realisieren, sind ohne weiteres möglich, wie alle raumgebundenen Anforderungen, etwa in Bilddarstellungen, belegen. Dass sprachliche Signale eine lineare Grundstruktur haben, ist daher ein kontingentes, aber folgenreiches Faktum.

Für die Begriffsstruktur BS erweist sich auf diesem Hintergrund sowohl die Dimensionalität der Repräsentationen wie die Verzahnung der Teilsysteme als grundlegend anders und komplexer organisiert. Ohne im Entferntesten Vollständigkeit zu beanspruchen, ist die Beziehung von BS zur (äußeren und inneren) Umwelt in (9) angedeutet:

Dieses Schema ist nicht mehr als ein Hinweis auf sehr komplexe Prozesse. So werden, um ein Beispiel zu nennen, Form und Farbe im Auge von verschiedenen Rezeptoren erfasst und erst im visuellen Cortex zur Objektwahrnehmung integriert – ein Befund, der als „Bindungsproblem“ identifiziert worden ist. Ein anderes Beispiel ist die Raumorientierung, an der außer dem visuellen das auditive, taktile, motorische und das Gleichgewichtssystem beteiligt sind. Das heißt, die Komponenten, die ein Objekt oder einen Sachverhalt ausmachen, können zu ganz verschiedenen Dimensionen gehören und sind entsprechend unterschiedlich miteinander verbunden. Eine lineare Ordnung, wie sie die Segmente in AS aufweisen, ist für die Komponenten in BS nicht gegeben und meist gar nicht möglich: ein *Schimmel* ist nicht erst weiß und dann Pferd, ein *Betrug* ist nicht nacheinander eine Handlung, dann beabsichtigt und dann schlecht, und was *schmal* ist, hat nicht erst eine Querachse, deren Ausdehnung dann unter dem Durchschnitt liegt. Andererseits sind aber beliebige Details des Zeitverlaufs begrifflich zu fassen und sprachlich wiederzugeben. Um alle diese Zusammenhänge aufzunehmen, muss BS auf einem sehr generellen Repräsentationsformat beruhen. Formal führt das zu einem System funktionaler Hierarchiebildung, das heißt zu generellen Über- und Unterordnung von Bedingungen oder Funktionen.

Die besondere Eigenschaft von Symbolen liegt nun in der Möglichkeit, zwei Bereiche miteinander zu verbinden, die auf ganz verschiedenen Prinzipien beruhen. Dadurch, und nur dadurch, können in der natürlichen Sprache die verschiedensten Sachverhalte durch den gleichen Typ linearer Signale abgebildet und umgekehrt lineare Signale auf alle möglichen Gegebenheiten projiziert werden.

Dabei sind zwei Arten von Abstraktion im Spiel. Als Eingabe-Abstraktion kann man die Tatsache bezeichnen, dass in den Repräsentationen von AS und BS die Eigenschaften der Signale und der Umwelt auf diskrete Bedingungen reduziert, also im oben erläuterten Sinn digitalisiert werden. Zwar beruht alles, was in AS und BS erscheint, auf Signal- bzw. Umwelteigenschaften, aber nicht alle Eigenschaften von Signal und Umwelt können in AS und BS eingehen. Die persönliche Stimme, das Alter des Sprechers erzeugen Signal-

eigenschaften, die nicht zu AS gehören: Ein Wort ist die gleiche Einheit, gleichgültig wer es ausspricht. Anders, aber mindestens so stark ist die Abstraktheit auf der Inhaltsseite. Ein Wort wie *Krach* berücksichtigt nicht den Unterschied zwischen dem Geräusch bei einem Unfall oder auf dem Schulhof, einem Streit zwischen Personen oder dem Kurssturz an der Börse.

Eine ganz andere Art der Abstraktion, die man strukturell nennen kann, beruht auf der Tatsache, dass AS und BS im Prinzip nichts miteinander zu tun haben, dass sie strukturell heteromorph sind. So hat die (abstrakte) Lautform von *Dach* so viel und so wenig mit dem Objekttyp von Dächern zu tun wie die Lautform von *Bach* mit den Eigenschaften von Bächen und die Lautform von *Fach* mit Fächern. Die Lautmalerei von *Krach* ist der jederzeit mögliche Sonderfall.

Was im Schema (2) als „Sprache“ abgekürzt ist, umfasst demnach die symbolhafte Korrespondenz zwischen zwei heteromorphen, abstrakten geistigen Strukturen, die in (7) mit AS und BS angedeutet sind. In mehr linguistischer, auf die Lautsprache bezogener Tradition ist dabei AS durch die Phonetische Form PF und BS durch die Semantische Form SF zu ersetzen:⁵

PF und SF sind, technisch gesprochen, die Schnittstellen, die die Sprache als Kenntnisstruktur mit den anderen internen Systemen verbinden. Was sich auf diese Weise nicht schematisch darstellen lässt, ist die Tatsache, dass (mit allen internen Systemen, von den Emotionen bis zum Gedächtnis) auch die Sprache selbst mit zur Umwelt gehört – ein Aspekt, dessen außerordentliche Folgen noch zu erörtern sind.

Zunächst ist deutlich zu machen, dass das eigentümliche Potential der Symbolbildung erst wirklich wirksam wird durch die Symbolkombinatorik. Denn PF und SF stehen nicht für Laut und Bedeutung eines einzelnen Symbols, sondern für die Bereiche, denen sie angehören. Bei der Symbolfunktion der Sprache geht es um die Korrespondenz zwischen zwei eigenständigen, offenen Strukturbereichen. Es ist daher mehr als Spekulation, dass der entscheidende

⁵ Obwohl die Grundbedingungen ziemlich klar und unkontrovers sind, ist die Terminologie in der einschlägigen Literatur uneinheitlich. PF fasst die gesamte Problematik zusammen, die den Gegenstandsbereich der Phonologie ausmacht, und statt SF findet sich weitgehend der Terminus LF für Logische Form, oder auch CS für Concept-Struktur. Die Details, die mit diesen terminologischen Differenzen verbunden sind, können hier ignoriert werden.

Schritt der Anthropogenese die Entstehung der Fähigkeit zur systematischen Kombinatorik von Symbolen ist.

Die distinktive Eigenschaft der Sprache sowohl innerhalb des menschlichen Verhaltensspektrums wie gegenüber allen anderen Spezies ist nicht die Verfügung über komplexe Strukturen *per se*, sondern die Kombinatorik, die komplexe Symbole erzeugt. Anders ausgedrückt: Was die Sprachfähigkeit zur Singularität macht, ist die Organisation der Schnittstellen und die kombinatorische Abbildung zwischen ihnen.

Der Kernpunkt dieser Feststellung betrifft die Komplexbildung im Hinblick auf die prinzipiell strukturverschiedenen Repräsentationen PF und SF. Genauer: bei der Kombination der Symbole müssen die hierarchisch-funktionalen Strukturen von SF auf die linear strukturierten Muster von PF bezogen werden. Diese Art der Komplexbildung ist unter zwei Gesichtspunkten abzugrenzen und zu verdeutlichen.

Punkt 1 besagt, die Bildung komplexer, hierarchischer Strukturen ist nicht auf die Sprache (und nicht auf den *homo sapiens*) beschränkt. Jede komplexe Handlung kann eine kombinatorische und hierarchische Struktur aufweisen. Einfache handwerkliche Verrichtungen, und komplexe soziale Ereignisse, aber auch Nestbau, Brutpflege und viele andere Verhaltensleistungen beruhen auf hierarchisch organisierten Funktionsabhängigkeiten zwischen Teilhandlungen. Ebenso beruhen alle komplexeren Wahrnehmungen auf hierarchischer Kombinatorik. Miller, Galanter und Pribram (1960) haben gezeigt, dass das allgemeine Schema komplexer Verhaltenspläne weitgehend der Syntax sprachlicher Ausdrücke entspricht und auf Strukturen beruht, die Chomsky (1963) formal als Phrasen-Struktur-Grammatiken charakterisiert hat. Kurz – die kontrollierte Kombination von Elementen zu komplexeren Strukturen tritt in vielen Domänen und mit durchaus vergleichbaren Eigenschaften auf.

Punkt 2 besagt, dass auch die Kombination von Zeichen, die die Zuordnung von Signal- und Objektstruktur verlangt, keineswegs nur in der Sprache vorkommt. Elemente ikonischer Zeichenverknüpfung waren bereits für die römischen Zahlen vom Typ I, II, III etc. zu konstatieren. Umfassender gilt das für Landkarten, Stadtpläne und ähnliche Darstellungen, die komplexe ikonische Zeichen eines Weltauschnitts sind. Die Grundzeichen, die ihrerseits ikonisch oder symbolisch sein können, werden zweidimensional ikonisch kombiniert, so dass Unterschiede in der Anordnung den gleichen Unterschieden im Dargestellten entsprechen. Das ist prinzipiell anders in der Sprache, wo Platzänderungen in PF ganz unterschiedlichen Änderungen in SF entsprechen:

- (11) (a) Rainer weiß, wer was wünscht
- (b) wer weiß, was Rainer wünscht
- (c) weiß Rainer, wer was wünscht
- (d) weiß Rainer, was wer wünscht
- (e) weiß wer, was Rainer wünscht

Von den 120 möglichen Anordnungen dieser fünf Wörter sind nur die Sätze in (11) nach den Regeln des Deutschen wirklich in Ordnung.⁶ Andere, etwa *Wünscht wer, was Rainer weiß* oder *Rainer wünscht, wer was weiß* sind auf unterschiedliche Weise zweifelhaft, die meisten, wie z. B. *Weiß wünscht wer was Rainer* oder *wer was Rainer weiß wünscht* sind einfach Wortsalat.

Die Abfolgen und ihre Zulässigkeit sind verbunden mit jeweils unterschiedlichen Beziehungen zwischen den Teilen, an denen außer der Reihenfolge aber auch noch die wechselnden Eigenschaften der Elemente beteiligt sind: Das *wer* wechselt zwischen Fragepronomen in (11) (a) bis (d) und Indefinitpronomen in (11) (e), das wie *jemand* zu verstehen ist. Das hängt mit einem entscheidenden Moment der Sprachfähigkeit zusammen: Sowohl die Grundzeichen wie die komplexen Ausdrücke sind nicht lediglich Paare aus Laut- und Bedeutungsstruktur, sondern haben stets syntaktisch-morphologische Eigenschaften, die die kombinatorischen Bedingungen regeln. Das Wort *schlaf* zum Beispiel ist ein Verb in *schlaf ein!* und ein Substantiv in *der Schlaf des Gerechten* – mit allen Konsequenzen, die das für die weiteren Kombinationsbedingungen hat.

Kern dieser Bedingungen ist die Entsprechung zwischen der linearen Lautstruktur und der hierarchischen, nicht-linearen Bedeutungsstruktur. Das gilt für die Grundzeichen ebenso wie für die daraus gebildeten Kombinationen. Im einfachsten Fall sind dabei jeweils Teilkomplexe von SF und die Abhängigkeiten zwischen ihnen entsprechenden Abschnitten in PF zugeordnet. Die Einheiten der Hierarchie werden sozusagen auf lineare Abschnitte projiziert. Das ist unten in (12) sehr stark vereinfacht angedeutet, wobei zu berücksichtigen ist, dass die Elemente in (12) (b) eigentlich keine Reihenfolge, sondern nur die durch Klammerung angedeutete Hierarchie bilden und dass die mit ANWALT, ZEUGE, RATEN etc. wiedergegebenen Einheiten selbst komplexe Strukturen mit unterschiedlichen Eigenschaften sind, aus denen sich die hierarchische Gruppierung ergibt. So stellt RATEN eine Relation von einem Akteur (hier dem ANWALT) zu einem Sachverhalt (ZEUGEN FRAGEN) her, und FRAGEN ist eine Relation zwischen einem ungenannten Akteur und richtet sich an einen Adressaten, den ZEUGEN.

- (12) (a) der Anwalt rät den Zeugen zu fragen
 ↓ ↓ ↓ ↓ ↓
 (b) [[DEF ANWALT] [RATEN [[DEF ZEUGE] FRAGEN]]]

Die einfache, direkte Entsprechung zwischen Hierarchie und Reihenfolge wird durch den Effekt verschiedener Faktoren ergänzt oder durchbrochen. Einer dieser Faktoren ist die Rolle morphologischer Markierungen, die die Be-

⁶ Vernachlässigt ist hier die Prosodie, also die Akzentuierung und Intonation, die zu den verschiedenen Sätzen gehören und das Bild noch komplexer machen, die aber den entscheidenden Punkt nicht ändert: Die Anordnung unterliegt speziellen Bedingungen der sprachlichen Kombinatorik.

- (d) Die neue Geschichte ist merkwürdiger als mir die vorige vorkam
- (e) Die neue Geschichte von ihm ist merkwürdiger als mir die vorige vorkam

Zwar hat jeder Satz eine endliche Länge, aber es gibt keinen längsten Satz, und also ist eine Sprache niemals eine abgeschlossene, endliche Menge von Ausdrücken.

5. Zwei entscheidende Konsequenzen

Die formalen Eigenschaften natürlicher Sprachen, die in der gattungsspezifischen Sprachfähigkeit verankert sind, begründen Möglichkeiten und Konsequenzen, von denen zwei für alle anderen Verhaltensbereiche und für die Entwicklung der Spezies entscheidend sind.

5.1 Vollständigkeit

Aus dem Symbolcharakter der Sprache folgt, dass sie nicht durch Ähnlichkeit oder Situationsgebundenheit auf bestimmte Erfahrungsbereiche oder Umwelaspekte eingeschränkt ist. Aus der Möglichkeit systematischer Kombinatorik der Symbole folgt weiterhin, dass es auch innerhalb der Bereiche keine Begrenztheit auf Ausschnitte oder Teilbereiche gibt. Aus diesen beiden Fakten ergibt sich, dass eine natürliche Sprache *S* in einem entscheidenden Sinn vollständig ist. Es gibt für jeden Gedanken *D*, den ein Sprecher von *S* denken kann, auch einen Ausdruck in *S*, der genau den Gedanken *D* wiedergibt. Searle (1969) hat das das Expressibilitätsprinzip genannt. Mit den oben in (7) benutzten Abkürzungen ist es so formulierbar:

- (17) Jeder Gedanke *D* eines Sprechers der Sprache *S* kann durch ein Signal *P* ausgedrückt werden, wobei *P* die Artikulationsstruktur AS und *D* die Begriffsstruktur BS eines Ausdrucks in *S* ist.

Für die Realisierung von *D* und *P* durch AS bzw. BS gilt das oben über den Signal- respektive Umweltbezug sprachlicher Strukturen Gesagte: AS und BS sind in der erläuterten Weise abstrakt in Bezug auf *D* und *P*. Mit dieser Vorkehrung besagt das Prinzip (17) einfach: „Was gedacht werden kann, kann auch gesagt werden.“

Es gibt einen anhaltenden Disput darüber, ob das Prinzip (17) nur innerhalb der jeweiligen Einzelsprache oder übergreifend für natürliche Sprachen insgesamt gilt. Die erste Position, der sprachliche Relativismus, ist am explizitesten in der Whorf-Hypothese formuliert, die zweite Position, der Universalismus hat viele Formulierungen von Leibniz bis Frege und Searle gefunden. So dramatisch die Kontroverse zwischen Relativismus und Universalismus gelegentlich scheint – eine wesentliche Bedingung ist beiden Positionen gemein: Natürliche Sprachen – jede für sich oder alle gemeinsam – legen fest, was ein Sprecher denken kann, weil ja umgekehrt auch gilt, dass jeder ihm mögliche Gedanke sprachlich ausdrückbar ist. Das genau ist der Sinn von

Wittgensteins Diktum „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“⁷

Die mit der Vollständigkeit verbundene Expressibilität bedeutet bereits für sich eine entscheidende Eigenschaft der natürlichen Sprache, die dem Erkunden und Verstehen der Welt und damit der Organisation des Verhaltens eine ohne die Sprache nicht verfügbare Form der internen Repräsentation verschafft – eine Repräsentation, die nicht auf bestimmte Wahrnehmungs- und Verhaltensbereiche begrenzt ist. Sie hat aber in eins damit eine weitere, vielleicht noch folgenreichere Konsequenz: Sofern die Sprache vollständig ist, gehört zu dem, worüber man reden kann, auch die Sprache und das Sprechen selbst. Dieser Befund ist folgenreicher als es scheinen mag.

5.2 Metasprache und Reflexion

Metasprache, nämlich das Sprechen über sprachliche Ausdrücke, ist ein allgegenwärtiges Phänomen – von simplen Aufforderungen wie *Sag das noch mal!* oder bewertenden Mahnungen wie *Sowas sagt man nicht* bis zu philosophischen Thesen über die Grenzen der Sprache. Die spezifische Eigenschaft metasprachlicher Ausdrücke besteht darin, dass ihre Bedeutung selbst ein Zeichen, also eine Verknüpfung von Lautstruktur und Bedeutung ist. Gibt man die Grundstruktur sprachlicher Ausdrücke als Zuordnung von Artikulations- und Begriffsstruktur wie in (18)(a) an, dann sind metasprachliche Ausdrücke als (18) (b) zu schematisieren:

- (18) (a) Sprache: { AS $\longleftrightarrow$ BS }
 (b) Metasprache: { AS' $\longleftrightarrow$ { AS $\longleftrightarrow$ BS } }

Mit anderen Worten, die Symbolstruktur $AS \longleftrightarrow BS$ der Objektsprache – so heißt die Sprache, über die gesprochen wird –, wird zur Bedeutung der Metasprache mit der Lautform AS' . Die Mittel für die Realisierung dieser Aufstockung der Objekt- zur Metasprache sind in der Objektsprache selbst enthalten. Einerseits gibt es Wörter, die direkt sprachliche Einheiten benennen und damit als solche metasprachlich sind. *Wort*, *Satz*, *Ausdruck* und *bezeichnen*, *benennen*, aber auch *sagen*, *fragen*, *heißen* etc. sind solche Elemente. Andererseits kann jeder Ausdruck anhand seiner Lautform AS zu einem Element der Metasprache umfunktioniert werden. In (18) (b) würde damit AS zugleich

⁷ In der „Logisch-philosophischen Abhandlung“ von 1921 vertritt Wittgenstein, so weit man ihn für die natürliche Sprache in Anspruch nehmen kann, zweifellos die universalistische Position. In den „Philosophischen Untersuchungen“ von 1945 führt sein Konzept der Sprachspiele eher zu einer relativistischen Position. – Soweit es sich beim Relativismus übrigens um ein empirisches Problem handelt, sprechen viele Ergebnisse dafür, dass nicht die Möglichkeit einen Gedanken auszudrücken, sondern der dafür nötige Aufwand den Unterschied ausmacht. Wenn neue Symbole oder komplexe Kombinationen für einen Gedanken nötig sind, ist der kognitive Aufwand größer als wenn kompakte Einheiten verfügbar sind. Dieser Unterschied kann tiefgreifende Folgen haben – eine prinzipielle Grenze des Sag- und Denkbaren stellt er nicht dar.

auch als AS' dienen – aber eben als Zeichen für ein Zeichen. (19) (a) und (b) illustrieren diese Möglichkeiten.

- (19) (a) Türkis bezeichnet die Farbe zwischen blau und grün
- (b) Jedes Wort hat mindestens eine Bedeutung

In (19) (a) wird das Wort *türkis* durch seine Lautform repräsentiert, *bezeichnet* setzt es zu einer Umschreibung seiner Bedeutung in Beziehung. (19) (b) bezieht sich nicht auf ein einzelnes Wort, sondern mit dem Wort *Wort* auf die Grundeinheit der Verbindung von Lautform und Bedeutung. Die Metasprachlichkeit eines Ausdrucks kann auf verschiedene Weise zustande kommen und ist nicht immer leicht erkennbar. In (20) (a) wird der Ausdruck *ich komme mit* durch seine Lautform repräsentiert, die Bedeutung wird aber dieser Repräsentiertheit entsprechend interpretiert, denn mit *ich* ist hier nicht der Sprecher der Gesamtäußerung gemeint, sondern die mit *er* repräsentierte Person.

- (20) (a) Er hat deutlich gesagt: ich komme mit
- (b) Er hat deutlich gesagt, dass er mitkommt

In (20) (b) dagegen steckt genau diese Identität in der Wiederholung des Pronomens *er*. Das heißt, die Äußerung *ich komme mit* wird hier entsprechend ihrer Bedeutung, nicht entsprechend ihrer Form wiedergegeben.

Als Folgerung ergibt sich: Metasprachlichkeit ist iterierbar, man kann auch über Metasprache reden, was die Sätze dieses Abschnitts ausführlich illustrieren. Ausdrücke über Metasprache sind dann meta-metasprachlich und so fort. Was all dem zugrunde liegt, ist die Eigenschaft der Metasprache, Repräsentationen zu bilden, die ebensolche Repräsentationen enthalten. Damit ist nun eine fundamentale Konsequenz verbunden. Repräsentationen, die sich selbst als Repräsentationen enthalten, das ist die Struktur der Reflexion, also des bewussten, sich selbst zugänglichen Denkens. Das explizite Selbst-Bewusstsein basiert auf einer Struktur, die sich aus der Sprache als kombinatorischem Symbolsystem ergibt.

Dabei geht es nicht schlechthin um Denken als interne, klassifizierende Verarbeitung von Umwelterfahrung. Denken als kognitive, auf dem inneren Modell der Umwelt beruhende Verhaltenssteuerung beginnt keineswegs erst mit der Reflexion. Einsichtiges Problemlösen ist in beträchtlichem Ausmaß vor der Reflexion und vor der Sprache möglich, wie unter anderem zahlreiche Primaten-Studien belegen. Und natürlich geschieht auch ein großer Teil des menschlichen Verhaltens präreflexiv.

Aber mit der Sprache ist prinzipiell die Möglichkeit gegeben, alles intern zu repräsentieren und die Repräsentation zu inspizieren – einschließlich der Sprache und der Gedanken.

Damit entsteht die Möglichkeit, in der Sprache über ihre Grenzen zu verhandeln.

6. Die Grenze der Sprache: Propositionalität

Die Sprache ist, wie wir wissen, in zweifacher Weise abstrakt: Zum einen sind die Repräsentationen, auf denen Lautform und Bedeutung beruhen, zwangsläufig abstrakt. Die sprachlich-konventionsbedingte Phonetische Form reduziert das Signal auf die invarianten Merkmale, sie ist neutral gegenüber der Stimme und Stimmung des Sprechers und allem, was nicht diskret ist, und die Semantische Form fixiert Wahrnehmungen, Bewertungen, Intentionen in jedem Bereich mit Bezug auf ihre Klassifikation, so präzise, wie man will, aber eben auch nur das. Vor allem aber ist die Korrespondenz zwischen PF und SF prinzipiell arbiträr, durch nichts bedingt als durch Übereinkunft. Das heißt, dass durch die Sprache grundsätzlich nur das repräsentiert wird, was nicht auf Analogie und Ähnlichkeit angewiesen ist. Diese Beschränkung ist in gewissem Sinn der Preis für den Symbolcharakter der Sprache und damit für die Vollständigkeit des Ausdrückbaren, einschließlich der dadurch gegebenen Möglichkeit der Reflexion. Anders gesagt: Die Sprache hat zu allen Bereichen Zugriff, indem sie sie begrifflich erfasst und der Klassifikation zugänglich macht. Eine in der Sprachtheorie übliche Auffassung dieses Befundes besagt: Die Sprache ist im Kern propositional. Die oben begründete Vollständigkeit der Sprache, wie sie in (17) festgehalten ist, bezieht sich auf den propositionalen Charakter gedanklicher Strukturen.

Im Hinblick auf die Grenzen der Sprache und der Welt entsteht daraus die Frage, ob die Grenzen der Welt durch die sprachlich unausweichliche propositionale Struktur des Denkens gezogen werden, oder anders ausgedrückt: Ob Gedanken grundsätzlich propositional sind. Diese Frage ist nicht zu beantworten durch die Verabredung, dass als Gedanken alles und nur das gilt, was sprachlich ausdrückbar ist. Denn damit würde das Prinzip der Expressibilität zirkulär: Jeder Gedanke ist sprachlich ausdrückbar, und was nicht sprachlich ausdrückbar ist, ist demnach kein Gedanke. Dass es hier nicht um eine definitorische Spitzfindigkeit, sondern um ein essentielles Problem von Sprache und Denken geht, soll durch zwei exemplarische Bereiche deutlich gemacht werden.

6.1 Beispiel Gesichter

Es ist eine elementare Tatsache, dass wir unter normalen Bedingungen Gesichter von Personen erfassen, festhalten, erinnern, wiedererkennen. Gesichter müssen also als interne Repräsentationen aufbewahrt und aktiviert werden können. Erstaunlich und nicht nur im Hinblick auf die neurowissenschaftliche Erklärung noch weitgehend offen ist die enorme Anzahl der Gesichter, die wir zwanglos und relativ sicher erkennen können, und vor allem die außerordentlich variierenden Bedingungen und Blickwinkel, unter denen das möglich ist. Meist geschehen diese höchst komplexen Prozesse spontan, unwillkürlich und unreflektiert, aber sie können auch Anlass zu Vergleichen, zum Feststellen von Ähnlichkeiten oder Veränderungen sein, also zu Vorgängen, die zu Urteilen verschiedener Art führen können.

Diese normalen Erfahrungen – das Erkennen oder auch die Verwechslung von Gesichtern – sind unmittelbar einsichtig. Nicht so der traumatische Befund des Ausfalls dieser Möglichkeiten, das eigenartige Krankheitsbild der Prosopagnosie, bei der, etwa als Folge einer Meningitis, das Erfassen von Gesichtern unmöglich ist. Das bedeutet, dass die Speicherung und Aktivierung von Gesichtern nicht nur ein besonderer und wichtiger Bereich der Wahrnehmung und Verhaltenssteuerung ist, sondern dass dafür auch spezielle Hirnstrukturen zuständig sind, die selektiv ge- oder zerstört sein können, so wie andere Gehirnschäden, etwa als Folge einer Verletzung oder einer Embolie im Gehirn, bestimmte Formen der Bewegung oder, bei Aphasie, der Sprachausübung unmöglich machen.

Wichtig sind hier zwei zentrale Feststellungen.

Erstens gilt auch und gerade angesichts der Mannigfaltigkeit und wiedererkennbarer Gesichter und der dafür notwendigen Invarianz, dass ein Gesicht nicht verbalisierbar ist. Gemeint ist damit, dass man zwar über Gesichter, ihre Eigenarten und Merkmale sprechen kann, dass aber damit praktisch nie der konkrete Eindruck eines Gesichts entsteht. Das liegt, wie man leicht erkennt, nicht daran, dass die Zahl sprachlicher Ausdrücke nicht ausreicht, um die Zahl der Gesichter zu differenzieren (beide sind nicht begrenzt), sondern daran, dass die Repräsentation von Gesichtern einen ikonischen Charakter hat und damit nicht unter die symbolische Struktur sprachlicher Beschreibungen fällt. Die „digitalisierte“ Abstraktheit der Sprache kann die Funktionsweise des analogen Systems der Gesichtswahrnehmung nicht einfangen. Darum hilft ein Phantombild für die Identifizierung einer Person mehr als tausend Worte. Und man kann nicht sagen, dass in die Bemühungen, sich ein Gesicht vorzustellen oder diese Vorstellung einem anderen zu vermitteln, nicht kognitive Aktivitäten eingehen. Die Konstruktion eines Phantombilds, selbst wenn sie vollkommen non-verbal geschieht, ist gewiss eine Leistung, die nicht außerhalb „meiner Welt“ liegt.

Zweitens sind Repräsentationen von Gesichtern nicht weniger Ausgangs- und Zielpunkt kognitiver Prozesse, spezifischer Abstraktion und Modifikation als sprachliche Repräsentationen. Eine Zeichnung, die das Kontinuum der Helligkeitswerte auf diskrete Linien reduziert, ist eine Abstraktion, allerdings eine ikonische. Wer das Selbstporträt Leonardo da Vincis anschaut, ist überzeugt, dass er die Person sogleich erkennen würde, für die Beschreibung Jonathan Leverkühns in Thomas Manns *Doktor Faustus* gilt das nicht. Eine Karrikatur schließlich abstrahiert nicht nur, sie setzt darüber hinaus gedankliche Operationen um, die der einer verbalen Attacke nicht nachstehen. Und dabei gilt, dass die Identität des karrikierten Gesichts erkennbar bleibt, denn genau das macht eine Karrikatur aus.

Im Übrigen ist der ikonische Charakter einer Gesichtsrepräsentation, der in keine sprachliche Beschreibung eingehen kann, nicht lediglich die subjektive, nur dem jeweils einzelnen Individuum zugängliche Wahrnehmung, die dem intersubjektiven Vergleich grundsätzlich entzogen ist. Den Karrikierten

erkennt der Betrachter – wenn er ihn kennt – mit gleicher Objektivität und Zuverlässigkeit wie er weiß, dass *rund* sich auf *bunt* reimt und *lang* das Gegenteil von *kurz* ist.

6.2 Beispiel Musik

Ein ganz anderes Phänomen ist der ebenfalls elementare und vermutlich mit der Sprache gleich ursprüngliche Bereich der Musik. Er beruht, wie die Sprache, auf akustischen Signalen und ist mithin zeitlich strukturiert. Im Gesang treffen sich Musik und Sprache im gleichen Signal, allerdings auf systematisch verschiedene, ja komplementäre Weise.

Die Musik hat eine formale Organisation, die ähnlich der der Sprache analysiert und, wie Lerdahl und Jackendoff (1983) gezeigt haben, wesentlich durch hierarchische Gruppierungsbedingungen charakterisiert werden kann. Ohne auf die komplexen Details dieser Strukturbildung einzugehen, sind drei entscheidende Punkte festzuhalten.

Erstens hat Musik grundsätzlich keine begriffliche, propositionale Bedeutung.⁸ Musikalische Formen sind gegenüber dem Signal auf andere, aber vergleichbare Weise abstrakt wie die Phonetische Form der Sprache gegenüber dem Signal. Die verschiedenen Aufführungen der gleichen Komposition machen das deutlich. Die musikalische Form gibt Haltungen, Einstellungen, Affekte wieder, aber sie drückt nicht Objekte und Sachverhalte aus, auch nicht in sogenannter Programmmusik. Die Frage, ob und auf welche Weise Musik mit Bedeutung verbunden ist, ob und inwiefern sie ein Zeichensystem darstellt, ist immer wieder kontrovers diskutiert worden. Am plausibelsten kann man das, was die Bedeutung musikalischer Formen ausmacht, ihre Gestische Form nennen, wie in Bierwisch (1979) erläutert. Gemeint sind damit die Gestalten emotionaler und physischer Abläufe und die dabei entstehenden Beziehungen – Motive, Rhythmen, Wiederholungen, Kontraste, Modifikationen etc. Aber wie auch immer man Bedeutung in der Musik zu bestimmen versucht, sie beruht auf der Analogie zwischen musikalischer Form und musikalischem Sinn. Musik ist ikonisch, nicht symbolisch: Rasche formale Abläufe sind lebhaften Gesten zugeordnet, niedrige Grundfrequenz entspricht dunkler Stimmungslage, um simple Andeutungen zu machen. Exemplarisch deutlich wird der ikonische, nicht-propositionale Charakter der Musik durch die Tatsache, dass Negieren in der Musik ausgeschlossen ist. Man kann sich keine musikalische Figur vorstellen, die wie das Präfix *un* in *unklug* oder das Wort *nicht* in *es regnet nicht* ein musikalisches Thema verneint, einen Verlauf negiert.

Zweitens kann eben darum über Musik zwar gesprochen, ihre Form mit großer Präzision beschrieben werden, aber sie ist nicht verbalisierbar, ihre Be-

⁸ Dabei darf im Fall gesungener Sprache nicht die Semantik des Textes (wie es oft geschieht) als Bedeutung der Musik missverstanden werden. Die rhetorische Frage *Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?* ist gerade nicht die Bedeutung des Beginns von Schuberts Lied *Der Erlkönig*, sondern ausschließlich von Goethes Ballade.

deutung ist nicht sprachlich zu realisieren. Der Sinn dessen, was sich in einer Mozart-Symphonie oder einem Jazz-Chorus abspielt, ist gerade nicht in Sprache zu fassen. Und in einem Bach-Choral artikuliert die Musik die Struktur einer Haltung, die dem Text zwar genuin zugeordnet ist, aber eben nicht als begriffliche Repräsentation, sondern als eigener Verlauf. Das sogenannte Parodie-Verfahren – gleiche Komposition bei verschiedenem Text – wäre sonst nicht möglich.

Drittens aber heißt das natürlich nicht, dass musikalische Gestalten und ihr Sinn nicht zum mentalen Bereich menschlichen Verhaltens gehören. Musikalische Abläufe folgen keinem begrifflichen Kalkül, aber sie bilden einen Bereich intensiver mentaler Prozesse. Die Stimmigkeit in Bachs Kunst der Fuge, die Architektur von Beethovens Opus 132 oder die Tragik in Mahlers 6. Symphonie sind keine propositionalen Strukturen. Dass sie zu den ganz großen Hervorbringern der europäischen Geistesgeschichte gehören, ist kaum strittig.

6.3 Über die Art der Grenze

Die angeführten Beispiele – Gesichter als ein spezieller Bereich des Visuellen, Musik als Gestaltung von Gesten und Emotionen – sind exemplarisch, aber keineswegs vollständig, sondern durch viele Erfahrungsbereiche zu ergänzen. Sie führen zu einer prinzipiellen Folgerung:

Es gibt „außerhalb“ des sprachlich Ausdrückbaren oder „hinter“ dem Vorhang der Sprache mentale Strukturen, Repräsentationen und Prozesse, die aus der menschlichen Erfahrungswelt nicht ausgeschlossen werden können. Niemand wird bestreiten, dass Gesichter, ihre Identität und ihr Minenspiel, oder Musik mit ihren Gesten, Emotionen und Haltungen, oder die diffizilen manuellen Fertigkeiten eines Goldschmieds zur ganz normalen, jeweiligen Welterfahrung gehören. Unter diesem Gesichtspunkt können die Grenzen meiner Sprache also nicht die Grenzen meiner Welt sein. Die Erwartung Becketts mit Blick auf das, was „hinter“ dem Vorhang der Sprache erscheint, greift also *nicht* ins Leere.

Vielmehr zieht die Sprache inmitten der Gesamtheit von Erfahrungsmöglichkeiten, die das In-der-Welt-sein ausmachen, eine Grenze. Sie trennt den propositionalen Bereich, der geschaffen wird durch Gedanken, die begrifflich strukturiert sind und wahr oder falsch sein können, die behauptet oder bestritten werden, von dem, was dazu notwendig komplementär ist. Der propositionale Bereich umfasst die Gedanken, auf die sich das oben formulierte Expressibilitätsprinzip (17) bezieht. Von diesem Bereich, der auf Begriff und Urteil beruht, ist das, was nicht gesagt werden kann, sondern durch Anschauung, Einstellung und Empfindung geprägt wird, wesentlich verschieden. Eine prägnante Formulierung für diese wechselweise Ausschließung findet sich bei Wittgenstein:

(21) Was gezeigt werden *kann*, *kann* nicht gesagt werden.

Diese These 4.1212 im Tractatus bezieht sich zwar eigentlich auf einen anderen Aspekt sprachlicher Zeichen⁹, sie trifft aber auch auf die hier zu klärende Unterscheidung zu. Sie besagt dann, dass in dem, was man sagen, also sprachlich ausdrücken kann, das nicht vorkommen kann, was sich nur durch Ähnlichkeit erfassen, also nur zeigen lässt.

Die Grenze, die damit erkennbar wird, ist von merkwürdiger Art. Sie trennt nicht Bereiche gleicher Art, etwa ein Grundstück vom Nachbargrundstück, sondern Weltaspekte, die ohnehin separat sind und gar nicht wirklich eine gemeinsame Grenze haben, so wie das Format ein Gemäldes und sein Preis nicht aneinandergrenzen, selbst wenn sie im Kunsthandel miteinander zusammenhängen.

In diesem Sinn ist die Welt, die durch die Sprache repräsentiert werden kann, abgeschlossen und lückenlos. Nichts, worüber man reden kann, liegt außerhalb.

Zu fragen ist nun allerdings, ob mit dieser Komplementarität von Sagen und Zeigen und der Begrenzung der Sprache auf die propositionale Form des Denkens die These von der Vollständigkeit der Sprache nicht hinfällig wird. Schließlich sollten die betrachteten Beispiele deutlich gemacht haben, dass das, was man sagen kann, nicht alles ist, was einem durch den Sinn geht. Die Frage ist dennoch zu verneinen, und das ist sprachlich zu begründen.

7. Der Horizont der Sprache

Einerseits zieht die Sprache durch die Repräsentation propositionaler Strukturen eine Grenze, und zwar nicht am Rande und als Abschluss, sondern mitten innerhalb der mentalen Strukturen und Prozesse. Das gilt übrigens nicht nur hinsichtlich der Bereiche, die – wie Musik, Pantomime, Malerei und vieles mehr – ohnehin außerhalb der Sprache liegen. Es betrifft auch die sprachlichen Äußerungen selbst in Bezug auf das, was der unabdingbaren Abstraktheit der Sprache anheimfällt: Wir erkennen die Sprecherin eines Satzes an der Stimme, obgleich ihr Timbre nichts mit dem begrifflichen Gehalt ihrer Äußerung zu tun hat, und wir nehmen wahr, welche Motive einen Brief veranlasst haben können oder welche Stimmung einen berichteten Vorfall begleitet hat, obwohl sie gar nicht erwähnt werden. Die Sprache hebt kognitive, sensorische und emotionale Strukturen und Prozesse nicht auf, lässt sie nicht verschwinden, auch wenn sie unreflektiert und außerhalb der Bewusstheit bleiben. Vor- und außersprachliche Prozesse hören mit der Verbalisierung nicht auf, sie wirken – durch die Sprache womöglich verstärkt –

⁹ Wittgenstein fasst einen Satz als Bild einer Sachlage auf und sagt daher „Der Satz *zeigt*, wie es sich verhält, *wenn* er wahr ist. Und er *sagt*, *dass* es sich so verhält.“ (Tractatus 4.022) Das auf struktureller Entsprechung beruhende Zeigen ist dabei auf eine abstrakte Art der Analogie gegründet, die hier nicht weiter zu erörtern ist. Jedenfalls aber meint Sagen die sprachliche Feststellung (oder Verneinung) eines Sachverhalts, und eine solche Feststellung ist in der Terminologie der Logik eine Proposition.

weiter. Meine „Welt“ endet nicht an den Grenzen meiner Sprache, wie weit oder eng sie auch gefasst werden. Und hinter der Sprache lauert nicht nichts. Eher schon müsste man sagen, dass die Sprache durch die Negation erst die Möglichkeit schafft, dem „Nicht“ eine Form zu geben. Kurz, die Erfahrungswelt ist voll von Gegebenheiten, in denen durch die Sprache Grenzen entstehen, die zugleich das bestimmen, was außerhalb des sprachlich Ausdrückbaren liegt.

Andererseits bleibt uneingeschränkt gültig, dass die Sprache als kombinatorisches Symbolsystem nicht auf vorgezeichnete Domänen beschränkt ist, sondern Zugriff zu allen – auch den außerhalb der Sprache bleibenden – Bereichen hat. Zwar kann man Gesichter oder Musik nicht verbalisieren, aber beschreiben, analysieren, also über sie sprechen kann man durchaus, und zwar, wie überall, mit beliebiger Präzision und Detailliertheit. Besonders deutlich wird das für die Musik durch die (ihrerseits abstraktive) Erfindung der Notenschrift, die fast alle Aspekte der Struktur begrifflich fassbar macht. Tatsächlich ist kein Bereich, der zu unseren Erfahrungen und Verhaltensmöglichkeiten gehört, der Sprache versperrt.

Allerdings, so könnte man einwenden, wenn über Musik reden gerade nicht das gleiche ist wie Musik machen oder hören, wenn ein Gesicht beschreiben etwas entschieden anderes ist als es wiedererkennen, und wenn all das mentale Vorgänge sind, wie kann dann die Sprache vollständig sein?

Man kann die gleichwohl uneingeschränkte Vollständigkeit der Sprache durch ein nicht ganz legitimes Gleichnis verständlich zu machen versuchen: Die räumliche Welt wäre in ihrer Räumlichkeit nicht weniger vollständig, wenn sie keine Farbe hätte, und auch ihre räumliche Beschreibung wäre nicht lückenhaft, wenn in ihr keine Farbwörter vorkämen, obwohl es genau die Gegenstände der räumlichen Welt sind, die Farben aufweisen können. Dass eine schwarz-weiße Welt anders, aber nicht unvollständiger ist als eine farbige, zeigen Photographie und Film: Ein Farbfilm hat Möglichkeiten, die ohne Farbe nicht gegeben sind. Er zeigt mehr, aber er ist nicht vollständiger als der schwarz-weiße. Das Schwarz-Weiß-Photo hat keine Lücke, die durch die Farbe zu füllen wäre. Viele Cineasten sind überzeugt, dass die Abstraktheit des Schwarz-Weiß-Films eine Qualität erlaubt, die im Farbfilm verloren geht.

Was das Gleichnis nicht enthält, ist dies: Die Vollständigkeit der Sprache erlaubt nicht nur, *über* die mentalen Prozesse zu sprechen, auch dann, wenn sie sich nicht sprachlich realisieren lassen, sondern sie ermöglicht auch noch die sprachliche Formulierung dieses Befundes. Mit anderen Worten, die Bedingungen dafür, dass die Sprache etwas nicht ausdrücken kann, sind in der Sprache selbst ausdrückbar. Dies macht die eigentliche, uneinholbare Sonderstellung der natürlichen Sprache aus.

Hier müssen zwei ganz unterschiedliche Aspekte angefügt werden, die für diese Sonderstellung konstitutiv sind.

7.1 Metaphorik

Der erste Aspekt ist die Möglichkeit der Metaphorik, der Verwendung sprachlicher Ausdrücke in übertragener Bedeutung. Solche Übertragungen sind allgegenwärtig und sehr verschiedenartig. Wenn man von einem Roman sagt, er sei *tief* oder *flach*, dann kommt die eigentliche, räumliche Bedeutung der Adjektive nicht in Betracht, aber wie von selbst wird dem Roman als geistigem Gebilde eine Gestalt zugeordnet, die in Analogie zu den Eigenschaften des Raumes strukturiert ist. Oder: wenn ein Argument *zusammenbricht*, weil seine Voraussetzungen *wackelig* sind, dann werden Gedanken mit (technischen) Konstruktionen verglichen. Etwas angestrenzter sind martialische Vergleiche wie *Rohrkriecher* oder *ein Schuss, der nach hinten losgeht* für eine Wirkung gegen die eigentliche Absicht. Ein Schritt mehr ist nötig, wenn es heißt, dass jemandem, der Ärger macht, *die rote Karte gezeigt wird*: hier muss zuerst die Aktion des Schiedsrichters im Fußball aufgerufen werden, die dann die Übertragung erlaubt. Die Bedingungen, auf denen die verschiedenen Arten von Metaphern beruhen, können hier nicht ernsthaft verfolgt werden. Festzuhalten sind aber zwei Punkte.

Erstens sind übertragene, metaphorische Bedeutungen kein Randphänomen, das gelegentlich – als Schmuck oder Merkwürdigkeit – hinzutritt, sondern eine ganz und gar zentrale Erscheinung. Sie sind nicht nur außerordentlich häufig (tatsächlich würde von den meisten Texten – wie auch vom vorliegenden – ein kaum verständlicher Flickenteppich bleiben, wenn man alle Fälle übertragener Bedeutung entfernte), sie sind vor allem ein wesentliches Mittel für die tatsächliche Realisierung der Vollständigkeit natürlicher Sprachen. Der begriffliche Zugang zu beliebigen Bereichen geschieht unvermeidlich mit Hilfe der Möglichkeit, neue Sachverhalte, Zusammenhänge und Unterscheidungen mit Rückgriff auf andern Orts bereits Verbalisiertes zu erfassen – also durch Vergleich, Analogie, Bedeutungsübertragung. Jedenfalls aber machen Metaphern durch bereits ausgedrückte Sachverhalte neue, mit direkten Laut-Bedeutungs-Bezügen (noch) nicht erfasste Situationen sprachlich zugänglich. Das gilt für die Formulierung theoretischer Überlegungen – zum Beispiel im Rahmen der allgemeinen Relativitätstheorie, wie im Beispiel (22) (a) – und ebenso für poetische Visionen wie Hölderlins Zeilen in (22) (b), die den Vergleich selbst noch verbalisieren:

- (22) (a) Der ursprünglich flache Raum wird dadurch im Ursprung „aufgestochen“ und aus der ersten Ebene „herausgestülpt“ zu einer zweiten Ebene
 (b) Die Linien des Lebens sind verschieden,
 Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen.

Dabei bleiben grundsätzlich die erörterten Grenzen der Sprache bestehen: Gesagt werden kann nur das propositional Begriffliche, das in symbolischer Repräsentation fixiert wird. Mehr noch: Metaphern werden überhaupt erst durch symbolische Zeichen möglich. Bei indexikalischer Situationsgebundenheit oder

strikt ikonischer Analogie ist keine Metaphorik möglich. Die Verfügung über analogiegeprägte und symbolische Beziehungen ist die Basis für Metaphern.

Es ist eine interessante Frage, ob auf diese Weise Veränderungen an den Grenzen „meiner Welt“ passieren können. Lassen Vergleiche möglicherweise einen nicht verbalisierten Mehrwert entstehen, der zum Beispiel das vierdimensionale Raum-Zeit-Kontinuum oder den Sinn des Lebens in die propositional erfasste Welt einbezieht?

Die Antwort auf diese Frage ist zu relativieren durch den zweiten Punkt, der zum Stellenwert der Metaphern anzumerken ist: Es gibt gar keine eindeutige Grenze zwischen der wörtlichen Bedeutung und ihrer metaphorischen Erweiterung. Wo etwa zwischen einem *blühenden Baum*, einer *blühenden Landschaft*, einer *blühenden Industrie* und *blühendem Unsinn* der Übergang zur Metapher liegt, ist Ermessenssache. Tatsächlich ist jedes etymologische Wörterbuch ein Kosmos erstarrter Metaphern. Konkret heißt das zum Beispiel, dass das Verhältnis zwischen konkret-räumlicher und abstrakt-metaphorischer Bedeutung von *tief* in Fällen wie *tiefer See* gegenüber *tiefen Gedanken* auf der Hand liegt, mit nicht ganz leichter Einordnung von *tiefer Ton*. Aber die Wortgeschichte führt *tief* zurück auf eine Wurzel **dheup* für ‚tief, hohl‘, die auch mit Tal, Schlucht, zusammenhängt und die die verschiedenen Aspekte des Wortes anschaulich zu bündeln scheint. Vermutlich sind die Wortbedeutungen im Prinzip oft viel offener, also abstrakter, als die einzelnen Verwendungen es erscheinen lassen. Wörter wie *tief*, *flach*, *groß* und *klein* sind ganz allgemeine Dimensionszumessungen, die nur in der handgreiflichsten Form aufs Räumliche eingegrenzt werden.

Für die Art, in der Sachverhalte mit Hilfe von Wörtern versprachlicht werden, hat das eine elementare Konsequenz. Die Symbolbeziehung zwischen Signalen und Sachverhalten wird nicht einfach durch syntaktisch verknüpfte Wörter erzeugt, sondern bezieht sich auf die semantischen Repräsentationen als Ganzes. Anders gesagt, die Wörter führen zur Kristallisation von semantischen Repräsentationen, innerhalb deren sie ihren jeweils passenden Sinn annehmen, so dass *Film* in jedem der Beispiele in (23) (a) bis (d) etwas anderes und in (e) mehreres alternativ oder zugleich sein kann.

- (23) (a) Der Film liegt im Regal
 (b) Der Film ist so langweilig wie das Buch
 (c) Der Film wird in Farbe gedreht
 (d) Johanna geht zum Film
 (e) Der Film ist schon verkauft

Formal geht es dabei um das Problem der Kompositionalität, das heißt, um die Regeln und Prinzipien, nach denen die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks aus den Bedeutungen seiner Teile und ihrer Verknüpfung entsteht. Die Basis, die diese Kombinatorik in den Grundsymbolen verankert, muss offenbar entsprechend flexibel sein und Variationen zulassen, die Bedeutungsübertragung bereits im Ansatz möglich machen.

Dennoch führt das natürlich nicht zu reiner Beliebigkeit, wie sie Lewis Carrolls Humpty Dumpty in „Through the Looking Glass“ beansprucht, für den ein Wort genau die Bedeutung hat, die er jeweils beschließt. Dagegen steht schon die Invarianz, ohne die ein Zeichensystem nicht möglich wäre, und die durch Gedächtnis und Sprachverstehen garantiert ist.

7.2 Konventionalität und Konsozium

Diese Invarianz hängt direkt zusammen mit dem zweiten Aspekt, der hier zu vermerken ist. Symbole existieren als (zumeist implizite) Übereinkunft in der jeweiligen Population. Sie verknüpfen die Signale in einer hinreichend stabilen Grundzuordnung mit dem, was man die wörtliche Bedeutung nennen könnte. Ohne robuste Wiederholbarkeit können sich keine Konventionen konstituieren, und Wiederholbarkeit verlangt für alle Varianz einen stabilen Kern.

Der Bezug auf das Konsozium, die soziale Gruppe, die die Übereinkunft trägt und bekräftigt, ist in der Sprache konstitutiv enthalten und vermutlich in der biologischen Basis der Sprachfähigkeit genetisch verankert. Aber die Sprache baut nicht nur auf dem Konsozium auf, sie verändert es zugleich fundamental. Die Möglichkeit der sprachlichen Repräsentation propositionaler Strukturen mit allen Konsequenzen formt nicht nur die Welt des jeweils einzelnen und synchronisiert sie in der durch das Konsozium mitgeprägten Weise. Sie macht diese Prägung auch intersubjektiv greifbar und beeinflussbar. Alle Beziehungen, auch die, die nicht durch die Sprache entstehen, sondern deren Voraussetzung bilden, werden dadurch verändert, viele werden auf der Basis sprachlicher Vermittlung neu geschaffen.

Dem sprachlichen Einfluss unterliegt selbstverständlich der gesamte kognitive, propositional strukturierte Bereich. Insbesondere das Verhältnis des Menschen zum anderen und zur Gruppe, die Ansprüche, Erwartungen und Verpflichtungen, die durch Gewohnheiten und Recht bestimmt werden, sind eine Domäne essentiell sprachlicher Artikulation und Einwirkung. Nicht nur, dass Beziehungen zwischen Personen durch sprachliche Handlungen – Versprechen, Beleidigungen, Verträge, Urteile – gestiftet werden. Auch die Bedingungen, unter denen solche Handlungen möglich sind, gelten und zustande kommen, werden sprachlich geschaffen, bis hin zur Gesetzgebung, Rechtsprechung und ihrer Kommentierung.

Sprachlich erzeugt und organisiert wird aber natürlich auch das Verhältnis zu allen Bereichen der außermenschlichen Natur, also alles das, was gegenständliches, operationales und theoretisches Wissen ausmacht. Die These, dass die Sprache unabdingbar ist als Medium und Gestalt dieses Erkenntnisprozesses, ist fast trivial, aber nur fast. Denn sie rührt an die Frage, ob und wie das, was den Horizont des Wissens verändert, das innovative Moment der Einsicht, durch die Sprache erzeugt und geprägt wird oder ihr vorausgeht.

Und schließlich gilt, dass auch alles das, was nicht gesagt werden kann, was der sprachlichen Repräsentation sich aus den erörterten Gründen entzieht,

nichtsdestoweniger in einem Rahmen geschieht, der durch die Sprache erzeugt, gemodelt und gestaltet ist – von den Modalitäten der Wahrnehmung über die komplexen Domänen der Künste bis zu den immer mitspielenden oder antreibenden Formen der Affekte und Emotionen.

Die Ausschöpfung und Ausgestaltung dieser Möglichkeiten ist graduell, sie bildet den Inhalt kulturell-historischer Prozesse. Aber dass mit der Sprachfähigkeit diese Möglichkeiten in die Welt kommen, schafft für das Individuum und die Spezies nach innen und außen, in Bezug auf das Selbst wie die gesamte natürliche und die soziale Umwelt einen neuen Aggregatzustand der Denk- und Verhaltensformen.

Eine im Rahmen dieses historischen Prozesses gewachsene neue Modalität der Sprache selbst ist die schriftliche Fixierung von Äußerungen. Durch die Schrift entsteht die mögliche Permanenz des Signals und damit die Verfügung über ein äußeres Gedächtnis mit Konsequenzen, die hier nicht mehr zu verfolgen sind.

8. Epilog: Die Aufhebung der Aspekte im Gedicht

Auf besondere Weise werden die grundlegenden wie auch die dadurch mitgetragenen sekundären Wirkungen der Sprache in der freien Gestaltung sprachlicher Gebilde selbst wirksam. Ein ebenso schlichtes wie kunstvolles Beispiel ist das Wiegenlied von Clemens Brentano.

Singet leise, leise, leise,
Singt ein flüsternd Wiegenlied,
Von dem Monde lernt die Weise,
Der so still am Himmel zieht.

Singt ein Lied so süß gelinde,
Wie die Quellen auf den Kieseln,
Wie die Bienen um die Linde
Summen, murmeln, flüstern, rieseln.

Die in Wahrheit artistische Kunst des Intellektuellen, der Brentano war, geht hier unbemerkt und wie selbstverständlich auf in der Natürlichkeit, die aus seiner Sammlung von Volksliedern in „Des Knaben Wunderhorn“ zu stammen scheint.

Einige Hinweise sollen die Aspekte verdeutlichen, die in diesen acht Zeilen ineinander greifen.

Das scheinbare Mitteilungsgerüst des Gedichts sind drei Imperativsätze:

- (24) (a) Singet leise ein Wiegenlied
(b) Von dem Monde lernt die Weise
(c) Singt ein Lied wie die Quellen auf den Kieseln, wie die Bienen um die Linde

Sieht man ab von den Ausgestaltungen, den Wiederholungen und Modalitäten, dann fließen die erste und dritte Aufforderung ineinander und nehmen

die zweite als Hinweis auf die Herkunft des Liedes mit. Das ist so simpel wie die Suspendierung der Aufforderung offenkundig scheint: das Imperativische ist sozusagen aufgehoben, gar nicht gemeint, es geht eigentlich nur um die Art, in der die Aufforderungen vorgetragen werden, – flüsternd, leise, summend. Das wird durch verschiedene Dinge erreicht.

Da sind zunächst eine Reihe zusätzlicher Regularitäten in der Lautstruktur, die die primäre Organisation der Phonetischen Form mit Eigenschaften anreichern, die von der reinen Symbolfunktion, also der sprachlich bedingten Zuordnung von Laut und Bedeutung, gar nicht verlangt sind.

Die Silbenfolge und damit das Akzentmuster realisiert das, was in der Terminologie der Metrik trochäische Vierheber sind:

(25) Prosodie/Metrum: Trochäische Vierheber

— U — U — U — U	— U — U — U — U
— U — U — U —	— U — U — U — U
— U — U — U — U	— U — U — U — U
— U — U — U —	— U — U — U — U

Dieses Schema wird weit weniger rigide befolgt, als es diese traditionelle Notation andeutet. Bei genauerer Berücksichtigung der Akzentverhältnisse wird – mit Ausnahme der letzten Zeile – jeweils die erste Hebung eines Verses reduziert, so dass erst die dritte Silbe eine volle Hebung ist, wodurch ein bei aller Regelmäßigkeit schwebender Rhythmus entsteht.

Während das Metrum auf der suprasegmentalen Struktur aufbaut, bezieht sich das Reimschema auf die segmentale Struktur der Lautform und prägt der Silbengestalt eine weitere Zusatz-Beziehung auf, die zugleich die Vers- und Strophengliederung erzeugt oder bekräftigt:

(25) Segmentale Struktur: Reimschema

a – b – a – b	leise – lied – weise – zieht
c – d – c – d	linde – kieseln – linde – rieseln

Ebenfalls auf die segmentale Struktur bezieht sich ein Moment ganz anderer Art, das man einen phonologischen Filter nennen könnte. Er bringt Segmente nicht in zusätzliche Beziehungen, sondern bedingt den Verzicht auf bestimmte Lautmerkmale zugunsten anderer. Dem Gestus dieses Gedichts entsprechen in der Lautstruktur Silben mit Liquiden, Nasalen, stimmhaften Konsonanten. Die an der distinktiven Funktion normalerweise kräftig beteiligten stimmlosen Verschluss- und Reibelaute würden sich nicht in den ruhigen Fluss der Silbenfolge einfügen – sie werden, so weit das möglich ist, in auffälliger Weise vermieden:

(26) Filter für stimmlose Obstruenten

Außer /k/ in *Quelle*, *Kiesel*, wird nur /t/ als stimmloser Verschluss zugelassen

Es dominieren Nasale /n, m, ng/ und Liquide /l, r/

Die bisher genannten Punkte betreffen allein die Lautstruktur, der sie unabhängig von der Bedeutung Eigenschaften geben, die den Gestus des Gedichts dadurch bekräftigen, dass die Lautform, wie häufig in der Versdichtung, hier aber besonders deutlich, quasi musikalische Züge annimmt.

Dieses Moment wird nun auch da aufgenommen, wo es eindeutig um Beziehung zwischen Laut und Bedeutung geht. Dabei kommen sowohl symbolische wie ikonische Formen der Codierung ins Spiel. Leicht erkennbar ist der intendierte Effekt in lexikalischen Einheiten, deren Lautform hörbar macht, was sie bedeuten:

- (27) Ikonische lexikalische Einheiten
 summen, murmeln, flüstern, rieseln
 (flüsternd, gelinde)

In Klammern sind Wörter genannt, die nur bedingt, aber im hiesigen Kontext sehr wohl synästhetische Entsprechungen herstellen: *flüsternd* kann hier durchaus als Form des Flüsterns realisiert werden, und *gelinde* ist zumindest phonetisch das, was es sagt, ein sanfter Vorgang.

Die Onomatopoetika sind aber nur ein besonders ausgeprägter Aspekt der Wortauswahl und der damit zusammenhängenden Semantik. Auffällig ist, dass unter den 25 Lexemen, die das Gedicht außer 17 „Funktionswörtern“ wie *ein*, *von*, *dem*, *so* enthält, allein vier Wortwiederholungen vorkommen, (*leise* und *sing(e)t* je drei, *flüstern(d)* und (*Wiegen*) *Lied* je zwei Mal), bekräftigt durch direkt „benachbarte“ Einheiten wie *summen*, *murmeln*. Auf der Wortebene wirkt damit ganz ähnlich wie auf der Segmentebene ein Filter, der bestimmte Elemente bevorzugt und damit andere ausschließt.

(28) Lexikalische Filterung	
Wiederholungen	Sinnverwandte Einheiten
singet, singt, singt	summen, murmeln
flüsternd, flüstern	
leise, leise, leise	still, gelinde
Wiegenlied, Lied	Weise

An der damit angeschlagenen Tonart nimmt auch der grammatische Aspekt der Kombinatorik teil. Einen analogieartigen Effekt haben, ganz unabhängig vom ikonischen Charakter der Wörter, die fast musikalisch konzipierten Wort-Reihungen, die nur noch lose grammatisch fundiert sind:

- (29) Synästhesiebasierte Konstruktionen:
 Singet leise, leise, leise
 summen, murmeln, flüstern, rieseln

Dabei ist die Syntax des Gedichtes insgesamt keineswegs simpel, sondern ergibt eine kunstvolle Balance von Neben- und Unterordnung. Auf die Parallelität der beiden ersten Zeilen folgt eine Konstruktion, die einen ausgeklammerten Relativsatz in der Schwebe zwischen Selbständigkeit und Unterord-

nung hält. Vor allem aber die Vergleichssätze des zweiten Quartetts – *wie die Quelle, wie die Bienen* – sind ein Musterstück offen gehaltener Syntax. Denn die Verben der letzten Zeile, die die beiden Vergleichssätze abzuschließen scheinen, verletzen zwar keineswegs merkbar die Grammatik, sie kommen vielmehr als scheinbar locker koordinierte Prädikate daher, aber eigentlich sind sie keinem Subjekt wirklich zugeordnet. Der Syntax entsprechend scheint *summen* reguläres Prädikat zu *die Bienen* zu sein, für die folgenden Verben ist das aber semantisch kaum möglich: *murmeln* und *rieseln* gehören inhaltlich zu den *Quellen auf den Kiesel*n, und für *flüstern* bleibt das Subjekt in Wirklichkeit ganz unbestimmt. Am Ende entzieht sich auch der Vergleich *singt ein Lied wie die Bienen um die Linde summen* der grammatischen Eindeutigkeit.

(30) Offene Syntax

Singt ein Wiegenlied

Lernt die Weise vom Mond (der so still am Himmel zieht)

Singt ein Lied ---

wie die Quellen auf den Kieseln --- murmeln --- rieseln

wie die Bienen um die Linde summen

--- flüstern

Damit ist keine verdeckte grammatische Struktur angedeutet, sondern der sich über die Grammatik hinwegsetzende Zusammenhang. Die tatsächliche Syntax wird damit auf ihre Art schwebend wie in der Lautstruktur das Metrum.

In der schwebenden Abfolge verbirgt sich überdies ein Zusammenhang anderer Art, der mitspielt, auch wenn man sich seiner nicht bewusst wird. Die Verben haben ja nicht nur eine grammatische Form und eine mit dem Sinn synästhetisch verbundene Lautstruktur, sie haben auch eine reguläre Bedeutung. Die Distinktionen, die durch diese Bedeutung gemacht werden, fügen sich zusammen zu einer Kadenz, die das Singen schrittweise zurücknimmt bis zum reinen Naturlaut.¹⁰

(31) summen,	murmeln,	flüstern,	rieseln.
Stimme ohne	Stimme ohne	Reden ohne	keine Stimme
Wort	Deutlichkeit	Stimme	kein Wort

Als sprachliches Gebilde baut das Gedicht natürlich auf einem propositionalen Gehalt auf. Der wird weitgehend durch die lexikalischen Einheiten geformt und ist formal um zwei Hauptpropositionen gruppiert – *ein Wiegenlied singen, die Weise vom Mond lernen* – die durch drei Sachverhalte näher bestimmt werden: *der Mond zieht still am Himmel, die Quellen murmeln auf den*

¹⁰ Die Bedeutung dieser Kadenz hat mir John Robert Ross bewusst gemacht.

Kieseln, die Bienen summen um die Linde. Provisorisch und ohne die logische Struktur dieses Komplexes ernsthaft darzustellen (was durchaus möglich, aber ziemlich umständlich wäre), ist das in (32) angedeutet.

(32) Propositionaler Gehalt

LEISE / FLÜSTERND EIN WIEGENLIED SINGEN
 DIE WEISE VOM MOND LERNEN
 DER MOND ZIEHT STILL AM HIMMEL
 GELINDE EIN LIED SINGEN
 WIE DIE QUELLEN AUF DEN KIESELN MURMELN / RIESELN
 WIE DIE BIENEN UM DIE LINDE SUMMEN

Was diese Struktur nicht wirklich zeigt und was auch ihre strenge Ausformulierung nicht kenntlich machen könnte, ist die Art, in der der offensichtliche, intuitive Sinn des Ganzen zustande kommt. Eine wesentliche Rolle spielen dabei natürlich Vergleiche und Metaphern, die erst den gemeinten Zusammenhang herstellen. Nahe an der direkten Bedeutung sind noch die als Vergleiche formulierten Modalbestimmungen – *ein Lied singen, wie die Quellen murmeln, wie die Bienen summen* –, eindeutig metaphorisch ist dagegen die Melodie des still am Himmel ziehenden Mondes. Ob *ein flüsternd Lied* eine metaphorische Verbindung ist – ein Lied kann man singen, aber eigentlich gerade nicht flüstern – kann offen bleiben. Eine Art synästhetischer Übertragung steckt in *süß gelinde* als Modalität des Singens, und die letzte Zeile lässt schließlich das Ausklingen des Gedichtes so geschehen, wie sie es beschreibt.

(33) Überlagerungen der wörtlichen Bedeutung:

(a) Metaphern:

die Weise des still am Himmel ziehenden Mondes lernen
 ein flüsternd Lied singen

(b) Vergleiche:

ein Lied singen wie
 die Quellen auf den Kieseln murmeln
 die Bienen um die Linde summen

(c) Synästhesie – vgl. auch (29):

süß gelinde singen

Das Gedicht bemüht keine angestregten Bilder, sondern nutzt ganz zwanglose Verschiebungen und natürliche Analogien, die sich wie von selbst einstellen, um die primäre Semantik auszuweiten oder anzureichern. Die im Prinzip arbiträre Laut-Bedeutungs-Entsprechung der Sprache wird mit ikonischen und semantischen Mitteln zusätzlich motiviert oder überlagert.

Eine zentrale Rolle spielt dabei das Wort *Lied*, das nicht nur das Thema des Ganzen angibt, sondern vor allem auch das Gedicht, in dem es enthalten ist, selbst meint. Die Bedeutung des Wortes Lied, „vertontes Gedicht“, fügt zwei Komponenten, nämlich Text und Musik, in ihrer unmittelbarsten Form zu-

sammen. Dass dabei eine der Bedingungen die sprachliche Gestalt ist¹¹, macht *Lied* zu einem metasprachlichen Element wie *Wort*, *Satz* oder *Vers*, und es ist offensichtlich, dass dafür gerade das vorliegende Gedicht selbst ein exemplarisches Beispiel ist. Mehr noch: Brentanos Gedicht verweist durch seine eigene Gestalt auch auf die musikalische Komponente im Konzept *Lied*, es realisiert selbst so viel Musik, wie es einem Text überhaupt möglich ist. Das Gedicht exemplifiziert zugleich so vollständig wie möglich das, wovon es spricht. Es ist *de facto* so etwas wie eine Erklärung durch Aufweis für das Wort *Lied*.

Das heißt aber zugleich, dass das Gedicht als Ganzes in sehr spezieller Weise metasprachlich ist. Denn es geht in diesem Gedicht nicht einfach um ein Gedicht – das wäre hinreichend für seine Metasprachlichkeit –, sondern es geht um dieses Gedicht selbst. Technisch gesprochen ist es damit tokenreflexiv, wie es in einfacher Form ein Satz wie (34) illustriert, wenn *dieser Satz* sich auf die Äußerung von (34) bezieht.

(34) Dieser Satz hat mehr als vier Wörter.

Zugleich gilt aber, dass das Gedicht sich gerade nicht wie der Satz (34) konstatierend auf sich selbst bezieht, sondern vielmehr dadurch, dass das, was es (semantisch und metaphorisch) zu verstehen gibt, im Vollzug des Gedichtes eintritt. Das Gedicht *zeigt*, was es *sagt*, und ist damit auf beiden Seiten der von Wittgenstein identifizierten Trennlinie, weil es im Vollzug (nicht zuletzt, durch das, was an ihm musikalisch-liedhaft ist), mit dem Gesagten auch das realisiert, worüber es spricht, ohne es sagen zu können. So kommt die ganz reale metasprachliche Beziehung nicht konstatierend durch Reflexion zustande wie in (34), sondern durch den Vollzug, in dem man gewahr wird, dass der Text von eben diesen Vollzug handelt.

Diese scheinbar komplizierte Beziehung wird auf ebenso überraschende wie einfache Weise bewirkt durch den Sprechakt-Charakter des Gedichts, grammatisch realisiert im Imperativ, der in (24) bereits als das Gerüst des Ganzen identifiziert wurde. Sprechakte sind Handlungen, die durch sprachliche Äußerungen vollzogen werden und dadurch das bewirken, was ihren semantischen Gehalt ausmacht. (35) illustriert das durch verschiedene Formen der Aufforderung:

- (35) (a) Singt leise!
- (b) Leise singen!
- (c) Ihr sollt leise singen!
- (d) Es wird gebeten, leise zu singen
- (e) Hiermit fordere ich euch auf, leise zu singen.

¹¹ Dass Schumann seine berühmten „Lieder ohne Worte“ schreiben konnte, widerspricht dem nicht, sondern wird erst als Lizenz gegenüber dem „normalen Lied mit Worten“ sinnvoll. Die genauere Formulierung der Merkmale, die Wörter zum Lied machen, ist keine Trivialität, kann man hier aber mit Blick auf das hinreichend deutliche intuitive Verständnis auf sich beruhen lassen.

Gemeinsam ist diesen Ausdrücken, dass durch ihre Äußerung die Angesprochenen aufgefordert sind, leise zu singen. Dass sie das anschließend tun (oder auch nicht), gehört nicht mehr zur Aufforderung, sondern macht ihre Befolgung (oder deren Verweigerung) aus. (35) (d) und besonders (e) ist eine besondere Form der Aufforderung, die Austin (1962) „explizit performativ“ genannt hat. Durch die sogenannte performative Formel *hiermit fordere ich euch auf* wird die Handlung zugleich beschrieben und vollzogen, der Sprechakt ist wie der Satz (34) token-reflexiv – aber mit dem besonderen Zusatz, dass nicht nur etwas konstatiert wird, sondern zugleich etwas passiert.¹² Brentanos Wiegenlied ist unter diesem Gesichtspunkt nicht nur in den einzelnen Momenten – von der Lautgestalt über die Wortauswahl bis zur Syntax – sondern auch als Ganzes, als Sprechakt, tokenreflexiv und führt das aus, was es sagt. Aber auch das ist noch nicht alles. Denn wer das Gedicht liest, spricht (mit dem Autor) eine Aufforderung aus – und befolgt sie dadurch. Denn man kann das Gedicht nicht lesen, ohne zu tun, wozu es auffordert. Es realisiert zugleich eine Aufforderung und ihre Erfüllung.

Das Gedicht ist Sprache als Musik, es kreist in sich selbst und ist dadurch zugleich über sich hinaus.

Literatur

- Austin, John L. (1962): *How to do Things with Words*. London: Oxford University Press.
- Berlin, Brent/Kay, Paul (1969): *Basic Color Terms*. Berkeley: University of California Press.
- Bierwisch, Manfred (1979): Musik und Sprache: Überlegungen zu ihrer Struktur und Funktionsweise. In: *Peters Jahrbuch 1978*, S. 9–102. Leipzig: Edition Peters.
- Carroll, Lewis (1872): *Through the Looking Glass*. Puffin Books.
- Chomsky, Noam (1963): Formal Properties of Grammars. In: Luce, R. D./Bush, R. R./Galanter, E. (eds.): *Handbook of Mathematical Psychology*, Vol. 2., p. 323–418. New York: John Wiley and Sons.
- Heidegger, Martin (1947): *Über den Humanismus*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Herder, Johann Gottfried (1887 ff.) *Sämtliche Werke*, Band V. B. Suphan (Hg.)
- Kaminski, Juliane/Call, Josep/Fischer, Julia (2004): Word Learning is a Domestic Dog: Evidence for „Fast Mapping“. In: *Science*, Vol. 304, S. 1682–3.
- Lerdahl, Fred/Jackendoff, Ray (1983): *A Generative Theory of Tonal Music*. Cambridge, Mass: MIT-Press.
- Miller, George A./Galanter, Eugene/Pribram, Karl. H. (1960): *Plans and the Structure of Behavior*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Peirce, Charles S. (1931 ff.): *Collected Papers*. 8 Vols. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Searle, John R. (1969): *Speech Acts*. Cambridge: University Press.
- Wittgenstein, Ludwig (1922): *Tractatus logico-philosophicus*. London: Routledge & Kegan.
- Wittgenstein, Ludwig (1945): *Philosophische Untersuchungen*. In: *Schriften*, Band 1. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.

¹² Dass das ein gravierender Unterschied ist, zeigt ein Sprechakt wie „Hiermit verurteile ich Sie zu 10 Tagen Haft“, wo durch die beschriebene Handlung ein Rechtstatbestand entsteht.

LUDWIG M. EICHINGER

Podiumsdiskussion: Disziplinarität und Interdisziplinarität in der Sprachwissenschaft

Zur Einführung

Das Tagungsthema „Sprache, Kognition, Kultur“ greift einerseits weit über das hinaus, was man üblicherweise als den Bereich der Sprachwissenschaft bezeichnet. Andererseits sollten die wissenschaftlichen Nachbar- und Randbereiche, die mit den Titelwörtern *Kognition* und *Kultur* angesprochen worden sind, im Hinblick auf ihre Beziehung zur Beschreibung sprachlicher oder zumindest sprachbezogener Phänomene befragt werden. In dieser Konstellation lag es nahe, am Ende noch einmal zu überlegen, was diese Einbettung für das Selbstverständnis der Disziplin Sprachwissenschaft heißen kann, oder andersherum gesehen, ob das Anlass gibt, den Schwerpunkt wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Sprache eher in einem der angesprochenen anderen Bereiche zu sehen, als in dem, was man als Kern der sogenannten modernen Linguistik betrachten kann. Die Diskussion solcher Fragen hat in letzter Zeit auch an wissenschaftspolitischer Aktualität gewonnen, nicht zuletzt durch die Anfang 2006 veröffentlichte Stellungnahme des Wissenschaftsrates zu den Geisteswissenschaften, in der vielleicht nicht einmal so sehr der Sinn interdisziplinären Arbeitens in den Geisteswissenschaften problematisiert als auf die Bedeutung eines disziplinären Fundaments für geisteswissenschaftliche Forschung hingewiesen wird.

Es bot sich zu diesem Zwecke an – und es entspricht der Tradition unserer Jahrestagungen – über diese Fragen nicht nur monologisieren zu lassen, sondern sie der Hoffnung auf Erkenntnisgewinn im Dialog anheimzugeben. Zu diesem Zweck haben wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu einer Gesprächsrunde gebeten, die von Hause aus an unterschiedlichen Positionen des von unserem Thema ausgebreiteten Feldes der Beschäftigung mit sprachlichen Phänomenen und genauer noch des Deutschen beheimatet sind, diese Positionen aber in einer Weise ausfüllen, dass sie prinzipiell als der transdisziplinären Grenzüberschreitung „verdächtig“ gelten können.

Wenn diese Personen und die Positionen, denen man sie zuordnen kann, gleich noch kurz vorgestellt werden, wird man sehen, dass damit im wesentlichen der Bereich Sprache und Kultur abgedeckt wird, die kognitionswissenschaftliche Sicht bleibt jedenfalls eher im Hintergrund. Man kann dafür eine

sachliche Rechtfertigung darin sehen, dass es im Bereich zwischen Kognition und Sprache eher um ergänzende Sichtweisen und ein Verhältnis der gegenseitigen Anregung und Kooperation geht, während die verschiedenen kulturwissenschaftlichen Annäherungen stärker auf eine Verschiebung des Zentrums wissenschaftlicher Sprachbeschreibung zielen.

Die Podiumsrunde bestand – in alphabetischer Reihenfolge – aus Ulla Fix, Jochen Hörisch, Ludwig Jäger und Philipp Sarasin.

Frau Prof. Dr. Ulla Fix ist Professorin am Germanistischen Institut der Universität Leipzig. Wenn man auf die Disziplinarität der Beteiligten Bezug nehmen will, so stellt Frau Fix die Sprachwissenschaftlerin in der Runde, die allerdings in der Vielfalt der Herangehensweisen, die sie vor allem für ihre textlinguistischen und stilistischen Arbeiten nutzt, sich zweifellos methodisch und im Traditionsbezug sprachbezogenen Nachbardisziplinen annähert. Prof. Dr. Jochen Hörisch hat den Lehrstuhl für Neuere deutsche Literatur und qualitative Medienwissenschaft der Universität Mannheim inne und hat daher mit kulturellen und auch, wenn man so will, technischen Entfaltungen des Sprach-Themas in vielerlei Hinsicht Kontakt. Dass das Buch, an dem er derzeit schreibt, den (Arbeits-)Titel „Bedeutsamkeit“ trägt, passt zweifellos zu unserem Thema. Prof. Dr. Ludwig Jäger, Inhaber des traditionsreichen Lehrstuhls für deutsche Philologie an der RWTH Aachen, den Hans Glinz innehatte, ist für den Diskussionszusammenhang nebst manchem anderen dadurch ausgewiesen, dass er der geschäftsführende Direktor des kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs Medien und kulturelle Kommunikation ist. Prof. Dr. Philipp Sarasin kommt von der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich, und seine Nähe zu unserem Podiumsthema lässt sich damit andeuten, dass er intensiv über Foucault gearbeitet hat, und mit dem Titel eines seiner letzten Bücher lässt sich diese Nähe vielleicht sogar benennen: „Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse“.

Um dem Gespräch soviel gemeinsamen Boden zu geben, dass darauf eine sinnvolle wissenschaftliche Diskussion aufbauen kann, hatten wir den Podiumsteilnehmern drei Fragen vorgelegt, die als Rahmen für ihre einleitenden Ausführungen dienen sollten. Die drei Fragen lauteten:

1. Wie definieren Sie (für sich) Kultur?
2. Was sind (in diesem Kontext) Ihre Erkenntnisinteressen?
3. Welche Gründe gibt es, dieses Feld der Kultur der Linguistik zu überlassen bzw. nicht zu überlassen.

Im Folgenden sind die Stellungnahmen der Podiumsteilnehmer abgedruckt. Sie sind im Wesentlichen in der Form belassen worden, in der sie vorgetragen wurden. Den Verfassern ist dafür zu danken, dass sie Texte in dieser vergleichsweise ungeglätteten Form zugänglich gemacht haben, lässt sich so doch deutlicher als bei einer nachträglichen Bearbeitung sehen, wie sehr die disziplinäre Herkunft die Argumentation prägt, und zwar umso stärker, je kon-

kreter die angesprochenen Fragen werden. Allerdings betrifft das schon das in der Diskussion zentrale Konzept von Kultur, dessen Abgrenzung zu Natur (wahlweise auch Biologie) und Technik dann eben auch einen wesentlichen Diskussionsstrang innerhalb eines generell akzeptierten (mehr oder minder) konstruktivistisch gefärbten Rahmens bildete.

Dieser Bericht über das Podium wird durch eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse der sich an die Podiumsstellungen anschließenden Diskussion abgeschlossen, die von Heidrun Kämper verfasst wurde.¹

ULLA FIX:

Ich vertrete einen konstruktivistischen, lebensweltlichen Ansatz, nach dem unter Kultur alles das gefasst wird, was Menschen in einer Gemeinschaft handelnd hervorbringen. Anders gesagt: Kultur ist das von Menschen Gemachte und das gleichzeitig auf sie, die Menschen, Zurückwirkende,² und das heißt, alles das, was die Existenz einer Gemeinschaft ermöglicht. Kultur wird von mir also verstanden als Prozess sozialen Konstruierens.³

Aus diesem überdisziplinären Begriff leite ich meinen sprachlich orientierten ab. Sein Kern ist, dass auch Sprache – ganz im Sinne des „von Menschen Gemachten“ – nichts Starres und nichts unabhängig von uns Existierendes ist. Vielmehr bringen die Mitglieder einer Gemeinschaft ihre Sprache im Gebrauch gemeinsam hervor und verändern sie, immer im Bezug auf ihre Lebenspraxis.⁴

Was ist nun in diesem Falle das „von Menschen Gemachte“? Es sind Angebote von Symbolisierungssystemen, nämlich von Wissens-, Bedeutungs- oder Sinnsystemen, ohne die wir uns nicht verständigen könnten, und es sind Orientierungsmuster, die uns das Handeln ermöglichen bzw. erleichtern, also die Menge von Mustern, Routinen, Formen, Verfahren, die eine Gemein-

¹ Bedauerlicherweise ließ sich die Diskussion (v. a. auch zwischen den Podiumsteilnehmern) wegen eines Defekts der Aufnahmetechnik des Tagungsorts nur zum Teil rekonstruieren, und kann daher nicht dokumentiert werden.

Nach der Öffnung der Diskussion ins Plenum ging es neben den bereits in den Statements angesprochenen Themen und der Fortführung der dort geführten Diskussion kulturalistischer Deutungsmuster in einem naturalistisch-biologischen Umfeld besonders um die Frage des Verhältnisses zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Diskurswelten (Konrad Ehlich, Angelika Redder), um die Frage der Begrenzungen eines konstruktivistischen Ansatzes gegenüber neurobiologischen Erkenntnissen (Beatrice Primus) und der wissenschaftshistorischen Positionierung kulturwissenschaftlicher Modelle (Manfred Bierwisch), letztlich um den Punkt, wieweit eigentlich das linguistische Interessenspektrum und Problembewusstsein v. a. durch die neurophysiologischen Erkenntnisse zur Sprachverarbeitung erweitert werde (Gisela Zifonun, Manfred Bierwisch).

² Assmann (2000, S. 21): „[...] das, was Menschen sind und sein können.“

³ Antos/Pogner (2003, S. 396) sprechen von Kultur als Prozess sozialer Konstruktion.

⁴ Nach Bausinger (1980, S. 59 f.) ist „Kultur / ... / nicht nur eine Vorgegebenheit, sondern auch das Ergebnis von gesellschaftlichen Akten eines jeden Einzelnen, die ihrerseits kulturbestimmt sind.“

schaft hervorgebracht hat. Im Bereich der Sprache sind das z. B. Wortverwendungen, Kollokationen, Idiome, Textsorten/Gattungen.

Man kann kaum besser als an Textsorten sehen, was Kultur als Prozess sozialer Konstruktion ausmacht:

- Bereits die Tatsache, dass Textsorten (Orientierungsmuster) existieren, also das Faktum, dass Gemeinschaften über Textsorten als ein Mittel ihres „ordnenden Zugriffs“ auf die Welt verfügen, ist ein kulturelles Phänomen.⁵
- Dass Textsorten in verschiedenen Kulturen in verschiedener Ausprägung existieren, ist ein zweites kulturelles Phänomen in diesem Zusammenhang: Je nach Kultur sind verschiedene Zugriffe auf die Welt zu konstatieren.

Die Bemerkungen zu meinem kulturwissenschaftlichen Erkenntnisziel hängen eng mit der Antwort auf die dritte Frage zusammen, nämlich der, ob man den – science-orientierten – Linguisten das Feld (nicht oder doch) überlassen solle. Das allgemeine Erkenntnisziel einer kulturalistischen Sprachwissenschaft muss nach dem bisher Gesagten heißen, dass Sprache in Beziehung zum Menschen zu untersuchen ist, dass also zu fragen ist, was Menschen mit Sprache machen und was die Sprache mit den Menschen macht. Es ist aufschlussreich, dass erst dann das Interesse der Öffentlichkeit an Sprache erwacht, wenn man sprachliche Phänomene nicht um ihrer selbst willen, sondern in ihrer Bedeutung für menschliches Handeln und Befinden und als Hervorbringung dieses Handelns untersucht. Arbeiten wie – wahllos aus der Fülle herausgegriffen – die Analysen der Rede Jennings vom 10. 11. 1988 (Girnth, Heringer, von Polenz u. a.), die Geschichte des Umgangs mit Eigennamen (Bering) wie die Analysen sozialer Stile (Kallmeyer, Keim) werden immer auf einen Bedarf auch außerhalb der Sprachwissenschaft stoßen.

Gefragt nach drei Gründen, das Feld der Sprachwissenschaft (nicht) zu überlassen, antworte ich mit nur einem, der mir besonders wichtig ist: Die Reduzierung des Faches auf die Struktur bzw. auf das System, wie sie gelegentlich mit einem gewissen Alleinvertretungsanspruch betrieben wird, bringt die Isolierung der Sprachwissenschaft mit sich, d. h. ihre Entfernung von anderen Disziplinen und vom Sozialen und Kulturellen generell. Die Folge ist, zugespitzt formuliert: Die Gesellschaft weiß mit der Linguistik so wenig anzufangen wie die Linguistik mit der Gesellschaft. Wollen wir jedoch von anderen Disziplinen wahrgenommen werden, wollen wir gar vom „Leben“ gebraucht werden, kann eine auf die Struktur reduzierte Sprachwissenschaft als alleinige „Wissenschaft von der Sprache“ nicht die Lösung sein.

Im Gegensatz dazu liegt es gerade im Charakter des Kulturellen, dass es sich einzelnder Betrachtung entzieht. Anders gesagt: Kulturelle Ausprägungen erfasst man nicht im einzeldisziplinären Zugriff. Vielmehr sind sie auf eine interdisziplinäre – besser noch auf eine transdisziplinäre – Herangehens-

⁵ Bei Linke (2003, S. 45) heißt dies „Selbstdeutung und Weltdeutung einer Gesellschaft“.

weise angewiesen, auf den Austausch zwischen den Fächern (,interdisziplinär) und die Öffnung des eigenen Faches gegenüber Fragen und Erkenntnissen anderer Fächer (,transdisziplinär‘).

Zwei Fälle aus dem Bereich der Geisteswissenschaften zur Illustration am Schluss: Der eine Fall steht unter dem Motto ‚Die anderen wissen nicht genug von dem, was wir tun‘. Ein Beispiel: Gerhard Schulze untersucht in seinem Buch „Die Erlebnisgesellschaft“ soziale Milieus nach ihrer Zeichenhaftigkeit und nach ihren Stilen. Er äußert sich auch, wenngleich nur höchst knapp und vage, zum Sprachgebrauch im Sinne von Gesprächsstilen. Interessant ist nun, dass sich im Literaturverzeichnis keine einzige soziolinguistische, keine gesprächsanalytische und auch keine pragmatistische Arbeit findet, obwohl gerade in diesen, wie wir wissen, eine Menge „zu holen gewesen wäre“, was im Falle von Schulzes Buch zu wünschenswerten genaueren Aussagen geführt hätte. Folgerung: Wir müssen unsere Arbeiten mehr publik machen. Jochen Hörischs und Harald Weinrichs Vorschläge, essayistisch bzw. für die Nachbardisziplinen verständlich zu schreiben, könnten eine Lösung sein.

Der zweite Fall wird überschrieben mit der Feststellung ‚Wir beachten nicht genug, was die anderen tun‘. Wir beachten z. B. kaum, dass es durchaus Nachbardisziplinen gibt, die das transdisziplinäre Potential der Sprachwissenschaft längst erkannt haben, und wir gehen daher nicht darauf ein. Ein Beispiel: Vertreter von Theologie, Ägyptologie, Altorientalistik, Literaturwissenschaft, um nur einige Fächer zu nennen, haben den Wert der Textlinguistik als einen Ansatz transdisziplinärer Forschung für ihre Auseinandersetzung mit Gattungs- und Textsortenproblemen erkannt und nutzen ihn. Folgerung: Die Motivation „von außen“ ist also da, erbracht von Vertretern anderer Disziplinen, die durch ihre Fragen und Herangehensweisen auf eine „Bringepflicht“ der Sprachwissenschaft hingewiesen haben.

Der Herausforderung kann und sollte sich eine transdisziplinär arbeitende kulturalistische Sprachwissenschaft nicht entziehen.

JOCHEN HÖRISCH:

Ich will und kann keine genuine eigene Kulturtheorie vorstellen, sondern ich glaube, wir sind gut beraten, wenn wir uns bei der Klärung des Kulturbegriffes an die Üblichkeiten halten. Und da ist es sinnvoll, einfach nachzuschlagen, wo er herkommt. Wir alle wissen, dass eine Verwendung wie „Agrikultur“ etymologisch und sachlich eine der frühen Verwendungen von *Kultur* ist. Also kann man fragen: Was ist Kultur? Ich halte es dann eben mit der Feuerzangenbowle: Wir stellen uns ganz dumm. Kultur liegt dann vor, wenn man vergleichsweise naturwüchsig etwas vorfindet und daraus etwas Neues macht. Alle Kritiker werden sofort sagen, das „scheinbar Naturwüchsige“ ist eben das „scheinbar“ Naturwüchsige – wo hätten wir in Deutschland noch eine Landschaft, die nicht in diesem oder jenem Sinne bearbeitet worden wäre. Aber wer in diese Landschaft hinein „Agrikultur“ implementiert, verändert

sie ausdrücklich. Da war kein Weinberg. Ich pflanze den Weinberg an, dann habe ich agrikulturell etwas aktiviert. Wenn man diesen Begriff jetzt theoriefähig machen will, hieße das nichts anderes als dies, dass Kultur mit Vorgeblichem umgeht und das Vorgegebene in etwas Gegebenes transformieren will. Das ist die eigentliche Aufgabe von Kultur: ein Transformationsakt; aphoristisch, mit all den üblichen Einschränkungen – ich habe sie ja angedeutet –, Natur in etwas Künstliches zu transformieren. Wenn man es dann begrifflich noch pointierter ausdrücken will, könnte man etwa mit der Systemtheorie sagen: Kultur und kulturelle Aktivitäten sind Kontingenzverstärkung. Es könnte ganz anders sein. Man könnte da, wo ein Weinberg angebaut wird, auch eine Fichtenmonokultur anbauen, weil das ökonomisch sinnvoller ist, da keiner mehr Wein trinken will und dergleichen mehr. Man tut das aber nicht. Also man hat diese und jene Option offen und man entscheidet sich für diese. Also Kultur ist Kontingenzverstärkung.

Man kann das sinnvollerweise absetzen von Medien. Ich sitze hier ja auch als Vertreter der Medienwissenschaft und könnte sagen: Wenn man zu so einem Begriff ‚Kultur als Kontingenzverstärkung‘ kommt (alles könnte ganz anders von uns gemacht sein, als es gemacht ist), dann hätten Medien umgekehrt die Aufgabe der Realitätsverstärkung. Viele werden jetzt widersprechen und sagen: vollkommen naiver Realitätsbegriff! Aber, prüfen Sie sich selbst. Wir sitzen – ich bleibe bei dem Klischee 11. September –, vor den Fernsehmonitoren und denken: Ist's Traum, ist's Wirklichkeit? Ist das ein etwas perverser Spielfilm? Aber warum läuft er dann zur selben Zeit auf allen Kanälen? Das Ereignis ist hochgradig unwahrscheinlich, aber irgendwann akzeptieren wir dann, dass es wirklich so ist, dass am 11. September in New York und in Washington usw. das geschieht, wovon alle behaupten, dass es geschieht. Auch wenn wir nicht dabei waren, akzeptieren wir es dann. Ich käme also zu einer sehr naiven, aber, wie ich hoffe, tragfähigen Entgegenführung und würde sagen: Medien sind Realitätsverstärker, Kultur ist Kontingenzverstärker.

Das lässt sich mit Sinn auf Sprachverhältnisse übertragen. Ich selbst bin in Düsseldorf linguistisch groß geworden und 1. tief davon geprägt und 2., wie Lu Jäger weiß, traumatisiert als armer Literaturwissenschaftler. Der Stand meiner linguistischen Ausbildung ist etwa der von Düsseldorf 1975, was nur als Kompliment zu verstehen ist, denn ich denke, avantgardistischer konnte Linguistik nie sein als damals. Ich darf das sagen, weil ich kein Linguist bin. Worauf will ich hinaus? Mir hat immer sehr diese Trampelpfadtheorie von Rudi Keller eingeleuchtet. Wenn Sprache sich verändert, WIE verändert sie sich dann? Wir müssten Shakespeare und Goethe sein, was wir nicht sind, um uns einzureden, wir könnten Sprache verändern. Wir wissen alle, dass wir individuell Sprache nicht verändern können. Es hat mir aber immer eingeleuchtet: Wenn viele einen Trampelpfad begehen, nicht nur ich alleine, weil der Weg zur Mensa über den Rasen einfach attraktiver ist, dann ändert sich was. Dann bin ich das kleine Moment, das im Rahmen einer Sprachstruktur durch

bestimmte Verwendungsweisen zu sprachlichen Veränderungen kommen kann. Das wäre eine eigentümliche Möglichkeit zwischen Natur – bitte, hören Sie ganz viele Anführungsstriche mit –, und Kultur hin- und herzuschwanken. Trampelpfad wäre sozusagen dasjenige, was zwischen sprachlicher Natur und sprachlicher Kultur vermittelt.

Damit das nicht abstrakt bleibt, will ich es an drei Beispielen mir selbst und, wenn Sie es akzeptieren, auch Ihnen deutlich machen: Es hat keiner – korrigieren Sie mich, wenn das eine falsche individuelle Erfahrung ist, die ich verallgemeinere –, es hat keiner, als ich studierte, gesagt, „es macht Sinn“. Wir konnten alle doch so gut Englisch, dass wir wussten, die Angelsachsen sagen „it makes sense“. Ein ordentlicher Deutscher sagte „das hat Sinn“ oder „es ist sinnvoll“, oder „das ist Unsinn“, was er da gesagt hat. Heute sagen alle „es macht Sinn“. Ich halte das für eine Trampelpfadverschiebung, denn wir alle sind Konstruktivisten geworden, in Ihrem Sinne, Frau Fix. Derjenige, der sagt „es macht Sinn“, ist auf Luhmann'schem Niveau. Er weiß, dass Sinn konstruiert ist. Wenn er besonders schlau ist, weiß er auch umgekehrt, dass die Konstruktion von Sinn tatsächlich Konstruktion von Sinn ist. Es ist wirklich so, dass wir Konstruktivisten sind. Wer Konstruktivist ist, muss ja nicht Antirealist sein, sondern ein Konstruktivist kann ja ein besonders gescheiter Realist sein und sagen, tatsächlich und realiter ist es so, dass wir Konstruktivisten sind und keine anderen Möglichkeiten haben.

Mein zweites Beispiel ist gelehrter. Es weiß heute (da bin ich ein wenig bildungsbürgerlich arrogant), mit Ausnahme aller, die hier im Saal sitzen, von jungen Studierenden keiner mehr, dass, wenn man sich „immatrikuliert“, man sich einer Alma mater, einer Mutter, verschreibt.

Die Semantik ist einfach weggebrochen, die Lateinkenntnisse sind nicht mehr da. Man assoziiert auch nicht mehr „Universität“ – „Alma mater“, die nährenden Mutter, mit der „Alimentation“ der Dozierenden und der Studierenden. Man verwendet die Worte weiter, aber der Fokus der Aufmerksamkeit ist durch sprachliche Gewohnheiten, oder das Aus-dem-Gebrauch-kommen sprachlicher Gewohnheiten so, dass das ganze Assoziationsfeld, auch das Sexistische, das Erotische – ‚cognoscere feminam, cognoscere veritam‘, ‚und er erkannte sie, die nackte Wahrheit zu entschleiern‘ –, die Alma mater nicht mehr als erotischen Ort wahrnehmen lässt. Das ganze Spiel läuft nicht mehr, es sei denn im Hirn alternder Professoren, die noch Restbestände von Latein zu haben glauben. Ansonsten ist es weg. Also „it makes sense“, „immatrikulieren“, „Alma mater“.

Das dritte Beispiel: Meine Studien in der Erforschung der Inuit-Sprachen liegen lange zurück, aber ich habe in der Presse vernommen, dass dieses Klischee, es gäbe in den Eskimo-Sprachen sechzig Bezeichnungen für „Schnee“, vollkommen falsch ist. Ich kann es nicht klären, ob dies stimmt oder nicht. Es soll in Inuit-Sprachen zwei Bezeichnungen für „Schnee“ geben: einmal Schnee, der liegt und einmal Schnee, der fällt. Es war aber seit Jahrzehnten, wenn ich es richtig mitbekommen habe, ein geradezu klassisches Beispiel für

Sprachrelativismus: Guckt euch das an! Wie arm sind wir mit Bezeichnungen für „Schnee“! Wie reich sind die Eskimos! Und Sie kennen die Whorfschen Theorien mit Farben und dergleichen mehr. Also Sprachrelativismus! Ich finde es erschütternd und spannend zu sehen, dass dies wohl nicht stimmt. Ich kann als Deutscher sagen: Tiefschnee, Neuschnee, Altschnee ... und die Liste könnte jetzt – wir schlagen den Duden auf –, idiotisch lang sein; die Beschreibung ist einfach falsch! Wir haben ganz offenbar im Deutschen um die sechzig Möglichkeiten, Schnee und Schneeformen zu beschreiben. In Eskimosprachen gerade zwei!

Mein kleiner Appell an die Linguistik wäre (und ich kann es mir leicht machen, weil ich das ja nicht umsetzen muss), solche auch populären Fragestellungen stärker in den Mittelpunkt zu stellen und deutlicher zu machen, wie stark der Grenzgängergang ist, den linguistische Forschung leisten kann in dem unendlich spannenden Feld zwischen dem, was wir als Natur rubrizieren und dem, was wir als Kultur machen. Und daran wird sich (clash of cultures, clash of civilizations) sehr sehr viel entscheiden. Ich sage es jetzt nicht nur aus Opportunismus, aber auch aus Opportunismus: Ich halte Linguistik für DAS Grundlagenfach schlechthin (das muss ich auf der IDS-Tagung sagen) und meine etwas arrogante Formulierung wäre: Machen Sie mehr daraus! Seien Sie noch selbstbewusster, als Sie sowieso schon sind!

LUDWIG JÄGER:

Ich möchte das Stichwort „Selbstbewusstsein“ in einer kleinen Bemerkung zum Problem der Whorfschen Relativitätstheorie aufgreifen: Es gibt eine umfangreiche neue Debatte unter dem Titel „Rethinking Linguistic Relativity“, die von Levinson und anderen z. B. hinsichtlich des Problems von Kognition und Raum angestoßen worden ist.⁶ Wenn auch Whorf selbst hinsichtlich vieler seiner Annahmen nicht empirisch bestätigt werden können, so wurde doch seine Hypothese der Sprachlichen Relativität – im Kontext natürlich anderer empirischer Fragestellungen – inzwischen sehr gut bestätigt. Insofern hätten wir also noch mehr Grund, selbstbewusst zu sein.

Ich will in meinem Statement⁷ eine kleine Vorbemerkung zu dem Titel unserer Diskussion machen, die ja den Namen „Disziplinarität und Interdisziplinarität“ trägt. Mit dieser Vorbemerkung möchte ich beginnen, weil viele der Probleme, die wir haben, vielleicht mit einer wissenschaftshistorischen Tradition zusammenhängen, in der wir stehen, ohne es möglicherweise hinreichend zur Kenntnis zu nehmen.

⁶ Vgl. z. B. Levinson (2003); Gumperz/Levinson (1996) sowie zahlreiche aktuelle Forschungsergebnisse der Language and Cognition Group des Max Planck Institute for Psycholinguistics in Nijmegen. Vgl. auch Jäger (2003).

⁷ Das Statement basiert nicht auf einem schriftlich formulierten Text. Der Charakter der Mündlichkeit wurde deshalb weithin erhalten.

Peter Weingart und Nico Stehr haben die Wissenschaftsentwicklung der letzten Jahrhunderte rekonstruiert als eine Bewegung, die im 17. und 18. Jahrhundert sozusagen als vordisziplinäre begann und im 19. Jahrhundert zur Disziplinenbildung geführt und auch unsere Disziplin eigentlich erst hervorgebracht hat.⁸ Die Linguistik, die Sprachwissenschaft, ist zunächst als „Deutsche Philologie“ durch die Emanzipation aus der klassischen Philologie, und später dann durch die Emanzipation von der Philologie überhaupt, entstanden.⁹ Wenn wir in die Vorlesungsverzeichnisse der Berliner Humboldt-Universität kurz nach ihrer Gründung 1810 sehen, dann können wir feststellen, dass die Fächer Germanistik, Romanistik und Anglistik, gemeinsam mit dem Reitunterricht, unter den „Diensten“ geführt werden und nicht im Verzeichnis der Wissenschaften. Dieser Prozess der Disziplinbildung ist für das 19. Jahrhundert charakteristisch. Das 20. Jahrhundert wird dann von vielen Wissenschaftsforschern als ein „postdisziplinäres Zeitalter“ begriffen, und viele unserer Probleme resultieren ja aus den Bedingungen dieses postdisziplinären Zeitalters, die mit einer Verschiebung der disziplinären Matrices, d. h. mit neuen Grenzziehungen auf dem Feld der Wissenschaften verbunden sind.

Mein Lehrstuhl trägt noch die Denomination „Deutsche Philologie“. Diese Bezeichnung stammt aus den frühen 1960er Jahren, als mit ihr im Prinzip noch das Ganze des Fachs gemeint war. Später wurde „Deutsche Philologie“ reduziert auf Sprachwissenschaft – und seit Ende der 1960er Jahre existiert die Germanistische Sprachwissenschaft im heutigen Sinne als Ausgründung aus dem Zusammenhang einer philologischen Germanistik.

Also müssen wir, wenn wir über Interdisziplinarität und Disziplinarität nachdenken, diese Veränderung der disziplinären Matrix von Wissenschaft und der Funktion von Wissenschaft bedenken. Das heißt, von „Problemverstehern“ sind die Wissenschaften generell zu „Problemlösern“ geworden, eine Veränderung, die darauf reagiert, dass sie sich gesellschaftlichen Ansprüchen und Erwartungen ausgesetzt sehen. Viele der neueren Wissenschaftsamalgame, wie z. B. die Kognitionswissenschaften, die ja aus vielen Einzelwissenschaften zusammengesetzt sind, sind ebenso wie die Kulturwissenschaften Reaktionen auf diesen Prozess. Dieser beginnt im Prinzip auch für die Linguistik mit der Bestimmung der veränderten Rolle der Geisteswissenschaften zu Anfang der 1990er Jahre. Frühwald, Jauß, Koselleck und andere haben in ihrer berühmten Denkschrift das Problem der Kommunikation und Sprache ins Zentrum ihrer Reformaufforderung gestellt, ohne dass die Linguistik bislang angemessen darauf geantwortet hätte. Einer der Kernsätze des Buchs von 1991 lautet: „Die Forderung generell an die Geisteswissenschaften ist, die veränderten Kommunikationsverhältnisse zu bedenken, die für die kulturellen Selbstverständnisse durch moderne Kommunikationstechnologien ent-

⁸ Vgl. Weingart/Stehr (2000).

⁹ Jäger (1987).

standen sind.“¹⁰ Mit diesem Kernsatz verbinden Frühwald et al. eine Aufforderung zur Modernisierung der Geisteswissenschaften, die dann etwa zur Gründung des kulturwissenschaftlichen Paradigmas in den Geisteswissenschaften oder zu dem führten, was man „cultural turn“ genannt hat. Eine wesentliche Forderung dieser die 1990er Jahre kennzeichnenden und jetzt eigentlich vom Wissenschaftsrat für beendet erklärten Phase der kulturwissenschaftlichen Orientierung bestand darin, dass die Geisteswissenschaften sich öffnen sollten gegenüber den Natur- und Technikwissenschaften und – was ganz wichtig ist – dass der Snowsche Gegensatz – man kann ihn auch den Diltheyschen Gegensatz von „Erklären“ und „Verstehen“ nennen – verabschiedet werden sollte.¹¹ Von dieser altcartesianischen Orientierung her können wir demnach unsere Selbstverständnisse nicht mehr bestimmen, und vielleicht müssen wir auch die Grabenkriege zwischen „verstehenden“ und „erklärenden“ Wissenschaften für beendet erklären. Ich plädiere deshalb für das, was ich „methodologischen Liberalismus“ nenne. Das heißt, wir werden gezwungen sein, Forschungsfragen aus dem Umfeld der „verstehenden Wissenschaften“ erklärenden Wissenschaftsansätzen zugänglich zu machen. Es wird also nicht sinnvoll sein, zu sagen, die Geisteswissenschaften könnten sich von den erklärenden experimentellen Wissenschaften dadurch abgrenzen, dass sie im Diltheyschen Sinne „Geist“ zum Gegenstand haben und über eine eigene Methodologie verfügen, nämlich über das Verstehen.

Das ist, glaube ich, der historische Hintergrund, der zu einer Veränderung des Kulturbegriffs geführt hat. Wir waren lange gewohnt, Kultur – soziologisch gesprochen – als ein Subsystem der Gesellschaft, also als ein Teilsystem unserer Kultur, zu verstehen. Gerade auch die medialen und kommunikativen Veränderungen haben aber dazu geführt, dass die gesamte Gesellschaft sich sowohl medialisiert als auch technisiert und kulturalisiert hat. Kultur ist kein Teil unserer postindustriellen Gesellschaften mehr, sondern durchdringt sie in allen Filiationen, insbesondere durch die Medien. Deswegen wäre es auch nicht sinnvoll, zu sagen, Kultur sei nur noch das, was Cassirer ein „Ensemble symbolischer Formen“ genannt hat¹² oder was Geertz als „symbolisches Netzwerk“ bezeichnete.¹³ Sie ist auch nicht einfach „Text“ (es gibt ja eine ganze Reihe von Versuchen, Kultur als Text zu bestimmen¹⁴). Hier sei Foucault erwähnt, der ja erfreulicherweise in der Sprachwissenschaft intensiv diskutiert und rezipiert worden ist, aber immer nur hinsichtlich seines Diskursbegriffs und nicht hinsichtlich des für den Kulturbegriff wirklich wichtigen zweiten Terminus, nämlich dem des „Dispositivs“.¹⁵ Erst der Dispositivbegriff öffnet

¹⁰ Frühwald et al. (1991), S. 183.

¹¹ Vgl. Snow (1967); Dilthey (1875).

¹² Cassirer (1964).

¹³ Geertz (1987).

¹⁴ Vgl. etwa Bachmann-Medick (1996).

¹⁵ Vgl. Foucault (1981); ebenso Jäger (2007).

die Sphäre des Kulturellen auch zu technischen Systemen und nichtmenschlichen Agenten.

Insofern glaube ich, eine wichtige Forderung, die wir aufgrund dieses Befundes stellen müssen, ist die, dass wir die obsoletere Entgegensetzung von Natur und Geist/Kultur aufzugeben haben, weil nämlich der Kulturbegriff Veränderungen erfahren hat, die einfach von dieser Opposition nicht mehr leben. Und wir selbst forschen als Linguisten über einen Gegenstand, der das augenfällig demonstriert. In die Biologie der Spezies, in die Gattungsausstattung des Menschen (über die wir ja heute von Herrn Bierwisch sehr viel gehört haben), ist Kulturalität eingeschrieben. Das heißt, Kultur ist ein Teil unseres biologischen Programms. Das gilt auch für die Sprache, die in einem schwierigen Verhältnis ausgespannt ist zwischen *nature* und *nurture*. Und insofern ist es, wenn wir unsere Forschungsparadigmen ansehen, unsinnig, davon auszugehen, dass wir uns auf die Seite des Geistes und der symbolischen Welten schlagen könnten, während es die *Sciences* auf der anderen Seite mit den Welten der Natur zu tun haben. Wenn wir so denken und die Wissenschaftsparadigmen weiterhin so sortieren, dann werden wir sehr schnell ins Abseits geraten.

Mein Plädoyer wäre also, Fragen, die aus dem Repertoire der Geistes- und Kulturwissenschaften, auch dem der Sprachwissenschaft, kommen – also z. B. die klassische Frage des Verhältnisses von Sprache und Denken –, so zu reformulieren, dass sie experimenteller Untersuchung zugänglich werden, d. h. mit den Mitteln experimenteller Wissenschaft zu versuchen, Fragen zu operationalisieren, die vorher in diesem Kontext so nicht gestellt worden sind.

Ich möchte hierzu zwei Beispiele aus dem Kontext unserer Arbeit im Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg „Medien und kulturelle Kommunikation“ (SFB/FK 427) geben: Wir stellen z. B. in cross-lingualen Untersuchungen zu Laut- und Gebärdensprachen die Frage: Welche Auswirkungen hat die Nichtverschriftetheit von Gebärdensprachen auf die kognitive Verarbeitung von sprachlichem Wissen? (Sie wurde ja heute schon einmal in der Diskussion des Vortrags von Frau Primus aufgeworfen.) Ich halte diese Frage für absolut wichtig. Wenn man gegenwärtig Zugang zu einer Kultur von nicht verschrifteten Sprachen hat, wie es die Gebärdensprachen sind – die in ihrer dialektalen Vielfalt und auch in ihrer Nichtverschriftetheit, wie man sagen könnte, etwa dem Status des vorlutherschen Deutsch entsprechen –, dann ist es interessant zu fragen: Können wir aus dieser Nichtverschriftetheit Rückschlüsse auf die kognitive Verarbeitung von Sprache ziehen? Hat die modalmediale Differenz zwischen Laut- und Gebärdensprachen Auswirkungen auf die Struktur des sprachlichen Wissens? Und in der Tat lassen sich solche Auswirkungen nachweisen.¹⁶

Ein zweiter Forschungsbereich, der vielleicht zunächst auf Linguisten befremdlich wirkt, ist unser Projekt zur Zahlenverarbeitung und zwar zu der

¹⁶ Vgl. etwa Fehrmann/Jäger (2004) und Grote (2004) sowie Grote/Linz (2002).

Frage, ob und, wenn ja, wie die Verarbeitung von Zahlen von Zahlwortsystemen bzw. von notationalen Systemen abhängt, in denen Zahlen repräsentiert werden. Und auch hier ist wieder die cross-linguale Untersuchung von Laut- und Gebärdensprachen interessant, weil die Deutsche Gebärdensprache ein 5er-basiertes Zahlwortsystem hat, während die Lautsprache über ein 10er-basiertes Zahlwortsystem verfügt. Was sich hier als Ergebnis der Studien zeigt, ist, dass es eine medialitätsneutrale kognitive Verarbeitung von Zahlen nicht gibt, sondern dass Zahlen immer in Relation zu notationalen Systemen bzw. Zahlwortsystemen verarbeitet werden.¹⁷ Das ist eine klassische Frage des Verhältnisses von Sprache und Denken, sozusagen heruntergeholt auf die Ebene einer empirischen Forschungsfragestellung, in deren Rahmen man sie experimentell untersuchen kann.

Soweit mein kleines Plädoyer für einen neuen methodologischen Liberalismus in der Sprachwissenschaft.

PHILIPP SARASIN:

Ich komme von jenseits des Randes, aus der Geschichtswissenschaft, wobei ich nicht Wirtschafts- und Sozialgeschichte treibe, sondern Kulturgeschichte oder Geschichte des Wissens. Vielleicht vorausschickend, anknüpfend an das, was schon gesagt wurde: Historiker sind von Haus aus, würde ich sagen, jedenfalls neuerdings, konstruktivistisch ausgerichtet. Sie denken relativistisch, d. h. sie können keine metahistorischen Essenzen irgendwelcher Art annehmen. Ich muss gewisse Dinge aufgreifen, die Herr Jäger jetzt sehr pointiert angesprochen hat und die ich, glaube ich, zum Teil ein ganz klein wenig anders sehe, wobei ich gewisse Fragen nochmals aufwerfen will.

Im Jahr der sogenannten Geisteswissenschaften kann man die Frage, was ist Kultur, glaube ich, mit einer Abgrenzung einführen – im Jahr der „sogenannten“ Geisteswissenschaften, weil mir nicht klar ist, was dieser „Geist“ sein soll. Ich glaube tatsächlich, dass Kultur, auch wenn das jetzt vielleicht von der deutschen Bildungspolitik nicht mehr so gesehen wird, ein Nachfolgekonzept von „Geist“ ist. Und zwar insofern, weil Kultur nicht an Kategorien wie Bewusstsein, Intuition oder Verstehen gebunden ist, auch wenn sie diese Kategorien natürlich nicht ausschließt, das ist ganz klar. Ich würde ganz allgemein sagen, vielleicht ist das eine zu eigene Definition, aber ich kann mit ihr einigermaßen leben: Kultur ist für mich die Summe aller symbolischen Systeme, Sprachen, Codes, mit denen Menschen den Dingen in der Welt Bedeutung verleihen und insofern die Dinge der Welt auch hervorbringen. Die Dinge der Welt sind dann etwas für Menschen. Das kann beim Fichtenwald anfangen, bis hin zur sprachlichen Schöpfung.

Ich würde da unterstreichen: Bedeutung und Sinn sind nicht Voraussetzung dafür, um Kultur zu analysieren. Ich muss Bedeutung und Sinn nicht ver-

¹⁷ Vgl. etwa Nuerk/Willmes (2004) sowie Iversen/Nuerk/Jäger/Willmes (2006).

stehen, um die Kultur zu analysieren, sondern ich verstehe sie als Effekte von symbolischen Mustern und Formen, von denen ich sagen würde, ich beschreibe sie eher, als dass ich sie verstehe. Vielleicht ist das der alt/neue Gegensatz von erklären und verstehen. Ich würde diesen Gegensatz auch nicht mehr sehr stark machen, selbstverständlich muss auch z. B. ein Foucault'scher Diskursanalytiker einfach die Aussagen der Sätze, die er vor sich hat, verstehen in einem ganz banalen basal-hermeneutischen Sinne. Er kann Französisch oder Latein und ist Teil der christlichen oder der modernen Kultur und versteht die Aussagen. Nur, diese Art von Analyse von Kultur, von der ich sprechen möchte, baut nicht auf diesem Verstehen, auf diesem Sinnverstehen auf, sondern zielt auf ein Erklären oder Beschreiben des Erscheinens von Aussagen.

Zweitens, wenn Kultur, sehr vage und allgemein formuliert, die Summe von symbolischen Systemen ist, die Bedeutung generieren, dann untersucht Kulturanalyse die Dinge in der Welt insofern – und das sind zwei Einschränkungen, die ich machen möchte –, als sie 1. nicht biologische Dinge sind (ich möchte diesen Punkt nochmals aufgreifen, Herr Jäger hat dazu ja interessante Dinge gesagt), meine erste Einschränkung, und 2. indem sie nicht REIN technisch strukturiert sind. Selbstverständlich ist die Abgrenzung zwischen „Kultur und Technik“ nur idealtypisch möglich, weil alle technischen Artefakte immer von kulturellen Bedeutungen durchdrungen sind. Es ist aber ein technisches und kein kulturelles Phänomen, dass man Stahl und Plastik nicht mischen kann, und es ist nicht im Bereich der Kontingenzproduktion angesiedelt. Also: Es gibt technische Beziehungen und Verhältnisse in der Welt, die wir nicht als kulturelle beschreiben würden, meine zweite Einschränkung.

Nun, wichtiger ist mir aber die Abgrenzung von der Soziobiologie, die selbstverständlich auch eine eher idealtypische ist. Ich möchte Ihnen aber schildern, wie die gleichsam strategische Situation sich meines Erachtens heute darstellt: Ich wurde eingeladen, an der Universität Zürich für das Uni-Magazin an einer Diskussion, mit einem Psychologen teilzunehmen, der Mitglied einer Arbeitsgruppe von Neuro- oder Bioökonomien ist. Die haben Versuche angestellt mit Oxytocin, einem Hormon, das Novartis per Nasenspray zur Verfügung stellt. Man kann es einatmen, und es steigert das Vertrauen. Und die Ökonomen konnten zeigen, dass nach Einnahme von Oxytocin-Spray Investitionsentscheide anders gefällt werden. Die Frage an mich als Kulturwissenschaftler war: Was steuert nun menschliches Verhalten? Da muss ich natürlich sagen – Kultur, bzw. kulturelle Systeme. Auch wenn es sicher richtig ist, dass die Kultur- und Sprachfähigkeit in die Biologie des Menschen eingeschrieben ist, sind wir hier doch auf zwei sehr verschiedenen Feldern, um zu beschreiben, wie Menschen funktionieren. Und heute ist, z. B. in der „Weltwoche“ oder in der F.A.Z., eine Renaissance der Soziobiologie zu beobachten, eine echte Offensive der Soziobiologie, die sagt, Kultur ist ein Epiphänomen. Kultur ist so etwas wie die Schaumkrone an der Oberfläche, im Wesentlichen sind es hormonelle Prozesse, die Menschen steuern. Oder, wie

ein österreichischer Soziobiologe in der „Weltwoche“ im Interview gesagt hat, „wenn ein Mann eine Frau sieht, läuft ein Programm ab, wie in einer Waschmaschine“. So – das ist im Grunde die Auseinandersetzung, die wir zurzeit zu führen haben.

Zur dritten Frage: Sprache und Kultur. Sollten wir das den Linguisten überlassen, oder nicht? Ich habe einen Assistenten, von Frau Linke ausgebildet, der eine ganz ausgezeichnete Abschlussarbeit geschrieben hat, in der er linguistische Instrumente verwendet. Und ich glaube tatsächlich, wir brauchen, wenn Kultur etwas mit symbolischen Systemen zu tun hat, diese Basiswissenschaftler, die uns sagen können, wie diese symbolischen Systeme zu analysieren sind. Das ist völlig klar. Nur: In meiner Forschungspraxis sind zwei Untersuchungsdimensionen besonders wichtig. Eine, die nun auch schon angesprochen wurde: Diskurse im Foucault'schen Sinn, im dezidiert Foucault'schen Sinn als Teil von, wie Herr Jäger zu Recht gesagt hat, größeren Dispositiven, die natürlich sowieso nichtsprachlicher Natur sind, also Gefängnisbauten oder sonstige materiellen oder institutionellen Voraussetzungen von Machtausübung. Diskurse sind aber auch bei Foucault sehr dezidiert als etwas beschrieben worden, was mit Sprachwissenschaft nichts zu tun hat. Diskurse lassen sich nicht sprachwissenschaftlich beschreiben, sondern, in dicken Anführungszeichen, „inhaltlich“. Es geht um Propositionen. Was wird gesagt und warum kann eine bestimmte Aussage zum Zeitpunkt X erscheinen und eine andere nicht? Foucaults Unterscheidung war ja immer, dass er sagt, Sprache ermöglicht eine Vielfalt von Aussagen und Sinnproduktion, der Diskursanalytiker hingegen fragt: Warum wurde angesichts dieser möglichen Vielfalt aber immer nur sehr wenig real ausgesagt? Das ist eine genuin historische Frage.

Die zweite Dimension nun allerdings, die ich durchaus mit der Diskursanalyse verknüpfen möchte und auch zu tun versuche, ist die Analyse von Metaphern und Metonymien, also eines der – ich muss dies Ihnen nicht sagen, ich bin da eher der Dilettant –, für mich zentralen Tools, um das Funktionieren von Sprache als Sprache in einer gegebenen historischen und diskursiven Situation zu untersuchen, um gleichsam noch einen größeren Auflösungsgrad in meiner Analyse zu erreichen hinsichtlich von Bedeutungsproduktionsprozessen. Nun, zusammengefasst: Ich kann Diskurse relativ grob anschauen: Was ist sagbar zum Zeitpunkt X? Und ich kann zweitens mit Metaphernanalysen genauer untersuchen, was wird zuerst in diesen diskursiven Räumen wie gesagt? Was passiert in bestimmten Aussagen tatsächlich?

HEIDRUN KÄMPER

Die Podiumsdiskussion hat gezeigt: 1. Das konstruktivistische Grundaxiom von der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit hat allgemeine Gültigkeit. Daraus leitet sich das Grundverständnis von Kultur als Ergebnis gesellschaftlicher Verständigungs- und Sinngebungsprozesse ab. 2. Hinsicht-

lich der Erkenntnisziele ist die einende Perspektive das Verhältnis von Sprache und Mensch bzw. Gesellschaft, sei dieses Verhältnis manifest z. B. in der Geschichte der Textsorten (Fix), in der Konstruktion von Welt durch die Medien (Hörisch), in dem Verhältnis von Sprache und Denken (Jäger), in diskursiven Dispositiven (Sarasin). 3. Die Linguistik ist eine Basiswissenschaft innerhalb der Kulturwissenschaften. Insofern Kultur als Prozess von Sinngebungen verstanden wird, kommt der Sprachwissenschaft eine zentrale Rolle zu: Sie formuliert sowohl die analytischen Modelle als auch die den Zugang zu kulturwissenschaftlicher Forschung eröffnenden Fragen.

Literatur

- Antos, Gerd/Pogner, Karl-Heinz (2003): Kultur- und domänengeprägtes Schreiben. In: Wierlacher, Alois/Bogner, Andrea, (Hg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart/Weimar, S. 396–400.
- Assmann, Aleida (2000): Kulturwissenschaften im internationalen Vergleich. In: *Akademie-Journal* 1/2000, S. 20–22.
- Bachmann-Medick, Doris (Hg.) (1996): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Frankfurt a. M.
- Bausinger, Hermann (1980): Formen der Volkspoesie. Berlin.
- Cassirer, Ernst (1964): Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil – Die Sprache. Darmstadt.
- Dilthey, Wilhelm (1875): Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. Hrsg. v. Georg Misch. Stuttgart/Göttingen.
- Fehrmann, Gisela/Jäger, Ludwig (2004): Sprachraum – Raumsprache. Raumstrategien in Gebärdensprachen und ihre Bedeutung für die kognitive Strukturierung. In: Jäger, Ludwig/Linz, Erika (Hg.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München, S. 177–191.
- Fix, Ulla (2003): Interdisziplinäre Bezüge der Textsortenlinguistik. In: Hagemann, Jörg/Sager, Sven F. (Hg.): Schriftliche und mündliche Kommunikation. Begriffe, Methoden, Analysen. Tübingen, S. 89–100.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M.
- Frühwald, Wolfgang/Jauß, Hans Robert/Koselleck, Reinhart/Mittelstraß, Jürgen/Steinwachs, Burkhard (1991): Geisteswissenschaften heute. Frankfurt a. M.
- Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M.
- Grote, Klaudia (2004): „Mediale Relativität“? Auswirkungen der gestisch-visuellen und vokal-auditiven Sprachmodalität auf semantische Strukturen. In: Jäger, Ludwig/Linz, Erika (Hg.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München, S. 193–220.
- Grote, Klaudia/Linz, Erika (2002): The Influence of Iconicity on Semantic Conceptualization Processes. In: Müller, Wolfgang G./Fischer, Olga (Hg.): From Sign to Signing. Iconicity in Language and Literature 3. Amsterdam/Philadelphia, S. 23–40.
- Gumperz, John J./Levinson, Stephen C. (Hg.) (1996): Rethinking Linguistic Relativity. Cambridge.
- Iversen, Wiebke/Nuerk, Hans-Christoph/Jäger, Ludwig/Willmes, Klaus (2006): The Infl-

- ence of an External Symbol System on Number Parity Representation, or What's Odd About 6? In: *Psychonomic Bulletin & Review* 13(4), S. 730–736.
- Jäger, Ludwig (1987): *Philologie und Linguistik. Historische Notizen zu einem gestörten Verhältnis*. In: Schmitter, Peter (Hg.): *Geschichte der Sprachtheorie*. Tübingen, S. 198–223.
- Jäger, Ludwig (2004): *Wieviel Sprache braucht der Geist? Mediale Konstitutionsbedingungen des Mentalen*. In: Jäger, Ludwig/Linz, Erika (Hg.): *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition*. München, S. 15–42.
- Jäger, Ludwig (2007): *Zur transkriptiven Logik des kulturellen Gedächtnisses*. In: Lartillot, Françoise/Gellhaus, Axel (Hg.): *Monument/Document. La variance des textes dans les différentes disciplines de la germanistique européenne, 38e congrès de l'Association des Germanistes de l'Enseignement Supérieur* (Aachen), mai 2005. Bern/Berlin u. a. [im Druck].
- Levinson, Stephen C. (2003): *Space in Language and Cognition. Explorations in Cognitive Diversity*. Cambridge.
- Linke, Angelika/Günthner, Susanne (2006): *Einleitung: Linguistik und Kulturanalyse*. In: *ZGL* 34, S. 1–27.
- Lützeler, Paul Michael (2000): *Die kulturalistische Wende in den Geisteswissenschaften*. In: *Akademie-Journal* 2000/1, S. 16–19.
- Nuerk, Hans-Christoph/Willmes, Klaus (2004): *Externe und interne Repräsentationen von Zahlen und ihre Beeinflussung durch sprachliche Strukturen*. In: Jäger, Ludwig/Linz, Erika: *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition*. München, S. 251–274.
- Schulze, Gerhard (1995, 5. Aufl.): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt. New York.
- Snow, Charles Percy (1967): *Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*. Stuttgart.
- Weingart, Peter/Stein, Nico (Hg.) (2000): *Practising Interdisciplinarity*. Toronto.

„Die kulturalistische Wende in den Geisteswissenschaften ist die Wende hin zur Inter- und Transdisziplinarität.“ (Lützeler 2000, S. 18)